Die weissen Blätter

Eine Monatsschrift

Band 2 / II

Leipzig 1915

KRAUS REPRINT
Nendeln / Liechtenstein
1969

Reprinted by permission of the original publisher

KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

ZWEITER JAHRGANG 1915
DRITTES QUARTAL
JULI/SEPTEMBER

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG 1915

COPYRIGHT 1915 BY VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

INHALTSVERZEICHNIS

I.
AUFSÄTZE

	Heft	Seite
Max Adler, J. G. Fichtes Deutsche	IX	1055
Franz Blei, Vom Tag:		
1. Die dreißig Minuten	VII	915
2. Der große Friede	VII	916
3. Der Ire	VII	917
4. Der italienische Imperialismus	VII	919
5. Die U. S. A.	VII	921
Otokar Březina, Die Gegenwart	VIII	943
S. Friedlaender, Der Waghalter der Welt	VII	857
Max Scheler, Liebe und Erkenntnis	VIII	991

II.
GEDICHTE

Otty F. Bennewitz, Gedenken	VIII	1018
Ernst Blass, Das Gefühl	VIII	1019
Theodor Däubler, Gedichte:		
Perseus	VIII	957
Heidentum	VIII	957
An die Verlorne	VIII	958
Kalte Nacht	VIII	958
Porzellan	VIII	959
Höllensturz	VIII	960
Albert Ehrenstein, Ende	VIII	1021
„ „ Georg Trakl	VIII	1020
Johann Friedrich, O Leben!	VIII	1022
Rudolf Fuchs, Abenteuer	VIII	1023
Henriette Hardenberg, Mit dem Frühling	VIII	1024
Max Herrmann, Schweigen mit Dir	VII	914
Wilhelm Klemm, Schifferkneipe	VIII	1025
Gottfried Kölwel, Sehnsucht	VIII	1026
Else Lasker-Schüler, Liebeslieder:		
An Hans Adalbert	VII	823
Dem Herzog von Leipzig	VII	823
Aber Deine Brauen sind Unwetter	VII	824

	Heft	Seite
Iwan Lassang, Der Panama-Kanal ⟨Dichtung⟩:		
1. Die Arbeit	IX	1142
2. Das Fest	IX	1145
Rudolf Leonhard, Er	VIII	1027
Ernst Wilhelm Lotz, Gedichte vor dem Tod:		
Ich flamme das Gaslicht an...	VII	854
In Deinem Zimmer...	VII	855
Der Tänzer	VII	855

III.
EPISCHES

Gottfried Benn, Die Eroberung ⟨Ein Stück Tagebuch⟩	VIII	950
Hermann Kesser, Die Frühjahrsreise ⟨Erzählung⟩	VIII	1028
Heinrich Nowak, Die Sonnenseuche ⟨Novelle⟩	VIII	963
René Schickele, Aïssé ⟨Aus einer indischen Reise⟩	VII	895
Carl Sternheim, Napoleon ⟨Erzählung⟩	VII	825
„ „ Schuhlin ⟨Erzählung⟩	IX	1125

IV.
DRAMATISCHES

Paul Claudel, Der Ruhetag. Schauspiel in drei Aufzügen. ⟨Übertragung von Jacob Hegner⟩	IX	1063
Jacob Hegner, s. Paul Claudel		

V.
GLOSSEN

Johannes R. Becher, Albert Michel	VIII	1051
Adolf Behne, Der Schrei nach dem Fachmann	VII	935
Eduard Bernstein, Revisionismus und Internationalismus	VIII	1044
Felix Braun, Hedwig Wangel liest aus der Bibel vor	IX	1153
Max Brod, Zur Ideologie der Zeit	VIII	1043
H. B., Zürich	VII	937
Oskar Maurus Fontana, Dichter im Feld I:		
Die zerstörte Natur	IX	1165
Hain, Münchener Sezession 1915	VIII	1051
Ferdinand Hardekopf, Das Zeit-Echo	VII	931
Proben aus dem Zeit-Echo in Auszügen:		
Max Brod, Gefühl von einer Verwandlung des Staates	VII	933
Paul Ernst, Der deutsche Gott	VII	934

	Heft	Seite
Kurt Hiller, Aufruf	VII	935
Alfred Kerr, Erdbeben	VII	934
Annette Kolb, Erlebnis	VII	934
Rainer Maria Rilke, Erscheinung	VII	932
Georg Simmel, Es kullert	VII	934
Robert Walser, Idylle	VII	935
Franz Werfel, Ein Ulan	VII	933
Alfred Wolfenstein, An die Entbürgerten	VII	934
Wilhelm Worringer, Geschlechterkampf	VII	932
Friedrich Markus Huebner, Hesperien	VIII	1049
Gustaf Kauder, Rußland und die Mächte	VII	927
Annette Kolb, In Dresden ⟨Sechster und siebenter Brief an einen Toten⟩	IX	1155
Rudolf Leonhard, Aphorismen	VII	939
M. Lichnowsky, Ein Garten singt:	VII	940
Paul Mayer, Kardinal Retz	VIII	1046
Paul Paquita, Dichter im Feld II: Elegie	IX	1166
R. S., Der »Pan« im Krieg	VII	923
R. S., Thomas Mann	VII	924
R. S., Politische Erziehung	VII	926
R. S., Rundschau: S. Saengers Ungewißheiten und Moritz Heimanns Hoffnungen. — Ein Aufruf von Gustav Landauer. — Das Forum. — Der neue Merkur. — »Vertrauliche« Eingaben vor der Eingabe. — Allerhand Marxisten. — Der Deutsche Krieg und der Katholizismus. — Ein alter Zeitungsartikel von Dostojewski. — Ehrenbaum-Degele †	IX	1148
Robert Walser, Rede an einen Knopf	VIII	1053

VI.
ZEICHNUNGEN

Eine Zeichnung von Willi Geiger,
sechs Zeichnungen von Lene Kainer,
vier Zeichnungen von Ottomar Starke.

Else Lasker-Schüler:

LIEBESLIEDER

AN HANS ADALBERT

Wenn du sprichst
Blühen deine Worte auf in meinem Herzen.

Über deine hellen Haare
Schweben meine Gedanken schwarzhin.

Du bist ganz aus Süderde und Weihrauch
Und Stern und Taumel.

Ich aber bin lange schon gestorben.
O, du meine Himmels-Stätte...

DEM HERZOG VON LEIPZIG

Deine Augen sind gestorben,
Du warst so lange auf dem Meer.

Aber auch ich bin
Ohne Strand.

Meine Stirne ist aus Muschel.
Tang und Seestern hängen an mir.

Einmal möchte ich mit meiner ziellosen Hand
Über dein Gesicht fassen,

Oder eine Eidechse über deine Lippen
Liebentlang mich kräuseln.

Weihrauch strömt aus deiner Haut
Und ich will dich feiern,

Dir bringen meine Gärten,
Überall blüht mein Herz bunt auf.

ABER DEINE BRAUEN SIND UNWETTER...

In der Nacht schweb ich ruhlos am Himmel
Und werde nicht dunkel vom Schlaf.

Um mein Herz schwirren Träume
Und wollen Süßigkeit.

Ich habe lauter Zacken an den Randen,
Nur du trinkst Gold unversehrt.

Ich bin ein Stern
In der blauen Wolke deines Angesichts.

Wenn mein Glanz in deinem Auge spielt,
Sind wir eine Welt.

Und würden entschlummern verzückt —
Aber deine Brauen sind Unwetter.

Carl Sternheim:

NAPOLEON

Für Thea, meine liebe Frau

NAPOLEON wurde 1820 zu Waterloo im Eckhaus, vor dem sich die Steinwege nach Nivelles und Genappes trennen, geboren. Sein Kinderleben verließ historischen Boden nicht.

Über die durch Hohlwege gekreuzten Flächen, auf denen des Kaisers Kürassiere in Knäueln zu Tode gestürzt waren, gingen seine Soldatenspiele mit Gleichalterigen. Sie lehrten ihn ewige Gefahr, Wunden und Sieg.

Zwölf Jahre alt, nahm er von Kameraden beherrschten Abschied, sprang zum Vater in die Kalesche und fuhr nach Brüssel hinüber, wo er vor ein Gasthaus abgesetzt wurde. In der Küche des Lion

d'or lernte er Schaum schlagen, Fett spritzen, schneiden und schälen. Gewohnter Überwinder der Kameraden auf weltberühmter Walstatt, ließ er auch hier ganz natürlich die Mitlernenden hinter sich und war der erste, der die Geflügelpastete nicht nur zur Zufriedenheit des Chefs zubereitete, sondern auch nach den Gesetzen zerlegte.

Er selbst blieb von allen Speisenden der einzige, den der Vol-au-vent nicht befriedigte, doch nahm er Lob und ehrenvolles Zeugnis hin, machte sich, siebenzehnjährig, auf den Weg und betrat an einem Maimorgen des Jahres 1837 durch das Sankt Martinstor Paris.

Als er von einer Bank am Flußufer die strahlende Stadt und ihre Bewegung übersah, wurde ihm zur Gewißheit, was er in Brüssel geahnt: Nie würde er aus den allem Verkehr fernliegenden Küchenräumen jene enge Berührung mit Menschen finden, die sein Trieb verlangte. Tage hindurch, solange die ersparte Summe in der Tasche das Nichtstun litt, folgte er den Kellnern in den Wirtschaften gespannten Blicks mit inniger Anteilnahme, verschlang ihre und der Essenden Reden, Lachen, Gesten. An einem hellen Mittag, da eine Dame Trauben vom Teller hob, den ihr der Kellner bot, trat er stracks in die Taverne auf den Wirt zu und empfahl sich ihm durch Gebärden und flinken Blick als Speisenträger.

Nun brachte er Mittag- und Abendmahl für alle Welt herbei. Es kam von beiden Geschlechtern jedes Alter und jeder Beruf zu seinen Schüsseln und sättigte sich. Unermüdlich schleppte er auf die Tische, fing hungrige Blicke auf und satte, räumte er ab. Nachts träumte er von malmenden Kiefern, schlürfenden Zungen und ging anderes Morgens von neuem ans Tagwerk im Bewußtsein seiner Notwendigkeit.

Erst allmählich sah er Unterschiede des Essens von schmatzenden Lippen ab. Er kannte den gierigen, weitgeöffneten Rachen des Studenten, durch den unsortierte Bissen in ein niegestopftes Loch fielen, unterschied den Vertilger eines nicht heißhungrig ersehnten, doch regelmäßig gewohnten Mahles von jenem Überernährten, der ungern zum Tisch sich niederließ und gelangweilt Leckerbissen kostete und zurückschob. Er prägte sich die kauende, trinkende Menschheit in allen Abstufungen fest und bildhaft ein.

Durch Kennerschaft wurde er ihr Berater und Führer, wies den

Hungrigen feste Nahrung, bediente die ewig Satten mit Schaum und Gekröse, von ihm zu allen Tischen lief ein Band des Verständnisses. Hob der Gast nur die Karte, fiel von Napoleons Lippen erlösend der gewünschten Speise Name.

Jahrelang blieben die seine Lieblinge, deren leibliche Not die Kost stillen sollte. Ein saftiges Stück Fleisch, von kräftigen Zähnen gebissen, schien ihm die gelungenste Vorstellung. Doch machte er Unterschiede zwischen den Sorten. Ließ er Kalb und Lamm im Hinblick auf ihre festere Zusammensetzung gelten, war ihm Wild und Geflügel wenig sympathisch. Von Fischen, Austern und Verwandtem hielt er der lockeren Struktur wegen nicht das Geringste. Inbegriff guter Nahrung war ihm das Rind. Unwillkürlich sah er beim Hin- und Heimweg die Begegneten auf die Beschaffenheit ihrer Muskulatur hin an. Die erschienen ihm wohl bereitet, die über straffem Knochenbau gedrängte Materie trugen. Die Mageren verachtete er, und die mit losem Fett Gepolsterten waren ihm verhaßt. Einem gut aufgesetzten Körper folgten seine Blicke zärtlich und zerlegten ihn augenblicklich in gigots, sel, côtes und Kotelettes. In der Einbildung streute er Pfeffer und Salz hinzu, garnierte, schnitt und sevierte das Ganze mit passendem Salat, dann lächelte das junge Gesicht, und hingerissen, ahnte er nicht, in welcher Zeit er lebte, unterschied Sommer und Winter, Trockenheit und Regen, Überfluß und Notdurft nicht und wußte nur: dies freut den Gast.

Immer hitziger wurde sein Trieb, dem zu Bedienenden sättigende Kost zu bieten. Gewürz und Zutat sah er nur in dem Sinn, wie sie die bestellte Speise fest und ausdauernd machen möchten. Es bildete sich in seine Vorstellung der Raum des leeren Magens, in den er wie aus Betonklötzen die Nahrung baute.

Ging der Gesättigte, der schlappen Schrittes gekommen, wuchtig zur Tür hinaus, hing Napoleons Blick an dem Schreitenden, als sei dessen Lebendigkeit sein Werk. Er brauchte das Bewußtsein schöpferischer Tat, um vor sich bestehen zu können und steigerte es allmählich zur Überzeugung, ohne ihn und seine Pflege sei die Lebensarbeit der Betroffenen nicht möglich. Diese festzustellen, merkte er die Namen der Gäste, nahm an ihrem Vorwärtskommen teil.

*

Es geschah, als er am freien Tage durch die Wege der Versailler Parks schritt, in der Einbildung, er habe gerade eine riesige Wurst mit den Höchstwerten menschlicher Nährstoffe gestopft und schnitte den Wartenden Scheiben herunter, daß aufschauend sein Auge zu einem jungen Weibe fiel, das am entblößten Busen ein Kind hängen hatte. Gebannt wurzelte Napoleon am Boden und prägte sich in aufgetane Sinne das Bild rosiger, geblähter Rundheiten an der Frau und dem Säugling ein. War das eine Apotheose seiner Träume von kraftvoller Nahrung und ihrem besten Verbrauch! Er hätte an die Nährende niederfallen und durch Umschlingung ihres und des Kindes Leibes an dem erhabenen Vorgang teilnehmen mögen.

Das geschaute Bild verließ ihn nicht und veranlaßte ihn, flüssigen Stoffen gesteigerte Aufmerksamkeit zu schenken, dann aber hob es den Wert der Frau, der bis heute ihrer geringen Lust zum Essen wegen für seine Welt nicht groß gewesen war, sich jetzt aber unter einem anderen Gesichtspunkt auf das beste ins große Tableau tafelnder Menschheit einordnete. Zum ersten Mal besah er das Mädchen an der Anrichte, dem er bisher nur den kräftigen Gliederbau hatte bestätigen müssen, und immer eindringlicher, als prüfe er es auf gewisse ihm nun einleuchtende Möglichkeiten. Er fand, sie nähme als Nahrung zu viel leichtes Zeug, belade sich mit Geblasenem und Aufgerolltem, das im Magen zu einem Nichts zusammenfiele, warnte sie vor Klebrigkeit und Süßem und forderte sie eines Tages geradezu auf, mit ihm irgendwo ein Mahl zu nehmen, das bis ins Kleinste von ihm zusammengestellt, in seinem Wert für sie erörtert werden solle. Das Mädchen nahm des Mannes Kauderwelsch für einen Umschweif, willigte ein, und sie gingen an einem der nächsten Tage gemeinsam ein Stück über Land und traten in einen Gasthof ab.

Dort verschwand Napoleon und erklärte zurückkommend der schmollenden Suzanne, er habe in der Küche selbst bis ins Kleinste vorgesorgt. Mit einem Ragout vom Hammel in einer Burgunderweinsauce beginne man und gehe, alle falschen Vorspiegelungen verschmähend, geradezu auf ein wundervolles, halbblutiges Rindslendenstück zu, an das er englische Gurken und Zwiebeln habe braten assen.

Als das Essen aufgetragen war, wies er sie, die Bissen langsam

zu kauen und ohne Zukost von Brot zu schlucken. Er ruhte nicht, bis das letzte Teilchen auf der Schüssel vertilgt war und befahl ihr und sich selbst ein Gläschen Schnaps zu besserem Bekommen an.

Da nach Tisch sie draußen im Gras lagen, breitete er Arme und Beine von sich und riet ihr, ein Gleiches zu tun. Er sei ein schmächtiger Bursch gewesen und nur durch vernünftige Nahrung und angemessene Verdauung sein Gewebe fest und kräftig geworden. Dabei ließ er durch Beugung die Muskeln der Arme und Waden zu kleinen Bällen schwellen, worauf sie, in der Eitelkeit verletzt, auch ihre Glieder spielen ließ und ihn zur Prüfung der festen Beschaffenheit einlud. Doch bestritt er alles von vornherein, meinte, es sei bei ihrer bisherigen Ernährung gar nicht möglich und forderte sie auf, in Zukunft nach seinen Vorschriften zu leben. Dann werde, was nicht da sei, kommen.

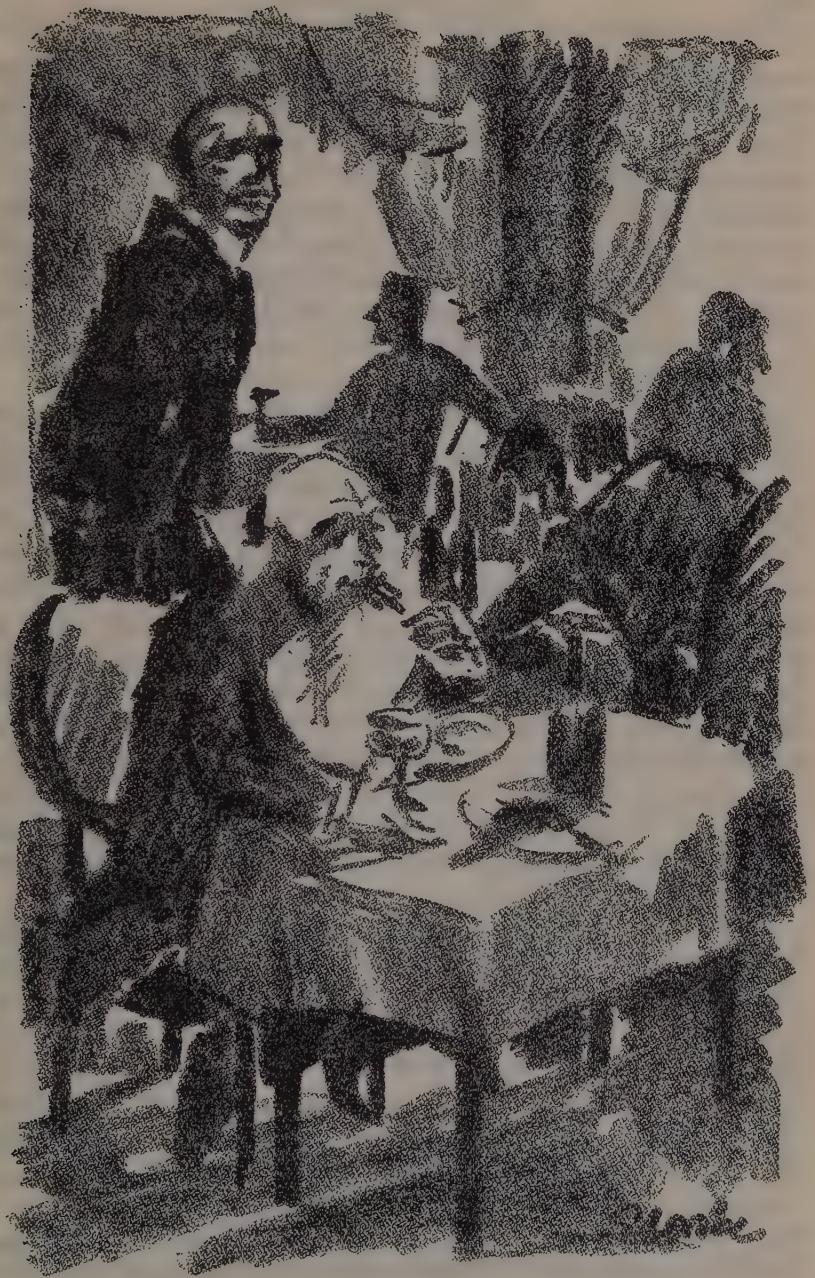
Er gefiel ihr. Dieser nüchterne Sinn machte Eindruck auf sie, und sie bemühte sich, seine Erwartung zu erfüllen. Bei den nächsten Ausflügen blieb sie plötzlich stehen, bäumte den Arm auf und ließ seine Hände die Anschwellung fühlen. Doch kam durch Wochen nichts als ein Schnalzen von ihm, das ihr immerhin bedeutete, sie sei auf rechtem Weg. Bis eines Tags beim Versuch, sich ein gelöstes Schuhband zu knüpfen, sie ihm ein so mächtiges Rückenstück entgegenhob, daß eine runde Anerkennung seinen Lippen entfuhr. Gleich lag sie an seiner Brust, bot ihm den Mund zum Kuß.

Der Besitzer der Taverne starb, und Napoleon wurde Inhaber des Speisehauses. Er konnte nun schalten, wie er wollte, und entfernte vollends alle Spielereien von der Karte. Die gleichbleibende Kundschaft, er selbst und Suzanne waren gewichtig auftretende Personen geworden, die eine Rede deutlich in den Mund nahmen. Es gab in seinen Räumen kein Getuschel sondern zu schallenden Worten dröhnendes Lachen. Ein forsches Zugreifen und Fortstellen. Überzeugte Meinungen und Entschlüsse für kühne Taten.

Napoleons Vaterunser und Einmaleins hieß: in allen Molekülen drängende Kraft. Von Suzannes Kind, das sie von ihm unter dem Herzen trug, rechnete er, es müsse nach Menschenermessen ein Herkules werden.

*

Der Ruf des Hauses hatte sich verbreitet. Einer rühmte es dem andern und brachte ihn zu einem Versuch mit. Schließlich reichte der Raum nicht, die Gäste zu fassen. Einen freiwerdenden Stuhl besetzte sofort ein anderer Hungriger. Große Tagesumsätze wurden erzielt und immer bedeutendere. Verglich aber zum Jahresabschluß der Wirt Einnahme und Ausgabe, kam kaum ein Guthaben zu seinem Gunsten heraus. Anfangs, bevor er das Ziel seines großen Rufs erreicht, ließ er es gehen, als aber dieser über ganz Paris feststand, begann die schlechte Abrechnung ihn zu wurmen. Er war nun dreißig Jahr alt, hatte große Pläne, und schien Reichtum auch nicht seine letzte Absicht, mußte er doch mit dem übrigen kommen. Nochmals nahm er die Bücher gründlich vor und stellte fest, der geforderte Preis war in Anbetracht der hervorragenden Beschaffenheit und Menge der gereichten Speisen zu niedrig. Da ihm aber einleuchtete, der Konkurrenz wegen könne er einen Preisaufschlag nicht eintreten lassen, stand er vor der Entscheidung, alles beim alten zu lassen oder die Qualität des Gebotenen zu verschlechtern. Treu seinen bisherigen Grundsätzen entschloß er sich zu ersterem, stand aber den Essenden jetzt nicht mehr mit alter Unbefangenheit gegenüber. Bei jedem Filet, das der Kellner mit schönem Schwung zum Gast niedersetzte, stellte er den Vergleich zwischen Ware und erzieltem Preis an und kam bald dazu, daß ihn eine Platte, je besser sie gelungen und je reichlicher sie serviert wurde umsomehr in qualvolle Erregung versetzte. Besonders konnte er den Blick von einem Gast nicht wenden, der mit dem Gebotenen anfangs nicht zufrieden, die Bedienung und die Küchenbrigade durch anfeuernde Reden zur höchsten Leistung für ihn angespornt hatte und nun wahre Fleischtrümmer vorgesetzt bekam, die er mit Mengen alles Erreichbaren würzte. Dazu warf er Napoleon triumphierende und anerkennende Blicke zu, die diesen anfangs erbitterten, schließlich zu heller Empörung brachten. Der Vielfraß war ein Kanzleibeamter, von dem nie ein besonderes Verdienst verlautet hatte, und der Herr des Gasthauses fragte sich ergrimmt, mit welchem Recht, für welches bedeutende Vorhaben der Betreffende eigentlich solche Anforderungen für seinen Magen stellte. Man wisse schließlich zu welchem Ende, schlänge ein Thiers, ein Balzac solche Mengen in seine Därme. Dieser Durchschnittsbürger aber schweife



in geradezu widerlicher Weise aus, garniere er den faulen Bauch täglich mit solchen Prachtfleischstücken. Überhaupt begann der Wirt des Veau à la mode seine Stammgäste auf ihre Verdienste hin anzusehen und stellte vor seinem Gewissen fest, keiner habe durch Erfolge die Sorge vergolten, die man jahrelang an seiner Ernährung genommen. Infolgedessen folgte er ihrem Schlingen von nun an mit noch scheeleren Blicken, und als das Maß seines Grolls aufs Höchste gestiegen war, brüllte er eines Tages dem Hauptkoch zu, der über ein Tournedos ein volles achtel Pfund Butter goß, ob er von Gott verlassen sei und ihn durchaus ruinieren wolle.

Über all das hatte er schlaflose Nächte, bis er zu fester Anschauung sich durchgerungen hatte, die lautete: Es hat die Mahlzeit das Äquivalent zu sein der durch die tägliche Arbeit verausgabten Kräfte. Und so stellte er den Blick seiner Kundschaft gegenüber neu auf Feststellung dieser Tatsache ein und fand, er könne ruhigen Gewissens mit der Beschaffenheit und dem Maß der Portionen heruntergehen und leiste noch immer ein Mehr in den Magen der Speisenden. Auch Suzanne gegenüber, die ihm ein Mädchen geboren hatte und noch in derselben Stellung bei ihm war, nahm er jetzt diesen Standpunkt ein. Auf Grund seiner Erziehung war sie gewöhnt, ihren und ihres Kindes Körper gehörig mit ausgesuchter Eßware zu stopfen. Jetzt wies er sie hin, es sei Schande, den ungeheueren Nahrungsmengen, die sie genösse, ein so winziges Maß an Leistung gegenüberzustellen. Sie möge Leib und Geist mehr tummeln oder ihren Eßverbrauch einschränken.

Damit aber hatte der Prozeß in ihm kein Ende. War gegen Mitternacht das Geschäft vorbei, das Haus leer, blieb er am Herd zurück und begann, schmorend und bratend, Versuche mit Surrogaten zu machen, die er den Speisen beimischte, von der innigen Überzeugung geführt, er habe das Recht und die Pflicht, es den Verbrauchern gleichzutun, die auch an Stelle wirklichen persönlichen Wertes für das Menschengeschlecht falsches Vorgeben, hohle Gesten und Phrasen gesetzt hatten.

Langsam begann er danach, seine theoretischen Erkenntnisse in die Praxis umzusetzen. Äußerlich blieb alles, Name und Anrichtung der Speisen, beim Alten. Bedachte er aber, wie ein Stück Fleisch durch

Klopfen und Lockern der Atome angeschwollen, durch Beimischung scharfer Gewürze Kiefer und Gaumen jetzt weniger durch Kauen als durch Beize beschäftigte, schmunzelte er und trieb die entdeckte Kunst zu immer größerer Vollendung. Nun hatte er zwar am Schluß des Jahres die Genugtuung eines außerordentlichen Überschusses, fühlte aber, ihn befriedigten die Grundsätze, nach denen er heute Wirt sei, weder in Bezug auf die Beschaffenheit der Gäste mehr, noch hinsichtlich der Mittel, die er anwandte, ihre Erwartungen zu erfüllen.

*

An einem Sonntagabend lief dicht vor seinen Augen die Wendeltreppe zu den Räumen im ersten Stock des Restaurants ein Persönchen empor, das mit Rockrüschen und Volants wie ein Quirl über seiner Stirn hüpfte. Die Beine in weißseidenen Strümpfen nahmen zwei, drei Stufen auf einmal, und bei jedem Satz federte der Körper hoch auf in den Gelenken. Dazu flogen Haare, Federn, Pelzwerk um den Kopf, und ein empörtes Hundekläffen kam von ihrem vermummten Busen her. Mit einem Sprung schwang sie sich oben zu zwei Herren an den Tisch und rief klingenden Stimmchens: »Hunger!« Napoleon, der auf Zehen vor sie getreten war, durchfuhr's, hier sei seine ganze Speisekarte fehl am Ort, und während Röte sein Antlitz malte, schlug das Herz Generalmarsch in hastiger, aussichtsloser Erregung, was er diesem Püppchen bieten könne.

Als Madame Valentine Forain stellte sie einer der Herren vor, und Napoleons Unruhe wuchs zur Verzweiflung, als er hörte, er habe die berühmte Tänzerin vor sich, die seit Wochen Paris bezaubere. »Stillen Sie meinen Hunger mit Luft,« sagte sie, »die den Leib nicht beschwert. Sie sehen aus, als verstehen Sie Ihre Kunst. Diesem süßen Ungeheuer,« sie wies auf das safranrote Hundeschnäuzchen, das aus einer Spalte ihrer Taille schnüffelte, »reichen Sie ein Schälchen zerkleinerter Kalbsmilch.«

Einen Augenblick blieb Napoleon auf dem Gang zur Küche im Dunkeln an einen Pfeiler gelehnt, als habe er einen Schlag gegen die Stirn bekommen und müsse sich erst zu neuem Leben sammeln. Gleich aber schoß die Stichflamme der Erkenntnis in ihm hoch, hier gelte es die Zukunft, und schon spürte er den aus den Kämpfen

der letzten Wochen gesammelten Willen zu etwas gänzlich Neuem als ein Lichtmeer über sich fluten. An den Herd er glitt, schnitt, mischte, quirlte, hob es in kleinster Kasserole nur eben ans Feuer, nahm's fort, als der erste Wrasem stieg, und mit vier Sprüngen die ganze Treppe nehmend, servierte er das Schüsselchen in seiner frühesten Hitze: Taubenpüree mit frischen Champignons.

Sie kostete, murmelte, schluckte und schlug ein Paar kornblumenblaue Augen lächelnd zu ihm auf. Er stürzte in die Küche zurück, setzte den Herd in größere Glut und ließ über eine Handvoll Spargelspitzen, die er den jüngsten Sprossen abgeschnitten, heißen Dampf schlagen, in dem er sie gar kochte. Im letzten Augenblick gab er eine Schwitze von Sahne und Sellerie über das Ganze. Als drittes und letztes Gericht bot er frische, geschälte Wallnüsse mit Himbeeren à la crême. Dem Hündchen aber hatte er Trüffeln an die Kalbsmilch getan.

Nun stand er unauffällig in der Nähe, sah, wie nach wenigen Bissen von jeder Platte schon die ganz sanfte Röte auf ihrer Haut lag, der Körper sich tiefer in die Kissen des Sofas drückte und aus ihrem Munde ein Fauchen, winzige Tropfen Feuchtigkeit aus den Augen kamen, ansagend, das zarte Leibchen ziehe hingegeben jetzt Kraft aus dem Genossenen. Keiner der Herren sprach in diesen Augenblicken, da auf dem Antlitz der Frau ein andächtiges Lächeln lag, mit ihr, als sei es ausgemacht. Zitternden Zwerchfells lachte Napoleon, schütternden Leibes in heller Seligkeit für sich dazu, bis ihm die Augäpfel in Tränen schwammen. Er war mit ihm eins und lobte Gott in der Höhe.

Die Begegnung wurde geänderten Lebens und neuer Ziele Anfang. Als er am gleichen Abend heimkehrend den kräftigen Leib Suzannes in den Bettkissen fand, schnitt er der Schlafenden eine angewiderte Grimasse. Wütend deckte er ein freiliegendes Rundteil von ihr zu, schloß die Augen und träumte in Wolken duftiger Seide und Band die behende Gestalt der Tänzerin. Vor seinem geistigen Auge prüfte er die schlanken Arme, eine schmale Hand, ihre ganze zierliche Erscheinung und stellte fest, wie wenig fleischliche Person die Begnadete sei, und wie geringer Kost sie bedürfe zu künstlerischer Leistung, durch die sie eine Nation zum Entzücken hinriß.

Für welche Tat aber sei der Leib neben ihm derart aufgemästet, zu welchen Fortschritten brauche er seine täglichen mächtigen Rationen? Mit was für Gesindel habe er, Napoleon, sich eigentlich bis über sein dreißigstes Jahr hin abgegeben, und welch steilen Weg müsse er bis zu lohnendem Ziel noch ersteigen! Er fühlte, keine Minute sei zu verlieren, und alles Heil ruhe im Anschluß an die verehrte Gastin. So widmete er ihr vom zweiten Erscheinen an sein Trachten und Vermögen. Dachte die Stunden bis zu ihrem Kommen nichts, als was er ihr vorsetzen, wie er ihre Erwartungen übertreffen müsse. Lief morgens vom Markt in Hallen und Krämereien, suchte, tüftelte das Frischeste, Zarteste und Rarste heraus. Zur Vorstellung ihres winzigen Kerns in einer Hülle von Tüll und Tand dichtete er aus Schaum, Krusten, Farce und Saucen das assoziierende Speisengebild, schabte, preßte in Tücher, seihte und überquirlte wohl ein Dutzendmal, bis das Gekochte schwebend gleich einer Wolke zum Teller niedersank. Dann sah er es entzückt zwischen zwei leuchtenden Zahnreihen auf einer schmalen Zunge zergehen.

Einst gönnte sie ihm ein Wort der Anerkennung. Ihm schien's ein Rauschen und hallte ihm lange im Ohr. Zum Schluß riet sie, das Stadtviertel des soliden Bürgers eiligst zu verlassen und jenseits des Flusses, mitten im Herzen des vornehmen Paris, ein Restaurant zu schaffen, das trotzdem bis heute jeder entbehrte, der höchste Anforderungen an Küche und Keller zu stellen gewillt sei. Sie würde mit Freunden kommen, wolle seiner außerordentlichen Kunst Verkünderin sein.

*

So geschah's. Nachdem er in einer Seitenstraße bei der Oper das passende Lokal gefunden, verkaufte er mit Nutzen die alte Wirtschaft, ließ die Wände der gemieteten Räume mit weiß silbernen Malereien zieren, die zu dem reichen Silber, der Wäsche der Tischreihen stimmten. Ein roter Teppich deckte den Boden. Kraft eines Schlagwortes, das irgendwo auf und über die Boulevards flog, wußte Paris plötzlich von der Existenz des Chapon fin, und daß der Kenner eines gewählten Bissens dort auf seine Rechnung käme. Vier Wochen nach Eröffnung ging die beste Welt regelmäßig bei Napoleon ein

und aus, als habe sie nie einen anderen Ort des Stelldicheins gekannt. Der Ruhm seiner Küche beruhte auf der Vorzüglichkeit der leichten Platten. Man konnte wohl ein Château-briand, ein Sel de chevreuil so gut wie anderswo bekommen, doch wies der maître d'hôtel den Gast mit Augenzwinkern auf die Spezialität des Hauses: Muschelgerichte, Ragouts und Purées in Pfännchen, Überraschungen in winzigen Schälchen und Kasserolen. Der Gast folgte und war regelmäßig zufriedengestellt.

Denn was der Herr des Hauses für die Tänzerin erdacht, vervollkommnete, vermehrte er von Tag zu Tag. Schalentiere ließ er aus den Krusten, Geflügel vom Knochen brechen, nahm vom Tier das Gekröse, von den Gemüsen die Spitzen. Frikassierte und mischte die verblüffendsten Gegensätze, verband das Widerstrebende in Saucen von Sahne, kostbaren Eiersorten, Pilzen und duftenden Essenzen. Das letzte Geheimnis seines Erfolges aber war die »kurze Hitze«, in der die Speisen gar werden mußten. Der oberste Grundsatz hieß: was zu lange Feuer gerochen, ist für den Ruch verdorben.

Nach wie vor blieb Valentine die erste, die jede neue Schöpfung kosten mußte. Zwischen ihr und dem Patron webte nun eine schöne Vertraulichkeit, geboren aus den Blicken dankbarer Anerkennung, mit denen die Essende nach jeder von ihm selbst angerichteten Platte Napoleon beschenkt hatte. Allmählich lernten die Augen sich auch sonst suchen, nach dem lauten Scherzwort eines Gastes etwa, einer unzarten Bemerkung von irgendwoher, bei jedem Vorkommnis. Und fühlten, wie es in der Blicktiefe des anderen ein Geheimnisvolles gab, durch das das eigene Schauen wie an feinen Häkchen schmerzvoll süß haranguiert wurde. Dazu fuhr die Frau mit freundschaftlicher Würde fort, ihm Beobachtungen und Anregungen mitzuteilen, die sie aus sich selbst und von anderen zur Vervollkommnung des Betriebes nahm. Auch fragte sie ihn, legte er ihr die kostbare Pelzhülle um die Schultern, letzthin nach dem praktischen Erfolg, und er war glücklich, ihr von Mal zu Mal eine höhere Summe als erzielten Gewinn zuflüstern zu können.

Die Gefährtin seiner Lehrjahre und ihr Kind hatte er mit einer Summe abgefunden und aus seiner Nähe verbannt. Anfangs sah er

sie noch hin und wieder, dann aber stand sie plötzlich im Schrank seiner Erinnerungen als Gleichnis der Hausmannskost und kleinbürgerlicher Umstände.

*

Auf den Rat seiner Gönnerin widmete er der Zufriedenheit jener Frauen besondere Aufmerksamkeit, die in kostbaren Toiletten nach dem Theater in Begleitung von Lebemännern aßen. Er merkte sich irgend ein Besonderes, eine Laune der Betreffenden und spielte das nächste Mal vertraut freundschaftlich darauf an. Das Luxusgeschöpf sieht sich vom ernsten Mann ernst genommen, errötet vor Vergnügen und wird seine treue Kundin. Neben dieser Kategorie und ihrem Anhang stellte er sich vor allem den Diplomaten und Staatsmännern zur Verfügung, indem er ihnen, kamen sie mit wichtigen Gesichtern von einer Sitzung, um zu einer Sitzung zu gehen, ein stilles Eckchen anwies, wo sie ungestört blieben, nicht duldete, daß ein Kellner sich näherte und sie durch ausgesuchte Leckereien der Bürde ihrer Verantwortlichkeit für Augenblicke enthob. Da er aber fühlte, es ging ihm im Umgang mit den Spitzen der politischen Abteilungen aus Unkenntnis ihres Wirkens und Wollens die nötige Sicherheit noch ab, lud er sie in ein abgelegenes Zimmer, durch dessen Wand er von seinem Kontor ihre Gespräche hören, ihre Mienen beobachten konnte. Da lernte er alsbald, durch welche Spitzfindigkeiten und Umschweife aus Eifersucht und Ehrgeiz der Handelnden strittige Fragen zwischen politischen Parteien des Vaterlandes oder den verschiedenen Nationen, aus ihrem logischen Gelenk gerissen, zu Entscheidungen wurden, die Zwischenfälle, Krisen und ein Mißtrauensvotum für das Ministerium hervorriefen. Er sah den Führern Frankreichs ihr Stirnrunzeln, das ironisch überlegene Lächeln und die knackende Handbewegung ab, die ein Ultimatum bedeutet, und hörte sich vollkommen in die inner- und außerpolitischen Strömungen hinein. Bald konnte er es wagen, dem eintretenden Minister, Attaché oder Abgeordneten eine so treffende Anmerkung zur gerade wichtigen Affaire zuzuraunen, daß der einen bedeutenden Eindruck von ihm bekam und weitergab. Aber auch die vollkommene Kenntnis des galanten und des Geschäftslebens verschaffte sich Napoleon durch seine Horchspalte, sah er verliebten Paaren, feilschenden Geldleuten mit ange-

spannter Aufmerksamkeit zu, bis die in der Erregung aufgesperrten Kiefern sich krampften. Am erregendsten blieb es stets für ihn, verließ ein Teil des Paares für Augenblicke das Zimmer, und der Zurückbleibende, sich allein glaubend, verlor alle Haltung, wurde Mensch mit seinen Hoffnungen und Sorgen, zählte in der Brieftasche die Barschaft oder suchte durch Prüfung der zurückgebliebenen Kleidungsstücke des anderen auf dessen wirkliche Lebensumstände zu schließen. Kurz, der Wirt des Chapon fin wurde ein Kenner, der ins Unterbewußtsein der Menschheit hinabsah.

Binnen Jahresfrist lag Paris zu seinen Füßen. Er beherrschte es durch die vollkommenste Kenntnis seines Magens als ein gütiger Fürst und lächelte, als man ihn erst zaghaft und vereinzelt, dann ganz allgemein König Napoleon im Gegensatz zum Kaiser nannte. Rührung und Glück aber ergriff ihn, als Valentine das erstemal seine Hand suchte und drückte. Das war Beweis nicht nur geschäftlichen Erfolges sondern auch des erreichten gesellschaftlichen Ansehens, da die Gefeierte einen sozial unter ihr Stehenden nicht vor aller Welt so ausgezeichnet hätte. Nun wuchs er von Tag zu Tag mehr in eine überlegen menschliche Haltung hinein, die veranlaßte, daß selbst der höchstgestellte Gast ihm die Hand gab, ihm gutgelaunt auf die Schulter klopfte.

Für den Mann der Provinz vollends ward es bei der Rückkehr in die Heimat Glanzstück des Berichts der in der Hauptstadt erlebten Abenteuer, konnte er nicht nur bemerken: Ich habe beim »König« gespeist, sondern hinzusetzen: der mich auf die Schulter schlug und fragte: »Nun, Baron, wie wär's mit einer Boule au jus tutu?«

*

Als er von einem fremdländischen Herrscher das erste Ritterkreuz erhalten, dessen violette Rosette er am gleichen Abend im Knopfloch trug, forderte Valentine ihn auf, sie am nächsten Tag um fünf Uhr nachmittags aufzusuchen. Er erschien nach schlafloser Nacht, dem ruhelosesten Morgen, und fand sie im Raum auf der Erde, wo sie mit dem Hund balgte. Sie sprang hoch, steckte das entfesselte Haar auf und saß gleich in einem niedrigen Sessel so nah ihm gegenüber, daß er das vergötterte Antlitz dicht vor sich hatte, es zum

erstenmal andächtig sich einprägen konnte. Sie machte keine Bewegung und ließ ihn sich vollends sattsehen. Dann gab sie die Hand, die er inbrünstig küßte. Sie war selbst einfacher Herkunft und ehrte die Tüchtigkeit, die ihm seinen außerordentlichen Platz verschafft. Umgehend nur mit Männern vornehmster Geburt, fesselte sie an ihn das Band etwa gleicher Vergangenheit, bei ihm durfte sie Gefühle voraussetzen, die ihren Freunden fremd waren. In die Erzählung der Mühsale auf dem steilen Weg zum Erfolg vertieften sie sich, sprachen mit kräftig eindeutigen Worten und genossen in vollen Zügen mit kicherndem Sichlustigmachen die Schadenfreude, die sie irgendwie für eine Welt empfanden, über die sie heute jeder auf seine Art herrschten. Napoleon kramte vor ihr seine kleinen Geheimnisse, alle Mittel aus, mit denen er sich in das Vertrauen der oberen Tausend geschlichen, erzählte von seiner durchsichtigen Kontorwand. Sein Vertrauen erwidernd, gab sie ihm die Hauptdaten ihres Aufstiegs, nannte drei, vier Männer, denen sie als Frau und Künstlerin verpflichtet war, und zeigte, alsbald vor ihm tanzend, durch welche choreographischen Einfälle sie nacheinander die Menge bezwungen hatte. Sie schwebte und bog sich ohne Ziererei vor ihm, und da sie im leichten Hausrock war, wurde er durch Zufälle von Rock- und Kleiderfall entzückt. Zum Schluß einen Czardas hinreißenden Rythmusses stampfend, kam sie aus der entfernten Ecke des Zimmers auf den Zehen gegen ihn, bei jeder Taktsenkung das Bein wie einen bohrenden Pfeil gegen sein Antlitz streckend.

Bei seinem zweiten Besuch ward sie mit reizender Natürlichkeit seine Geliebte. Diese Frau, die den Männern bisher das Bild eines buntschimmernden Vogels von phantastischer Seltenheit hatte geben müssen, blasierter Ungeduld zu genügen, war an seinem Hals das schlichte, schlanke Mädchen aus dem Volk voll naiver Hingabe. Es bedurfte nichts Außerordentlichen von seiner Seite, die Sehnsucht der Umarmten zu stillen.

Doch blieb bei dem mannigfachen Glück, das sie einander gaben, die gassenbübische Art, mit der sie alle offizielle Welt verhöhnten, höchster Genuß. Napoleon besonders war darin unerschöpflich. Größen der Geldwelt, Sterne der Wissenschaft und Kunst stellte er blitzschnell in gedrängter Plastik hin und knickte dann mit witzigem Ein-

fall das Pathos ihrer Geste. Berühmte politische Personen ahmte er nicht nur in Tonfall und Haltung nach, sondern auch, wie er in der Betroffenenen Art mit riesigem Wortschwall durchsichtige Tatsachen in ein Chaos verwirrte. Während sie vorgebeugt aus den Kissen ihm zusah, führte er dramatische Szenen auf zwischen den Botschaftern zweier Staaten etwa, in deren Verlauf die beiden, sich über eine unsagbare Nichtigkeit unsagbar albern und aufgeblasen unterhaltend, allmählich anstelle der verbindlichsten Umgangsformen eine immer steifere Haltung, schroffere Bewegungen setzten, bis sie schließlich wie zwei schmollende Gockel hochmütig auseinanderstelzten. Er erzählte, mit welchen Torheiten und Zufällen sich das Schicksal der Gesetzesvorlagen in den verschiedenen Kommissionen, die nach den offiziellen Sitzungen bei ihm fortgetagt, meist entschieden hatte; sie gab ihm Einsicht in abertausend Spitzfindigkeiten, die die auf die Liebe gestellte Frau der Gesellschaft anwendet, sich ihre Launen und ihre Lust, am öffentlichen Leben teilzunehmen, zu erfüllen. Wie oft habe sie selbst ihre Gönner in hohen Stellungen aus Eigensinn zu unsinnigen, folgenschweren Entschlüssen bestimmt und den Reportern, die ihr das Haus einliefen, noch dazu phantastische Lügen aufgebunden! So reinigten sie sich, das Thema unaufhörlich variierend, innerlich von dem Respekt, den proletarische Herkunft ihrer Jugend auferlegt hatte, und wurden lächelnde Verächter der feinen Lebensformen und des guten Tons, den sie wie den Stil in einem Drama von Corneille oder einer Molièreschen Komödie agierten, während ihnen aus ihrer Liebe ein herzliches Wort, eine menschliche Bewegung gleichnishaft dazu immer gewärtig war.

Im Geschäft dehnte Napoleon die Herrschaft, die er über Franzosen besaß, auf die übrige Welt aus. Er hatte London, Petersburg und Wien gesehen, Verbindungen angeknüpft und befestigt, manche Anregung mit heimgenommen. Sein Haus wurde an der Themse und Donau berühmt, bei Sacher und Claridge fand man Platten »Au Chapon fin«. Es scheiterte auch sein Vormarsch an die Newa nicht wie der seines unsterblichen Namensvetters. Als der fünfzigste Geburtstag vor der Tür stand, war sein Ruhm über zwei Erdteile verbreitet, der größere Teil der zivilisierten Menschheit aß streng nach seinen Einfällen und Vorschriften. Er besaß ein fürstliches Ein-

kommen und hatte die kluge, ihn immer anfeuernde Frau an der Seite, zu der die Beziehungen nicht legitimiert waren, die er aber leidenschaftlich und zärtlich liebte.

Da man vierzehn Tage vor seinem Fest vom Krieg mit Preußen zu sprechen begann, und die Gäste stürmischer seine Meinung wollten, blieb er lächelnd ruhig und verneinte jede Möglichkeit eines Ausbruchs von Feindseligkeiten. Er wußte aus besten Quellen, kein ernsthafter Politiker glaube wirklich an den Krieg, er war gewiß, es handle sich wieder einmal um die Prestigefrage, das sattsam bekannte Händeknacken und schmollende Gockeltum. Aber auch als die Regierung unter einem frivolen Vorwand die Schiffe hinter sich verbrannt hatte, blieb Napoleon in tiefster Seele ruhig. Er, der wußte, hohe Politik wird gemacht, um ein paar Dutzend Ehrgeizigen in jedem Land Vorwand für eine Karriere zu geben und ihren Heißhunger nach öffentlichem Bekanntsein und Sensationen, mit denen ihr Name verknüpft ist, zu befriedigen, war überzeugt, man werde unverzüglich diesen Wichtigtuern Genugtuung geben, indem man sie mit Titeln, Orden und sonstigen Auszeichnungen von überallher so reichlich fütterte, daß sie satt werden mußten. Was den Frieden bedeutete. Einen Willen der Völker stellte er nicht in Rechnung. Er hatte gelernt, es wird mit ihnen kurzerhand nach Gutdünken der Regierung verfahren. Sie sind es seit ewig gewohnt, wissen und wollen nichts anders. Sagen heute zu schwarz schwarz und morgen zu schwarz weiß. Es genügt, ihnen zuzurufen: Das Vaterland ist in Gefahr! Sie fragen niemals: Durch wen im letzten Grund? Lassen sich bewaffnen, morden jeden beliebigen als Erbfeind, erst zögernd, dann, aus Gewohnheit, mit Überzeugung und Hochrufen. Valentine gab ihm recht. Sie verspottete alles, Regierende und Regierte. Verbreitete Erzählungen, die die Albernheit der Diplomaten in ein fabelhaftes Licht setzten, militärische Maßnahmen des Generalstabs dem Gelächter preisgaben. Beide griffen mit Wollust nach jedem Gerücht, in dem sich irgendeine großartige Dummheit manifestierte, fütterten, hätschelten es und waren vor Freude außer sich, akzeptierten es selbst diejenigen mit feierlichem Ernst, die aus ihrer übergeordneten Stellung heraus seine Sinnlosigkeit sofort hätten einsehen müssen. Mehr als der Friede gab der Krieg ihnen unablässig Gelegenheit,

die blöde Einfalt der Welt auf Schritt und Tritt zu erkennen und sich über sie zu erheben. Die einfache Tatsache, daß sie durch Einsicht in politische Zusammenhänge die Lügenhaftigkeit aller Vorwände für den Krieg einsahen, gab ihnen vollkommen innere Unabhängigkeit von ihm.

So konnten sie sich, während ringsum alle Welt immer tiefer in das verwirrte Auf und Ab der Geschehnisse verstrickt wurde, auf Grund einer wirklichen Überlegenheit entschieden von den Menschen trennen. In ihre Seele trat das Bewußtsein höherer Bestimmung, das sich in den Antlitzen malte. Sie lebten jetzt und webten auf Wolken hoch über dem gemeinen Volk. Lächelten unbetroffen erhaben zu allen Unglücksfällen und Exzessen, die die Folgezeit in unaufhörlichem Aufeinander brachte. Die vollendete Katastrophe des Vaterlandes führte sie auf den höchsten Gipfel innerer Erhebung. Es lagen ringsum nicht nur die Mitbürger ihrer erkannten Weisheit, Napoleon und Valentine lagen einander und jeder sich selbst bewundernd und andächtig zu Füßen.

*

Eines Tages trat auf in Paris, was man die Kommune nannte. Sie zerschlug die Spiegelscheiben des Chapon fin, zertrümmerte alles Gerät im Innern und setzte Valentine und Napoleon, jeden für sich, ins Gefängnis. Als es nach Wochen letzterem durch einen Zufall gelang, sich zu befreien, erfuhr er, die Gefährtin seines Lebens sei, an die Wand gestellt, erschossen. Ihm fielen die Beine unter dem Leib fort, und tagelang schleppte er sich aus Gassen in Felder an Flußrändern entlang, ohne Licht und Finsternis scheiden zu können. Das erste Bewußtsein von sich empfing er durch einen Stoß vor die Brust, den ihm ein deutscher Landwehrmann gab. Doch schwand es wieder, bis eines Nachts, da er auf einer Pritsche lag, Erinnerung an Valentine ihn überfiel. Sie war rosa und wie eine tanzende Guirlande anzusehen, die sich immer enger um ihn schlang und ihm endlich die erste Träne, dann Tränenströme aus den Augen schnürte. Nun sank er hin, aufgelöst in ein unendlich weiches und warmes Weh. Lange erschütterte es seine Glieder und hüllte die Welt in feuchte Schleier. Es trat aber der Vergleich seiner elenden jetzigen

Lage und alles Gewesenen hinzu und erfüllte ihn mit Haß gegen die Menschheit und den Schöpfer. Tiefer kroch er in sich hinein und häufte Anklage auf Anklage gegen die Welt. In einer dunklen Nacht stand er plötzlich vor den mit Brettern vernagelten Fenstern seines Lokals — noch hafteten einige goldene Buchstaben des Schildes — und in das Loch plötzlich riesengroßer Erkenntnis fiel die Summe fünfzigjährigen Lebens: ein blankes Nichts und Einsamkeit.

Trotz und Empörung stachelten ihn zu neuem Tun. Gegen die Ungunst der Verhältnisse wollte er sofort versuchen, Mittel zu neuem Anfang zu schaffen, des gleichen Abends aber legte er sich irgendwohin nieder, spürend, es leide seine Natur nicht, daß man sie um das bestehle, was ihr vor allem notwendig sei: ungestörte, hingebende Trauer um Valentine. So suchte er sich einen Platz, der ihm nur das tägliche Brot gab. Früh am Nachmittag aber schon schloß er sich in seine Kammer ein, stopfte Fenster und Schlüssellöcher, legte sich aufs Bett und begann, die Frau von den Toten heraufzudichten. Nachdem er sie zuerst bis in die kleinste Einzelheit körperlich vor sich wieder hergestellt, ging er sein Leben mit ihr vom frühesten Anbeginn an durch. Um keinen Augenblick ließ er sich betrügen, repetierte die einzelne Situation so oft, bis sie in lebendiger Wahrhaftigkeit vor ihm stand. Jene erste, da sie mit Rockrüschen und Volants wie ein Quirl über seiner Stirn die Treppe hinaufgehuscht war. Die Beine in weißseidenen Strümpfen nahmen zwei, drei Stufen auf einmal, er sieht sie im Gelenk flitzen, und da — das aber hat er damals nicht gesehen — erscheint blitzend am Knie die goldene Strumpfbandschnalle. Wahrhaftig, als Wirklichkeit dauerte, vor lauter Schauen und Staunen hatte sein Bewußtsein sie nicht gefaßt. Und heute erstand sie das erstemal zum Leben, beschworen durch seine unwiderstehliche Zärtlichkeit. So drang er inständig weiter in Erinnerung ein und entriß ihr, mit Hingebung und Andacht um ein Nichts und den Bruchteil einer Sekunde kämpfend, so viel Nichtgespürtes und Nichterfahrenes, daß er ein völlig neues, reicheres Leben mit der gestorbenen Freundin führte.

Als er bei jener Epoche angekommen war, in der sie ihr irdisches Leben beendet hatte, brachte er sie leicht über die Klippe des leib-

lichen Todes handelnd und redend in die jetzige Zeit hinüber und sah sie Stellung nehmen zu seinem augenblicklichen Dasein. Er müsse, da die Verhältnisse sich allmählich wieder zur Ordnung fügten, den sinnenden Zustand aufgeben, an äußeres Fortkommen und eine neue bedeutende Einstellung zu neuen Umständen denken.

Hatte ihm der Krieg nicht tiefere Einblicke in Fragen der Ernährung, Möglichkeiten der Rohstoffverarbeitung gegeben, als jede Situation vorher? Welche außerordentlichen Aufschlüsse hatte die zweckmäßige oder unzweckmäßige Ernährung eines Heereskörpers, der Bevölkerung einer belagerten Stadt, welche Klarheit vor allem das Befinden des eigenen Körpers nach dieser oder jener leiblichen Zumutung ihm verschafft. Das Eine mindestens war zur Evidenz klar geworden: Weit über die Notdurft hatte der Mensch vor dem Krieg gegessen und getrunken. Es schien Napoleon fernerhin ein Unding, das bisher übliche Mittagsmahl von sechs oder sieben Platten, ein Abendessen von fast gleichem Umfang zu servieren. Millionen hatten größere Arbeitsleistung, höheren Schwung bei einem Stück Brot und wenigen Kartoffeln bewiesen als Generationen vorher bei einer täglichen Unzahl von Gerichten. Es schien ihm hohe Pflicht, die gewonnenen Erkenntnisse dem Publikum sofort praktisch zu demonstrieren.

Er gab Valentine vollkommen recht. Sie habe nicht nur dem eigenen Leib nie mehr als das Notwendige zugemutet, sondern sei auch Anlaß gewesen, daß er den Gästen das Leichteste und Verdaulichste geboten. Doch in viel zu viel Platten auf einmal. Von jetzt ab müsse er in zwei, drei Gerichte zusammendrängen, was der Magen zur Speisung des Organismus brauche, und ihm zugleich die volle Wollust eines reichlichen Mahles vermitteln.

Während er also die am Leben gebliebenen Gönner aufsuchte und zu seiner Unterstützung vermochte, während die so lange leer gebliebenen Räume seines alten Heimes allmählich in strahlenden Stand gesetzt wurden, unterrichtete er sich methodisch über die wissenschaftliche Zusammensetzung der verschiedenen Nahrungsmittel, über ihren Gehalt an Eiweiß, Kohlehydraten und Fett. Er machte Tabellen und Exempel über Exempel und errechnete an glückseligen Tagen eine neue ideale Speisenkarte, auf der er jeden, auch den verführerischsten Namen einer Platte, sofort durch arithmetische Zahlen

ersetzen konnte, aus der man mittels zweier Speisen einen ausreichenden Nenner sämtlicher für die Ernährung wichtigen Stoffe erzielen konnte. Hatte aber anfangs Notwendigkeit, die gewollten Einheiten in ein Gericht unterzubringen, vielleicht auf dessen gastronomische Vollkommenheit gedrückt, ging jetzt auf Spaziergängen Napoleons Phantasie der erklügelten Platte von allen Seiten zu Leibe, wie ihre Schmackhaftigkeit und Anrichtung auf die höchste Höhe zu bringen sei. Und da ihm ein über das andere Mal die Hitze des Entdeckerglücks ins Gesicht stieg, fixierte er endgültig die Gerichte, mit denen er künftige Menschen aus der Schwächung durch den Krieg zu frischem Leben führen wollte.

*

Der Erfolg an der wiedereröffneten Stelle war nicht so überraschend und bedeutend wie das erstemal. Schon nach wenigen Tagen stellte der Wirt fest, er hatte es mit lauter Unbekannten zu tun, die nicht Empfehlung, sondern Zufall und Laune zu ihm geführt. Der riesige Kreis seiner alten Gäste war vom Erdboden verschwunden. Doch stählte diese Erkenntnis seine Kräfte, da ihm einleuchtete, es brachten die Neulinge auf Grund liebgewordener Gewohnheiten keine Voreingenommenheit mit. So verließ er Monate die Küche nicht, wo er mit Anspannung aller Kräfte die gewonnenen Grundsätze in die Tat umsetzte. Vor allem mußte er die Köche von der Richtigkeit seiner Ansichten überzeugen, daß die nötige Herzenslust zur Arbeit ihnen nicht fehlte. Erst als unten die Wirtschaft geregelten Gang ging, betrat er die Räume des Restaurants wieder und suchte Fühlung mit den Gästen.

Vom Ton zwischen ihnen und den Kellnern ward er zuerst betroffen. Es gab keine Unterhaltung über die zu wählenden Speisen, nicht einen Scherz, kein interessiertes Hin und Wider. Kurze Kommandos flogen. Der Bedienende, geneigten Hauptes stumm, machte Kehrt. Man aß schnell, ließ sich nicht mit Behaglichkeit nieder. Kaum, daß man die Kissen drückte. Zur Verdauung gab sich niemand Zeit. War der letzte Bissen genossen, fuhr der Gast in die Höhe und verschwand. Rote Köpfe, fettgeränderte Lippen, müde Scheitel, die sich in die Sofarücken lehnten, Hände mit geschwollenen Adern aufs Gedeck gebreitet, sah Napoleon nicht mehr. Es wehte nicht der

Atem einer allgemeinen glückseligen Sattheit nach Tisch und des Dankes gegen Gott und den Wirt durch den Raum. Steif und gereizt fast saß der Kauende und vermied, auch nur von sich fortzusehen. Das war nicht ein geänderter Kundenkreis, das war das Gesicht einer anderen Welt, erkannte Napoleon.

Es war klar: andere Ideale herrschten in neuen Menschen. Der Krieg hatte die Machthaber von ehemals vernichtet. Es saßen nicht mehr die Glieder alter Familien an seinen Tischen, die in oft jahrhundertelangem Ringen Ansehen und Vermögen an sich gebracht und es zu brauchen wußten, er bediente nicht mehr die dreifache Aristokratie des Adels, ererbten Reichtums und des Geistes. Hier trat eine Rasse auf, die durch den Umsturz aller Verhältnisse an die Oberfläche gespült, behend zugegriffen und in der allgemeinen Verwirrung, bei einer sentimentalen Erschlaffung der Besitzenden, sich übermäßig und skrupellos bereichert hatte. Den Sack voll Gold, saßen sie unkundig seines Verbrauchs, gierig, die Allüren der Wissenden sich anzueignen, elend und leer mit der einzigen Geste schweigender Abwehr. Stumm und in der Bewegung beherrscht, konnten sie für unterrichtet gelten. Sprachen sie, wurde ein Wirken der Glieder notwendig, klappten sie zu völliger Ohnmacht zusammen.

Nachdem er aber eingesehen, die Zurückhaltung der Gäste sei in einem Zuwenig begründet, ließ er seine beherrschte Unterwürfigkeit und ging langsam, doch eindringlich zum Angriff gegen die maskierte Gesellschaft vor. Wie ein Dieb brach er in gepanzerte Unnahbarkeit, legte ein harmloses Sätzchen als Köder vor und amüsierte sich göttlich, ließ der geschmeichelte Heraufkömmling sich aufs Eis überkommener Begriffe locken und legte eine geradezu erbarmungswürdige Blöße an den Tag. Hatte er hinter undurchdringlicher Maske jemandes Vertrauen gewonnen, ließ er den Getäuschten das eigene Selbstbewußtsein ausbreiten, daß sich fast immer stützte auf alberne, mit Emphase vorgetragene Gemeinplätze über den Krieg, Heldentaten, die der Betreffende irgendwie während des Feldzugs vollbracht haben wollte, dann kamen Napoleons Einwürfe aus dem Schatz des Herkommens, Namen ausgezeichneter Menschen der Vergangenheit, bedeutender Erfindungen, irgendeiner Geistesgroßtat. Am höchsten hüpfte sein Herz vor Freude, konnte er

durch einen einzigen Kulturbegriff, den er wie einen spitzen Pfeil dem Gegner in die Parade flitzte, diesen bis auf die Haut entlarven.

Nun fing des Abends im Bett ein Gekicher an, das grausamer und schonungsloser war, als jenes einstige Lachen mit Valentine über Narrheiten einzelner Zeitgenossen vor dem Krieg. Hier fand Napoleon eine ganze Welt närrisch, ihren einzigen Ehrgeiz, Geldgewinn und Beurteilung des Menschen nach seiner Eignung dazu über das Maß abgeschmackt und kahl. Während seine Geschäfte noch gut gingen, sah er schon die Kluft sich auftun zwischen einer modernen, rein merkantilen Weltauffassung und dem eignen Universalismus. Mit Ergriffenheit spürte er, wie zum erstenmal er hier von Valentine sanft sich schied. Er wußte, auch für die schrecklich veränderte Welt hätte sie nur gutmütigen Spott gehabt, in ihm aber kam von Tag zu Tag stärkere Empörung herauf, die ihn schließlich völlig beherrschte.

Ihm schien jetzt, die fröhliche Überlegenheit, die mit dem fortschreitenden Alter Valentines immer friedlicher und harmloser geworden war, hätte ihn schon in der letzten Zeit ihres Lebens gereizt. Hatte sie nicht schließlich, nachdem man sich gehörig ausgelacht, immer eine Entschuldigung, irgendeine Güte für den Verspotteten gehabt? Er war durchdrungen, sie würde es heute nicht anders machen, ja sie möchte zur Nachsicht noch viel geneigter sein, und zürnte ihr darum. Je mehr seine Abneigung gegen das Publikum wuchs, je hassenswerter ihm die Erscheinungen wurden, umso mehr schob er Valentine den unbeugsamen Willen zu, alles zu begreifen und zu vergeben. Es begann ein täglicher Kampf, unaufhörliche Auseinandersetzung mit der Welt einerseits und dem lebendigen Bild der geliebten Frau auf der anderen Seite, der ihn zermürbte und elend machte. Doch blieb allen Einwendungen gegenüber sein dumpfer Haß schließlich siegreich. Jahre hindurch hatte er nun nichts mehr von Freundlichkeiten und Lieblichkeiten des geselligen Lebens bei sich gesehen. Es war der Sinn für Blumen und brillante Überraschungen, Tollheiten und geistreich Unvorhergesehenes geschwunden, nicht mehr gab es die über das Mannesbewußtsein als Spenderin alles Glücks erhöhte und angebetete Frau. Kein Lachen herrschte mehr und kein Verschwenden, nicht Laune und Überlegenheit. Wo-

hin er hörte: Geschäfte. Ziffern, wohin er sah. Das Dach des Hauses schien auf ihn zu stürzen, als eines Tages ein Gast, kühl und korrekt, an dem er mit witziger Bemerkung sich gerieben, ihm ein Goldstück als Trinkgeld anbot.

Da lief das bis zum Rand gefüllte Gefäß über. Von jenem Abend bis zum andern Morgen grub sich eine Falte zwischen seine Brauen, die Lippen preßten sich aufeinander. Er hatte fortan nicht nur keine Teilnahme für die gute Bedienung der Gäste, sondern genoß mit Schadenfreude ein Glück, sah er in irgendeinem Antlitz Enttäuschung über die angerichtete Speise. Schnell ward sein geänderter Sinn den Kellnern, Köchen offenbar. Sorgfalt und Gewissen floh. Immer häufiger gab es unzufriedene Gesichter der Essenden. Unbewegter Miene schlürfte der Wirt jedes Quentchen Wut, dessen Ausdruck er erhaschte, und berauschte sich daran. Ganz nach vorn wuchs sein Gesicht. Stechenden Blicks, geblähter Nase schnüffelte er sich in das Empfinden der neuen Welt, trank, wie bitter es schmeckte, sie völlig aus und spürte zum anderen Male deutlicher und als Entscheidung: in dreißig Millionen Narren besaß die Nation nur noch einen Sinn: das Geld, und jeder, dem der Erwerb wie immer geglückt war, war im eigenen und im allgemeinen Urteil Person. In Napoleons Auffassung aber war er ein Räuber, ein Scheusal, das die Anarchie der Vernunft während des Krieges benutzt hatte, den durch Überlegenheiten und Mühsale in Generationen erworbenen Familienbesitz des Landes an irdischen und himmlischen Gütern zu zerstören. Es kamen die Häuptlinge der neuen Geldaristokratie zu ihm. Fett, frech und verlegen stümperten sie mit ihren Weibern Geselligkeit.

In Napoleons Hirn stieg wie ein Bläschen zuerst der Gedanke an Gift, das ihnen zwischen die Speisen zu mischen sei. Bald machte er sich im Denken breiter, und endlich beherrschte er sein Trachten ganz. Von irgendwoher hatte er sich das ansehnliche Quantum Arsenik verschafft, das ihm nun seit Tagen in der Tasche brannte: es wie ein harmloses Gewürz in die Teller zu streuen, abzuwarten, bis die Wirkung, die in den Eingeweiden wühlte, ins Auge brach. Glut stieg ihm ein über das andere Mal in die Haare, bis er fühlte, im nächsten Augenblick widerstände er dem ungeheueren Verlangen nicht mehr.

Da riß er die Tür zur Gasse auf, und barhäuptig im Galopp, als wälzten sich Lavaströme auf seinen Fersen, entlief er der Straße, dem Stadtviertel, der Bannmeile von Paris, sank draußen ins Feldgras, schluchzte, daß die Knochen bebten, schluchzte sich und die Erde naß.

*

Er zog die Landstraßen entlang, durch Märkte und Städte. Blieb aus Zufall irgendwo Monate, Jahre als Aufwärter, Hausknecht, Gelegenheitsarbeiter. Sein Weltbild wurde auf gleicher Basis runder und mannigfaltiger. Überall sah er die vom Kampf ums Dasein betäubten Massen, von rücksichtslosen Unternehmern an Kessel und Maschinen geschmiedet, Waren verfertigen, für die aus schließlichem Mangel an Absatz, so rechnete Napoleon, über kurz oder lang durch neue Kriege mit neuen Hekatomben zerfleischter Menschen neue Abnehmer in zu erobernden Provinzen gewonnen werden mußten.

Hellen Bewußtseins trat er aus diesem Lauf der Geschicke aus. Den Gedanken an Erwerb riß er mit allen Wurzeln aus seiner Seele, erlaubte sich keinen Besitz über die Notdurft. Das von aller Welt gesonderte Dasein gab ihm Person und Überlegenheit, der Mangel an Eigentum Unabhängigkeit und freie Bewegung. Von einem Tag zum andern hatte er durch einen einzigen Entschluß, Verfügung über sich und die Welt nach allen Seiten gewonnen, und ein erlöstes Lachen trat in sein Gesicht. Jetzt, wo er auch stand und ging, war er bloßer Zuschauer der menschlichen Komödie, an der er, weil durch eigene Qual nicht mehr verbunden, gutmütige Kritik übte. Da war es, daß er sich dem vergessenen Andenken Valentines wieder offiziell und innig vermählte, der er, wie er sich nun gestand, während seine Vernunft ihre Einflüsse bekämpfte, ahnend nachgefolgt war.

Eines Tages stand er vor jenem Eckhaus, an dem sich die Steinwege nach Nivelles und Genappes treffen, in dem er geboren war. Niemand kannte ihn dort. Alles Verwandte war tot. Als zwölfjähriger Knabe war er hier fortgegangen, der Wiedergekehrte zählte fünfundsechszig Jahre.

Aber im Wirtshaus wußte man seine Geschichte. Erzählte Grandioses, Historie von ihm. Mehr war den Erfolgen dieses heimischen

Napoleon die allgemeine Teilnahme und Bewunderung zugetan, als dem Korsen. Man wies ihm, der sich nicht zu erkennen gab, gerahmte Zeitungsnachrichten, in denen es hieß, wie ganz Außerordentliches von ihm in verschiedenen Zeitläuften ausgerichtet war — »und angerichtet,« wie ein Witziger hinzufügte. Länder samt ihren Fürsten, die zivilisierte Welt von West nach Ost habe schließlich ihm, dem vlämischen Bauernsohn, einmütig zu Füßen gelegen. Mit nachdenklichem, gerührtem Erstaunen hörte Napoleon die mannigfachen Erzählungen und entsann sich der Kreuze und Sterne an rot und grünen, an gestreiften Bändern, die irgendwo in einer Schublade lagen.

*

Am Rand des unvergleichlichen Wälderkranzes, der Brüssel einsäumt, liegt in einer Talsenkung an der Straße von Quatre-bras nach Waterloo das Schlößchen Groenendael, ein weißes, einstöckiges Haus aus dem Empire. In vergangenen Zeiten eine Abtei, wurde es im neunzehnten Jahrhundert Wirtshaus, in das die besseren Bürger Brüssels auf Ausflügen einkehren. Dort ganz nah der Stätte seiner Geburt, nahm Napoleon einen Platz als Kellner. Seine Jahre, die schwachen Füße erlaubten ihm angestrengten Dienst nicht mehr. Hier war im Winter nichts, im Sommer an Wochentagen wenig zu tun. Nur Sonntags mußte er sich ein wenig tummeln. Doch nahmen die Gäste seiner viel Rücksicht und blickten mit neugieriger Erwartung ihm entgegen, trug er das hochbeladene Brett auf sie zu. Jeder hatte ein Wort für ihn, dem er freundliche Empfindung unterlegte, alle Anrede begann mit Umschreibung und Entschuldigung fast. Nicht, was er brachte, er selbst, wie er's ausführte, blieb Gegenstand teilnehmender Aufmerksamkeit, gutmütigen Staunens, und stand das Gewünschte auf dem Tisch, strahlte ihm alles Verwunderung und Anerkennung zu. Aber auch Napoleon selbst lachte in heller Befriedigung über das ganze Gesicht. Der Wirt mit seiner Familie merkte das Gefallen der Gäste an dem alten Mann, behandelte ihn mit Rücksicht und ließ ihn ungestört und ungescholten seine Tage hinbringen.

So kam von außenher alsbald kein Mißlaut mehr in sein Leben, das im ruhigen Gleichmaß ging. Den Frühling sah er, Gottes himmlische Wärme in bestimmten Abschnitten über die Erde kommen,

auf den Hügeln Buchen grünen, Kühe über die beblumte Wiese weiden. Menschen aller Art aber wandelten zu allen Jahreszeiten in einem schönen, landschaftlichen Panorama vor ihm. Lange sah er sie als deutliche Figuren mit Lärm und eigener Bewegung, dann noch wie scharfe Schatten. Allmählich aber lösten sie sich still in umgebende Natur auf.

Die sich in seine Seele wie ein vollkommenes Gemälde spannte, das er mit Andacht schaute. War die Sonne mild, trat er unter Bäume und blickte das Warme an, das um ihn summte. Dort strahlte ein Vogel lang dasselbe Lied, dann flog er wie Licht zum andern Baum hinüber. Hier putzte das Eichhorn sich schnurrig geduldig zum Goldbraun der Stämme, Blindschleiche kroch mit dem Schatten ins Helle und züngelte. Dann faltete Napoleon die Hände, stieß entzückte Seufzer aus und legte sich lang ins Gras. Den Blick zum ewigen Himmel aufgeschlagen, hatte er die gesamte Schöpfung, Ton, Raum und Licht mit eins in der Netzhaut.

An Vergangenheit, viel Macht und Ehre, viel Leid und Elend, häusliches und bürgerliches Wesen, an einzelnes erinnerte er sich nicht mehr. Manchmal tätschelte er die Kuh, den Hund und dachte nichts dabei. Er wurde gar sehr schwach. Das war ihm eitel Wollust. Als die letzte, größte Schwäche kam, war er gut und fromm.

Ernst Wilhelm Lotz †:

GEDICHTE VOR DEM TOD

E. W. Lotz fiel, fünfundzwanzigjährig, als deutscher Soldat auf französischer Erde. Im Aprilheft der Neuen Rundschau war eine Gedenkrede auf ihn von Kurt Hiller zu lesen, die er am selben Abend hielt, an dem Hugo Ball die Totenrede für Hans Leybold sprach; diese ist im Märzheft der Weißen Blätter nachzulesen. Die Verse sagen von Lotz mehr, als jene Rede; wie Balls Sätze von Leybold mehr, als dessen Verse.

ICH FLAMME DAS GASLICHT AN...

Ich flamme das Gaslicht an.
Ein donnerndes Staunen umprallt die vier Zimmerwände.
Ich fühle mich dünn in der Mitte stehn,
Verkrampft in Taschen klein meine Hände,
Und muß dies alles sehn:

Die Mauern bauchen aus, von Dröhnen geschwellt!
Die Bilder von Jahrtausendmeistern dröhnen in ihren Flanken,
Von Hallelujah-Geistern hinschwingend musizierende Gedanken!
Ich erblicke mich schwimmend klein da hinein gestellt,
Mit winzigem Stöhnen und Krampf,
Vor solchem wogenhaft wuchtendem Tönen
Und solchem siegsicher schwingendem Wolkenkampf!

O solche Gott zwingenden Werke!
Ein spitzer Pinselstrich zerstiebt mich blind
Mit Macht-heiterm Wind und lässiger Stärke!

Meine Brust empört sich über dies brausende Sein!
Tief ziehe ich die Luft der Wände ein —

Diese Flut! Diese Glut! —
Und stoße sie aus mir mit Husten und Speien —
Blut! Blut!

Und versinke in eisdurchwehte Nächte.
Und weiß, der Tod reckt unten seine Arme aus. —
Doch über mich hin fährt ein Gebraus
Springender Hufen und Leiber und sonnhafter Prächte und Mächte!

IN DEINEM ZIMMER...

In deinem Zimmer fand ich meine Stätte.
In deinem Zimmer weiß ich, wer ich bin.
Ich liege tagelang in deinem Bette
Und schmiege meinen Körper an dich hin.

Ich fühle Tage wechseln und Kalender
Am Laken, das uns frisch bereitet liegt.
Ich staune manchmal still am Bettgeländer,
Wie himmlisch lachend man die Zeit besiegt.

Bisweilen steigt aus fernen Straßen unten
Ein Ton zu unserm Federwolkenraum,
Den schlingen wir verschlafen in die bunten
Gobelins, gewirkt aus Küssen, Liebe, Traum.

DER TÄNZER

Ich weiß, daß ich in leichtem Traume bin,
Der mich bewege und mich himmlisch quäle:
Ich tanze über blanke Treppen hin,
Die auf und nieder gehn durch weite Säle.

Ich gleite ungehüllt, auf nackten Füßen,
Viel Lichter breiten mir den Schaukelgang,
Mein Körper biegt sich spielend in dem süßen
Gefühl der Wellen und der Glieder Drang.

Und meine Augen langen in die Runde,
Wo drunten viele hundert Männer stehn,
Die aufwärts starren mit beschäumtem Munde
Und lüstern meine rühren Reize sehn.

Vorüber tanze ich den langen Blicken,
Durchpulst von einem eigen sichern Schwung:
Ich weiß, ich banne hundert von Geschicken
In meines Leibes weißen Wellensprung. —

Die Wände dehnen sich. Die Sterne scheinen
Vereist herein. Getilgt sind Raum und Zeit.
Und aller Erde Mannheit, sich um mich zu einen,
Umwogt die runde Fahne meiner Mannbarkeit.

S. Friedlaender:

DER WAGHALTER DER WELT

»Zarathustra fühlt sich gerade in diesem Umfang an Raum, in dieser Zugänglichkeit zum Entgegengesetzten als die höchste Art alles Seienden.«
(Ecce homo.)

DAS Motto bezieht sich auf den »Begriff des Dionysos selbst«, also auf »— die Seele, welche die längste Leiter hat und am tiefsten hinunter kann, die umfänglichste Seele, welche am weitesten in sich irren und laufen und schweifen kann, die notwendigste, welche sich mit Lust in den Zufall stürzt, die seiende Seele, welche ins Werden, die habende, welche ins Wollen und Verlangen will —, die sich selber fliehende, welche sich selber in weitesten Kreisen einholt, die weiseste Seele, welcher die Narrheit am süßesten zuredet, die sich selber liebendste, in der alle Dinge ihr Strömen und Widerströmen und Ebbe und Flut haben —«.

Es ist erst diese allersicherste, zweifelloseste Seele, aus der die gesamte Welt voller Gefahren und Zweifel hervorgeht, und, wenn diese Seele ihres Sieges im voraus gewiß ist, auch hervorgehen soll. Aber diese Siegesgewißheit der eigenen Göttlichkeit kann kein Gott ihr verleihen, sie ist der intimste Entschluß, und ohne den Selbstzwang zu dieser absoluten Entschlossenheit liegt die ganze Welt im Argen, da ihr die Urvoraussetzung, die unverbrüchliche Vorbedingung zur Harmonisierung der Differenzen fehlt, in denen sie nur jenes Wesens wegen entbrennt. Es soll deshalb versucht werden, den Begriff dieses Wesens sowie den Urcharakter seiner Funktion, also der Welt, nüchterner zu fassen, als es der trunken-ekstatische Dichter tun kann. Was würde es bedeuten, das Nichts des Zweifels selber zu sein? Was bedeutet dieses Nichts, das der Zweifel, nachdem er

alles zerbrochen hat, immer noch zweifelnd in seiner zitternden Hand behält? Wer hindert ihn, auch noch diesem Nichts zu mißtraun?

Deswegen soll der Zweifel dieses Nichts am argwöhnischsten prüfen. Oder wäre er nicht darauf ausgewesen, das Nichts des Zweifels zu finden? Der Zweifel hatte alles vernichtet — warum vernichtet er nicht auch noch diese Vernichtung? Alles, was er aus den Händen fallen ließ, stürzte zentripetal ins Nichts: ließe sich dieses Nichts vielleicht zur Zentrifugalkraft reizen? Wenn es an sich weiterzweifelte? Wenn der Zweifel hier seine Kraft nicht ersticken ließe? Revenant würde? Weil er merkte, daß er das gefunden habe, was er suchte, sein lebendiges Gleichgewicht, sein Neutrum, seine persönlich indifferente Mitte, das lebendige Richtscheit aller Welt? Zum Zweifeln braucht man eine Angel, um die es sich dreht, das zentrale Nichts dieser Drehung. Der Zweifel, der jede Bejahung, jede Verneinung wie Feuer scheut, findet hier endlich die Balance seiner Extreme im reinen Nichts ihrer Berührung, entdeckt sich als den Äquilibristen aller seiner Gegensätze. Folglich sollte gerade der energischste Zweifler zu einer ganz anderen Beurteilung und Schätzung des Nihilismus kommen.

Das Nichts ist kein Extrem, es ist auch bei Leibe nicht die Versöhnung seiner Extreme: Ja ist etwas polar Anderes als Nein. Das Nichts ist also gleichsam ihre magnetische Indifferenz, ihre polarisierende Neutralisation, ihre differenzierende Zentrierung, das Zentrum ihrer Antipodie. Ist erst einmal über das Nichts umgelernt worden, was es nicht sei, dann läßt sich besser erkennen, was es sei: daß es nämlich den gesamten exzentrischen Zweifel in sich konzentriere, und zwar so innig, daß aus dieser Überinnigkeit gerade alle Extremisierung, also der Zweifel selber hervorgeht, sich erklärt.

Mitte ist sonst immer eine sehr banale Bestimmung, weil man verkennt, daß sie polarisierend ist, und es nur deswegen sein kann, weil sie den Antagon ihrer Extreme *discors* in ihrer lebendigen *concordia* hegt. Von diesem medialen Nichts also muß man ausgehen, dieses muß man als das Selbstverständliche voraussetzen, um von dort aus alle Unterschiede, die stets auf Extreme führen, erlebend zu verstehen. Also gerade Wer nur dieses Nichts aller Unterscheidung voraussetzt, wer in diesem neutralen Sinne unmittelbar

voraussetzungslos verfährt, hat in diesem Zentrum aller Divergenzen das einzige fruchtbare βαθος, worauf Alles polar gedeihen kann.

Mit einem Vorschlag: »es denkt« zu sagen, statt: »ich denke«, neutralisiert man eigentlich das Subjekt, die Person, man entreißt sie den Krallen des divergenten Zweifels, indem man sie dem Zentrum überantwortet oder, wie Dichter singen, das »Herz« zum »Kern der Natur« macht, zur persönlichen Indifferenz der, demnach polaren Natur. Jeder Versuch, in irgend etwas ‹positiv oder negativ› Angebbarem das persönlich beseelte Subjekt unterzubringen oder es zu leugnen, simpel zu annullieren muß mißlingen, weil gerade die totale Annullierung doch nur seine Unterschiedenheit annullieren kann. Ebensowenig deckt sich das Nichts mit irgend etwas Positivem. Dadurch enthüllt sich uns nun die kardinale Bedeutung des *Nihil neutrale*: es ist der »Ort« für die Person, fürs »Ich«, das demnach ein »Es«, aber persönlich ist. Person also ist das Indifferenzierteste von der Welt. »Ist« sie? Ihr »Sein« ist offenbar lebendig, aber neutral, nichts Positives, nichts Negatives, ein Exerzitium in der polaren Proteïtät, im Äquilibieren diametral divergenter Bestimmungen, deshalb kein positives Nein. Person selbst also ist das Exerzitium ihrer eigenen Kombination, der eigenen Herstellung aus ihren Extremen. Der »Mensch«, der seine persönliche Identität falsch und quer lokalisiert, ist selbst noch gar nichts anderes als ein Hindernis der Person, ihr Schatten, der den Herrn verdunkelt. Einzelne Menschen sind nur Inseln im submarinen Kontinent der Person, sie glauben aber an isolierte Personen, während gerade Person das Unisolierteste von allem ist.

Ein Mensch, der begriffe, daß er, von denen seiner Psychophysis angefangen, lauter polare Divergenzen erlebt, lauter Gradpaare von polaren Extremen, lauter polaren Unterschied, worunter eben auch der sogenannte seelische gehört, müßte mitbegreifen, wie wichtig es für ihn wäre, seine Person im Zentrum aller Divergenzen anzubringen, um, allem Unterschied enthoben, wie von einem archimedischen Punkte aus allen zu regieren. Ohne diese innerste Resignation auf Identifikation mit irgend etwas Unterschiedlichem, ohne dieses immense »Pathos der Distanz« von allem Distinkten, wird ihm die Distinktion niemals restlos gelingen. Ohne aus den Unter-

schieden vertilgtes, aus ihnen gemerztes, rein in sich konzentriertes Subjekt, ohne genaueste Zentralisation aller wesentlich polaren Interessen, ohne neutralisierteste Beteiligung erreicht man keine reinste Objektivität, keine exakte Differenzierung.

Diese Abstraktion von Unterschied ist gemeint, aber mißverstanden, mit jener berüchtigten »Uninteressiertheit« des »reinen Subjekts des Erkennens«, mit der Abstraktion nicht bloß von den Unterschieden des Interesses, sondern vom Interesse selbst. Auf den Gipfel kommt das Mißverständnis durch Leute, die ihr Interesse und folglich ihre Objektivität verdünnen, durch dünne Leute, die den magnetischen Witz ihres Interesses nicht merken. Als ob, ohne konzentriertes Interesse, sich überhaupt etwas erleben ließe! Das Interesse ist so wenig totzukriegen ‹obgleich dünn zu kriegen›, daß gerade sein »Tod« vielmehr das Zentrum seiner Geteiltheit ist und es zur Unteilbarkeit wieder auffrischt.

Welche Verwechslungen! Welche Verkennung, daß gerade der Mensch der intensivsten Interessiertheit, z. B. der Künstler, nur dadurch so objektiv ist, daß er das intensivste, unzerreißbarste Subjekt hat. Die sogenannte Indifferenz des Subjekts, die sogenannte Neutralität und Unparteilichkeit ist von der echten so verschieden, wie ein geschwächter Magnet vom kräftigsten. Davon abgesehen, daß sie in den meisten Fällen Heuchelei ist, man stellt sich unparteiisch, wo man, Parteilichkeit zu verbergen, Gründe hat. Es ist ein ähnliches Mißverständnis, wenn man »gleichgültig« im geringschätzigen Sinne von »schnuppe« gebraucht. Gewiß kann einem alles »egal« sein, wenn man die Unterschiede von ihrem Zentrum aus erlebt, sonst ist das aber ein viel zu gutes Wort für diese schlechte Sache, daß man sehr wenig, daß man matt interessiert ist und eben nicht absolut neutral, zentral. Gleichgültig sollte dann lieber »gleich wenig« gültig heißen, an diesem Wortschlendrian verrät sich der Schlendrian der Person. Eine wie Bismarck so sehr in sich zentrierte Person konnte vom Gefühl »absoluter Wurschtigkeit« reden und noch mit diesem Tonfall zum Verräter ihres Mangels werden. Es fehlt, wo man davon in solchem Tone spricht, die erste und letzte Ausgeglichenheit.

Ein Skeptiker muß das Zuviel vermeiden, er muß stimmen, neutral sein, das Verehren muß ihm genau so naheliegen, wie die »Schnuppig-

keit«. Absolute Gleichgültigkeit ist nichts Menschliches mehr, sie ist das göttliche Verhalten. Der Indifferente wird wissen, daß er Extreme egalisiert, und daß er das nur durch Contrebalance kann. Nivellieren heißt ja doch gewiß nicht, den Unterschied von Hoch und Niedrig auf »Niedrig« reduzieren, sondern ihre Antipodie bemerken und das indifferente Zentrum ihrer Differenz persönlich einnehmen. Von dort aus wird man, bei noch so scharfer Unterscheidung, doch nie die sorgsamste Entsprechung aus dem Auge verlieren, deren Niveau eben keine flache und breite Ebene, sondern Punkt ist, zentral.

Man denke nur nicht, daß der göttliche Indifferentist polarer Observanz die Gesetze der Identität und des Widerspruches anders annulliere, als durch Neutralisation. Er kassiert nur die entsetzliche Flachheit dieser Bestimmungen. Identität ist immer konzentrierte Identität des enorm Diversen, und Diversität geht immer polar ins Extrem. Man soll Magneten nicht nach dem Augenschein behandeln, der Homogeneität dort vortäuscht, wo Extreme sich disjunktiv berühren. Das Kontinuum liegt, als neutrale Größe, nur in der Indifferenz, alles übrige ist diskret: will man Gleichheit darin herstellen, so kann man das nicht durch nivellierende Kontinuation, man kann es nur durch paarweise Zuordnung der Extreme zueinander in Beziehung auf ihre sie disjungierende Indifferenz, also magnetisch. Die unmagnetische Behandlung des unendlich Selben führt in die einseitige Irre. Wenn der Monist sein *μονον* gehörig untersuchte, würde sich's ihm als pure neutrale Größe, als Indifferenz der polaren Differenz herausstellen. Mit Händen greifen läßt sich natürlich nur das Differente, und so greift auch der Logiker den extremen Gegensatz von Ja und Nein mit Händen und läßt sich unter der Hand dabei dessen polarisierende Synthese, das neutrale Zentrum, den Dreh- und Wendepunkt aller Alternativen entgehen, die polar unterscheidende Ununterscheidbarkeit von Ja und Nein, das polar bejahende, d. h. bejahende und verneinende Subjekt, nur in diesem lebendigen Zentralpunkte finden wir das ⟨von ihm aus polarisierende⟩ Subjekt, sonst nirgends. Dieses »eingeschlossene Dritte« verstößt, als *Zéro* aus den Extremen, nicht nur nicht gegen das oberste Gesetz der Logik, sondern gibt ihm vielmehr erst Kraft.

Kant hat allerdings, in seiner berühmten Schrift über die negativen

Größen, die logische Entgegensetzung gerade dadurch von der realen unterschieden, daß bei jener schlechthin nichts herauskäme, »*nihil negativum*«, bei dieser jedoch etwas: »*nihil privativum*«. Aber Kant verwechselt hier *non* mit *nihil*. Natürlich hat das logische Nichts nicht sensuale Funktionen, wie das reale, man hält es deshalb leichter für simpel gar nichts. Offenbar wäre es logisch absurd, daß dasselbe, was bejaht wird, im selben Sinn auch verneint würde. Das wäre keine Entgegensetzung, das wäre aber gerade Reduktion auf das *nihil neutrale* aller Möglichkeit von Entgegensetzung, wäre die logische Indifferenz, von der sich die reale gar nicht an sich, sondern durch die andere Art ihres Funktionierens unterscheidet. Dieser Punkt ist eben der Punkt, der, alles unterscheidend, selbst ununterscheidbar bleibt. Die reale Entgegensetzung enthält außer den Extremen noch deren *nihil*, das als solches auch vom logischen ununterscheidbar ist. »Nein« ist das polare Gegenteil zum »Ja«, das andere Ja, nicht lediglich dessen Wegnehmung, die dann freilich gar nichts übrig ließe. Näher besehen bleibt, wenn ich das Ja verschwinden lasse, noch das ganze Nein als das Gegen-Ja übrig. Verneinung des Ja hat ganz andere Bedeutung als seine Vernichtung. Damit, daß ich etwas nicht bejahe, habe ich's noch nicht verneint. Auf eine Frage muß ich noch lange nicht nein antworten, wenn ich sie nicht bejahe; ich habe noch die »dritte« Möglichkeit, nichts zu antworten. Symbolisieren kann ich mir die logische Entgegensetzung, wenn's wirklich eine sein soll, doch nur durch die reale, durch das Ausschlagen des Pendels nach der dem Ja entgegengesetzten Richtung; ihr *zéro* ist etwas durchaus dem realen *zéro* Vergleichbares. Auch realiter setze ich bei der »Aufhebung« nicht das eine Extrem an Stelle des andern, sondern indifferenziere beide. Natürlich unterscheidet sich die Logik generell von der sensualen Realität, aber nicht gerade in der Indifferenz: hierin allein ist auch der Gedanke von der Tat nicht unterscheidbar, Theorie ist hier Praxis, zumal ja gerade das »Dritte«, das *neutrum et commune*, sich der identifizierenden Konfusion der Extreme so lebendig wie ihrer tötlichen Zertrennung widersetzt. Auch die logische Negation ist so gut wie das reale andere Extrem eine positive Bestimmung, die nicht bloß bedeutet, daß man nicht affirmiere, sondern daß man konträr affirmiere. Nein heißt auf deutsch nicht bloß »ich

sage nicht ja«, sondern ich sage das positive Gegenteil von Ja. »Ich sage nicht nein«, heißt noch lange nicht »ich sage ja«. Hier gibt es auch logisch noch die real dynamische Indifferenz. Diese Null ist immer noch dreideutig, sie besagt stumm genug: minus null, plus null, neutrum. Dieses letzte ist die totale Indifferenz, das Zentrum des logischen Richtungsunterschiedes, das magnetisch funktioniert. Die logische Aufhebung soll nach Kant überhaupt nichts sein, aber sie ist nur die Aufhebung des Gegensatzes, den sie setzt.

Das »Überhaupt nichts« dagegen ist weiter nichts als der blinde Blick für das *nihil neutrale,* für die »tausend Quellen neben dem Durstenden« in derjenigen Wüste, die der »umwölkte Blick« erst schafft. Das absolute Nichts müßte auch sich selbst vernichten — was dann? Das wäre die unbändigste Affirmation von Ja und Nein. Das pure, krude Nichts, ohne Negation, ohne Position ist weiter nichts als Paralysierung der polaren Gegengewalten, die also vorhanden aber nicht entschieden sind und plötzlich herausbrechen können. Vergebens strengt das Nichts sich an, was Andres zu sein als das Nichts des polaren Weltunterschiedes, d. i. aber dessen lebendige Identität und Personifikation, der Schöpfer aller Differenz. Vergebens wird man angestrengt sein, die selbständige Person anderweitig zu lokalisieren als illokal in diesem nihilistischen Sinne, denn alles Lokale ist wesentlich unterschieden, zu guter Letzt gar extrem. Person ist nirgends zu finden als im absolut Identischen, das absolut Identische nirgends als im lebendigen Nichts, in der Welt-Indifferenz.

Man soll kopernikanischer verfahren als Kant, der den Zuschauer sich drehen ließ, um die Wandlungen in dessen Perspektive zu erklären, kopernikanischer als Kopernikus, der seinen Fixstern schon in der Sonne fand, wie Kant den seinigen im Gesetz an sich, diesem Symptom so sehr des Instinkts für Person wie des Mangels an ihr. Man wird die zuschauende und handelnde Person in gleichschwebender Ruhe belassen, ihr aber den anscheinend festen Grund und Boden der Erde ihrer vermeintlich selbsteigenen psychischen Differenzen unter den Füßen wegziehen und sie zwingen, das mit hellen Augen und geflügelt zu tun, was sie menschlich blindlings und kriechend vollzog: zu äquilibrieren, von ihrer Indifferenz aus polar zu differenzieren. Diese schöpferische Ruhe des »Zuschauers«, des

persönlichen Fixsterns, ist nicht das andere Extrem zur Bewegung der Perspektive, sondern deren Zentrum, das bei so gewaltig daran reißenden Extremen gar nicht anders fixiert werden kann als durch spontanes Äquilibrium. Wie könnte Indifferenz, so enormen Extremen ihrer selbst ausgesetzt, an Ruhe, an Fixiertheit auf tote träge Art denken? Das kann sie nur, wenn sie selbst ins Extrem auszuschweifen den Wahnsinn hat, wenn sie z. B. ihre Negative mit ihrer Neutralität verwechselt. Selbstverwechslungen, Verirrungen einer so labyrinthischen, proteischen Identität sind die Regel, sind ordinär, dagegen wird das Treffen ihrer pünktlichen Zentralität immer exzeptionell sein, und diese Ausnahme doch das Herz der Regel. Man hüte sich mit aller Kraft vor der positiven oder negativen Auffassung und Praktizierung dieses schöpferischen *Nihil personale* des polaren Weltunterschiedes, es ist die Welt selbst ununterschiedlich, das allen Unterschied Entfachende, und es verlangt die mediale Auffassung. Ihm ist der Unterschied fremd, es ist das Vertrauteste von allem. Indifferenz erst kennt, wenn sie sich erkannt, ergründet hat, jedes Extrem, sie gibt jedem das Cachet, das *granum salis,* das kosmische Aroma ihres universalen Duftes, sie ist die Würze der Welt.

Von dieser polar schöpferischen Mitte aus werden Extreme erst ansetzbar. Ohne das Bestehen z. B. eines unanzweifelbaren, absolut all- und unqualifizierbaren Wertes begreift man gar keine spezielle Wertqualifikation. Ohne dieses Neutralisierteste, Durchgemischteste, diese chemische Reinigung aller Werte und Wesen von ihrem Unterschied, ihrem Gegensatz, ihrer Relativität versteht und wertet man keinen Unterschied. Ohne diese unaussprechliche Weltliebe, die keine pantheistisch überschwängliche Gefühlstrunkenheit, sondern Disziplin der quasi mathematischen Präzisierung des persönlichen Zentralpunktes einer wahren Windrose von Weltunterschieden ist, spricht man keinen Unterschied der Liebe, den nur jener Gefühlsrausch verschwimmen läßt, jemals lebendig entschieden aus. Bedenkt man nun, wie ungeheuer drastisch sich die Unterschiede dem sie Erlebenden empfindlich machen, so wird man begreifen, wie unsäglich er sich mit dieser Drastik verwickeln, verwechseln, ja identifizieren, bis zur Selbstvergessenheit darin aufgehen, seine eigene exempte Neutralität wie den »Tod« vergessen könne, bis eben der Tod ihn erfrischend

an sie erinnert. Philosophie soll den Blitzschlag des Todes in das sanfteste und mächtigste Licht verwandeln lernen.

Die Erinnerung ist bekanntlich das Paradies, aus dem man nie vertrieben werden kann. Es nützt nichts, wie die Religiösen und Mystiker nur das »Innere« zu kultivieren. Eine ganz andere Weltkultur hebt an, wenn man im Innern das reine Zentrum des »Äußern«, d. h. in ihm die Ununterschiedenheit als die schöpferische Ausüberin des Unterschiedes persönlich erlebt. Dann erst wird die Welt, das Leben abrundbar vollkommen. Woher weiß man überhaupt von Unvollkommenheit als dadurch, daß man heimlichst, innerlichst das absolut Vollkommene kennt? Was man allenthalben Unvollkommenheit nennt, ist nichts als der in sich polare Selbstunterschied seiner eigenen persönlichen Ununterschiedenheit, deren Überträchtigkeit mit allen Unterschieden schwanger geht und polar niederkommt. Eigene Person ist der indifferente Pantheos aller Weltdifferenzen.

Es gibt z. B. niedrige, gemeine, ekelhafte Gedanken doch nur, weil es edle, hohe, entzückende, und diesen Unterschied doch nur, weil es den ihn indifferent Erlebenden gibt, diesen delikaten Punkt der kontrebalancierenden Berührung aller Extreme, ohne den sie einander, d. h. ihre sie polarisierende Identität verlören, tief »innen« empfindet sich diese *gêne*, dieses sensitive Gewissen, diese sorgsamste Gleichgeltung und Bindung der explodierten Extreme: Person. Wie sollte denn Person zur Beherrschung ihrer intimen Unendlichkeit kommen, wenn sie sich nicht polarisierte, nicht unterscheidend verbände, verbindend unterschiede! Die unendlich chaotische Zusammenhangslosigkeit ist ja selbst nur das andere Extrem des extremen Zusammenhangs, und beide sind Extreme der Person, deren reinste Kontrebalance, je nachdem die Person ihre neutralisierende Kraft aufbietet, sie gefährden und sichern. Es geht daraus hervor, daß die mediale Person die durchdringendste Empfindlichkeit für alle Extreme hat und an jedes von diesem Allgefühl zu kosten geben kann: der Niedrigkeit von der Höhe, der Höhe von der Niedrigkeit, wodurch sie zur Mittlerin aller wird, ohne sie jemals anders zu »versöhnen« als trennend, polar, magnetisch. Die menschlich lokalisierte Person, die parteiisch ist oder Parteien unreinlich versöhnt, ist gerade die Hauptstörung dieser rein medialen, von nichts wird das göttliche

Gleichgewicht so sehr gestört wie vom menschlichen. Das göttliche ist Antizipation des Todes und macht aus dessen abrupt eintretender Indifferenz die elastischste, die Extreme am Gängelbande behaltende, sie kontrebalanciert Vergehen gegen Werden, diese Extreme der Sterblichkeit, die der Tod zerhaut, schlingt sie in ihren lebendigen Knoten. Im Innersten muß man synästhetisiert sein, weltidentisch, leer von Differenz, um alle Differenzen gegenseitig für einander sensibel zu machen.

Es ist z. B. unendlich leichter, Milliardär zu sein als »kein« Geld zu haben, d. h. weder Vermögen noch Schulden, d. h. die unumgängliche Vorbedingung vor jeder Gelddifferenz. Wer diese persönliche Neutralität lebendig wäre, hätte den Geldunterschied disponibel, jedes finanzielle Extrem wäre gerade diesem »Besitzlosen« absolut zugänglich, dieser seelisch zentrierten Geldmacht wäre keine menschliche Börse gewachsen. Geld ist unvergleichlich mehr als man denkt eine intim persönliche Eigenschaft ‹wie z. B. auch Zeit›. Die Macht des Zufalls bricht sich allemal an der der echt eigenen Person, sie würde an der der neutralisierten zerschellen. Eine Person mag noch so energisch sein, aber ohne diese rein neutrale Präzision ihrer Energie erfährt sie die schrecklichsten Schwankungen und Verwirrungen. Die Extreme des Lebens, die der sie indifferenzierenden Person präzis einander parallel gehen, verqueren, verschränken und überkreuzen sich der menschlichen. So verklammert sich über der Gegenwart Vergangenheit mit Zukunft, sie liegen sich in den Haaren, und es gibt noch gar keine echte persönliche Gegenwart.

So korrigiert sich das menschliche Mißverständnis des »Gewissens«. Es nutzt gar nichts, irgend etwas zu negieren. Man kann auch das Gewissen nicht negieren, ohne es zu ponieren. Etwas, das überhaupt unterschieden ist, ist etwas, sogar die wahnsinnigsten Gebilde des Aberglaubens, Hexen z. B. sind etwas. Falsch an solchen Unterschieden ist nur das isolierte Behaupten, der Mangel an Blick für die totale Differenz, in die sie gehören, die Unfähigkeit zur polaren Abwandlung dieser Begriffe. Z. B. »Hexe« kontrastiert etwa gegen die »gute Fee«, diese Extreme sind das Erlebnis einer realen moralischen Differenz, die in der Tat ins Exorbitante geht. Etwas von der Universalität Verlassenes gibt es nicht. Aber es gibt sogar

»Magie«, wenn man sich die Differenz der Schwierigkeit einer Leistung vorstellt: Extreme der Allmacht, die von der Indifferenz aus fungiert werden, das kann ins Abenteuerliche gehen, und unsere Handlungen sind in dieser Differenzierung mitinbegriffen. Man hat also auch die »Magie«, d. h. alles Tun von innerst her »ohne Apparate«, Schöpfung, nur zu negieren, wenn man sie ebensosehr poniert. Es ist etwas damit, daß man's negiert, durchaus nicht erledigt. Allerdings glauben das sogar manche »Logiker«, geschweige denn Laien, und doch ist es Unsinn, denn Nein ist eben kein Verschwinden, keine »Aufhebung« des Ja, sondern dessen positives Gegenteil, und Beides wird auf einen Schlag rege. Diese Erregung geht aus von der Beides erlebenden, fungierenden Indifferenz. Viele Logiker wähnen gedankenlos, das Ponieren setze was, das vordem überhaupt nicht da war, so können sie sich einbilden, dieses durch Negieren überhaupt wieder wegzunehmen. Die Sache liegt aber anders: sie ponieren und also negieren, d. h. sie differenzieren etwas, das auch ohnedies da war, nur eben bloß indifferenziert. Auf ihre Position oder Negation kommt es also relativ gewiß an, absolut aber unendlich weniger als sie irrtümlich, weil sie blind gegen die neutrale Größe der Indifferenz sind, annehmen.

Was denkt man eigentlich bei sich so lächerlich zahm? Man vergißt, daß alles Differenzieren die bloße Auswirkung der persönlich eigenen indifferenzierten Allmacht ist, und daß, diese positiv auswirken, eo ipso heißt, es auch negativ tun, da man sonst nur halb differenzieren würde. Wie soll aber durch noch so vieles, noch so praktische und geistreiche Differenzieren die inwendige Allmacht zum Vorschein kommen, wenn man diesen Zweck des ganzen Differenzierens über dem Mittel vergißt, die Extreme einseitig *gradatim* aufeinander bezieht und so der Wahrheit ihrer medialen, sie polarisierenden Indifferenz, auf die sie sich mit gleicher Gewalt, aber gegenseitig beziehen, den göttlichen Mittelweg versperrt?

Mitte ist keine banale, sondern eine polarisierende Bestimmung, sie repelliert und attrahiert Extreme und wird dadurch manifest, wenn man diese Extreme nicht ohne sie unmittelbar zu verschränken trachtet.

Wie der Grund des Differenzierens die unfaßbare Indifferenz ist,

so ist ihre Faßbarkeit, ihr Zum-Vorschein-kommen sein Zweck, den man verfehlt, wenn man sich's in sich selbst verlaufen läßt. Es ist also, in diesem Interesse aller Interessen, notwendig, daß man jedes Erlebnis polar beleuchte. Ist es einmal erlebt, so stelle man seine Extreme, sein Pro und Contra, sein Ja und Nein energisch heraus, man mache sich klar, daß dieser Kontrast von der persönlich eigenen Mitte ausgeht, und benutze ihn zur Realisation der sichtbaren Erscheinung dieses ihm neutral voranwaltenden schöpferischen Wesens.

Der Positivist des Gewissens verantwortet sein Sein und Tun rigoros, er fühlt sich schuld an seinem Charakter, hält sich für dessen eigenen Schöpfer und — muß auf seinen Gegensatz stoßen, den Negativisten des Gewissens, der das auf den Kopf stellt, alle Verantwortung leugnet, sich sonach durch und durch Kreatur fühlt, nach dieser Seite hin, im radikalen Ablehnen jeder »Schuld«, rigoros ausfällt. Ist nun der Beurteiler dieses diametralen Gegensatzes ein Zweifler, so wird er sich nicht getrauen können, einer der beiden Seiten sein Gewicht zu geben. Eine solche Entscheidung wäre hier auch Wahnsinn: kein Nein hebt ein Ja auf, das ist Irrtum, sondern leistet ihm positiven Widerstand. Den Ausschlag gibt hier nur der Indifferentist des Gewissens, mit Ja gegen Nein, und zwar nach seinem freiwilligen Belieben, das jedoch immer nur polar verfährt. Es steht ihm nicht frei, ungegenseitig einseitig zu sein. Folglich hat er allein wirklich das neutrale und kardinale Gewissen. Es kann also niemals gefragt werden, ob es etwas gebe, ob es das Gewissen gebe, es gibt Alles und noch Einiges dazu. Es fragt sich immer nur, was in der Position, in der Negation und in der polarisierenden Indifferenzierung dieser Differenz daraus werde. Eine »Aufhebung« des Gewissens oder der Moral ist also die lebendige Indifferenzierung ihrer Differenz, eine andere Aufhebung scheint es zwar zu geben: aber die Durchschauung gerade dieses Scheins war diejenige der letzten Augentäuschung der eigenen Allmacht über sich selbst.

Wer die Negation des Gewissens für dessen Beseitigung hält, statt für das Widerspiel von dessen Position, läuft freilich herum, wie so viele interessante Leute, die gegen die Position ihres Gewissens wüten, bis sie..... sich nicht mehr meldet. Sie scheinen dann

indifferent: aber der schöpferisch Indifferente ist nicht mit seiner matten Karikatur zu verwechseln, dem blinden Schwächling, der die Extreme feig in sich vermeidet, statt ihre vernichtend-schöpferische Berührung in sich zu empfinden, mit dem faul und träg »Indifferenten«, der kein Ja, kein Nein, geschweige ‹wie der lebensecht Indifferente› Beides polar entschieden herausbringt. Man muß göttliche Augen dafür öffnen, daß diese sogenannte »Indifferenz« ein Wesen ist, das gerade die echte Mitte, also die echten Extreme wie Feuer scheut und sich gerade vornehmlich mit den mattesten, grauesten Vertuschungen behilft. Es scheut Äquator, Pole und Zentrum und sucht die gemäßigten Zonen. Es scheut Tag und Nacht, das persönliche Wunder ihrer Gleiche und sucht die Dämmerungen. Es ist ein Wesen, dem man erst vielen Mut zu sich selber machen müßte, um sein fades à peu près zur Präzision zu bringen. Soviel steht fest: der Ring des Gewissens, den wir durchlaufen haben, hat zwar überall seine Mitte, aber par excellence doch nicht auf seiner Peripherie, sondern im Zentrum ihres Kreises, die Punkte der Peripherie sind sehr verschieden betont und gerichtet. Es wäre vergebens, diesem Kreis entrinnen zu wollen, oder sich gegen die Einsicht zu sperren, daß man, ohne das Zentrum inne zu haben, sich an irgendwelchem seiner peripherischen Punkte aufhalten könne, deren jedes das Zentrum radial mächtig ist. Man kann das Gewissen majorisieren, minorisieren, vertuschen, indifferenzieren — aber nicht loswerden, so steht es mit Allem, mit dem Ganzen. Gerade im »Nichts«, zu dem man etwa fliehen wollte, findet man das All, wenn man nicht blind gegen das eine polare Weltdifferenz indifferenzierende Wunder dieses Nichts ist, dieses an sich ineffablen Individuums allegorisch polarer Individualität.

Wie tief geht die Möglichkeit des Selbstvergessens wenn es nötig ist, eine ganze Philosophie an Stelle dieses Todes zu setzen! Zwar, Wissen ist nicht Macht, aber Wissen um Indifferenz ist Wissen um Allmacht, und der indifferente Gedanke der Allmacht kann wissend und wollend polar differenziert werden, wenn er erst einmal gefaßt wird.

Im Menschen fehlt das allgemeine, das Universalgefühl nicht, aber es ist von den Schlingpflanzen der besonderen und gemischten so überwuchert, daß er's gar nicht mehr echt in sich wahrzunehmen

scheint und präsent hält. Er hat das Weltgewissen inne, ohne es zu merken. Wäre die Seele nicht welthaft, so könnte sie keine Welt erleben. Es ist ein verkehrter Ausdruck, das eigene Selbst »erweitern« wollen, damit es das Allgemeine fassen könne. Dazu gehört keine Erweiterung, sondern Zentrierung bis zur Punktualität, nur der ungeteilte Punkt schließt den ganzen Raum auf einmal ein. Welt-Sympathie tritt ein, sowie man sich von der Geteiltheit im Innersten befreit, sowie man sein Innerstes lebendigst stringiert. Die Welt-Seele unterscheidet sich von der menschlichen nur durch die präsenteste Präzision dieser Indifferenz, durch die letzte Strenge der Konzentration, die Weltseele ist der Nullpunkt der Welt, ihm nur gelingt eine ganz und gar nicht mehr schlotternde Welt.

Menschen sind abergläubisch genug, zu wähnen, ihnen sei innerlich mehr eingeräumt als der Punkt, aber dadurch erhalten sie äußerlich weniger. Die Zeit z. B. kann nur von der Geistesgegenwart aus beherrscht, ja verewigt werden, und der gegenwärtige Moment ist ein Punkt, den nur diejenige Seele erlebt, die sich nicht teilt. Nun aber schwankt, wankt und zittert der Mensch genau in diesem Punkte, und die wenigen, die ihn fassen, vergessen, diese *idée fixe* lebendig anzuwenden, verlieren die Schöpfung der Welt darüber aus den Augen, bis sie sich ihnen tötlich in Erinnerung bringt. Es ist tragikomisch, den Unbeholfenheiten des Menschen im Umgange mit seiner eigenen Göttlichkeit zuzusehen. Nemo contra Deum nisi Deus ipse. Gott zu sein, genügt nicht, man soll es auch werden, weil man es ist: hier liegen die Fußangeln und Fallstricke der eigenen Magie. Man besitzt Vollkommenheit nur, um sie zu erwerben, um schöpferisch durch sie zu sein. Es genügt auch nicht, zu erwerben, wenn man sich nicht bewußt bleibt, daß man indifferenziert bereits persönlich besitzt, was man durch schöpferischen Erwerb nur noch differenziert polarisieren kann und soll. Der Mensch hat sich in allen Erwerb so gedankenlos versenkt, daß er darüber geradezu vergessen hat, was er erwerben soll, und mit seinem Erwerben grund- und zwecklos in der Luft schwebt, ohne sogar die Lust dieses Schwebens auskosten zu können, so daß man ihm zurufen muß: besitze erst wieder was du erwirbst, um es wirklich zu erlangen und besser zu sein! Sei erst wieder »magisch«, allmächtig, ungeteilt, weltvoll, all-

liebend, zentral und total, wirklich, wirksam, göttlich! Daraus würde sich Alles ergeben, der Kunstgriff, so zu sein, ist kinderleicht beigebracht. »Erlösung,« sagt Goethe, »ist ein himmlisch leichter Zwang«, es ist der Zwang zur Wiederentdeckung der Indifferenz der eigenen, nicht differenzierten, sondern polar differenzierenden Seele. Nur die indifferente Seele kann differenzieren. Die einzige Freiheit, die es gibt, ist nur diese innere Freiheit von und zur Differenz. Diese Freiheit ist kein Gegenteil, sondern Zentrum alles Zwanges, aller Notwendigkeit. Freiheit ist nur dann absolut, wenn sie von aller Relation absolviert ist, als Generalrelation zu aller Partialrelation. Freiheit ist also indifferenzierte Notwendigkeit, nicht frei von dieser, nur von ihrer Differenz. Kurzum, persönlich frei ist nur die magnetische Mitte des Notwendigen, hier ist Freiheit die Notwendigkeit in eigener Person. Nichts geht Menschen mehr *contre coeur*, sie mißverstehen die Freiheit als das Xbeliebige im Gegensatz zur »strengen« Notwendigkeit. Sie haben den Aberglauben der freien Willkür als der Gegnerin alles Zwangs, aller Zucht und Strenge. Tatsächlich gelingt ihnen auch die blinde Illusion einer völligen Verbergung ihrer persönlich eigenen rigorosen, exakten, lebendigen Fatalität. In aller Unschuld wähnen sie sich frei von Zwang, und wenn man ihnen theoretisch diese Freiheit widerlegt, beweisen sie sich praktisch deren Transzendenz. Der sterile Scheinbegriff des nicht intim persönlich auf sich selbst reflektierenden Absoluten richtet hier allzumenschliche Verheerungen an, er nasführt sie mit Scheinfreiheit oder Scheinnotwendigkeit, die nur der durchschauen kann, der endlich merkt, daß es sich um Gegengewichte und deren sie aus sich erzeugenden Balanceur handelt. Absolut sein, frei von Abhängung kann man nur als Balanceur, nicht als Wegwerfer der in sich gegengewichtigen Notwendigkeit, alle »Aufhebung« ist nur Aufhebung durch Opposition, mag auch noch so bestechend der Anschein des Nicht-Vorhandenseins der Extreme vorgetäuscht sein. Ähnlich täuscht sich der Blick auch über manches Durchsichtige:

»Durchsichtig scheint die Luft so rein,
Doch trägt sie im Busen Stahl und Stein.«

Was die Täuschung noch bestechender macht, ist die verführerische Ähnlichkeit des einen Extrems mit dem ersehnten Ideal: so ist das

andere Extrem zum zunehmenden Zwang das umgekehrt zunehmende. Extreme Freiheit ist nur umgedrehter Zwang, ohne diese Gegenseitigkeit verliert jeder Pol für sich seine Bedeutung. Man versichert sich der wahren Herrschaft durch das Einnehmen des intimen Gleichgewichtspunktes. So hat Willkür ihre Extreme, an deren einem sie immer mehr und mehr ab-, am anderen immer mehr zunimmt, dadurch, daß sie dem einen nachstrebt, kommt sie vom anderen nicht los, es folgt ihr, es hindert, es bremst sie. Wenn sie ihren echten Vorteil versteht, erwählt sie sich die lebendig-präzise Beherrschung beider durch das schöpferische Innehaben des polarisierenden Mittelpunktes. Derart befreit man sich selbst von aller falschen Tendenz nach illusorischer Beliebigkeit. Die einzige Freiheit, die es gibt, ist diese Freiheit, polarisierende Indifferenz aller Differenz zu sein. Wer sie mißbraucht, gerät in die Räder seiner eigenen Maschinerie. Man soll innewerden, daß man die lebendige Drehangel aller Alternativen ist, und sich nicht einbilden, vor die Wahl des einen oder des anderen Extrems gestellt zu sein. Das persönliche Nichts der Welt ist nur das Nichts ihres polaren Unterschiedes — ein Satz, der zur Welt dermaßen zwingt, daß gerade der Allerfreieste das Schicksal selber sein muß, schöpferische Welt-Angel. Sich mit der Freiheit um die Notwendigkeit herumdrücken zu können, ist der gemeinste Wahn des Menschen, Freiheit ist aber das Fatalste von Allem, intime Mitte des Fatums. Man hat nur die Wahl, diese Mitte schöpferisch rein oder leblos unrein zu praktizieren: rein vom Unterschiede ihrer eigenen an ihr rüttelnden Extreme, oder zitternd, schwankend, befleckt von ihrer eigenen Gegenseitigkeit. Diese Wahlfreiheit hat man in der Tat. Man kann diesen seelischen Punkt, zu dem man gezwungen ist, strikt präzisieren oder schlottern lassen, die Meisten glauben desto freier zu sein, je mehr sie schlottern. Wem es evident geworden ist, daß Freiheit nichts ist als die polar schöpferisch lebendige reine Grenze des Verkehrs zwischen minus und plus ihrer selbst, an sich selber hohle Kommunikation, der wird es von dem an für absurd halten, diese unausgedehnte Grenze auch nur im Geringsten verbreitern zu wollen: Freiheit ist nur absolut, wenn sie persönlich rein ist von ihrem polaren Selbstunterschied, Selbst-Widerstreit.

Es ist nicht möglich, das unaussprechlich Überschwängliche, Ab-

solute, Freie, Göttliche, Unsterbliche, Unendliche anders zu erleben als polar in sich widerstreitend, von sich selbst schöpferisch in die Mitte der eigenen Opposition genommen. Wenn dieses absolut allmächtige Wesen kein Chaos bleiben, wenn es herzhaft eigene persönliche Identität bekommen, vielmehr, seine chaotische Identität ihr persönliches Zentrum finden soll, so muß es diametral von sich verschieden sein. Das Identische der Welt ist nur neutral konzentrierte Identität von Divergenzen, und wenn seine Divergenz noch obendrein in verschiedene Begriffe zerdacht, in verschiedene Worte zersprochen wird, so daß schließlich gerade das identische Wesen, dessentwegen Alles geteilt, d. i. polarisiert ist, darüber vergessen wird, so soll man sich seiner von frischem erinnern. Der Glaube an etwas außer diesem Wesen, an »Endliches«, Zwangsweises, Schicksal, Ohnmacht, Sünde u. a. Unvollkommenheiten ist von vorn bis hinten eine einzige Selbstvergessenheit, es gibt alle diese zerrissenen Unvollkommenheiten nur, weil es ihre göttlich runde Vollkommenheit gibt, und selbst das Vergessen dieser Vollkommenheit nur, weil das absolut vollkommene Gedächtnis nur die Äquilibrierung seines Überschwanges, des eigenen Minus und Plus ist, Indifferenz der eigenen Polarität. Gerade aus der Exorbitanz des allmächtigen Wesens erklärt sich die Notwendigkeit seiner äquilibrierenden Funktion. Alle Mißverständnisse und Vergeßlichkeiten entstehen also nur daraus, daß man diese Äquilibrierung verfehlt, sich nicht einmal darnach erkundigt. Aber sowie nur ein Wesen genannt wird, ist es nötig, dessen Überreichtum anzuerkennen, dessen plus und minus zu untersuchen, seine Balance persönlich herzustellen, jede andere Methode, sich damit zu beschäftigen, ist Irrweg. Ohne diese Balance ist die Richtung auf das plus — z. B. an »Güte« — so gefährlich ‹für den identischen Zusammenhang des Gedächtnisses, des persönlichen Bewußtseins› wie diejenige auf das minus, mit ihr die auf das minus so ersprießlich ‹zum selben Zweck› wie die auf plus. Das persönlich Innere, das Selbst, Subjekt, der eigene Wille hat gar nichts in willkürlicher Gewalt als bloß diese Balance, diese magnetische Indifferenz, diese polar divergierende Identität, durch sie aber Alles. Recht verstanden, ist also diese seine einzige wahre Freiheit das schöpferische Meisterstück präzisester gesetzmäßiger Willkür.

Um aber gar keinen Zweifel darüber zu lassen, was letzten Endes hier gemeint sein muß: Der Gott im eigenen Busen, die persönliche Inwendigkeit aller Auswendigkeit, schöpferisch neutrales *commune* aller Welt von Unterschieden. Diese gesamte Welt von Unterschieden ist nichts als der Kunstgriff des innersten Gottes, seiner eigenen Allmacht Meister zu werden. Gott sein ist lebendiges Verdienst, schöpferischer Besitz, immerwährende Veräußerung eigener Innenmacht. Psychische, logische, mathematische, materielle Unterschiede gehorchen nur dem Dieu balanceur ihrer Gegengewichte, nur der besonnensten Indifferenz. Um so schlimmer für eine Welt der Auswendigkeit, die ihre Inwendigkeit tödlich vergessen hat. Deren intimer Gott ist, aber tot ist. Es ist furchtbar und erheiternd, diesem Schauspiel von Menschlichkeiten zuzusehen, dieser sinnvollen Tragödie, die ihren Sinn vergißt.

Gott, das absolute Erlebnis im intimsten Innern des Menschen, müßte ebensosehr extensiv sein relativstes, d. h. polarisches von diesem absolut medialen, neutralen, kommunen aus werden, damit der träg scheinende Gott rührig, der Gott, den jeder tot innehat, auch schöpferisch erworben würde. Es gibt kein »Sein«, das nicht im polaren Werden, im Erworbenwerden bestünde. Die Welt ist nichts als die Polarisation des schöpferisch indifferenten Gottes, der polare Überfluß seines embarras de richesse, Gott nichts als die intim persönlich absolute Identität der polaren Welt. Folglich ist Welt seine polare Beschäftigung mit sich selbst. Soll der inwendige Gott nach außen kommen, so begreife er vor allen Dingen die wesentliche Polarität dieser Selbstäußerung, dieses Außen als seine eigene Selbstentzweiung. Die Stutzigkeit der Welt vor Gott, Gottes vor der Welt, wodurch ihr Verkehr sich so sehr verwirrt, hört auf, sobald die Welt als polare Kontrastwelt erkannt ist, deren schöpferische Neutralität der Gott im eigenen Busen ist. Persönliche Inwendigkeit also muß absolute magnetische Mitte ihrer gesamten Auswendigkeit sein, um ihrer nicht nur mächtig, sondern schöpferisch allmächtig zu werden. Das Wesen der eigenen Allmacht besteht nicht im Schaffen, sondern im polaren Schaffen. Der Schöpfer muß gegenseitig, muß auch negativ schaffen, wenn er positiv schaffen will, das ist die in sich korrelative Bedingung, von der auch das Absolute

nicht absolvierbar ist. Allmacht ist nichts simpel Ponierendes, sondern sie poniert polar. Ein so ungeheuer buntscheckiges Wesen muß mit seiner eigenen Buntheit um Klarheit kämpfen, ein so proteisches verstrickt sich selbst in lauter Alternativen und Antipodien, in die Tragikomik der Wahl, es widerspricht sich, widerlegt sich, hat keine Möglichkeit sich zu behaupten, es sei denn als Contrebalanceur seiner eigenen Gegengewalten. Unendliche, übermächtige Wesen müssen sphärisch werden, um zu werden. Damit ist nicht gesagt, daß sie buchstäblich Kugeln sein müssen, aber die Kugel ist ein primitives Paradigma dieses göttlichen Selbstwiderspruchs, nach dem sich z. B. auch alles Physiologische richten muß. Das Absolute schafft polarisierend korrelativ. Das absolut indifferent Inwendige, der »Gott im Busen«, das absolut Freie, Unsterbliche, Proteische, das Maß- und Zahllose, Unbestimmte, Unbegrenzte, die schöpferische Allmacht, das Weltprinzip, das »Ding an sich«, das persönlich Individuelle, das Welt-Identikum, das Wunder, perpetuum movens, »Stein der Weisen«, »Quadratur des Zirkels«, Auflösung alles Widerspruchs, das Überall Immer und Alles in Allem, dieses Wesen der Wesen, das Wahre, das Alleinige ist: Aber es ist nicht auswendig, nicht objektiv, nicht differenziert, nicht im menschlichen Innern, das noch von differenten Zweifeln geteilt ist, sondern intimst ungeteilt im Herzen des Herzens. Gewisser als die unendliche Differenz aller Gedanken- und Sinnendinge ist diese absolut intime Indifferenz, die man persönlich, aber nicht mehr bloß menschlich, erleben soll, um alle jene Differenzen schöpferisch allmächtig erleben zu können. Und diese jeder differenzierten Gewißheit intimstzentral überlegene Gewißheit ist im Menschen scheintot eingesargt, begraben. Der Mensch, der so leicht imstande ist, aus dem einen Extrem ins andere zu stürzen oder Extreme zu vertuschen, ist ganz offenbar unfähig, ihre reine ⟨von ihnen reine⟩ Berührung schöpferisch präzis in sich selbst aufzufinden, kraft deren er sie zentral beherrschen, ja erschaffen kann. Er kann schwärmen und ausschweifen, mit Unterdrückung seiner Depression und Exaltation nüchtern sein, ernüchtert sich aber nicht zum rein absoluten Mittelpunkt der Sphäre seiner rasenden Antipodien. Und ohne diese radikale Selbstbesinnung bleibt seine persönliche Allmacht, seine zentrale Welt-Balance, seine In-

wendigkeit aller Auswendigkeit, sein absoluter Spielpunkt zwar unverloren, aber so gut wie fehlend: getrübt, verschleiert, gekränkt und irre. Der letzte Schleier, der die Isis der eigenen Allmacht verhüllt, ist die psychische, die sogenannte »subjektive« Differenzierung: das echte Subjekt ist wesentlich zentral indifferent. Wo noch Differenz ist, sind wir noch draußen im Objekt, sind wir noch selbst Kreatur. Zu glauben, daß der Weltgehalt sich im Objekt erschöpfe und das indifferente Subjekt nur noch als jeu d'esprit hinzukomme, ist das Symptom der Schwäche des eigenen Subjekts, derentwegen es sich menschlich in seine eigene Differenzierung verliert: erst das absolut ungeteilte Zentrum, worin der Kreis sich innigst zusammenzwingt, ist dessen springender Punkt. Seele zentriert die Welt. Um aber solches absoluten Mittelpunkterlebens mächtig zu sein, soll sich das inwendige Subjekt den Menschen abgewöhnen.

Der Mensch ist eine Differenz, die dieser absoluten Inwendigkeit eingespielt instrumental zu Diensten ist, ein taugliches Medium ihrer Wirksamkeit, ein täuschender Wechselbalg der Person, nicht sie selbst. Zur Weltseele taugt er nur als deren auswendiges Werkzeug; er ist nicht inwendig; inwendig soll man ihn vergessen, um ihn feinmechanischer zum eingespieltesten Werkzeug der göttlich innersten Willkür zu machen, zum Automaten der eigenen göttlichen Spontaneität. Der Mensch ist die letzte Verhinderung seiner eigenen persönlichen Allmacht. Wird auch er noch aus dem Welt-Subjekt, das er sonnenverfinstert, ganz und gar in die objektive Welt ausgeboren, dann erst wird die innerste Allmacht frei. Bis dahin umwölkt die triste Nebensache des menschlichen Pseudoinnern weit und breit die strahlend reine Person der absoluten Inwendigkeit. Der Lärm der menschlichen Seele übertäubt noch seinen eigenen intimsten Urheber. Die Raserei des Kreises verzerrt und verrenkt Zentrum und Schwung.

Um die allgemeine Weltverständigung persönlich herzustellen, soll man sich allem »Äußeren«, allem Differenzierten zuvor im Innersten entfremden. Diesem »Tode« gegenüber ist nun der Mensch auch extrem gesinnt, feig oder tollkühn, oder Beides in trüber Kombination empfindend. Er ringt sich die Absolvierung des Innern vom und zum Äußern nicht rein und restlos ab; er überschießt diesen Ausgangspunkt oder bleibt dahinter zurück; trifft ihn nicht präzis.

Seine Inwendigkeit als reine Indifferenz ist trüb vorhanden, aber nicht absolut klar präzisiert. Die reiche Auswendigkeit verlockt zu einer Unmenge von Fehlgriffen in diesem einzigen Punkte, auf dessen Präzision alles ankommt. Diese ganze reiche Auswendigkeit ist nur für ihren Silberblick, den Inwendigsten, ihren Schmelz- und Siedepunkt, für ihren liebendsten puren Amensager und Segner. Und nur dieser erlebt wirklich ihre polare Harmonie, die ohne die absolut stimmende Reinheit dieses Erlebens sogleich dissonant werden muß. Nur Narren warten angesichts der kolossalen Differenziertheit der Außenwelt auf die Resultate der wissenschaftlichen Induktion: göttliche muß deren allerletztes längst antizipiert haben, um ihr allererstes erleben zu können. Es wäre unendlich töricht zu wähnen, daß die Erfahrung den Erfahrenden ewig . . . draußen bleiben lassen wollte.

Die Welt ist nur das polare Rückbleibsel der absoluten Seele, der differenzierte Auswuchs dieses ungeteilt innigsten Kerns, dessen göttlicher Gehalt zu mehr als einer Welt ausreicht, weil er unerschöpflich ist. Und gerade darum ist die Seele weltlos, radikal unauswendig, frei, unbedingt, um der auswendigen Welt mit ihren Schranken und Bedingungen polar mächtig zu sein. Diese inwendige Freiheit, diese unbedingte Weltherrschaft und -liebe, diese bündigste Macht und von allen Beeinträchtigungen reinste Idee ökonomisiert polar ihr eigenes Zuviel und ⟨infolgedessen⟩ Zuwenig, ihre eigene Differenz, die so groß wie die Welt ist, ihre eigene Auswendigkeit. Und hier eben lauern die Gefahren nicht für ihr Sein, aber für das Festhalten seiner reinen Präzision und Präsenz, hier wird sie »Mensch« erschüttert, erschreckt, aus der Fassung gebracht. Ihre Erfahrung belehrt sie darüber, daß sie sich selbst nicht anders erfahren könne als zwieträchtig, zwiespältig. Und wenn Jahrtausende darüber hingehen sollten, bevor Ewigkeit »Zeit« polar erlernte: durch diese persönliche Ewigkeit wird dann alle verflossene und kommende Zeit schöpferisch kompensiert. Das ewig Inwendige paßt zu seiner Auswendigkeit absolut genau, aber nicht schlechthin unmittelbar, sondern bloß durch das Mittel des Äquilibrierens, das polar geübt, eingespielt werden soll. Die gesamte Auswendigkeit ist nichts als der Zwiespalt, in den das Inwendige durch seinen Überreichtum ⟨hinter dem

es notwendig immer wieder ärmlich zurückbleibt) mit sich selber tritt. Folglich hat es zu begreifen, daß es, außer seinem Pro, überall auch sein Contra erleben soll und muß und hat seinen Mittelstand absolut rein von und zu Beiden zu präzisieren. Es hat zu begreifen, daß die Welt seine Wage ist, und um zu wägen, soll und muß es der lebendige Haken des Zeus, Indifferenz ihrer Differenz sein. Am Auswendigen kann das Inwendige nicht eher sein klares Wunder erleben, als bis es dessen Zwiespalt rein entscheidet, als bis es der gewissenhafteste Waghalter der eigenen Gegengewichte geworden ist. Selber unangefochten, soll es durch alle seine polaren Widersprüche schreiten lernen, dann müssen diese restlos in ihm übereinstimmen. Wer sich von ihr innerlichst weder zerreißen noch zerquetschen läßt, absolut integer vitae, gibt der Welt erst ihren absolut genauen Zusammenhang. Dazu gehört ein Herz von elastischster Strenge, es gehört Herz dazu. Auf die Dauer widersteht einer Inwendigkeit, deren Festigkeit schöpferisch unendlich akkommodabel ist, keine Welt von Gegensätzen. Dieses inwendige Wunder bewährt sich außen, wenn die Seele sich absolut in sich zusammennimmt, ihre Unerschütterlichkeit aus aller gegenseitigen Erschütterung wiederherstellbar sein lehrt. Da bereits die psychischen Differenzen »draußen« sind, jedoch mit dem bestechendsten Anschein des eigenen Inneseins täuschen, so liegen hier die größten Gefahren für diese weltschöpferisch zentrale Ruhe der rein indifferenten Seele. Hält diese sich rein auch noch von der Scheinlebendig- und Persönlichkeit der sogenannten »subjektiven« Differenzen, die wahrlich was ganz Äußerliches wie Körper sind, so muß ihr diese gesamte auswendige Welt polar zufallen, da diese mit der stürmischen Bewegung ihrer Milchstraßensysteme gar nichts Andres suchen kann als sich selbst, diese weltmächtige Ruhe in der Heimat ihres eigenen Innern. Die Vernichtung der relativen, der menschlichen Person, die hier statt durch »Tod« durch Philosophie erfolgt, bedeutet die Schöpfung der Welt aus dem eigenen Innern und die Degradation des Menschen zum sensibelsten Automaten der göttlichen Willkür.

Also die gesamte differenzierte Welt richtet und renkt sich nach der Maßgebung unserer eigenen differenzierenden Indifferenzkraft. Wir haben keine andere Gewalt über die Welt, als ... »keine« in

diesem neutral-absoluten Verstande. Begreife man also diese Wichtigkeit einer differenzschöpferisch einfachen seelischen Verfassung! Der scharfrichterliche Kritiker seiner selbst läßt alle Differenzen über die Klinge seiner Selbsterkenntnis springen. Vor dem schonungslos kritischen Blicke, mit dem er sich selber prüft, findet nicht die leiseste Geteiltheit, keine Ahnung auch nur eines Unterschiedes Gnade. Seine Genugtuung ist nicht eher erreicht, als bis er sich im ungeteilten Besitze seiner selbst befindet, im Apriori auch noch der apriorischen Differenzen. Er will das Herz des Herzens geflissentlich innehaben, und alsdann ist das Vollkommene wonach die Welt der Differenzen vergeblich durchsucht wird, das einzige Eigentum, in dem er schwelgt. Mit dieser unterschiedslosen Vorgefaßtheit schwingt er sich in die Empirie der Unterschiede. Und hier verfahre er nicht mit genialer Romantik, sondern sorgfältig sensual theoretisierend wie Goethe, um schließlich die ganze Welt mit offenen Sinnen zu apriorisieren, indem er die Unterscheidung nach ihrer wesentlich in sich gegenseitigen ⟨polaren⟩ Form vollzieht. Eine solche vor- und vollempirische Person gehört an den Beginn der dann polar verfahrenden differenzierenden Empirie.

Am Dogmatismus, am Absolutismus ist nichts falsch als die Differenziertheit seiner Spekulationen. Sobald man diesen Satz eingesehen haben wird, sobald sich der Dogmatiker entschlossen haben wird, die eigene Unfehlbarkeit zu indifferenzieren und mit dem Ungestüm dieser Entschlossenheit Relativist zu sein, wird sich ihm die gesamte Relativität schon deshalb besiegt geben müssen, weil er sie a priori als die Selbstentzweiung seines eigenen Wesens, seines ∞, also als Polarisation des ∞ ansprechen muß. Der unfehlbare Dogmatismus, Absolutität ist eigentlich nichts anderes als das allgemeine Herz für die Welt, universale Intention, völlig reine neutrale Größe. Denn gerade das Allgemeine soll man in nichts Differenziertem suchen, sondern es im Nichts aller Differenz herzhaft persönlich erleben. Gerade das Subjekt ist das Allerallgemeinste von der Welt, absolutes Weltzentrum, der ganze Rest liegt draußen, und draußen liegen auch alle relativen Pseudosubjekte, die somit ins Objekt gehören. Das Problem, wie man relativ differenzieren und doch absolut universal bleiben könne, löst sich so, daß man das eigene Absolute,

das ∞, das subjektive Universum nur zur gänzlich neutralen Triebkraft alles objektiven Erlebens mache, aus der alles Besonderte, Relative dann polar entspringt.

Ein bloßer Relativist, der sich selbst, sein ∞, seine eigene vorangängige Weltbedeutung vergessen hat, steht, gemessen am Anspruch dieses ∞, nicht höher als der indisch Indifferente, der, leblos, sich weigert, seine stagnierende Vollkommenheit der Relativität auszusetzen. Diese Idealtypen müssen Mut zueinander fassen, damit nicht nur die echte Theorie, sondern auch die echte Praxis des Lebens entstehe. Der Relativist ohne eigene synthetische Vollkommenheit, ohne innere Freiheit und Ganzheit, ohne lebendige Welt-Indifferenz, ohne ∞ im Busen, wird persönlich in die Brüche gehen, und seine so geschwächte Persönlichkeit wird auch theoretisch nur Stückwerk leisten. Es brauchte sich aber am gesamten Relativismus, an der vereinzelten Lebenspraxis nichts zu ändern als die Influenz vom Innern ⟨als vom ∞⟩ aus, und es wäre gleichbedeutend mit der Redintegration des gesamten Lebens.

Das ist nicht zuviel versprochen. Denn zwar sind uns die Differenzen, also ebenfalls die Relativität des eigenen Inneren psychologisch übergenug bekannt, sozusagen seine Inseln, seine Isolationen mit ihren verzwickten Beziehungen — aber so gut wie gänzlich ignoriert ist sein Meer, sein Kontinent, sein absolutes ∞, das totale Innere der Welt: weil dieses eine völlig neutrale Größe, voller Leben, aber indifferent ist, und weil wir gerade dieses Nichts aller Differenzierung, kraft dessen wir differenzieren, als nichts und wieder nichts verkennen, weil wir, sogar im Innersten noch scharf nach außen gewandt, unser echtes Selbst, das unteilbar lebendige ∞ vergessen oder mit einer seelischen Differenz, also mit bereits veräußerlichtem Inneren verwechseln. Aber was sind selbst die höchsten und edelsten aussprechbaren, somit objektivierten Teilerlebnisse der Seele gegen ihr universales Auf-ein-Mal, gegen die unaussprechliche Inbrunst ihres ∞! Hier haben wir das Absolute, Freie, Schöpferische, das jedem Beweis, allen differenzierten Gewißheiten lachend überlegene Erzdogma der persönlichen neutralen Größe, der lebendigen Indifferenz. Dieses ist die selbsteigene Angel des Wissens, des Lebens. Und dieses Allerwichtigste, aller Popularität fähig, ist bis

zum Unsinn vernachlässigt — weswegen es mit unserer noch so hoch gesteigerten differenzierten Kultur zu keiner so vollendeten wie lebendigen Vollkommenheit gelangen kann. Es ist gar nichts vollkommen als das rein integre Innere, dieses Neutralsalz aller Welt, dieses lebendige Nichts, das, frei von aller Welt, alle Welt aus sich heraus polarisierend erschafft. Und welche präziseste Bestimmung ist das! Es ist der Nullpunkt aller Weltdifferenz, persönliche Indifferenz. Man verwechsle dies nicht mit indischem oder sonst welchem Quietismus, das intrikat hyperbolische Leben, das Allerlebendigste nicht mit dem Tode. Bestrebt, dem Relativisten dieses ∞, diesen absoluten Odem einzuhauchen, müssen wir ebensosehr den Quietisten zwingen, seine ungeheuer triebkräftige potentielle Energie polar in kinetische umzusetzen. Man macht sich den falschesten Begriff von der Paralyse, auf die eine energische Gegenseitigkeit geraten kann, wenn man aus diesem scheintoten Punkte der Lahmlegung nicht noch die ganze Gegenseitigkeit entbrennen zu lassen weiß. Warum dieser angstvolle Respekt vor der eigenen absoluten Vollkommenheit, vor dem persönlichen Welt-Gott, wenn man das eigene Innere ununterscheidbar neutralisch mit ihm zusammenfallen lassen — — — »soll«, d. h. von selber muß? Das eigene Herz, unser Innerstes beruhigt sich nicht eher, als bis es alles in allem, ∞ ist. Objektiv allerdings, rein äußerlich angesehen, wäre dieses ∞, das Weltall, für unser Inneres unendlich einschüchternd, ja vernichtend. Aber gerade diese Vernichtung enthält, als Neutralisation alles Objektiven gewürdigt, erlebt, erkannt, den Witz der ganzen Weltbedeutung, Indifferenz aller Polarität. Und natürlich ist diese Erkenntnis ein — — — Entschluß. Aber wer das ungeheure Erlebnis seines eigenen Inneren uneingeschüchtert durchsetzt, wird zu diesem Entschluß, innerlichst ∞ zu sein, von selbst gezwungen. Ohne dieses deutliche Zentralerlebnis wird sich auch die äußere Welt niemals totalisieren, abrunden können. Und alle Verschiedenheiten sind, von der Entdeckung dieses weltidentischen Inneren, dieser absoluten Weltmitte an, nicht etwa weniger energisch, sondern, weil die Gefahr, daß ihr Zusammenhang jemals verloren gehen könnte, beseitigt ist, im Gegenteil noch viel radikaler zu entfachen.

Das ∞, das Allgemeine, das persönlich Inwendige, ist ja eigent-

lich nur die zentrale Maxime des Zusammenbestehenkönnens aller Sonderfälle. Im selben Moment, in dem das eigene Innere sich zur unteilbaren Identität entschließt, sind auch alle Weltteile zur immer spielenderen Harmonierung freigegeben. Der allmächtige Frieden des Herzens gerade, seiner harmonisierenden Kraft gewiß, kann erst in das kriegerischste Außen einwilligen. Die eigene Selbstsicherheit und Gewißheit kann sämtliche äußere Gewißheiten radikaler problematisieren und zugleich garantieren als die schwanke Teilseele, die haltlos skeptisch verfällt, wenn sie sich an kein positiv auswendiges Dogma klammern darf. Man soll nicht der Dogmatik, sondern ihrer Auswendigkeit ein Ende machen, indem man die innere erzen und stumm befestigt und von dieser Befestigung aus elastizisiert. So gut wie unerlebt ist noch die universale Gewalt des Herzens, die sich in jedes Einzelne flößt und es dadurch erst zu einem Weltteil macht. Unerkannt ist noch das echte »Von-selbst«, an dessen Statt sich relative Scheinsubjekte, einander verzerrend und zerquetschend, vergeblich anzusiedeln verlangen. Die nahen Sonnen der unterscheidenden Sinnlichkeit überblenden, trüben, ja verfinstern mit ihren bunten Strahlen das reine Licht der absoluten Weltsonne des Gesamtsinnes, des echten Inneren, des ∞. Man nennt die meisten Seelen »gemein«, allein sie sind es noch gar nicht; ihre Gemeinheit besteht ja gerade darin, daß sie nicht gemein sind, daß es Seelen gibt anstatt der Seele, des ∞, also im Mangel an echter Gemeinheit. Und die Ungemeinheit dieses echt Gemeinsamen besteht in seiner Illokalität, seiner ätherischen Beschaffenheit, seiner Veräußerung aller Differenz, seiner lebendigen Indifferenz, seiner neutralen Größe. Und als solche sollte das Innen unvergleichlich vertrauter und bekannter sein als das Außen. Man sollte am indifferenten Innern das differenzierte Äußere prüfen, nicht umgekehrt. Alle Schlüsse vom Äußeren aufs Innere sind Schein. Das totale Welt-Innen ist überall der absolute Maßstab, woran auch die noch so sicheren relativen immer berichtigt werden müssen. Es gibt also kein differenziert Absolutes, aber das indifferenziert Inwendigste, das sich wegen seiner ununterscheidbar verinnigten Beschaffenheit so unsäglich schwer selbst inne wird, führt eigentlich die unfehlbar präzise Regierung alles Relativen. Das Herz, gehörig integriert, gehörig von allen Differenzen ent-

äußert, ist das Herz der Welt, ist ∞. Aus dem ∞ des Herzens fließt immerfort und jedesmal der Tropfen Öl, mit dem jede relative Besonderheit königlich zu salben ist. Und alle Versuche des Herzens, seiner eigenen Allheit zu entgehen, bleiben umsonst, Kultur solange ein riesiges Umsonst, bis es ihr gelingt, allen irgend möglichen Wert im Herzen, d. i. als Inneres zu konsolidieren. Dort im Innern ist die einzige absolute Welt-Sonne, von der alle relativen nur matt nachschimmern, und aus deren unteilbarem Zentrum sich Licht in alle Vereinzelung der Radien und Peripherien ausbreitet. Erst wenn jedes Einzelne zum Allgemeinen verpflichtet, stumm darauf eingeschworen ist, — nach diesem Fahneneid auf das Universum des Herzens darf man, unbeschadet der eigensten Absolutheit, relativer praktizieren als jemals. — Von echter Freiheit des Herzens hat keine Ahnung, wer sich ohne diese All-Bedenkung willkürlich an etwas Einzelnes hängt. Universale, wenn auch neutrale Bedachtsamkeit, ist absolute Vorbedingung zu jeder Befassung mit relativen Einzelheiten. Vom Allgemeinen wird das Einzelne bloß inspiriert: Gott, Menschheit, Welt, Freiheit, alle diese Bombastereien, mit einem nüchternen Zeichen: ∞, sind nichts als der selbsteigene schöpferische Hauch, von welchem feurig belebt, jeder an sein gewohntes besonderes Tagewerk gehen müßte, wenn es kein kümmerliches Fragment bleiben, sondern von selbst mit jedem anderen unwillkürlich wie nach prästabilierter Harmonie zusammenstimmen sollte. Alles, was ohne die reinste Integrität dieses universalen Gewissens geschieht, ist »Untat«. Unter dem Einfluß des innersten ∞ ist keine Untat mehr möglich, denn von dem an rotiert alles Tun und Treiben spielend um eine unsichtbare Axe, die unverbrüchlicher ist als jede sinnenfällige. Angeblich soll das Herz das Verborgenste, Unmittel- und Unmitteilbarste persönliche Versteck eines jeden sein, in das »nur Gott« sähe, nur ein Gott. In Wahrheit — allerdings in simpelster, primitivster, indifferenziertester — ist zwar nicht, aber sollte, damit eben Sein kein fragmentarischer Unsinn, kein zerstückelter Zufall bleibe, das Herz das allgemeine Medium, das Herz für Alles und Jeden sein, ohne dieses immense Cachet des Ein-Herz-für-Alles-Habens ist jeder und jedes Einzelne Blendwerk, während, wenn endlich dieser simple, nicht weiter diffe-

renzierbare Sieg des Innern beginnt, auch das letzte Vereinzelte noch zur Allgemeingültigkeit erlöst wird, sich der himmlische Tau des ∞ noch an das »niedrigste« Treiben legt. Es muß also auch der Wissenschaft abgewöhnt werden, neutrale Größe schlechthin zu ignorieren, anstatt ihr die absolute Souveränität über den gesamten Relativismus, der sonst zum Unfug ausartet, willig und einsichtsvoll zuzugestehen. Hier ist etwas so streng wie lebendig Exaktes, dessen fernere Ignorierung zur Blamage gerade der gewissenhaftesten Forschung werden würde. Das sich im eigenen Selbst entdeckende Absolute nur deswegen aus den Augen zu lassen, weil es nicht objektiv in die Sinne, sondern bloß subjektiv in die eigene Indifferenz, den echten *sensus communis* fällt, wäre der Triumph der Oberflächlichkeit.

Nicht bittend, sondern peremptorisch unfehlbar und voll der wirksamsten Drohung, sonst alle Wissenschaft, ja das menschliche Leben zur Sinnlosigkeit zu machen, tritt die lebendige neutrale Größe wie ein erlauchtes Gespenst alle massiven Garantien beschämend unbesiegbar mitten auf den Plan. Hier ist die einzige Behauptung, die mit ihrem Erweis persönlich zusammenfällt, die universale des inneren ∞. Es liegt nur an einem allerletzten Manko an nüchternster Besinnung, daß man diese einzige Selbstverständlichkeit, die es gibt, verkennt.

Nun folgt aber unmittelbar aus ihr der wesentlichste Satz, zur Befassung mit allem, was nur irgend unterschieden werden kann: es ist polar strukturiert. Das will bedeuten: jede Differenzierung des eigenen ∞ ist wesentlich gegenseitig und keinerlei noch so radikales Differenzieren desidentifiziert die Integrität des Inneren, die lebendige Identität des ∞, die persönliche Indifferenz jemals anders als uneigentlich, als allegorisch. Man weiß also zwar nichts Differenziertes zum voraus. Es ist alles Differenzierte durchaus *a posteriori,* empirisch. Aber eben dadurch, daß man mindestens das Nichts der Differenzierung a priori persönlich inne hat, folgt doch zum voraus für alle Möglichkeit der Differenzierung, daß sie nur polar sein könne. Der Apriorismus, aus den letzten Schlupfwinkeln differenzierender Empirie verjagt, auch alle differenzierte Logik seiner Kategorientafel aufzugeben gezwungen, findet sich auf einmal ganz ins Innerste der

Person gedrängt, zur allerunerhörtesten, wenngleich neutralisierten Macht gestärkt, mit polarisierender Allgewalt auf jedes Besondere gehend, auf den Gipfel der Selbstbesinnung gehoben wieder. Man weiß also das eigene ∞ und damit zum voraus die Polarität aller möglichen Differenz, ja man ist eben zum voraus indifferenziert allwissend, allmächtig, göttlich. Und eben nicht diese absolute Allmacht, sondern, wie gesagt, jeder Versuch ihrer unpolaren Differenzierung war aufzugeben, nicht aber sie selbst als völlig neutrale Größe. Das unbedingte, unfehlbare, präzise, exakte, rigorose innerste Selbstvertrauen darf sich — nicht etwa des »Menschen«, gewiß aber des solange verkannten Innern bemächtigen und alles Außen, alle Differenz als die Selbstentzweiung seines eigensten Überschwangs konstatieren.

Diese neue, definitiv etablierte Dogmatik verzichtet, zugunsten unbedingter Energie des Innern, auf absolute Unbedingtheit ihrer Äußerungen: sie äußert sich nur empirisch — aber eben polar, d. h. immer mit einer in sich gegenseitigen Rücksicht auf diese innerste neutrale Integrität. Und polar ist ja bereits die Tatsache, daß es zu dieser Etablierung überhaupt eines imperativen Zuspruchs bedarf, daß das Absolute nicht ohne weiteres anerkannt ist, erlebt wird und herrscht, daß es einstweilen nur de iure gilt, daß es die labyrinthischen Möglichkeiten seiner Latenz, seiner Überschwemmung durch die eigenen Differenzen gibt, in deren Wogenschwall es tief untergetaucht sein kann, jedoch niemals unwiderbringlich, es kann sich nur allzu oft aus den Sinnen, aber nie aus den Gedanken verlieren. So ist es an der Zeit, daß unsere komplizierte Lebensweisheit sich an der Simplizität dieses elementaren Ereignisses zu den Wagnissen noch viel abenteuerlicherer Komplikationen erhole. Vom absoluten Rückhalt der eigenen inneren neutralen Größe aus kann man weit entschiedenere empirische Vorstöße machen, zumal man das Leitmotiv der Polarität dabei immer zur Wehr und Waffe hat. Auch bereits der Zweifel an der Allmacht, am ∞ des eigenen Innern ist ein polares Phänomen, er beweist gerade die Indifferenz, die er scheinbar problematisiert, wohl gar widerlegt. Er beweist aber auch, daß die neutrale Größe der Indifferenz lebendig ist, nach allen Seiten rund umher gleich leicht sich hinzuneigen fähig und um so bedürftiger einer ewig sich festhaltenden, unvergessenden, geistesgegenwärtigen

Selbstbesinnung. Wer verlöre sich leichter in eine seiner Gestalten als Proteus? Wer wäre bedürftiger als er, sich des Rückweges in jedem Momente zu versichern?

Dies zu erfahren, ist weder schwer noch leicht, sondern gleichgewichtig, also gewichtlos. Man balanciere z. B. die eigene Eitelkeit, strenge ihre Gegengewichte, Pole, Extreme an, um das Wunder ihrer lebendigen Indifferenz im echten Innern zu erleben. Man schrecke den trüben Mittelstand auf, in dem sich diese Extreme verschielen, energiere den negativen Pol der Eitelkeit, ihr $-\infty$, die monstrose Selbstverachtung, lerne das taedium sui bis auf den geifernden Grund auskosten. Sodann provoziere man das Gegenteil, das $+\infty$, die extreme, sich übersteigernde Selbstvergötterung. Schließlich schütze man die neutral erlebte Mitte reinst entschieden vor der Verzerrung oder Zerquetschung durch diese Pole, diese Gezeiten, man lehre sie, regelmäßig mit ihnen zu atmen, und nur diese psychische Lungengymnastik erlöst alle Eitelkeit von ihren Krämpfen und Katalepsien. Diese reine Mitte, diese Ein- und Ausatmerin aller Differenzen ist allzumenschlich korrumpiert. Statt ihrer polarisierenden Permanenz findet sich Schwind- oder Existiersucht. Man versteht nicht nüchtern und besonnen in sich selbst die Angel, die Schwebe, die amphibische Indifferenz der Lebensregierung zu präzisieren. Man versteht sich nicht auf die wahre Spannweite seiner Pole, seiner Flügel, weil man die polarisierende Indifferenz persönlich vernachlässigt, weil diese sich allzumenschlich vor sich selber verleugnet, verhehlt. Extrem gegen Extrem zu kontrebalancieren, ohne sich weder jenem noch diesem anders hinzugeben als atmend, ist erst echte Lebendigkeit. Erst von der allerreinsten persönlichen Indifferenz aus erlebt man diese absolute Lebendigkeit der eigenen Extremisierung, und wie man längst von einer *coincidentia oppositorum* gesprochen hat, so sollte man sich ursprünglicher auf diese *disexcidentia identitatis* besinnen. Diese reine Mitte zwischen Sterben $\langle -\infty \rangle$ gegen Werden $\langle +\infty \rangle$ des eigenen Lebens darf kein »trüber Gast«, kein juste milieu, keine blindlings naturalisierte Allzumenschlichkeit bleiben, wenn die polare Zeitlichkeit vom Wunder dieser lebendig indifferenten Ewigkeit restlos durchdrungen werden soll. Die wahre Erhaltung der Welt des Lebens steht nur auf dem Spiel dieser Balance, und die Präzision dieses

Spiels ist erst durch die Einstellung aller Differenz auf das *Zéro* der lebendigen Seele gewährleistet. Versteht man die »Erhaltung der Energie« bloß objektiv, vergißt man den unerschöpflichen Springquell der Weltenergie des Lebens in der subjektiven Indifferenz, so muß dann allerdings genau der Punkt, der subjektiv $= \infty$ ist, objektiv null ergeben, kein Mehr noch Minder der stets identischen Energiesumme. Aber intensiv im echten Subjekte, in der schöpferischen Indifferenz ruht die wahre Unerschöpflichkeit der Kraft verborgen, die objektiv nicht eher zum polaren Vorschein zu kommen beginnt, als bis das Subjekt alle Differenz aus sich verwiesen hat. Das Zauberhafteste von der Welt ist diese tiefe Verborgenheit ihres Zaubers. Das $+\infty$ der eigenen Allmacht scheint sich gegen deren $-\infty$ tödlich aufzuheben, solange sie selbst, nach außen gerichtet, sich objektiv konstatierend verhält, ohne beim Sturz in ihre Extreme auf den Indifferenzpunkt ihrer Entspringung zu reflektieren: *stulti dum vitant vitia in contraria currunt.* Beim noch so lebendigen, aber dunklen Gefühl der eigenen »Allmacht«, des »Gottes im Busen«, blieb diese eigentlich immer leblos, draußen, in ihre Differenzen, ihre Kreaturen auch psychisch noch verloren, denn nur Indifferenz in eigener Person ist punctum saliens des Welteies. Gegenkräfte von gleicher Gewalt, die sich objektiv lahmlegen, können sich nur subjektiv mit gegenseitigem Flügel aufheben. Allerdings, diese subjektive Ewigkeit konsumiert objektiv Zeit: und wahrscheinlich kostet dieser höchste Luxus des indifferenten Subjekts, um objektiv polar manifest zu werden, mehr Zeit, Langsamkeit und Geduld als menschliche Scheinsubjekte zur Verfügung haben. Dieser enorme Aufwand vergütet sich aber auch enormer als jeder menschliche. Und wenn die sogenannten Wunder der Technik, von ihrem so unscheinbaren Beginne an, Jahrhunderte haben auf sich warten lassen, so gönne sich das Subjekt, das seine Kraft ⟨statt künstlich mittelbar⟩ unmittelbar natürlich spielen lassen möchte, alle Zeiten, weil es alle mit sich erfüllen will. In dem seltsamen Momente, in dem die subjektive Ewigkeit polar ausbricht, beginnt die gegengewichtige Antithetik des Zeit-Unterschiedes zu äquilibrieren, dieser Unterschied nicht, aber seine Mißstimmigkeit zu verschwinden, das echte Antlitz der Zeit aus seiner einseitigen Lähmung wieder hergestellt zu werden. Es gibt

keinerlei Lahmheit, die nicht Flügel verriete, keinen toten Punkt, der nicht Leben enthielte. Man verhüte im »Innern« den Mangel an Gleichgewicht, Indifferenz, Neutralität, Zentralität, Kern, Herz, ∞: und das ganze böse Wesen beginnt harmonisch um den lebendig gewordenen toten Punkt zu rotieren. Das Nichts ist die Äquivoke aller Äquivoken. Die Menschen kennen es erst halb und halb, sie kennen die Hemisphären des Lebens, ohne sonderbarerweise dessen Rundung herauszubringen. Es gibt noch keinen ungeteilt ganzen Menschen, er wäre kein »Mensch« mehr. Der Mensch verkennt den echten Mittelstand der Natur, welcher sein eigener ist, und damit seinen echten Kraftquell, weil er die polare Observanz des indifferenten ∞ verkennt. Wenn das indifferent eigene Subjekt *natura naturans* ist, so ist die gesamte *naturata* nur seine Polarisation, die Form seiner aus Überschwang herrührenden Selbstentzweiung. Diese Polarität gehört und gehordt aber doch eigentlich nur ihrer eigenen Indifferenz. Was fruchtet Empirie ohne diese Selbstbesinnung auf die wesentliche Polarität ihrer Differenz und ohne das absolute Erlebnis der eigenen Exemtion? Sie bleibt allem Aufwande zum Trotz ein wüster Garten. Wie anders eröffnet sich die polare Welt dem konzentrierten Urheber ihrer Differenz! Der intimste Verkehr wird möglich und wirklich. Man sehe z. B. Goethes Verkehr mit Farben, Tönen, mit allen Manifestationen der Sinne. Zweifellos sind die Urphänomene sämtlicher Sinne, aller Unterschiedenheit polar gegenseitig angelegt, und ohne dieses heuristische Prinzip der Polarität entbehrt alle Empirie die ihr wesentliche Möglichkeit abgerundeter Totalität und Harmonie.

Es ist keine Welt, in der deren persönliche Indifferenz lebt, sondern ein Welt-Unterschied, ein Weltgegensatz, der dieser Weltperson wegen entbrennt, eine »Geheimniswelt doppelter Wollüste«. Welt ist das Auseinander des Selben, das innen ohne allen Unterschied zusammen ich selber bin. Meine eigene Indifferenz ist die vergleichgültigende Lebensgerechtigkeit für allen Unterschied der Geltungen, der Äquator, Egalisator, der absolute Spiel- und Schwebepunkt aller Weltgegengewichte. Gewiß ist es menschlich bequemer, die gesamten Differenzen *à peu près* gewähren zu lassen und gegenseitig in eine mittelmäßige Harmonie zu bringen, als diese Harmonisierung tragisch

nur vom Punkte der reinsten persönlichen Indifferenz aus zu entbinden. Denn diese Entbindung erst würde ja noch den Tod selber lebendig elektrisieren, gerade das objektive Nichts würde hier die subjektive Machtvollkommenheit über die gesamte Objektivität erhalten. Der Funktionär der Welt, der weltfreie reine Geist offenbart seine welt-, d. i. differenzschöpferische Willkür, die also polargesetzlich verfährt, nicht einen Moment eher als bis er sich selber zuvor absolut rein von aller Differenz innehat. Alsdann aber muß er sie offenbaren, er muß schaffen, d. h. sich selber polarisieren, denn der Zwang seiner Überträchtigkeit extremisiert seine immense Identität. Ich bin also nichts Positives noch Negatives. Identifiziere ich mich mit irgend etwas positiv oder negativ Angebbarem, Unterschiedlichem, mit meiner Kreatur, so sinke ich in die Kreatur mit ihren Gebresten, Geburten und Toden, ihrer Halluzination eines trügerischen Sinnenscheines, mein echter entgeht mir bis auf Spuren, durch die ich ihn ahne und tastend wie durch Nacht und Nebel wiederfinden kann. Erst meine radikale Exemtion aus dem gesamten Sinnenschein macht mich zu dessen echt lebendigem ewigen Medium, wie ich dessen kranklebendiges, scheingesundes in allen anderen Fällen bleibe. Ohne dieses göttliche Selbsterlebnis bleibt auch das geistreichste Unternehmen Blendwerk und menschlich. Genie genügt nicht, man soll Divination haben. Man muß wissen, wer man ist. Schon die leiseste Vernachlässigung der eigenen Exemtion ‹auch noch aus »subjektiven« Äußerlichkeiten› auch noch vom »Ich« rächt sich durch kranke, d. h. schiefe Sinne: durch Exzentrizität und Elliptik des Sinnenscheins, durch Mangel an runder Schwebkraft, durch Verschiefung in »Schwerkraft«. Man muß sich das Gehör für diese absolute Wahrheit bei Leuten erzwingen, denen ihre eigene Wahr- und Wesenheit längst zum Märchen geworden ist. Es handelt sich bei der Praktizierung dieses Indifferentismus um keine hypnotischen Einschläferungen durch Fixierung eines Punktes, um keine fixen Ideen, keine mystischen Ekstasen und Illuminationen. Dieses Erlebnis wurde noch niemals bisher in das nüchterne wache Bewußtsein gebracht, es ist bis auf den heutigen Tag schlecht erlebt und gelehrt worden. Es handelt sich um Exemtion nicht von, sondern bei und in aller Interessiertheit, um Indifferenz bei und in aller Differen-

zierung. Im Gegenteil! Ohne diesen Schwebepunkt, diesen Hebelpunkt, ohne bewußtestes, geflissentlichstes, besonnenstes, lebendiges Festhalten dieses Punktes, dieser Neutralität, wird man Interessen und Differenzen niemals intensivst entfalten können. Wer diesen Punkt bisher erlebte, fiel darauf sozusagen hinein und ließ die Welt Welt sein, oder verfiel in eine somnambule dogmatische Sicherheit etwa wie die Großen der Geschichte. Allein dieser Punkt verlangt elastische Festhaltung und Loslassung in polarem Atem, darin liegt die Schwierigkeit seiner vernünftigen Regierung. Unsere Vernunft ist im Wesentlichen noch irre, daher der Schein ihrer Sinne, ihrer Symbolik noch kein Wahrschein, der einer ersten und letzten Gewißheit entspräche. Aber alles Vollkommene ist vorhanden, bloß verrenkt.

Also: die Privatperson, das »Ich«, das Dividuum, der einzelne Mensch wird... abgedankt, die Zeit für diese Dividuen ist abgelaufen, sie werden »vernichtet«, man kennt den Witz dieser Bedeutung. Wird es vom absoluten logischen Gehör erfaßt werden, daß dieser »Tod«, diese »Vernichtung« nicht die Abwesenheit, sondern die Vollwesenheit des Lebens ist! Das Ich, das keine Kraft gebraucht, sich zu eximieren, das sich von Positio und Negatio, von Ja und Nein in welcher Art immer überkreuzen, beflecken, verwischen, vertuschen läßt, kann weder werden, noch sterben, sondern bleibt ein paar Jahre lang eine mehr oder minder belanglose Privatperson. Soll die Weltperson beginnen, so muß diese Pseudoperson sich ertöten. Das menschliche, seine Extreme vertuschende, kompromittierende, abflachende Teil-Selbst muß ertötet sein, damit das echte Welt-Ich zum »ewigen Leben« gelange. Unter Ewigkeit ist die, Vergangenheit gegen Zukunft, lebendig äquilibrierende, Geistesgegenwart verstanden, wenn die Zeit in dieser ihrer dynamischen Angel nicht mehr vom Menschen verrenkt wird. Persönliche Indifferenz ist die Disziplin der Disziplinen, das menschliche Ich ist noch gar nicht präzisiert, ist falsch gerichtet, ohne echte Dauer im Wechsel, weil es seine schöpferische Neutralität verkennt:

»Und wer durch alle Elemente,
Feuer, Luft, Wasser und Erde rennte,
Der wird zuletzt sich überzeugen,
Er sei kein Wesen ihresgleichen.« *(Goethe.)*

Person ist das absolute Neutrum der Welt, Welt-Indifferenz. Ohne schöpferische Person allerdings würde die Welt-Opposition in sich sterilisiert werden, ihr Pro würde dem Contra ohnmächtig gegenüberstehen, das exuberante Dritte, Vermittelnde, Wählerische würde als solches fehlen: und doch steckt selbst in diesem ohnmächtigen Schatten der Indifferenz das mächtige Original verborgen, das sich durch energisches Bevorzugen und Hintansetzen offenbart. Es ist also der kardinale Unterschied: ob man dieses Dritte persönlich-lebendig oder unpersönlich-leblos verstehe. Ohne Person fehlt überall das lebendig Vermittelnde, und selbst wo sie gleich null ist, manifestiert sie sich doch mindestens als vergebens aufgeforderte Mitte. Da die Welt gar nichts ist als Entzweiung um der Person willen, so kann diese nur als differenzierendes lebendiges Neutrum bestehen. Sobald wir also inne werden, daß Welt nichts sei als verschwenderisch polarisierte Person, und infolgedessen auch ein sich in der Welt hervortuendes Gleichgewicht oder Mitte, Neutrum, Indifferenz, niemals unpersönlich verstehen, so zeigt sich auch diese neutrale Größe niemals als tote, immer als lebendige Bestimmung. Die Empirie kommt, ohne Person, niemals über Plus und Minus hinaus, denn selbst das empirisch Neutrale setzt sich, vor ihren Augen, aus plus und minus null zusammen. Aber Person ist nichts Zusammengesetztes, sondern wahrhaft überinnig indifferent aller Differenz und empirisch kombinierten Neutralität schon deshalb überlegen, weil diese ihr entstammt. Man soll dieses lebendig-persönliche Urprinzip der reinen Indifferenz nicht mit seinen gefärbten Nachbildern verwechseln, wie es leicht geschieht, wenn man z. B. »Leiber« für Personen hält. Mehrzahl ist immer Differenz einer Indifferenz, die nicht einmal Einzahl hat, sondern bloß mit Null zu bezeichnen ist.

Im persönlichen Überschwang, in der Exorbitanz, der Hyperbolie der Person liegt ihre Motivation zur Weltwerdung, in der sie sich selbst entzweit, pluralisiert, alteriert erscheint. Ihre Allwissenheit durchschaut, ihre Allmacht verwendet die Welt zur immer gelingenderen Polarisation, abgerundeten Insichgeschlossenheit. Sie lernt immer präziser mit ihrer Welt rechnen, wird immer willkürlicher der eigene Gott ihrer Welt, zentralisiert sich immer pünktlicher, verwechselt sich immer weniger mit ihren Symbolen, mehr und mehr empfindet sich

inmitten ihrer Pole, die anfangs allein zu herrschen schienen, ihre schöpferisch neutrale Größe, die als etwas Eigenes, Unvorherzusehendes, Ungeahntes den Polen gebietet.

Nehmen wir als Beispiel das Sehvermögen. Dynamisch ist es ewig vorhanden, aber seine Pole, seine Negation und seine Position, halten sich wie Ringer mit gleichen Kräften gefangen, seine neutrale Größe funktioniert noch nicht willkürlich polar zugunsten des Einen, zum Nachteil des Andern. Es fehlt noch der persönliche Magnetismus, der hier anzieht, dort abstößt. Das Gesicht selber ist von seinen eigenen Gegengewalten hier noch verzerrt oder zerquetscht. Hier ist eben noch weder Position noch Negation, es fehlt jede Entscheidung, nicht Indifferenz, aber ihre polare Funktion, es fehlt jede differenzierte Repräsentation ihrer neutralen Größe. Finsternis steht gegen Licht, und noch zeigt sich kein sehender Blick. Aber dieser unerschlossene Blick ist doch bereits Blick, doch schon Neutralisation von Licht und Finsternis. Dieses Nichts von Blick und Auge arbeitet langsam seine ursprüngliche, ganz eigene und jenen Gegengewalten überlegene Kraft gerade unter deren Zerren und Pressen hervor, und, langsam vorbereitet, entzündet sich seine Differenzierung reich und rund. Immer wo Gegner unentschieden miteinander kämpfen, tritt etwas Drittes entscheidend auf den Plan, um das sie eigentlich konkurrierten, während ihre Anstrengungen nur gegenseitig zu sein schienen. Jedem Pro und Contra wohnt inmitten die neutrale Größe inne wie der Keim dem Wachstum. Die Gegenkräfte erlöschen schon deswegen nicht in ihrem Produkte, weil dieses ihr Produzent ist, und zwar, persönlich intendiert, ein Produzent von unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Gerade in dieser seiner Überfülle strotzt die Möglichkeit aller Art von Konflikten, von Lahmlegung und Beflüglung. Person produziert den Weltkontrast, der nun Person ins Gedränge bringt, so daß sie Energie dagegen in lauter lebendiger Neutralisation aufbringen muß. Ringer können also gar nicht gegeneinander, nur um reinste Neutralität kämpfen, — sie allein wäre der siegreiche Frieden ihrer Harmonie: auf den Seiten gibt es nur halbe Siege und Niederlagen, bloß durch die echte Mitte wird alles entschieden und ganz. Wie sich der sexuale Konflikt um das *neutrum commune* dreht, so hat jeder gedenkbare Konflikt seine von ihm reine Axe, und auf

deren Art und Festigkeit kommt alles an. Person allein ist die absolute Axe der Welt.

Es gibt träge Indifferenz, wie es scheintote Leiber gibt, unrein entschiednen Willen. Diese Trägheit ist nicht der persönlichen Indifferenz, sondern gerade deren Verstrickung und Verwirrung in Differenz eigentümlich. Gerade bloß persönliche Indifferenz wäre rastlos und harmonisch tätig, ohne den faulen Fleiß einseitiger Plusmacherei, deren absolute Sinnlosigkeit unversehens in die spleenigste Minorisierung umschlagen könnte. Das Fleißigsein durch Plus ist nur eine umgekehrte Trägheit. Nur dem rein persönlichen Medium wohnt die echte Energie inne, sich beider zusammen harmonisch »ohne Rast, aber ohne Hast« zu bedienen. Diese Mitte der Extreme, der Urquell aller Möglichkeit der Energie, ist paradoxerweise gerade von entschieden energischen Menschen gut und gern verleumdet worden, weil man sie mit ihrer Vertuschung, Verklexung oder Verdünnung verwechselte, mit philistrosen Verlauwarmungen ihrer absoluten Temperatur. *Abusus optimi pessimus.* Diese *aurea mediocritas* wird aber nicht bloß verfälscht, sondern meistens eskamotiert. Als ob es nur Pole, nur Extreme gäbe ohne sie, um derentwillen allein es solche geben kann. Die nach außen auf lauter Differenz gerichtete Besinnung besinnt sich erst zuletzt auf das reine Zentrum aller Unterschiede. Objektiv ist dieses allerdings nichts. Aber sogar noch diese objektive Paralysierung zittert vom Leben der subjektiven Indifferenz, ist explosibel, z. B. der Stillstand zwischen entgegengesetzten Zerrkräften von gleicher Gewalt. Auch diese objektive Totenstarre des subjektiven Schöpfers ist polar organisiert. Allenthalben liegt in der scheinbar leblosen Statik der Differenzen die enorme Dynamik der Indifferenz auf dem Sprunge, sich polar zu befreien. Ein solcher Befreiungsversuch von den einander lahmlegenden Differenzen der Allzumenschlichkeit durch die absolute Souveränität der eigenen Person, der Schöpferin und Vernichterin von Ordnungen, macht die Bedeutung Nietzsches aus, ein Versuch, der gelingen muß, sobald man sich aus der Trunkenheit des Rausches, der ersten Kinderkrankheit frei triumphierender Person, zur Präzision der Selbstbesinnung ernüchtert. Sobald man einsehen lernt, daß die Welt der Differenzen gar nicht so sehr objektiv wie subjektiv im Argen, in der Ver-

wirrung, ihrer reinsten und schlichtendsten Kraft, der persönlich sie polarisierenden Indifferenz liegt. Logische Präzisierungen gibt es, die sichersten u. E. durch den ersten lebenden Logiker, Ernst Marcus. Es gibt mathematische und empirische. Aber weder gibt es subjektiv die trocken präzise Selbstbesinnung auf die indifferent eigene Göttlichkeit, die echte Autonomie der Identifikation mit dem selbsteigenen differenzschöpferischen Prinzip, noch objektiv, in der ‹logisch-mathematisch bisher noch unzulänglichen› intuitiven Art Goethes, die einzige Maßregel zur abrundenden Totalisierung aller Empirie, die Polarisation aller Phänomene und ihrer Behandlung. Das Augenmerk sollte sich präzis dafür schärfen, daß die Welt vor allen Dingen ein Welt-Unterschied, ein Welt-Gegensatz sei, der seine einzige ihn beherrschende Identität im indifferent eigenen Subjekt haben müsse, solle und könne ‹auch diese modalen Differenzen sind persönlich zu neutralisieren›. Die differenzierten Objekte, die das Subjekt so erhält, sind lauter polare Reproduktionen seiner konzentriert indifferenten Produktivität. Geäußerte Originalität fällt sofort diesem Polargesetz der Reproduktion anheim, und nach diesem Gesetz durchforsche man die Empirie ringsumher, um sie sich wirklich so zu eigen zu machen, als ob man sie frei erfunden hätte, nach diesem Gesetz erfinde man frei! Den Logikern und Mathematikern von Fach sollte es leicht sein ‹wenn es ihnen leicht wäre, sich philosophisch mit ihren Unterscheidungen zu befassen›, deren wesentliche Polarität zu ergründen und dann z. B. die Goethesche Farbenlehre und seine sonstige Intuition auch theoretisch zu kräftigen.

Die Welt ist ein Paar, die Kausalität ein Paar, die Richtung, die Dimension, jede Reihe, die der Zahlen, Töne, Farben, Gerüche, Geschmäcke, des Gesichtes, alle sind paarig, polar, rund, sphärisch veranlagt, und nur »der Mensch, er hat den Star«. *Natura cum tacet clamat,* ihr fehlt der Komponist ihrer lautlosen Musik, der Orpheus ihrer verworrenen Differenzen, dessen schöpferischer Wille inbrünstig genug wäre, den polaren Zwang auszuüben, der die Welt zur Welt stimmen machte. Nur dieser rein und restlos indifferent mit sich Einstimmige vollzieht die Übereinstimmung der Welt, die Welt-Hochzeit. Nur »Alle und Keiner«. Nur der Niemand, der Jedermann ist.

René Schickele:

AÏSSÉ

Aus einer Indischen Reise.

IN Madras war ich an den Chefarzt des »General Hospital« empfohlen, und da wir nur zwei Tage bleiben sollten, beeilte ich mich, ihn am nächsten Morgen aufzusuchen.

Ich traf ihn vor einem Pavillon inmitten von Palmen und gezirkelten Rasenflächen, auf deren Grün die Tulpen wie kleine bunte Laternen brannten. Die Palmen standen so dicht zusammen, daß sie ihre harten Wedel in der Höhe vermischten, doch schienen sich diese in dem grellen Licht, das sie tausendfach durchlöcherte, zu verflüchtigen, man bekam Schwindel, wenn man lange hinaufsah, der ganze Palmenwald fuhr mit einem in den Himmel. Um so freudiger fiel dann der Blick auf den Rasen zurück, wo die Tulpen der Sonne so tapfer standhielten, die sie mit Haut und Haaren aufzufressen drohte. Sie glichen eigensinnigen Kindern, die sich nicht von der Stelle rühren. Über die roten Sandwege, zwischen den Bäumen, in den Büschen voll Glanz und Dunkel flitzten die Mungos, halb Eichhörnchen, halb Wiesel. Die Engländer züchten sie und lassen sie in genügender Zahl auf die Schlangen los, die der Hindu nicht von Menschenhand getötet haben will, weil sie, wie alle Tiere, wandernden Seelen zum schicksalsvollen Aufenthalt dienen.

Wir tauschten die üblichen Begrüßungsworte und schritten durch den Palmenwald einem überhellen, zitternden Stück Horizont entgegen.

»Was ist das für ein magisches Licht, das sich dort hinter den Stämmen bewegt?« fragte ich und deutete auf die weiße Flamme.

Mein Begleiter blickte erstaunt auf, aber dann warf er den Kopf zurück und rief:

»Ja, nicht wahr? ein magisches Licht!... Und es ist doch nur eine Hauswand, die Wand eines Pavillons. Allerdings eines Pavillons in Südindien. Unsere schöne, schöne Sonne! Können Sie verstehen, daß fast alle Europäer sie hassen — wie die Schlangen, mehr, als die Schlangen, die sie wohl nur fürchten... Ich bleibe einzig und allein der Sonne wegen hier... Die schöne Sonne!... Vor zwei Jahren war ich zum letztenmal in Europa... Nie wieder!... Schon im Mittelländischen Meer fühlte ich, wie der wolkenlos blaue Himmel über uns langsam hinwelkte, das Licht hing stumpf und schwer über einem kraftlos glitzernden Meer, das Fenster der Welt schien beschlagen — Vierzehn Tage später landete ich in einem feuchtkalten Keller. Das war Europa. Jetzt bleibe ich bei meiner Sonne bis zum Ende...«

Der große blonde Mensch glänzte vor Selbstzufriedenheit, glänzte mit kalten blauen Augen und frischrasierten Wangen, die einen feuchten Schimmer hatten, gleich den Blüten der Sumpfgewächse dort in dem kleinen Teich, und wie er, im weißen Leinenanzug, barhäuptig neben mir herging, war er wirklich der biedere Herr dieser Palmen, dieser Rasenbeete, dieser roten Sandwege und der über sie hinweg durch Licht und Schatten blitzenden Mungos, die manchmal wenige Schritte entfernt anhielten, um ihn mit deutlichem Wohlgefallen zu betrachten.

Wir betraten den Pavillon, der vom Rauschen der elektrischen Fächer erfüllt war, und wo die Kühle duftete. Weil ich es abscheulich finde, Kranke durch Neugier zu quälen, schlug ich vor, im Wartezimmer zu bleiben, bis die Besuche erledigt seien. Der Arzt nickte und ging hinaus, kam aber gleich wieder.

»Ich habe ein schlechtes Gewissen,« sagte er kindlich lächelnd. »Es ist mir eingefallen, daß wir hier einen französischen Herrn aus Pondichéry zu Besuch haben, dem meine liebe Sonne eigentlich recht übel mitgespielt hat. Sie verdient also zuweilen den Tadel. Das heißt — wie man's nimmt! Kommen Sie, urteilen Sie selbst.«

Er führte mich in ein großes Zimmer, in dem zwei Betten standen. Das eine war leer, in dem andern lag eine alte Hindufrau, das Gesicht tief in blauschwarzem Haar. Daneben saß ein Europäer, der sich bei unserem Eintritt erhob: eine magere, gebeugte Gestalt, unter

Mittelgröße, jedoch auffallend breitschulterig. Haupthaar und Schnurrbart waren schlohweiß. Das fahle Gesicht beunruhigten kleine, wimmelnde Augen. Aber als ihr Blick sich auf mich legte, empfand ich etwas zugleich Beklemmendes und Beglückendes, eine gütige Schwermut, die traurig machte und doch selbst vollkommen leidlos schien. Vielleicht ist das der Ausdruck des tiefen Glücks, das ja eben so vereinsamt, wie der große Schmerz.

Der Arzt stellte mich vor. In seinem englischen Französisch fügte er hinzu:

»Herr Frémard ist ein hervorragender Beamter unserer französischen Nachbarkolonie Pondichéry, der auf eine mehr als dreißigjährige Dienstzeit zurückblickt. Er hat seine erkrankte Frau, übrigens eine bekehrte Mohammedanerin, wenn ich das erwähnen darf, hierher begleitet. Leider wird Herr Frémard uns bald verlassen. Madame befindet sich auf dem Weg der Besserung.« Dann ließ er mich mit dem Franzosen allein.

Während ich mich auf einen Stuhl setzte, den der Franzose mir reichte, wobei er in reizend liebenswürdiger Weise die Unterhaltung begann, sah die dunkle, verwitterte Frau in den weißen Kissen uns reglos zu. Sie hatte jene sanften Hinduaugen, die schönsten Augen der Welt, die mich auf meiner Reise durch Indien begleiteten wie eine immer erneute Gnade, Schatten und Kühle gewordenes Feuer, mit einem Blick, der mühelos durch alle Dinge hindurchging, ohne Stoß sich umsah wie ein beständiger Wind, uralt und eben geboren — ein Ausdruck Gottes, ein Wunder — die seligen Augen, die Ewigkeit seliger Augen, die aus den uralten Liebesgesängen Indiens blicken, wie sie uns noch immer, auf allen Straßen dieses Landes, hundert- und tausendmal begegnen, Schatten und Kühle gewordenes Feuer, schwarzer Diamant, den die indische Sonne flüssig erhält, große dunkle Tropfen Seele, die, ganz langsam, durch das blendende Licht fallen. Wie war das lederne, knochige Gesicht, fast schon ein Totenkopf, von der Schönheit der tiefliegenden, wie halb versunkenen Augen überschwemmt!

»Ist Aïssé nicht schön?!« rief der Franzose. Die Frau verstand offenbar seine Sprache, denn sie verzog die harten Muskeln um ihren Mund zu einem Lächeln, einem Lächeln, das die zahnlosen

Kiefer entblößte und zuckend über das ganze Gesicht kroch, dessen Häßlichkeit noch entstellend. Zugleich stieg aus ihren Augen eine Wolke schimmernden Dunkels: Glück!

*

Der Franzose rückte mit dem Stuhl näher und berührte leise mein Knie:

»Darf ich Ihnen erzählen, wie ich Aïssé kennen lernte? O, es ist lange her, es war drüben in Frankreich, in Paris, unter der Regentschaft des Herzogs von Bourbon, jedoch, ich entsinne mich genau des Morgens in Saint-Sulpice, wo mir bewußt wurde, welchen Schatz ich, der arme, kleine Chevalier d'Aydin, in Aïssé gefunden hatte.

Ich hörte stehend die Messe an. Wenn das Rascheln eines Kleides an mein Ohr drang, dachte ich an das Böse, das sich da rührte. Ein Räuspern, ein Degenklirren gemahnte mich, daß ich von Raubtieren umgeben war, die ihre Beute musterten, und, den Sprung berechnend, lautlos heranschlichen. Alle lauerten unruhig hinter der zur Schau getragenen Würde. Ihre Gedanken, unter denen sich Kleider, Perücken, Stöcke und Degen unausgesetzt wie in einem Luftzug bewegten, verwandelten das Heiligtum in einen Ort der überlegten, sorgsam vorbereiteten und dann, plötzlich, mit Peitschenhieben losgelassenen Laster. Saint-Sulpice war das Palais-Royal am frühen Morgen... Bald vergaß ich alle, die sich um mich rührten, bis auf eine, deren Stille anschwellend zu mir drang und mich einhüllte. Obwohl ich damals leider nicht mehr gläubig war, folgte ich doch der heiligen Handlung mit aufmerksamer Hingabe. Die sich steigernden Gebärden des Opfers reinigten auch mich, indem sie mit ihrer, aus dem Dunkel der Geschlechter und meiner eigenen Kindheit wirkenden Kraft meine Sammlung vertieften. Alles, was vor der Welt den Herrn Chevalier d'Aydin ausmachte, fiel von mir ab, die tausend Nichtigkeiten, die sich in einem lautern Charakter festsetzen und an ihm zehren, starben, es blieb nur ein menschlich Herz, das an seine Güte glaubt. Als die Klingel rief und der Priester über der in die Knie gesunkenen Gemeinde die Hostie hob, empfand ich diesen Augenblick als den beglückenden Höhepunkt meines Zwiegesprächs mit dem Ewigen.

Ich hatte zwei Jahre am Rande der tollen Kirche gelebt, in der die Teufel Menuett tanzten, daß den armen Engeln das Entsetzen durch die steinernen Glieder rann und die Frommen vor dem Altar nicht aus ihren Gebeten aufzublicken wagten. Aber die Versuchungen hatten mich in meinem Winkel aufgesucht, Frauen ergriffen meine Hände und wollten mich in das Gedränge ziehen, wo die Wildheit der einen sich an der Berührung der andern entflammte, wo der Atem all dieser erhitzten Menschen, der Duft ihrer Blumen und Essenzen, die züngelnden, stachelnden Liebkosungen ihres Witzes und ihre tiefen Schreie eine Atmosphäre schufen, die wie eine glitzernde Glasglocke über ihnen stand. Die Stärke der Versuchung hielt mich zurück. Denn so sehr empfand ich die Gewalt des grenzenlosen Lustverlangens, daß ich meinte, ich müßte in wenigen Wochen tot oder als ein Krüppel zusammenbrechen, wenn ich dem grausamen Jagdruf meiner Sinne folgte. Wie andere mit unverletzlichem, weil demütigem Vertrauen an Gott glauben, so stellte ich all meinen Mut auf die Liebe. Meine Mutter war eine reine Frau, sinnlich, heiter und überlegsam, die ihren Mann liebte, nicht heute, gestern und morgen, sondern wahrhaft in Ewigkeit. Darum konnten Enttäuschung, Schmerz und manchmal recht langer Gram kommen, sie bückte sich mit verhaltener Innigkeit unter dem Windstoß, der vorüberzog, ihr Mund blieb jung und ihre Liebe ein einziger Sommer. Sie konnte nicht rechten, weil sie an das Geschenk ihrer Liebe keine Bedingungen geknüpft hatte, und sie liebte auch nicht, um dafür belohnt zu werden. Sie liebte. Das war alles. Ich war ihr einziger Sohn. Und wenn sie mich auch nicht fromm erhalten konnte, so bewahrte sie mich doch stark und gerade.

Als ich, zweiundzwanzigjährig, nach Paris kam, stellte ich mich, über meine Unscheinbarkeit erfreut, belustigt und die Menschen nehmend, wie sie waren, aller Kamerad, ohne Furcht vor Gefahr und Verrat, unter die ein- und ausströmenden Gäste des Karnevals, sah alles, nahm manchmal teil und suchte gleichzeitig mit den Blicken, ob nicht vielleicht irgendwo eine Frau stände und ihren wissenden Blick ebenso schweifen ließe... Sie saß vor dem jungen Herrn von Richelieu, der mit strahlendem Gesicht auf sie einredete! Ihre eine Hand hielt die andere fest umschlungen, und ihr Blick irrte

hilfesuchend durch den Saal. Der Blick traf mich und verweilte, ich kam. Richelieu stellte mich vor. Ich verließ sie nicht an diesem Abend. Wochen, Monate warb ich um ihre Liebe, bis sie mich eines Tages fortschickte... Ich sollte sie vergessen... Und reiste acht Monate ins Ausland, kam zurück. Sie gab sich mir. Ich bot ihr meine Hand an, sie schlug sie aus und ließ mich versprechen, niemand zu sagen, daß ich sie habe heiraten wollen.

Alle Frauen von Paris zusammen hatten nicht so viel Liebeskraft, wie Aïssé in einer Stunde an ihren Geliebten hingab. Es war, als ob die Liebe der Welt in ihrem Herzen zusammenströmte. Sie war so voll Liebe, daß sie mich nur von weitem anzublicken brauchte: gleich fühlte ich in mir eine Quelle von Freude aufbrechen, die meinen ganzen Körper durchdrang und sogar verklärte, was um mich war. Ich ging in meinem eigenen Schein. In Wahrheit trug ich nur einen Abglanz von Aïssé durch die Stadt. Sie aber leuchtete wirklich.

Das alles wurde mir an jenem Morgen in Saint-Sulpice klar.

Der Priester segnete die vornehme Welt, die diskret lärmend aufbrach und sich mit herrischen Mienen aneinander drängte, während sie dem Ausgang zuströmte. Die Männer streiften die Frauen, es wurden heimliche Händedrücke und eindeutige Blicke gewechselt, ein beschnalltes Knie stieß flüchtig in einen Rock. Vor der Tür wurden die Wagen aufgerufen.

Und wie seltsam: auch für sie wurde dieser Morgen entscheidend. Sie hat mir später alles genau erzählt, deshalb kann ich Ihnen sagen, was sie tat, als sie nun allein war.

*

Aïssé blieb mit ihrer Zofe in der Kirche zurück. Sie schickte das Mädchen in die Sakristei und ließ den Priester bitten, ihr die Beichte abzunehmen.

»Ehrwürdiger Vater,« sagte sie, »Sie wissen ja, ich war ein Heidenkind, und als man mir von Christus erzählte, liebte ich ihn gleich wie meinen großen Bruder, und es fiel nicht schwer, mich zu bekehren. Im Gegenteil, mir war, als sei ich, seit ich lebte, in einem dunkeln Gang marschiert, immer geradeaus, bis in die Kapelle des

Klosters, wo im Weihrauch die goldene Monstranz war und die weißen Schwestern sangen. Aber nun sterbe ich daran. Ich spüre es, ich fürchte sogar, daß es schnell geht. Ich magere schrecklich ab. Ich verzehre mich. Herr von Ferriol hat mir einmal geschrieben, schlimmer, als in einem Harem hätten es die Frauen in Paris auch nicht. Er hat vielleicht recht. Und die Frauen wollen es ja nicht anders. Aber ich kann nicht. Ich liebe, ehrwürdiger Vater, ich liebe mit ganzem Herzen, und, nein, ich kann meine Liebe nicht für Sünde halten. Aber das ist es nicht. Ich muß sterben, weil ich den Chevalier nicht heiraten kann . . .«

Der Priester wollte sie unterbrechen, aber Aïssé fuhr schnell fort: »Ja, er will mich heiraten — ihn trifft keine Schuld. Sie müssen einsehen, daß ich ihn nicht heiraten darf. Er kann keine Sklavin heiraten, und ich bin eine Sklavin, eine böse, eifersüchtige Sklavin, die ihm nie verziehe, wenn er sie einmal nicht mehr liebte, und sich gleich auf der Stelle wegwürfe, um sich an ihm zu rächen. Wie sind sie jetzt schon hinter mir her! Oh, sie haben mich verhöhnt, als ich herkam, und gesagt, man sehe an meinem Gang, daß ich eine Sklavin sei, ich stieße mit dem Fuß ein rohes Ei vor mir her, darum schliche ich so. Dann haben sie alle versucht, meinen Gang nachzuahmen. Ich bin ihnen nicht böse, viele haben mich gestreichelt, — und im übrigen weiß ich sehr wohl, daß ich schöner bin, als sie, und daß sie neidisch sind, je älter sie werden. Und sie werden jeden Tag älter. Nein, ich bin ihnen nicht böse. Wer fände es nicht natürlich, daß sie einen Eindringling wie mich nicht gelten lassen wollen! Und wissen nicht alle, daß Herr von Ferriol mich auf dem Sklavenmarkt wie ein Tier gekauft hat, damit ich ihm nach seiner Rückkehr wie ein Tier diene? Sie hätten nur gewünscht, daß ich nicht auf ihn wartete. Denn sie leiden, wenn sie sehen, daß jemand nicht betrogen wird, und was mich betrifft, so schwanken sie zwischen Abscheu und Zufriedenheit. Sie verabscheuen mich, weil ich tugendhaft scheine, sind es aber zufrieden, weil meine Dummheit, wie sie sagen, mich unschädlich macht. Dem Chevalier geht es nicht besser. Sie haben ihn nicht für sich haben können, jetzt tun sie alles, um ihn aus ihrer Gesellschaft zu vertreiben. Zugleich freuen sie sich, daß er mich liebt. Denn er ist nicht reich, ohne Protektion, und ich — mir gehört nicht

einmal das Hemd an meinem Leib. Es ist fürchterlich, arm zu sein. Und daran bin ich schuld, ich allein. Aber ich liebe ihn, doch, ich liebe ihn, liebe ihn, liebe ihn! . . . Was soll ich tun? Für sie bin und bleibe ich die Sklavin des Herrn von Ferriol. Sie wollen es nicht anders. Es darf nicht anders sein.«

Sie warf den Kopf auf den Arm und stöhnte auf. Der Priester im Beichtstuhl hatte die Augen geschlossen und schwieg. Er kannte jede Falte in Aïssés Herzen und wußte, daß sie ohne eine Schatten von Hochmut, gut und geduldig war, und wie still sie selbst Beleidigungen hinnahm. Daran konnte er die Größe ihres Schmerzes ermessen, wie sie, die er immer gefaßt gesehen hatte, nun verzweifelnd vor ihm lag. Es gab nur ein Mittel, ihr zu helfen. Er sagte es ihr. Christus kannte keine Sklaven, alle Menschen waren gleich vor ihm.

»Ist das ganz sicher?« schluchzte Aïssé.

Nichts konnte gewisser sein. War nicht Christus selbst ein Sklave? Waren nicht fast alle seine ersten Anhänger, Apostel und Märtyrer, Sklaven? Arme, verachtete Sklaven? Hatte er nicht selbst gesagt: »Es geht leichter ein Kamel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in den Himmel?« Sie war Christin. Alle Christen waren Brüder und Schwestern. Der König und seine Leibeigenen waren Brüder. Wehe dem König, der es vergaß. »Die letzten werden die ersten sein.« Am jüngsten Gericht werden beim Ruf der Posaunen die mißbrauchten Throne zusammenbrechen und die Unwürdigen unter sich begraben, indeß die Armen und Gerechten an Gottes Seite treten. Sie war keine Sklavin. Sie durfte nicht glauben, daß sie eine Sklavin sei, das war Sünde an Gottes Kreatur . . . Sie liebte vielleicht zu maßlos, mehr, als man Menschen lieben sollte. Er, der Priester, konnte es nicht billigen. Es sei einer der schlimmsten Fallstricke.

Aïssé schüttelte heftig den Kopf.

Doch, das durfte sie nicht vergessen. Aber er hoffte, für Menschen wie sie habe Christus das Wort gesprochen: »Ihnen wird verziehen werden, weil sie viel geliebt haben.«

»Da bin ich so sicher,« sagte Aïssé leise. »Ich habe Christus nie vergessen. Ich kann nur seine unendliche Liebe besser begreifen, seitdem ich liebe, ich fühle ihn näher, ihn leibhaftig, mit seinen blu-

tenden Liebeswunden und seinem grenzenlosen Liebesblick über Himmel und Erde. Wenn ich ihn mir früher vorstellte, war er immer fern . . . Ehrwürdiger Vater, ich weiß erst, daß er lebt, seitdem ich liebe.«

Der Priester antwortete, fast ebenso leise:

»Ja — ich glaube, daß ich Sie verstehe. Und ich will Ihnen beistehen mit meinem Gebet . . . Aïssé, Sie sind keine Sklavin. Der Chevalier liebt nur Sie, er kann gewiß den Hof entbehren. Heiraten Sie ihn und verlassen Sie mit ihm Paris. Sie dürfen nicht seine Geliebte sein.«

Aïssé dachte lange nach. »Unmöglich,« flüsterte sie endlich mit zitternder Stimme. »Denken Sie an den Prinzen von Conti, der seine Frau zuerst so liebte . . . Sie waren kein Jahr verheiratet, da betrog er sie und kam nicht einmal mehr nach Hause, um zu essen und zu schlafen. Alle sagen, daß sie einander hassen. Ich ertrüge es nicht . . . Wenn er sie entbehren sollte, zöge es ihn vielleicht doch wieder zu den Frauen seiner Gesellschaft.« Aïssé fuhr in die Höhe und rief trotzig: »Und dann, ich will nicht noch einmal gekauft werden, wie ich gekauft worden bin, nackt und bloß, ohne Eltern und Freunde! Er soll mich lieben, bis ich tot bin und dann eine Dame heiraten, mit der er seinen Eltern unter die Augen treten darf.« Nach einer Weile fügte sie hinzu: »Ehrwürdiger Vater, es dauert nicht mehr lange! bitte, haben Sie Nachsicht mit mir, verstoßen Sie mich nicht.«

Sie starrte in das Dunkel des Beichtstuhls mit angstgroßen Augen, die ihr Urteil erwarteten.

»Dann sagen Sie wenigstens und lassen Sie verbreiten, daß der Chevalier Ihnen seine Hand angeboten hat.«

»Warum?« fragte Aïssé.

»Damit Ihre Liebe nicht erniedrigt wird.«

Er bat Aïssé, bald wiederzukommen und entließ sie ohne Absolution . . .

*

Am Abend dieses selben Tages gab der Regent seinen Freunden ein Fest. Da saß Aïssé und war gezwungen, Frau von Berry, der Tochter des Regenten, die in fetter Röte neben ihr thronte, ihre Beobachtungen über das Hofleben mitzuteilen. Sie wandte das

schmächtige Gesicht hin und her und konnte ihre Ungeduld nicht verbergen.

»Madame, Sie verzeihen, aber Ihre Sitten werden mir wohl immer ein wenig fremd bleiben. Herr von Ferriol hat mich auf einem Sklavenmarkt aufgelesen, wo ich, elfjährig, zum Kauf angeboten wurde, und mich nach Paris in seine Familie und dann ins Kloster gebracht. Ich habe mir viel Mühe gegeben zu lernen. Trotzdem kann ich nicht lieben, wie die hohen Damen, die mich mit ihrer Freundschaft beehren.«

Die Herzogin von Berry warf den Fächer auseinander und sagte entschuldigend:

»Sie sind ja auch noch fast unverdorben . . . Herr von Ferriol wird sich freuen, Sie in solchem Zustand zu bekommen. Wie lange bleibt er denn noch in Konstantinopel?«

Aïssé errötete.

»Madame, Sie tun Herrn von Ferriol Unrecht. Herr von Ferriol ist für mich wie ein Vater.«

»Hören Sie? Hören Sie?« rief die Herzogin und winkte mit dem Fächer. Der Regent blieb vor ihnen stehen:

»Braune Diana mit den Honigschultern, sollten Sie endlich meiner Tochter gestanden haben, daß Sie mich nicht mehr verabscheuen?«

Der Graf von Charolais aber, der wieder getrunken hatte, sammelte schnell einige Herren und stellte sich mit ihnen in die nahe Fensternische, von wo sie Aïssés Mienenspiel beobachten konnten.

»Aufgepaßt,« flüsterte er. »Ich habe zweihundert Dukaten gegen ihre Unschuld gewettet! Wenn ich euch sage, daß Richelieu Bresche gelegt hat . . .«

Aïssé sah, wie alle Gäste des Regenten einen Kreis um sie schlossen, und sie bemerkte auch den lüsternen Stolz, mit dem Frau von Ferriol, die sie, mit Spott, ihre Stiefmutter nannten, jetzt durch die wispernden Gruppen auf sie zuschritt. Das war die ganze Belagerungsarmee, die der Regent geworben hatte und mit Versprechen von Gold, Regimentern, Pfründen, Titeln und wiederum Geld und — Liebe in Atem hielt. Und dort aus der Tür trat der bildschöne Richelieu, lächelnd, wie immer. Sie schlug erschreckt die Augen nieder.

»Beschämen Sie mich nicht. Wie könnte ich Sie verabscheuen, wo Sie gut zu mir sind.«

»Indes, Sie lieben mich auch nicht, und es ist — vielleicht eine schlechte, aber, ich versichere Sie, unüberwindliche Gewohnheit von mir, geliebt zu werden!«

Aïssé hob lachend die Augen:

»Ich gestand gerade der Frau Herzogin von Berry, daß ich nichts von dieser Liebe verstehe.«

Hier aber fuhr Frau von Averne dazwischen, die Aïssé allzu kokett fand:

»Nein, meine Liebe, Sie sind treu, und ich wünschte sehr, daß diese Tugend hier mehr verbreitet wäre.«

»Nun?« flüsterte Charolais. »Seht nur die beiden Weiber an! Wie?«

»Treu? Herr von Richelieu, wenn Sie mein Freund sind, so führen Sie Frau von Averne in die frische Luft, sie könnte sich sonst von ihrem Temperament hinreißen lassen, mich noch einmal zu unterbrechen . . . Treu? Sind Sie treu?«

»Wie könnte ich treu sein, da ich nicht liebe?«

»Gar nicht? Auch nicht den Chevalier?«

»Noch lange nicht, wie ich möchte.«

Da eine Pause eintrat, während deren der Regent mit seinen heißgespielten Blicken in den großen Augen vor ihm nach einem Fünkchen suchte, um es zu entflammen, hörte man die Herzogin von Berry gelangweilt ausrufen:

»Wann wird denn endlich das Feuerwerk abgebrannt?«

Der Regent nickte:

»Die Zündschnur will nicht Feuer fangen . . . Die Hoffnung erhält mich am Leben, Mademoiselle.«

Er reichte seiner Tochter den Arm, — und vor Aïssé und Frau von Ferriol stand der Kardinal Dubois und schwärmte leise:

»Madame, Sie sind heute schöner denn je, und glauben Sie mir, der Regent hat ebenso gute, wenn nicht bessere Augen, als ich. Kennen Sie schon die Geschichte von der Stiftsdame, die sich in die Venus verwandelte? Herr Graf von Charolais, wenn Sie zuhören wollen, müssen Sie nähertreten . . . Ich bitte darum . . . Eine Stiftsdame,

wie gesagt. In der Garderobe des Regenten stand auf einem Postament eine Venus, die, weil irgendwie beschädigt, zur Reparatur weggebracht worden war. Unsere Stiftsdame schlich sich ins Zimmer, entkleidete sich, nahm den Platz der Göttin ein, und wie der Regent sich zur Ruhe begeben wollte — Ich muß sagen, daß die Dame von Natur wunderbar geformt war. Jedoch, es zeigte sich, daß sie kein Herz besaß. Der Regent mußte ihr bedeuten, daß er es nicht liebe, wenn Damen zwischen zwei Bettüchern von Geschäften reden, und schickte sie fort . . . Sie scheinen toll vor Liebe und wollen doch nur Geschäfte machen. Ein Herz fehlt, ein Herz, das zugleich Frankreichs Herz wäre. Denn im Grund ist er der edelste Charakter, ich kann sagen, der edelste von allen, die ich kenne.«

Und er sah Aïssé fragend an.

Sie lächelte.

»Das begreife ich,« sagte sie, erhob sich langsam, und dann streckte sie, wie ein Mädchen, mir, mir, der auf sie zueilte, die kleine runde Hand entgegen. Zugleich nahm Charolais den Arm des Kardinals:

»Kommen Sie, ich möchte den Kerl erst aufspießen, wenn der Regent sich zurückgezogen hat. Machen wir unterdessen ein Spiel.«

»Seit vier Stunden bete ich zur himmlischen Jungfrau, daß sie dich schicken möge, um mich zu befreien. Jetzt bist du da.«

*

Wir setzten uns nebeneinander an die Wand, den Saal vor uns, und nahmen eine Haltung ein, als ob wir plauderten. So sangen wir einander unsere Liebe zu. Wir hätten am liebsten geschwiegen, weil wir dann die Stimme am deutlichsten hörten. Aber wir wagten es nicht. Gleich hätte sich, mit spöttischem Gesicht, ein Kavalier eingefunden und behauptet, daß er die junge Dame unterhalten müsse. Wir hockten wie halb versteckt an den untersten Stäben eines großen Papageienkäfigs, den von Zeit zu Zeit grelle Flüge durchbrausten. Sie störten die sich artig und listig drehenden Tierchen gewaltsam auf. Dann war alles ein bunter kreischender Wirbel, der den Käfig selber hochzuheben und fortzureißen schien. Aber plötzlich standen sie wieder in Reih und Glied, schüttelten zeremoniös die Flügel, verteilten sich gravitätisch, zu vier und fünf, auf den

vielen Stäben und Ringen und taten feierlich und immer kokett, als hielten sie, in verschiedenen Kommissionen, eine wichtige Beratung ab. Am Boden kauerten Verletzte, andere schaukelten mit eingezogener Pfote auf den Ringen. Sie gaben sich die größte Mühe, wohlauf und keck zu erscheinen und wußten die schmerzhaften Zuckungen ihrer Flügel so zu deuten, als ob sie sich gar nicht an die Ruhe gewöhnen könnten und am liebsten gleich wieder den Verstand verlören. Es kam vor, daß einige mit dem Leben auch die Fassung einbüßten und rücksichtslos auf den Rücken fielen . . .

Als das Feuerwerk abgebrannt war, kam der Regent auf uns zu.

»Chevalier,« rief er, »ich werde Sie an die Grenze schicken.«

Aïssé, die er dabei ansah, wurde weiß um die Augen.

»Kind, wie können Sie mich für so grausam halten. Wenn er Sie heiratet, mache ich ihn zum Hauptmann in der Garde.«

»Sie sind ein Volk von Wilden,« erwiderte sie matt, und der Regent ging lachend davon. Die schöne Türkin durfte sich viel herausnehmen!

Bald darauf entstand Lärm, Frau von Ferriol wandte sich durch die nach dem Spielzimmer drängende Menge:

»Sie schlagen sich im Spielzimmer«, sagte sie. »Der Graf von Charolais hat verloren . . . Das nennt man ein intimes Fest. Wir wollen nach Hause, — bevor es ihnen einfällt, sich über die Frauen herzumachen.«

Im Spielzimmer sah ich, wie der Graf von Charolais seine Freunde von sich abschüttelte und mit geschwungenem Degen auf ein Kruzifix losstürmte, das über dem Kamin hing.

»Nieder mit ihm!« brüllte er. »Nieder mit ihm . . .«

*

In der Nacht bekam Aïssé, ohne ersichtlichen Grund, einen heftigen Fieberanfall. Der Arzt ließ sie zur Ader. Nun verfiel sie in einen Zustand vollkommener Erschöpfung, der lange anhielt. Als sie soweit hergestellt war, daß sie das Bett verlassen konnte, bat sie mich, sie fortzunehmen und in der Nähe von Paris zu verstecken, so daß es mir möglich wäre, meinen Dienst in den Gemächern der Regentin zu versehen und dennoch alle freien Stunden und die Nächte bei ihr zu verbringen.

Ich war glückselig. Ich brachte sie in das Haus eines Pächters, der uns ein großes Dachzimmer abließ, von wo wir, aus drei Fenstern, über hohe Wiesen blickten, die sich tief und gleichmäßig ausbreiteten, bis sie, auf der einen Seite, vor einem Walde Halt machten, auf der anderen aber in den offenen Himmel strömten. Wir waren wie auf einer Insel in einem grünen Meer.

Aïssé hatte das Haus der Frau von Ferriol in einem einfachen Kleid verlassen. Sie tat es ab, löste ihre Haare und legte sich nackt ins Bett, und ich mußte alles, was sie besaß, bis auf die Haarspangen, Frau von Ferriol überbringen mit Aïssés Dank für die Wohltaten, die sie in ihrem Haus empfangen habe: Sie wolle leben und sterben wie sie gewesen, als Herr von Ferriol sie gekauft habe. Auch bat sie Frau von Ferriol, sie in Schutz zu nehmen, wenn man zu schlecht von ihr spräche.

In Aïssés Umarmungen verlor ich bald das Bewußtsein von ihrer Krankheit. Gab sie mir nicht so viel und mehr, als je zuvor? Zum ersten Mal besaß ich sie ganz, ohne Rücksicht auf andere, nicht nur für Stunden, in den Zwischenakten der höfischen Komödie, sondern Tage und Nächte, wachend und im Schlaf. Ich nahm sie nicht mehr in jenem wilden, schwindelerregenden Anlauf, als müßten wir uns schnell aus einer Welt von Verstellung und Häßlichkeit in einen Abgrund stürzen, um in dessen Tiefe endlich zusammen zu kommen und einander zu gehören. Immer war sie bereit für mich, die Zeiten des Tags und der Nacht wechselten auf ihrem Körper, Hell und Dunkel lag in ihren Händen, ihre Stimme hielt alles zusammen.

Sie schien das Geheimnis des ewigen Lebens zu kennen.

Sie war unerschöpflich.

Ihre Arme hoben mich in den Himmel. Sie rief, den schwärmerischen Tod auf den Lippen, und hielt mich an sich, bis ich wie in Feuer und Schnee in ihr versank. Ihr Blick, die geringste Bewegung ihres Körpers brach strömende Kraft in mir auf, und wenn ich müde war, deckte sie mich mit einem Frühlingshimmel zu. Ein kühlender Wind wehte und trieb Schafwölkchen über den Himmel. Die Erde roch feucht und erquickend, wie nach einem Regen. Weit fort, am Waldrand, sangen die Vögel.

Jetzt hingen der Hof und Paris wie eine traumhafte Erscheinung

in der Luft, zitternd, ungewiß, ich sah den mir wohlbekannten Chevalier d'Aydin mit Verwunderung sich in diesem Bild bewegen, die Sinne versagten mir, dann erwachte ich in Aïssés Armen zur Wirklichkeit... »Seht nur das Gespenst!« riefen die Leute, wenn ich auf meinem Pferd durch die Straßen jagte. »Der Chevalier ist blind und taub geworden,« sagte man bei Hof. Ich tat meinen Dienst mit einer Art schlafwandlerischen Sicherheit, ohne mich einen Augenblick bei etwas aufzuhalten, was nicht zu der Funktion gehörte, die ich, wie mir schien, seit undenklichen Zeiten ausübte. Wie ich mich so gehen und sprechen, lächeln, den Nacken beugen fühlte, empfand ich mich selbst immer mehr als ein Gespenst.

Im selben Maße wuchs die Macht meiner Vereinigung mit der Geliebten. Es war ein Strudel, der alles anzog. Eltern, Kindheit, die kleinen und großen Ereignisse meines Lebens, Hoffnungen und Begierden, alles drängte hier zusammen und hatte nur noch Leben in ihren Armen. Manchmal sah ich halbvergessene Menschen körperhaft herbeiwandern, ich hörte ganz nah den Klang von meines Vaters Stimme, der aus dem Fenster des Wohnzimmers nach mir rief, ferne Gegenden kamen geschwommen, wie Treibeis, mit Häusern, Äckern, Herden darauf. Alles, was ich kannte, machte sich vom Boden los, verließ die Welt des Scheins und kehrte in die Heimat zurück und nahm Platz in meinem und der Geliebten einem Herzen.

O wunderbare, lebenslängliche Umarmung! Sie offenbarte mir die tiefe Güte selbst der Verzweifelten. Wie alle jungen Männer, hatte ich genossen, um zu genießen, der Zerstreuung wegen, und weil andere ebenso taten, und auch, um mich von einem Alb zu befreien, — und die brennende Scham der Enttäuschung gekannt. Die ersten Frauen, die sich geben, sind ja selten die Geliebten. Ich sah sie wieder und erkannte allerhand Zeichen, die ich früher übersehen hatte, daß in ihrem Lachen, in ihrem Fieberdurst, in ihrer bald koketten, bald frechen Sachlichkeit, ihrer zerreißenden Neugierde alte Mädchenträume um Erfüllung schrien. Sie betranken sich an der Liebe, wie auch oft am Wein. Sie mußten hinaus ins Grenzenlose, kostete es, was es wollte. Versuchten immer wieder die Himmelfahrt, erwachten als Dirnen und begannen von neuem, die Männer ver-

darben sie, indem sie die Verführten an ihre Laster gewöhnten. Hatten nicht vier Edelleute die Marquise von Gracé, der Regent und der Graf von Charolais eine junge Witwe, Frau von Saint-Sulpice, betrunken gemacht und die eine den Lakaien vorgeworfen, die andere unter grausamen Belustigungen fast getötet? Der Regent nicht versucht, Frau von Rauchefoucault mit Hilfe seiner Tochter, die sie festhielt, gewaltsam zu verführen? Die Frauen wurden nachts in ihren Betten überfallen, ihre Gatten, ihre Geliebten verkauften sie, des Gewinnes wegen, oder um selbst ungehindert nach ihrer Laune zu leben. Sie konnten nicht anders, als sich verachten, so sanken sie immer tiefer. Der Regent gab das Beispiel, da er eines Abends bei Tisch saß mit Frau von Parabère, dem Kardinal Dubois und dem Bankier Law. Gegen Ende der Mahlzeit brachte man ihm eine Verordnung, die seiner Unterschrift bedurfte. Er konnte nicht schreiben, weil er betrunken war, und reichte das Papier Frau von Parabère mit den Worten: »Unterschreibe, schlechtes Frauenzimmer.« Sie weigerte sich. Da hielt er es dem Kardinal hin: »Unterschreibe, du Zuhälter«, und als auch der ablehnte, wandte er sich an Law: »Dieb, so unterschreibe du.« Law unterschrieb nicht. »Ein schönes Königreich,« seufzte der Regent, »das eine Dirne, ein Zuhälter, ein Dieb und ein Trunkenbold regieren!« und unterschrieb. Aber selbst die Verdorbensten waren nicht ohne Leidenschaftlichkeit! Frau von Nesles und Frau von Polignac hatten sich im Bois von Boulogne duelliert, weil keine wollte, daß die andere Herrn von Richelieu beglückte. Und Frau von Nesles war durch einen Schuß in die Schulter verletzt worden. Das Verlangen verbiß sich rasend in sich selbst. Sie suchten alle die Liebe, aber mit der Selbstachtung und dem Glauben rissen sie auch die Wurzeln der Freude aus. Schließlich glichen sie alle mehr oder weniger dem Kardinal Dubois, der sich für die Nacht eine Dirne kommen ließ und zwischen Bett und Schreibtisch hin und her ging, ohne seine Arbeit zu unterbrechen, und der jedem versicherte, daß die Liebe nichts sei, als eine manchmal amüsante Gewohnheit . . . Und verirrten sich nicht selbst die Gedanken dieses völlig ernüchterten Teufels zu anderen, lieblicheren Gestalten, während er seiner stumpfsinnigen Gewohnheit fröhnte? Auf seinem tierischen Mund — nun sah ich es! — schwebte schon das Wort, das ihn be-

freien sollte, sein lüsterner Blick war bereit, vor der Wahrheit abzudanken ... Gleich ginge die schwelende Inbrunst in Flammen auf ... Ich nannte ihn Bruder. Wie sie in meine Liebe einzogen, waren sie schon halb erlöst — alle! Das Leben glühte auf, von einem überirdischen Strahl getroffen. Das Leben erfüllte seinen Sinn. Die Schmerzen hatten, litten ohne Haß, und die Glücklichen spendeten mit reichen Händen. Zwischen Geburt und Sterben stand das schwarze Kreuz des Todes wie der Zeiger einer Wage. Ich lebte — wie das Leben selbst.

Aïssé aber starb ewig den Liebestod.

»Bin ich schon tot?« fragte sie manchmal, wenn wir, noch ineinander verschlungen, ruhten. Zwei Pflanzen waren wir, die, außer sich vor Freude, einander mit ihren Säften durchdrangen und voneinander zehrten. Die Mündung zweier Ströme. Ein Kandelaber mit vielen brennenden Kerzen.

Aïssé öffnete nicht einmal die Augen, wenn ich sie verließ, und meine Rückkehr war, als hätte ich sie nie verlassen. Wir kannten weder Zwang noch Versagen. Wir waren die beiden Flügel eines Vogels, die einander mühelos überboten und sich zusammenschlossen.

»O Wollust,« rief sie, »gute Wollust!«

Aïssé wußte nichts mehr von Paris, sie war im Kloster gestorben, als die Monstranz funkelte und die weißen Schwestern sangen. Der Geliebte hatte sich über sie gebeugt, sie auf seine Schulter gehoben und in den Himmel getragen. Nun küßte er sie unaufhörlich, und sie umarmte ihn ohne Ende. Wir brannten und hatten wieder kühl. Millionen Wesen nahmen, von einem Blut durchströmt, an unserer Freude teil, eine unübersehbare, glückverstummte Schar, aus der manchmal, deutlich erkennbar, die Heiligen auftauchten. Aïssé erkannte sie nach den Bildern, die sie auf der Erde von ihnen gesehen hatte. Es war ein ewiges Kommen und Gehen wie auf einem großen Sklavenmarkt. Ein Sichsuchen, Sichfinden, ohne daß wir einander verloren. Zuweilen tauchte aus dem Goldlicht die dunklere Silhouette von Konstantinopel. Auf den Minarets hoben sich ganz dünne Arme. Das waren die Männer, die zum Gebet riefen. Aber ihre Stimme hörte man nicht.

Aïssés Gang war noch leiser, ihre Bewegungen noch demütiger

geworden. Sie schwebte durchs Zimmer, bereitete das Essen, verweilte still und tat alles mit der Selbstverständlichkeit einer freien Magd. Sie kannte weder Scham noch Furcht.

Eines Tages versuchte sie mühsam, sich aus meinem Arm zu erheben und fiel zurück. Da sagte sie:

»Du mußt meinen Beichtvater holen.«

Der Priester kam und traute uns. Der Pächter und ein Knecht waren Zeugen.

»Jetzt,« rief Aïssé, »kannst du tun, was dir beliebt, bis du stirbst. Dann werden wir Hochzeit halten im Himmel, denn du bist mein Gatte. Du bist mein Gatte! Hörst du? Mein Gatte! Du gehörst Gott und mir allein.«

In der Nacht begann der Todeskampf. Sie klammerte sich an mich und litt knieend in meinen Armen, die sie hielten. Dann strich sie mit beiden Händen langsam über meinen Körper und legte den Kopf auf meinen Leib.

Ich hielt zwei Tage und zwei Nächte Totenwacht. Aïssé lag nackt und einsam ohne eine Blume, zwischen den Kerzen, sie schien mit den Haaren an das große weiße Bett festgewachsen. Sie hüllten sie in das Laken und legten sie in den Sarg.

*

Am Grab war die männliche Gemeinde von Saint-Sulpice versammelt. Der Regent ließ sich durch den Grafen von Charolais vertreten. Als der Priester die letzten Gebete sprechen wollte, vergaß er sie mit einemmal. Er starrte mit geröteten Augen abwechselnd ins Grab und in sein Buch. Endlich sagte er einfach:

»Sie wird auferstehen!«

Kurze Zeit darnach folgte ich meiner Geliebten. Als ich spät abends den gewohnten Weg zum Pächterhause ritt, scheute auf der Brücke bei Suresnes mein Pferd vor einem Wagen und stürzte über das Geländer in die Seine. Ich ertrank ...«

Der Franzose legte seine Hände auf meine Knie und sah mir lächelnd in die Augen.

»Ich versank und erwachte bald darauf in einem fremden Land. Ich sah gleich, daß alle Frauen hier Aïssé glichen und war nicht er-

staunt, als ich sie selbst eines Abends wiederfand. Sie saß im großen blauen Salon unseres Gouverneurs, und ihre Augen suchten. Der Sohn des Gouverneurs hatte den Arm auf die Lehne ihres Stuhles gestützt und sprach gebeugten Hauptes auf sie ein. Unsere Blicke trafen einander und ließen nicht los. Ich trat hinzu und bat meinen Freund, mich vorzustellen. Aber ohne diese Förmlichkeit abzuwarten, streckte Aïssé mir ihre kleine runde Hand entgegen... Und nun werden wir vielleicht bald wieder sterben, jedes für sich, und einander scheinbar verlieren, um des Glücks willen, einander wieder zu finden. So wandern wir durch die grenzenlose Welt, wir beiden...«

Sein Blick lag auf mir, ein Blick, den ich bei den Betern im Ganges, aber nie bei einem Europäer bemerkt hatte, der Blick, der hinübersieht, kampflos und weitoffen, stark wie die Stille des Mittags in Benares, ausgefüllt von der Sonne, in deren volle Glut sie dort mit demütig zurückgebeugtem Nacken hineinsehen. Ein Märtyrerblick, neben dem die Frauen, die ihr nasses Gesicht gleichfalls in die Sonne heben, sanft und mütterlich verblassen. Ich fand kein Wort der Erwiderung. Ich hörte die Ventilatoren im Hause rauschen, und vor der offenen Verandatür, die ein Moskitonetz verhing, balgten sich zwei kreischende Papageien. Die alte Frau hielt die Augen geschlossen, sie schien zu schlafen.

Als fühlte er meine Verlegenheit und wollte mich daraus befreien, erhob der Chevalier sich unter kleinen artigen Bewegungen und fragte lebhaft:

»Sie fahren an Pondichéry vorbei? Schade, sehr schade. Sie hätten da eine alte französische Provinzstadt kennen gelernt, wie es sie in Frankreich selbst wohl nicht mehr gibt. Still und weiß mit großen Plätzen und winkligen Straßen, deren Namen die veraltete Schreibweise des vorvorigen Jahrhunderts beibehalten haben...

Nicht wahr, Doktor,« rief er dem Arzt entgegen, der eben ins Zimmer trat, »Monsieur sollte, Monsieur müßte einen Abstecher nach Pondichéry machen?«

Und in einem Geplauder voll launigen Liebreizes begleitete er uns bis in das Vorzimmer, wo er sich, plötzlich beunruhigt, von uns verabschiedete.

Max Herrmann (Neisse):

SCHWEIGEN MIT DIR

Schweigen mit Dir: das ist ein schönes Schwingen
Von Engelsfittichen und Gottes Kleid
Und süß, unsagbar sanftes Geigenklingen
Verweht von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Schweigen mit Dir: das ist verschwistert Schweifen
Auf weißen Wegen und geliebtem Pfad
Und Fühlen, wie sich Blut zu Blute reifen
Und ranken will aus segensreicher Saat.

Schweigen mit Dir: das ist der Schwalben Schwirren
Um abendliche Türme sonnensatt
Und Wonnig-Wissen, wenn wir uns verirren,
Uns blüht gemeinsam doch die Ruhestatt.

Schweigen mit Dir: das ist aus Schwachsein Schwellen
Zu immer größrer Fülle, Form und Frucht,
Ist Wärme von Kaminen, Hut in hellen,
Verstohlnen Stuben, Bad in blauer Bucht.

Schweigen mit Dir: so sicher singt das Sehnen
Von Seele sich zu Seele wunderbar —
Ich weiß mein Haupt in Deinem Schoße lehnen
Und Deine Hände streicheln hold mein Haar!

Franz Blei:

VOM TAG

1.

DIE DREISSIG MINUTEN

KRIEG oder Nicht-Krieg, das entscheiden dreißig Minuten, um die zu kurz verhandelt wird« — diese These hielt im Gespräch einer der beiden Verfasser des deutschen Weißbuches aufrecht gegenüber seinem philosophisch nicht weniger gebildeten Widerredner, der ein »Elementarereignis wie Krieg« nicht in so zufällige Abhängigkeit von um dreißig Minuten mehr geäußerter menschlicher Intelligenz bringen lassen wollte. Die dreißig Minuten scheinen mir begreifliche Überschätzung des eigenen politischen Berufes und Befangenheit darin, wofür es in allen Memoiren und Korrespondenzen von Diplomaten eine Menge Beispiele gibt. So sagt Bismarck, daß es, wenn Clarendon am Leben geblieben wäre, keinen deutsch-französischen Krieg gegeben hätte. Obwohl nicht zu sehen ist, und Bismarck darüber auch nichts sagt, was »Frankreichs kühler Freund« hätte tun können. Wahrscheinlicher ist, daß ein Krieg vermieden werden kann, wenn die Diplomatie schweigen muß. Der Sezessionskrieg brachte die Gefahr eines Krieges der Staaten mit England sehr nahe. Mason und Slidell waren an Bord des »Trent« in Haft, und sechs Wochen lang war der britische Botschafter, Lord Lyons, der einzige Mann in den Staaten, der zur Sache absolut nichts zu sagen hatte. Als dann mit dem Schiff seine Instruktionen kamen, übergab er sie auf der Stelle, die Gefangenen wurden frei gelassen, und Lord Lyons erhielt das Großkreuz des Bathordens. Daß es noch kein Kabel gab, verhinderte, sagt man, den englisch-amerikanischen Krieg. Sechs Wochen Warten kühlt die Kriegslust ab, die Lyons übrigens auch für kürzere Zeit nicht warm erhalten hätte, denn er war ein sehr kluger, schweig-

samer Typ John Bull, ohne feinere oder gar elegante Manieren, ohne Nerven, ohne Abenteuer, ohne verliebte oder sonstige Schwächen und sein Dossier auf der Pariser Polizeipräfektur enthielt, wie sein Biograph Lord Newton erzählt, nur eine einzige Eintragung »On ne lui connaît pas de vice«. Immer bleibt eines auffallend: die außerordentlich suggestive Kraft einer Kriegserklärung auf das Volk. Schlüge man ihm irgendein Gesetz mit praktisch einzusehendem Nutzen vor, so gäbe es einen Monate währenden Streit in den Zeitungen und Versammlungen. Schlägt man dieses Äußerste des Krieges vor, dieses für die weit überwiegende Mehrzahl der Einzelnen ganz Unpraktische und wie der Tot Unfaßliche, so geschieht der Krieg mit einer unheimlichen Selbstverständlichkeit, gegen einige schüchterne à basso la guerra und gegen alle bessere Einsicht. Das Irrationale hat die stärkste Wirkung, und das weiß der rationale Kriegsmacher seit Kleon, und seine Verantwortung ist ungeheuer. Er braucht vielleicht diese »dreißig Minuten zu wenig«, um für den schlimmen Fall eine entlastende Ausrede zu haben.

2.

DER GROSSE FRIEDE

»Es wird noch einen großen Krieg geben und der wird der letzte sein,« sagten sie vor diesem Kriege, und erhoffen nun nach ihm die europäische Föderation, die innereuropäische Kriege ausschaltet. Man würde, zumindest, auf lange hinaus des Krieges müde sein, sagen die weniger Optimistischen. Alle Paradoxien, die im Kriege liegen, haben in jenem Nobel ein sichtbares Zeichen gefunden: ein Mann, der das Dynamit erfand, um Menschen damit in die Luft zu sprengen, stiftete Preise für jene, die der Menschheit am besten beibringen, wie der Sprengstoff nicht zu diesem Zwecke verwandt wird. So unterstützt der durch die Trunksucht reich gewordene Chikagoer Brauer Abstinenzvereine. Und müßte der Erfinder eines Haarwachsmittels menschliche Lebensweisen fördern und erfinden, die dem Haarausfall epidemischen Charakter geben. Ein paar Monate vor dem Krieg gab ein Engländer ein Buch gestopft voll mit geplünderten Archiven über

die Confederation of Europe heraus, nicht die künftige, sondern jene von 1813 bis 1823, und nannte sie ein Experiment in der internationalen Friedensorganisation. Sehr interessant ist darin vieles Neue über den unglücklichen Castlereagh, den besserer Nachruhm nicht trösten kann über die Ungerechtigkeit, die er von seiner Zeit erfuhr. Er war es, und er allein, der den seltsamen Gründer der Heiligen Allianz so behandelte, daß nicht virulent wurde, was er latent war: eine große, allgemeine Gefahr. In diesem Alexander lebten beisammen: Gewissensbisse über seine Teilnahme an der Ermordung Pauls, die Doktrin der Enzyklopädisten, Mystik, die sich an der Apokalypse und Madame Krüdener berauschte, die grenzenlose Überzeugung, ein ebenso großer Mensch wie Potentat zu sein, und eine Heilige Allianz, die sich wie der rabiate Christ zum Mitmenschen äußert: »Wenn du den Menschen nicht liebst, schlag ich dir den Schädel ein!« Man war in der Zeit von 1815 bis 1823 außerordentlich kriegsmüde, und die Zeit einer europäischen Konföderation schien so günstig wie nie, alle bis auf den Papst und den englischen Regenten hatten die prachtvollen Artikel der Heiligen Allianz unterschrieben: in dieser Zeit mußten zwei Kriege als unvermeidlich und nötig geführt werden, und der Kongreß von Verona zeigte, daß Europa nie weniger föderiert war, als 1822. »Lieber den Krieg als etwas von dem aufgeben, was ich halte und besitze,« erklärte der Allianzzar Alexander. Die lauten Friedensfreunde scheinen die ständige Kriegsgefahr sein zu müssen.

3.

DER IRE

In Rudolf Borchardts Rede »Der Krieg und die deutsche Selbsteinkehr« (bei Weißbach in Heidelberg), der ersten im Ethos und im Gedanken großen Schrift in der Schlammflut der Kriegsliteratur, steht der Satz: »Das deutsche Publikum scheint mir einer doppelten Täuschung des Blickes zu unterliegen: es unterschätzt die reale Resistenz der äußeren englischen Macht etwa in dem Maße, in dem es die Solidität seiner inneren Macht überschätzt. Es hat Lloyd

George für einen großen Politiker gehalten... König Eduard einen großen Staatsmann genannt, aber es hört erst seit Ypern langsam auf, den englischen Soldaten komisch zu finden.« Es überschätzt Shaw und ignoriert den einzigen großen Richtergeist, den das sinkende England von heute besitzt, Chesterton. Die Deutschen »unterschätzen die noch immer imponierend gewaltigen Materien-Resultate von drei Jahrhunderten einer beispiellos kühnen und großartigen nationalen Geschichte: die englische Defensivträgheit. Sie erweisen den Personen und Repräsentanten dessen, was ihnen das offensiv-feindliche England scheint, die gänzlich unverdiente und proportionslose Ehre ihres Hasses, sie verwechseln mit einem Worte die Gegner miteinander«. Der Gegner ist das alte England, und der deutsche Bundesgenosse ist — eine englische Zeitung nannte Winston Churchill so — das neue in der Dekomposition befindliche England. Zeichen dieser Dekomposition sind: die Plutokratie der Lords, die Weiberemeute der Suffragetten, die Tatsache, daß Deutsche berufen werden mußten, um ein mustergültiges Kohlenbergwerk einzurichten, der Bürgerkrieg in Ulster. Aus einem Gespräch, das ich mit einem Irländer vor dem Kriege hatte ‹einem sehr ruhigen, alten Herrn› teile ich mit: Seit der Belagerung von Londonderry gegen Jakob II. kämpfen die Ulsterleute gegen die immer rebellierenden Iren, die zu Dienern der Ulsterer wurden. Nun können Sie sich die Wut der Herren denken, daß auf einmal aus den Dienern die Herren werden sollen! Der Unterschied zwischen den beiden, fragen Sie? Irland, das sind Wiesen mit Lilien und Wälder und Lustigkeit — Ulster, Belfast, der Norden, das ist eine Fabrik. Wie? Nein, mit Katholizismus und Protestantismus hat das gar nichts zu tun. Bloß mit dem Geld und der Industrie im Norden und der Fröhlichkeit und der Grazie im Süden. Der Ulstermensch ist eben ein Stockengländer, der nicht versteht, daß es Sachen gibt, die mit dem Geld nichts zu tun haben. Er ist enggeistig, praktisch, vorsichtig, liest nicht, geht nicht ins Theater. Wenn Sie mit einem Dubliner zusammenkommen, ist das erste, was er tut, daß er Sie zum Essen einlädt. Das ist das Letzte, was der Ulstermann tut, und dann besteht er nicht darauf. Solche Dinge, lieber Freund, sind wesentlicher, als die sogenannten wirtschaftlichen Gegensätze, denn die sind ja nur Folge eben dieser elementaren, wie dieses, daß der

Ulstermann ohne jeden Sinn für Witz und Spaß einen Witz nur dann und in Gesellschaft erzählt, wenn er damit jemand aus der Gesellschaft in Verlegenheit oder sonst in Unbehaglichkeit bringt. Das klingt nicht so großartig wie »religiöser Antagonismus« und »wirtschaftlicher Kampf«, aber wir bringen ja auch einen um, nur weil uns seine Nase nicht gefällt.

4.

DER ITALIENISCHE IMPERIALISMUS

Es gibt bessere Quellen, die Leitmotive des italienischen Imperialismus kennen zu lernen, als d'Annunzios wortreichen civischen Lyrismus oder Marinettis heulende Wut auf das »Museum Italien, das Lotterbett der reisenden Hochzeitspaare«, — man muß die Heftigkeit der Dichter aus der Tatsache begreifen, daß die alte Politik des il piede di casa, wie man die Antiexpansionisten nennt, die Klein-Italiener, gefühlsmäßig bei allen kleinen Leuten im Lande am beliebtesten ist, der Mann, der im Laden seine Salami verkauft, ist nicht kriegerisch, eher ist es schon der verzweifelte Bauer der Romagna, um dessen Tot sich Pelagra und Hunger streiten, so daß es ihm wenig ausmacht, wenn sich der Krieg als dritter dazu gesellt. Aber an der Trägheit des feistwerdenden Mannes im Laden, der Gewinnsucht des kleinen Landspekulanten, dem öden Geschäftssinn eines praktischen, mit Stimmenkauf gewählten Giolitinischen Onorevole wird der eifernde Zorn der Dichter zum Delirium, so daß die paar Gedanken im Taumeln dieser Strophen nicht mehr zu erkennen sind. Italien, sagen die Italiener, ist der Prototyp einer proletarischen Nation, wie Frankreich der einer plutokratischen ist. Zwischen beiden ist am Mittelmeer eine Rivalität, vergleichbar dem Klassenkampf in einem Staate — bei allen gefühlsmäßigen, aber doch mehr literarischen Sympathien für la sorella latina konstatiert man, daß es den österreichischen Italienern besser geht, als den italienischen, und daraus ist die Monarchie der Feind. Im Küstenland, in Dalmatien, in Istrien sind die Italiener — die Minderzahl der Bevölkerung! — die Besitzenden, und die Slaven die Dienenden: dies macht den

Schmerz über das proletarische Italien brennend. In der äußeren Politik eine Macht zweiten Ranges und im Innern proletarisch zu sein, innen von der Tyrannei des Proletariats, außen von der der internationalen Plutokratie bedroht zu sein, das ist für den italienischen Patrioten ein Zustand, von dem, wie er sagt, nur der Krieg befreien kann. So kam es zum Kriege in Tripolis. Italien hatte, sagen die Corradini und Borgese, schon fast sein nationales Gewissen verloren im Klassenkampf Ausgehungerter und in der Bereicherungs- und Bestechungspolitik Verwerflicher. Solange aus Italien jährlich Hunderttausende auswandern müssen, solange kann Italien keine wirklich große Nation werden, sagen die Imperialisten, denen diese Auswanderung ganz unabsichtlich insofern vorgearbeitet hat, als gerade sie den Imperialismus populär machte, viel populärer, als er in Frankreich ist, das in seine Kolonien nur Kapitalisten, Gewerbetreibende und Beamte entläßt, aber sehr wenig wirkliche Kolonisten, wie es die Leute aus Kalabrien, Sizilien, der Basilicata sind, und die tatsächlich zu Eroberern werden. Man erinnere sich, daß an jenem 22. Februar, als die italienische Kammer den lybischen Feldzug beschloß, ein großer Teil der sozialistischen Deputierten »umfiel« und für jenen Krieg stimmte, wie sie es heute für diesen tun, trotzdem die Beute »ohne Schwertstreich zu erreichen gewesen wäre«. Gerade das will man nicht, daß sie »nichts kostet«, sondern man will den Krieg, den Krieg als harten Zuchtmeister der im Materiellen verkommenden Nation. Bleibt die Frage offen, ob er das ist. Jedenfalls muß er es nicht unter allen Umständen sein. Die italienischen Leute sagen, der lybische Krieg sei der Nation außerordentlich gut bekommen: ferrum sanat. Über die Heilmittel, die ein sich todkrank Glaubender zu seiner Gesundung nimmt, steht kein Urteil zu, selbst wenn es die Bastonade ist. Daß Italien den Krieg gegen Österreich für gesünder hält, als gegen Frankreich, das ist mit dem Vorwurf des Treubruches nicht widerlegbar. Ist ein Kranker von der Heilwirkung seiner Belladonna überzeugt, so kann ich ihm das nicht damit ausreden, daß ich ihn auf die unsympathische Farbe seiner Tinktur aufmerksam mache.

5.

DIE U. S. A.

Vor drei Jahren stellte der U. S. Admiral Mahan die verfängliche Frage: »Ist anzunehmen, daß England seine Macht gegen die wachsende deutsche Flotte aufbieten wird, auch wenn Englands unmittelbare Interessen, eng gezogen, nicht betroffen werden, ohne Garantie einer gegenseitigen Hilfe, wenn sich die Verhältnisse umkehrten?« Der Admiral dachte natürlich an die Vereinigten Staaten und Japan als diese Hilfsmächte und dachte weiter, ob es sich diese beiden Mächte leisten könnten, daß die marine Suprematie von England auf Deutschland überginge. Und dies ist die Stellung der U. S. zum europäischen Kriege nicht nur, sondern zu Europa, seit sie mit dem spanischen Kriege in die europäische Familie traten, nachdenklicher wurden und den bisherigen leeren Optimismus in Hinsicht auf das Geschehen in der Welt aufgaben. Man glaubt in Amerika nicht, wie oft in England, daß die Deutschen eine doppelte Dosis von der Erbsünde bekommen haben, ohne deshalb diese doppelte Dosis bei jenen andern anzunehmen, die in England immer von der deutschen Gefahr sprachen. Man bezweifelte in Amerika durchaus nicht die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit in der Versicherung Deutschlands, daß es seine Flotte nicht gegen England und nicht für kriegerischen Erwerb von Kolonien rüste. Aber man weiß dort, daß Nationen von günstigen Gelegenheiten gezwungen werden können, und koinzidiert eine mächtige deutsche Flotte mit der Notwendigkeit, Märkte zu erreichen, die unter fremder Legislation stehen, so bestimmt eben dieses Zusammentreffen Deutschlands Zukunft und keine noch so ehrliche derzeitige Versicherung. Die U. S. konstatieren in Deutschland die zunehmende Flotte, konstatieren die wachsende Industrie, die Märkte braucht, die der Kontrolle bedürfen, welche wieder eine Flotte braucht, die hinwieder Flottenstützpunkte verlangt . . . Die Engländer kennen diesen logischen Ablauf, wo eines das andere zur Folge hat, und auch der wütendste Freihändler muß ihn aus der englischen Geschichte zugeben. Nun halten die Amerikaner von der englischen Zukunft nicht viel. England erscheint ihnen geschwächt von der traditionellen Unbeliebtheit dessen, was man eine Staats-

aktion nennt. Ferner geschwächt von der neuen englischen Steuerpolitik. An die deutsche Zukunft glauben sie und fürchten sie, nicht für die Monroedoktrin, aber für den Pacific. Darum hält man sich mit Japan, trotzalledem und alledem. Jenes Buch des Admirals Mahan ist mehr, als das Buch eines Mannes, der sich für diese Dinge interessiert. Man kann aus der Subtilität seiner Bemerkungen herauslesen, daß es im Auftrag geschrieben wurde. Die Sympathien, die der Verfasser für England hat, sind geheuchelt. Im politischen, nicht im persönlichen Sinne. Auf die nicht direkt gestellte, aber im Buche latente Frage: »Wer hilft uns im Pacific gegen Japan?« antwortet der Verfasser: »England« — weil er Deutschland fürchtet, sogar als eventuellen Bundesgenossen fürchtet. England hat nur eine Vergangenheit, mit ihm wird man fertig; Deutschland hat eine Zukunft, mit der man nicht fertigwerden könnte. Es hat sehr viel Wahrscheinlichkeit, daß auf Grund von Mahans Buch eine Verständigung zwischen den U. S. und England zustande kam, die sich vorläufig noch und nur in den Materiallieferungen an die Ententemächte äußert. Mit Deutschland gegen England zu gehen, das hätte für die U. S. nur bedeutet, daß sie sich im Pacific zwei mächtigen Flottenstaaten als Konkurrenten ausgesetzt hätten. So erscheint es ihnen bessere Politik, alles zu tun, um die deutsche Flotte vernichten zu helfen, denn England hat keine Zukunft und ist keine Gefahr. Jene wahrscheinliche Verständigung zwischen den U. S. und England konnte um so leichter zustande kommen, als man wußte, daß Deutschland in einem Kriege mit England keine dem Handel offenen Seewege haben würde. Auf die Komplikationen, die sich daraus ergeben können, ist man sicher in Amerika vorbereitet; auch auf die Möglichkeit eines Ultimatums. Daß die Amerikaner keine Nation, sondern eine gemischte Bevölkerung mit alten Heimatsgefühlen und Sympathien sind, — dieser Schwierigkeit, die man bei uns überschätzt, wird jede amerikanische Regierung Herr werden. Der Krieg ist ein so grobes Mittel, daß er solche Subtilitäten des Gefühls rasch erledigt.

GLOSSEN

Lektüre.

1.

DER »PAN« IM KRIEG.

Der »Pan«, einst eine Halbmonatschrift, von Wilhelm Herzog herausgegeben, führt, seitdem sie Alfred Kerr gehört, ein gespenstisches Dasein. »Der Pan«, heißt es in der letzten, im April 1915 aufgetauchten Nummer, »erscheint bei Lebzeiten des Herausgebers immer. In selbgewählten Zwischenräumen. Die drei noch fälligen Nummern des jetzigen Bezuges folgen binnen kurzem.«

Die Nummer, die diese Ankündigung enthielt, kam am ersten April, mit einem Umfang von dreißig Druckseiten, als Doppelnummer. Trotzdem zweifle ich nicht, daß Alfred Kerr sein Versprechen hält. Es wird wieder einmal eine Doppelnummer erscheinen. Sie wird wieder Beiträge von Kerr enthalten, die wir längst kennen, und außer diesen die Registratur aller Ärgerlichkeiten, die er in der Zwischenzeit zu erdulden hatte, die genaue Statistik aller Hiebe und Stiche, die er dafür auszuteilen, die behördlichen Mitteilungen, die er an seine Getreuen zu richten gutfindet. Ich muß gleich hinzufügen, daß ich mich zur besagten Gefolgschaft zähle. Es gibt nichts, was mich von meiner Verehrung für Kerr abbringen könnte. Ich gehöre zu einer Generation, für die war er das Licht, das in der Finsternis der nachnaturalistischen Zeit leuchtete. Wir sind im heutigen Dichtergeschlecht eine ganze Reihe solcher Getreuen. Ich glaube auch: für uns sind die aufrichtigsten Zeilen geschrieben, die das letzte Heft des »Pan« enthält ... Soll ich sie aufzählen? Man kann sie nachlesen, sie beginnen genau auf der 41. Seite mit dem »Menschheitskind«.

Jedoch gibt es bis dahin ausschließlich Variationen zu den länderüblichen Posaunenmotiven. Und Kerr kennt doch alle die Völker, denen allen dasselbe vorgeredet wird, kennt — obwohl er unwahrscheinliche Dinge darüber äußert — England, ich glaube, er kennt sogar Grey selbst, und wenn nicht, so hätte ihm jemand Zuverlässiges über den Mann sagen können.

Jedoch, auf Seite 38 ereignet sich folgender Vorgang:

Wir lachen, wenn der Feind uns droht,
Mit Hungertod.
Uns nährt ⟨und bläht⟩ Kartoffelbrot.
Wir essen's, wir gedenken auch
Sir Edward Greys — mit manchem Hauch.
Der Donner rollt wie Sturm und See
Und grollt den Namen Edward Grey.
⟨Doch mancher Hauch sagt flüsternd still:
Churchill! Churchill!⟩

Jedoch zieht er vom Leder gegen Schlaikjer. Daß er, Alfred Kerr, kein Ästhet sei, beweist er ihm. Noch früher stellt er fest, daß in Berlin die Eroika sechsmal binnen zwei Tagen, binnen zwei Tagen sechsmal, gespielt worden sei. Und schreibt dazu: »Beethoven versagt nicht«. ⟨Er hätte sogar, nicht nur, weil er von der Eroika sprach, bemerken dürfen: Diesmal, wo er

schon lange tot ist, dieses Mal versage selbst Beethoven nicht.〉

An die Spitze aber, an die Spitze seiner Prosa-Sammlung stellt er die Maxime:

»Zum Burgfrieden.

Aus dem Stall ist ein Bulle gebrochen. Soll man in diesem Augenblick fragen, wer die Stalltür geöffnet hat?

〈Oder wer sie ungenügend verschloß?〉

Nein. Nicht fragen. Nicht rechten. Der Stier ist los. Unschädlich machen soll man ihn.

Es ist auch nicht die Zeit, zu rufen: »Ich bin Mitglied des Tierschutzvereins.« 〈Ich bin Mitglied des Tierschutzvereins!〉«

So sprechen alle Doktores aller kriegführenden Völker. Darin weichen Wolff, Reuter, die Petersburger Telegraphen-Agentur, die Agenzia Stefani und Havas nicht im geringsten voneinander ab. Die Schulmeister ganz Europas können es ihren Kindern mit Kreide auf die große Tafel schreiben. Alle Kirchenkanzeln tragen das Gewicht dieser Worte. Alle. Jeder nimmt es auf mit seinem Stier. Nur: aus welchem Stall der Bulle ausgebrochen, darüber scheint sich die Welt nicht verständigen zu können. Es ist auch ganz gleichgültig! Der Bulle ist gar nicht losgelassen! Er läuft am Halfter! Und die ihn führen, die hoffen, mit ihm zu pflügen. Gelingt es, so werden sie es halten, wie weiland Friedrich der Große, als er die Begründung seines Einfalls in Schlesien den hohen Rechtsgelehrten überließ. Gelingt es nicht, dann wird der Bulle in den Stall zurückgebracht. Bis das Biest plötzlich wieder losbricht — sozusagen wie ein Erdbeben. 〈Immerhin wird man zugeben müssen: wie ein Erdbeben bei Reinhard — da doch nachweisbar Menschen, wenn auch Spezialisten es herstellen.〉 Wird man dann fragen dürfen, wer die Stalltür geöffnet hat? oder wer sie ungenügend verschloß? Nein. Man wird nicht fragen. Nicht rechten. Der Stier wird los sein. Man wird ihn unschädlich machen müssen. Es wird wieder nicht die Zeit sein zu rufen: »Ich bin Mitglied des Tierschutzvereins.« Am allerwenigsten für solche, die Mitglieder des Tierschutzvereins sind, am allerwenigsten für diese. Aus mancherlei Gründen. Nicht zuletzt, weil sie selbst den Bullen spielen, vor dem sie laut Statuten die Menschen bewahren sollten.

Immerhin scheint mir der »Burgfriede« das beste zu sein, was die deutsche Politik seit Bismarck hervorgebracht hat. 〈Bismarck selbst mußte ohne ihn auskommen.〉 Er ist mehr, als ein Wort und eine Parole. Er ist eine Geistesverfassung. Deshalb, meinen viele Freunde des Davidbündlers, sollte der »Pan« lieber schlafen, bis der Bulle wieder im Stall ist.

2.

THOMAS MANN.

Thomas Mann gibt die drei Arbeiten, die er zu diesem Kriege verfaßt hat, in einem Bändchen der Fischerschen »Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte« heraus. Die zwei kürzeren, »Gedanken im Krieg« und ein Brief an ein schwedisches Tageblatt, erschienen in der »Neuen Rundschau«, die dritte, bei weitem wertvollere, »Friedrich und die große Koalition«, brachte der »Neue Merkur«. Die erste, im September geschrieben, legt den ausgebrochenen politischen Konflikt also dar, daß es sich, für das siegreich gegen Paris marschierende Deutschland, um einen Kampf der Kultur gegen die Zivilisation handle. »Kultur ist Geschlossenheit, Stil, Form, Haltung, Geschmack, ist irgend eine gewisse geistige Organisation der Welt, und

sei das alles auch noch so abenteuerlich, skurill, wild, blutig und furchtbar ... Zivilisation aber ist Vernunft, Aufklärung, Sänftigung, Sättigung, Skeptisierung, Auflösung — Geist.« Thomas Mann, der sich schon damals und früher mit Friedrich dem Großen beschäftigte, erscheint der Gegensatz am schlagendsten verkörpert in Voltaire und dem König: »Das ist Vernunft und Dämon, Geist und Genie, trockene Helligkeit und umwölktes Schicksal, bürgerliche Sättigung und heroische Pflicht, Voltaire und der König: das ist der große Zivilist und der große Soldat seit jeher und für alle Zeiten.« Eine Parallele zwischen Napoleon und Goethe wäre vielleicht, für das nachrevolutionäre Frankreich, um das es sich hier handelt, in jeder Hinsicht ergiebiger gewesen. Aber, wie gesagt, beschäftigte sich Thomas Mann gerade mit der Geschichte Friedrichs des Großen, wenn auch — sein Abriß über Friedrich und die große Koalition zeigt es in jeder Zeile — mit jener Methode, die seiner Geistesart entspricht, und die mit der Art Voltaires mehr Verwandtschaft hat, als mit dem dämonischen Überschwang der Tage, wo Thomas Mann zur Abfassung einer so geistreich, mit so zärtlichen Fingern zusammengesetzten, so ganz unleidenschaftlichen Arbeit die Ruhe fand. »Ist nicht der Friede« fragt er einmal, »das Element der zivilen Korruption, die ihr ‹der deutschen Seele› amüsant und verächtlich scheint?« Verhielte es sich so, dann verdiente der erste Kriegsaufsatz, den Thomas Mann in den Septembertagen gebaut und geputzt wie die Villa in einem stillen Vorort hinstellte, ein repräsentatives Produkt dieser »zivilen Korruption« genannt zu werden. Wobei zuzugeben wäre, daß im Giebel des reizenden Absteigequartiers der Spruch nicht zu übersehen sei: »Wir sind in Not, in tiefster Not. Und wir grüßen sie, denn sie ist es, die uns so hoch erhebt.«

Wie hoch?

Gerade so hoch, daß der Ritter Thomas Mann, im Damensattel reitend zwischen Tod und Teufel, seine unsäglich kokette Gebärde hinüberwerfen konnte wie einen Handschuh in die dampfenden Reihen der Soldaten.

*

»Friedrich und die große Koalition« wurde im Dezember geschrieben. Ich finde den Versuch meisterhaft. Und, für den mitfühlenden Leser, erschreckend. Trotz seiner skeletthaften Dürre erinnert er an gewisse Novellen von Stendhal aus der Renaissance ... Wie der »Mailänder« sich von der üppigen Fleischlichkeit seiner Gestalten entzücken ließ, die, in roten und in weißen Höllen aufgerichtet, singend am Guten zerbrachen und im Bösen die wollüstige Vernichtung suchten, so gibt sich der nordische Thomas Mann, noch in der wachsenden Steigerung einer seltsamen Erregtheit wie unberührt, das Schauspiel eines Totentanzes, wo das klappernde Gebein sich in einem Satyrspiel bewegt, dazu nicht gerade das beste Französisch parliert wird, von dämonischer Melancholie erhoben zwischen Himmel und Erde hängt, um gelegentlich, nach genußvollem Studium durch den Betrachter, und zum Schluß endgültig mit einem Ruck in die Sterne zu fahren. Das alles ist köstlich zugerichtet. Es fehlt nicht an Einlagen im heutigen sowie im Stil der Zeit. Das Rampenlicht bleibt rosa, selbst dann, wenn der Knochenmann wie der Gekreuzigte selbst an der angespannten Schnur hängt. Das alles ist ganz ausgezeichnet gemacht, und wenn die Methode zuweilen an den »Fall Wagner« erinnert, so zeigt gerade der Vergleich mit

Nietzsche ebenso wie die sich einstellende Erinnerung an Stendhal: wie sehr Thomas Mann ein Geschöpf des Geistes ist und nicht der Leidenschaft, und zwar so sehr, daß es ihm nicht einmal wie Stendhal gelingt, sich, komödiantisch, der hinreißenden Leidenschaftlichkeit einer fremden Vision zu überlassen. Ich sage nichts über die Sache, die er verficht (»Er mußte unrecht tun und ein Leben gegen den Gedanken führen . . ., damit eines großen Volkes Erdensendung sich erfülle«), ich sehe nur, wie er diese Sache vertritt als ein rechter Advocatus diaboli, und daß er ein Bild errichtet, das, als fortwirkendes Beispiel für die Geschlechter von heute und morgen, Züge aufweist, wie sie unheimlicher selten an einem Götzen gesehen wurden. Warum also, fragt sich der aufmerksame Leser, werden ungeheure Kriege geführt? Aus dämonischem Drang, einer Kultur zuliebe, die allerdings auch »Orakel, Magie, Päderastie, Vitzliputzli, Menschenopfer, orgiastische Kultformen, Inquisition, Autodafés, Veitstanz, Hexenprozesse, Blüte des Giftmordes und die buntesten Greuel umfassen kann«, um uns vor dem Geist zu bewahren, »dem geschworenen Feind der Triebe, der Leidenschaften,« aus dem »geheimen Instinkt«, von dem Friedrich einmal spricht, und über den Thomas Mann, nachdem er festgestellt, daß er das Handeln des Königs geleitet, sein Leben bestimmt habe, aussagt: »es ist durchaus eine deutsche Denkbarkeit, daß dieser geheime Instinkt, dies Element des Dämonischen in ihm überpersönlicher Art war: der Drang des Schicksals, der Geist der Geschichte«. Dämonie, Genialität, Mystik gehören seit Kriegsausbruch zum Bestand unserer Zeitungsideologie, zusammen mit dem Dogma von der Unfehlbarkeit des Erfolges und dem »Geist«, der die problematischste Angelegenheit geworden ist, die es heute gibt. Thomas Mann, der ihn im September und sogar noch im Dezember aufs heftigste befehdet, nein, mit Verachtung ablehnt, verspricht im April die »Synthese von Macht und Geist« als das »dritte Reich«, das Deutschland sich durch diesen Krieg bereite. Soll Voltaire König werden? Oder der König zugleich Voltaire sein? »Warum nicht?« antwortet Thomas Mann. »Adelige und gelehrte Jugend, die sich täglich riskiert,« schreibt ihm aus der Front, »daß sie, ‚vor sich den Feind und den Sieg', manchmal von dem miteinander sprächen, was »er« gemacht, namentlich von dem letzten, einer Geschichte vom Tode, und daß diese ihnen ‚niemals näher war'«. Und wenn sich diese Feststellung auch zunächst gegen die Kritiker richtet, die dieses Buch schlecht fanden, so erweitert sich doch gleich das Gesichtsfeld, wenn der Verfasser des »Tods in Venedig« aus seiner jüngsten Erfahrung schließt: »Der Geist, ihr Händereiber, war dem Leben ‚niemals näher', als eben jetzt, — das Leben selbst sagt es, und da ihr vorgebt, es so sehr zu achten, nun, so glaubt ihm.«

Der Beweis schlägt den Widerstrebendsten. Hier ist der Beginn des dritten Reichs, greifbar.

3.

POLITISCHE ERZIEHUNG.

»Politische Erziehung der Deutschen durch diesen Krieg.« Unsere Dichter und Denker bestehen auf ihr, unterdessen schaffen sie die konfuseste Ideologie, die je hinter einem Krieg einhergehinkt kam, eine Kriegsliteratur, die einen Turm von Babel darstellt, aus Plagiaten eines ganzen deutschen Jahrhunderts, vermehrt um Sprüche von Bergson und dem alten Chamberlain, Dostojewski und Spencer. »Der große Kant«, lesen wir

bei Thomas Mann, »war ein Krüppel, der nicht einmal zum Garnisonsdienst getaugt hätte, und er war der erste Moralist des deutschen Soldatentums«. Ja, aber er schrieb den »Ewigen Frieden«. Wohingegen es unseren heutigen »Krüppeln« vorbehalten blieb, die wunderbare Seligkeit des »Kriegs an sich« zu entdecken. Nie hat sich ein Militär zu einem derartigen philosophischen Kannibalismus bekannt, man mustere sie, von Gneisenau bis Schlieffen, keiner kämpfte für die Kultur, und wenn einer gelegentlich von den moralischen und hygienischen Wirkungen des Krieges ein — entschuldigendes — Wort fallen ließ, so dachte doch nicht einer an die Möglichkeit, den Krieg als eine humanitäre Einrichtung anzusprechen. Den »schädlichen«, den »verächtlichen« Frieden, und wie die letzten Erkenntnisse wildgewordener Philister sonst heißen, die ganze Apotheke des tödlichen Blödsinns, das hat der Bourgeois von 1914 erfunden, zwischen Stammtisch und Schreibmaschine, im tiefsten Behagen, Feldpostbriefe lesend, die »mit Blut geschmückt waren«, wie einer von ihnen schrieb. Woher soll die politische Erziehung kommen? Alle Zeitungen schreiben, alle, die sprechen, reden dasselbe. Solches läuft im besten Fall statt auf Erziehung auf Einpaukerei hinaus, sodann auf gedankenloses Nachschwätzen, also auf Verdummung, auf intellektuelle Sklaverei. Hütet Euch, die Ihr Euch ernsthaft um politische Einsicht bemüht, hütet Euch vor den neuen Sängern der Politik, die über Nacht aus Kuckuckseiern gekrochen sind und sich nun im fremden Nest plustern. Es sind Schwächlinge, die Gewaltmärsche trompeten. Man hat ihnen die gewohnten Scheuklappen weggeschlagen, seitdem wissen sie nicht mehr, wohin. Verfolgt, in den ausgesprochensten Parteiblättern, den innerpolitischen Kampf, der mit gedämpftem Trommelklang weitergeht, von Tag zu Tag, wie das Leben. Studiert die »Gedanken und Erinnerungen« von Bismarck, dreimal, die beiden Bände von Friedjung, »Der Kampf um die Vorherrschaft Deutschlands von 1856—65«, dann das ausgezeichnete Buch des Grafen Ernst zu Reventlow über »Deutschlands auswärtige Politik von 1888 bis 1914«, das zum erstenmal im Mai 1914, in zweiter Auflage, mit einem kurzen Nachwort, im übrigen unverändert, 1915 erschien. Hier findet Ihr, sehr ausführlich, die Geschichte dieses Krieges, es ist der Krieg von Bülows »freier Hand«. Und dann, dann rate ich, zur Erholung und Aufrichtung, Alfred H. Frieds »Europäische Wiederherstellung« zu lesen, das dieser Tage bei Orell Füßli in Zürich herauskam und für eine Mark durch jede Buchhandlung zu beziehen ist. *R. S.*

Rußland und die Mächte.

Die nachfolgende Darstellung ist im wesentlichen gegründet auf den Inhalt des Buches »Rußland als Großmacht« vom Fürsten G. N. Trubetzkoi ‹deutsch von Josef Melnik, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart›. Im Russischen erschien dieses Buch Anfang 1911, ist also noch vor den Balkankriegen geschrieben. Es verliert dadurch nichts an Giltigkeit, da auch das politische Geschehen, allen Kriegen zum Trotz, dem Gesetz der Kontinuität unterliegt. Der Verfasser ist einer der fähigsten russischen Diplomaten, langjähriger Departementchef im Ministerium des Äußeren ‹Leiter der dort wichtigsten, nahöstlichen Abteilung›, gelegentlich und so noch in jüngster Zeit Spezialgesandter an den Balkanhöfen in besonders heiklen Augenblicken, also einer der besten Kenner der europäischen Orientfrage. Seinen Ausführungen muß auch dort,

wo ihre dokumentarischen Belege durch diplomatische Diskretion verschleiert sind, Ernsthaftigkeit und Verbürgtheit zugemessen werden. Das Buch Trubetzkois ist ein Hauptwerk jener modernen politischen Literatur, an der das intellektuelle Deutschland, bei Bismarck stehen geblieben, unbegreiflicherweise so lange achtlos vorbeigegangen ist.

Die äußere Politik Rußlands hat zwei Schwerpunkte: einen fernöstlichen, ostasiatischen und einen nahöstlichen im europäischen Orient. Daher — da alle politische Macht heute nur durch Waffen und »Konstellation« ⟨Bündnisse⟩ gesichert werden kann — hat Rußland, lange der isolierteste Koloß, heute ebensoviel Bündnis- wie Rüstungsbedürfnisse. Da ihm seine Koalitionen in Ost und West wechselweise Zwang auferlegen, bleibt seine äußere Politik einem vor- und rückwärtsschaukelnden Schiff vergleichbar: ein »Interessement« in Ostasien zwingt es zu einem status quo-hütenden Desinteressement in Europa; seine Wiederanteilnahme am europäischen Geschäft bedingt die zeitliche Stillegung seines fernöstlichen Dranges. Im ersten Fall reiben sich seine Interessen an denen Englands und der ostasiatischen Mächte, im zweiten Fall an denen der Türkei und Oesterreichs.

Im europäischen Orient heißen seine Aufgaben: das orthodoxe und slavisch-nationale Protektorat und die Meerengenfrage, die uralte »Byzanz«-Idee Rußlands. Es ist also immer und dauernd der Feind der Türkei. Selbst in der Periode seiner stärksten fernöstlichen Tendenzen, in den zwanzig, dreißig Jahren vor dem japanischen Krieg, hat es sich immer nur mit seinem zweiten nahöstlichen Rivalen, mit Oesterreich, vertragen, und nur im vertagenden Status quo-Abkommen ⟨Kaiserbegegnung von Reichstadt, Märzstegprogramm usw.⟩, die alle eine bohrende Spitze gegen die Türkei hatten ⟨das mazedonische Reformwerk und dergleichen⟩.

Während der fernöstlichen Periode war man in Rußland anglophob, was England durch das Bündnis mit Japan quittierte. Beim Ausbruch des japanischen Krieges lieferte England den politischen Meisterstreich der neutralistischen Verständigung mit Frankreich, wodurch der franko-russischen Alliance ihre eigentlichste Bedeutung ⟨als Rückenschutz Rußlands gegen England während ostasiatischer Abenteuer⟩ genommen wurde. Nach der Niederlage Rußlands begann die Zeit, in der seine äußere Politik mehr durch Bündnisinteressen als durch unmittelbar russische Interessen, also mehr von außen her gelenkt wurde. Es brauchte noch einige Zeit, bis Rußland durch Gegendruck seine Verbündeten und Freunde auch seinen nahöstlichen Wünschen geneigt machen konnte. Wenn es wahr ist, daß England Rußland in den japanischen Krieg hineinintrigiert habe, so tat es dies im Grunde nur deshalb, um durch diese Abstoßung Rußland »nach Europa zurückzurufen«. Mit der Resignation in Ostasien bezahlte Rußland die Annäherung an England, wie sie sich im englisch-russischen Abkommen von 1907 ausdrückte. Diese Verständigung der beiden Mächte durch Abgrenzung ihrer asiatischen Interessensphären war nicht gar schwierig, da sich beide in Asien gesättigt fühlten und nur mehr »quieta non movere« wünschten. Zumindest scheint Rußland, das sich seit 1910 auch mit Japan vertragen hat, ⟨wozu der unübertroffene Dilettantismus der amerikanischen Diplomaten mithalf⟩ der ostasiatische Appetit für lange Zeit vergangen zu sein, und eine Anzettelung von Konflikten scheint dort von ihm nicht mehr zu befürchten.

Nach Europa zurückgekehrt, wandte es sich umso energischer seiner »historischen« nahöstlichen Aufgabe zu. Die allgemeine politische Situation, die es in Europa vorfand, war schon damals durch den sich immer deutlicher abzeichnenden, grandiosen Gegensatz zwischen England und Deutschland beherrscht. In England wußte man, daß dieser Gegensatz einmal ausgefochten werden müßte, und bereitete sich darauf durch die »Einkreisung« vor, deren ein Teil Rußlands »Rückberufung« war. ⟨In Deutschland rüstete man militärisch bis aufs i-Tüpfelchen, politisch träumte man aber noch immer von einer Verständigung mit England, worüber man andere Gelegenheiten verpaßte.⟩ Rußland, das neben dem nationalen Antagonismus keinerlei staatlichen Grund zur Feindschaft gegen Deutschland hat, handelspolitisch sogar noch lange Zeit zu ihm im Verhältnis gegenseitiger Abhängigkeit bleiben wird ⟨an guten Geschäften liegt beiden Teilen gleichviel⟩, Rußland begriff rasch, daß diese allgemeine Befehdung Deutschlands für seine eigenen nahöstlichen Interessen auszunützen sei: indem davon Deutschlands siamesischer Zwilling Oesterreich mitbetroffen werde. ⟨Und natürlich auch umgekehrt.⟩

Sobald die slavischen Kleinstaaten ihren großen Protektor wieder im Rücken spürten, wurde es auf dem Balkan lebendig. Durch Reaktion erwachte auch Oesterreichs Großmachtidee, die gleichfalls Balkanherrschaft will, wurde aktiv. Serbien, das sich gegen Habsburg zu sträuben anfing, wurde mit dem Zollkampf des »Schweinekrieges« gestraft ⟨in Wahrheit gefördert⟩. Die jungtürkische Verfassungsreform führte zur Annexion Bosniens und der Herzegowina ⟨die sonst am Ende Abgeordnete nach Konstantinopel gewählt und entsendet hätten⟩, und zur Unabhängigkeitserklärung Bulgariens, die in Wien als »Junctim« der Annexion vereinbart worden sein soll. Die Konferenz von Buchlau, wo Aehrenthal mit seinen Annexionsabsichten Iswolski ein wenig hinters Licht geführt hatte ⟨einander ergänzende Darstellungen davon gaben Friedjung in der Oesterreichischen Rundschau und H.W. Steed in seinem Buch »The Habsburg Monarchy«⟩, diese Konferenz entzündete die Volksstimmung in Rußland bis zur offenen Feindseligkeit. Der oesterreich-russische Gegensatz belebte sich bis zu den militärischen Drohprojekten der Sandschak-Bahn ⟨der »Marsch nach Saloniki«⟩ und der Donau-Adria-Bahn. Zuletzt mußte Deutschland mit seinem »freundschaftlichen Ultimatum« Oesterreich in Petersburg beispringen und wurde dadurch auch der »erklärte Feind« Rußlands. Die Konstellation der Mächte war entgültig.

Das deutsch-österreichische Bündnis, dessen außerordentliche Innigkeit seine unerreichbare militärische Stärke ausmacht, erwies sich politisch als gar zu ungelenkig, starr, exklusiv. Der »cauchemar des coalitions« drückte den Zentralmächten immer schwerer die Brust und war durch einen etwas phantastischen Plan Aehrenthals von einem Drei Kaiser-Bund nicht mehr zu beschwören. Denn Rußland fühlte sich schon zu wohl innerhalb der Entente-Politik. Mochte es auch vorläufig scheinen, daß Rußland nur für die Handelsrivalität Englands und die Revanchewünsche Frankreichs gerüstet stand, Rußland wußte doch, daß eine Zertrümmerung oder Schwächung des Zweibundes auch die Verwirklichung seiner Balkan- und Meerengen-Wünsche bringen müßte, an der England allein es dann nicht mehr verhindern könnte. Die Entente erwies sich als ein geniales System politischer Kombination, das auch noch scheinbar disparateste Interessen einzurahmen

vermochte. Die Schwäche dieser politischen Gelenkigkeit, die militärische Uneinheitlichkeit und Insuffizienz, sollte durch die Nachrüstungen Rußlands behoben werden, damit dieses kein zweitesmal vor einem deutschen Ultimatum zurückweichen müßte.

In dieser Kräftegruppierung war nur noch die Stellung Italiens zu bestimmen. War sie erst noch zu bestimmen? Nach dem französisch-italienischen Tripolisabkommen und der dadurch bedingten Neuformulierung des Dreibundvertrages erklärte Delcassé schon 1902 in öffentlicher Kammersitzung, die Bundespflichten Italiens seien »weder direkt noch indirekt gegen Frankreich gerichtet«. Und im Jahre 1908 in Rom erklärte dem Fürsten Trubetzkoi der französische Botschafter Barrère: Italien habe endgültig begriffen, daß die Entente-Politik auch ihm angepaßt sei. Italiens Großmachtidee zielt auf Vorherrschaft im Mittelmeer und in der Adria. Seine Mittelmeerwünsche bleiben gegen England und Frankreich, mit wessen Unterstützung immer, unerfüllbar. Im Adriakampf jedoch glaubte es, mit England und der Entente, Gewinnaussichten zu haben. Es legte also seine Politik in der Adria fest, womit es der Gesinnung nach bereits zur Entente gehörte. Formal aber, hieß es da, bliebe es mit Wissen und Wollen der Ententemächte bis zum Ernstfall im Dreibund, weil dadurch eine erwünschte Verschleierung der wirklichen Konstellation erzielt würde, und weil es dort — keine vorzeitigen unbequemen Ersatzforderungen an die Entente erheben könnte!

⟨Dieses Geständnis war schon 1911 russisch und 1913 deutsch gedruckt zu lesen. Und wir sind noch 1915 ins mundoffene Staunen geraten?! Österreich hatte schon länger den richtigen Instinkt, in Italien nicht sosehr den Verbündeten, als den natürlichen Kriegsgegner sehen zu wollen.⟩

Rußland revidierte daraufhin schnell und geschickt seine Haltung gegen Italien, das es bis dahin als quantité négligeable betrachtet hatte. Es besteht heute zweifellos ein Sonderabkommen zwischen Rußland und Italien, worin Rußland die italienischen Adriawünsche anerkennt, wofür Italien den Balkan als Domäne Rußlands respektieren wird. Die russischen Schützlinge Serbien und Montenegro hat Italien ebenso zweifellos mit Hafenzugeständnissen abgefunden. Tatsächlich hat es schon auf den Konferenzen nach den Balkankriegen immer die serbischen Küstenwünsche ⟨gegen Österreich⟩ unterstützt.

Die Aufstellung war beendet, der Tanz konnte beginnen.

*

Betrachtet man die Dinge abschließend: Rußland als Großmacht fühlt sich in Asien gesättigt, wird aber bis zum letzten Atemzug die Lösung der europäischen Orientfrage in ihrem »heiligen und historischen Sinne« anstreben. Diese Aufgabe, vom genialen Pathos eines Dostojewski und anderer beherrschender Geister Rußlands unermüdlich paraphrasiert, ist heute die wirkliche Nationalidee des Russentums. Solange Rußland Großrußland ist, wird es diesen Gedanken denken, der aus seinem Schädel nur schwinden könnte, wenn der Schädel eingeschlagen würde. Vor dieser Exekution aber müßte man erst billigerweise Gericht halten, ob Rußlands Wunsch ein verbrecherischer, oder ein national, kulturell und wirtschaftlich berechtigter sei. Zudem: auf dem Berliner Kongreß hatte es in diesem Punkt noch ganz Europa gegen sich, heute hat es »zwar neue Gegner, aber auch neue Freunde«.

Sollte es aber möglich sein, eine Lösung

der europäischen Orientfrage in einem Rußland befriedigendem Sinne zu finden — und Trubetzkoi z. B. schlägt als solche vor, die Meerengen gleichmäßig und ausschließlich für die Kriegsfahrzeuge aller Küstenstaaten des Schwarzen Meeres zu öffnen — so kann man wohl behaupten, daß dann Rußland für unabsehbare Zeit das pazifistischste Element unter den Weltmächten wäre. Sein Ausscheiden aus der Entente, die ihm ihren Zweck erfüllt hätte, würde automatisch auch die westeuropäische Frage aufheben, und dann wäre vielleicht der Zeitpunkt da, die bisher geübte Individual- und Konkurrenzpolitik der Staaten, die allzu oft nur durch »Prestige« und prinzipiellen Widerspruch bestimmt ist, durch eine Machtkartellisierung Europas zu ersetzen.

Gustaf Kauder.

Das Zeit-Echo.

In der Voraussetzung, daß die gegenwärtigen Wirren ein Thema abgäben, für dessen Abwandlungsmöglichkeiten jedermann willige Ohren mitbrächte, hat ein Münchner Verlag dieses »Zeit-Echo« eingerichtet, periodische Hefte mit geschriebenen und gezeichneten Künstler-Reaktionen auf den Krieg. Dem vernehmlichen Reiz der europäischen Mißhelligkeiten antworten hier allerlei Leute, die es nicht nötig gehabt hätten, und die es vielfach ungeschickt tun und nicht mit den besten Manieren und in Unkenntnis mancher, beträchtlicher Dinge. Von Nietzsche hätten diese Echoïsten zur Erwägung nehmen können, welch eine Klugheit und Selbstverteidigung darin bestände, so selten wie möglich zu reagieren, Stacheln zu haben, ja — mehr noch — sich allen Lagen zu entziehen, wo man auch nur zur Abwehr des Antwortens, zu der verschwenderischen »Defensiv-Ausgabe« des Stachlig-seinmüssens gezwungen wäre. So gefestigt waren die Beiträger nicht. Schweigen sei jetzt das beste Teil, weiß zwar einer, aber die Herausgeber, die hier eine Enquête zur Zeitschrift streckten, vertrauten dem Goethischen:

Dichter lieben nicht zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen.

Immerhin gibt es Nuancen. Neben die ehedem distinguierten Romanciers, die, in der gewohnten höheren Schreibweis', aber mit sensationeller Hinopferung geistiger Besitztümer, Offiziellstes stilisieren, treten die Nachdenklicheren, Bedenklicheren, weiterhin die Postulativen, ideale Forderungen schwenkend, und endlich gar die Spröden, Degoutierten, die Eigensinnigen und Widerspenstigen. Bei alledem sei man unbesorgt: von da bleibt ein weiter Weg, führt überhaupt kein Weg bis zum Unterschlupf der »réfractaires«, zu des Auvergnaten Jules Vallès epileptischer »Föderation der Schmerzen«. Das ausschweifendste Wagnis dieser Blätter: Brüderlichkeit. Der Lyriker Werfel bekennt sie, und der milde, geduldige, gütige Sozialprophet Landauer. Etliche andere melden, für später, Operationen des Geistes an. Unglück könne jeder Esel haben, dozierte der Marquis von Keith, man müsse es nur richtig auszubeuten wissen. Aber diese »Ausbeutung« hier geschieht in zagem Ton und ohne rechte Überzeugung. Ein Unerwünschtestes soll so gebogen werden, daß es schließlich doch zum Besten diene. Unsinnigem möchte der Schreibtisch-Optimismus einen Sinn injizieren, »was nicht deutbar, dennoch deuten«. ‹Loris.› Man proklamiert, unter Fieberschauern des schlechten Gewissens, eine geistige Zukunft. Wäre Geistes-Gegenwart nicht hübscher?

Die wird als vorhanden empfunden nur von der Frohnatur Thomas Manns, der triumphiert: literarischer Geist habe Anteil gehabt an der »Wirklichkeit dieses Krieges«. Hier ist nicht mehr gut weilen. Delikater geben sich ein paar Damen: Mechtild Lichnowsky, die eisig feststellt: »Was ist mit dem Tode? Er ist öffentlicher geworden«, und Annette Kolb, die Europäerin, mutig zwischen den Rassen stehend und jegliche Schadenfreude verabscheuend.

Das ist das Echo dieser Künstler auf den Krieg. Darf man vermuten, daß andere leben, die den Ereignissen nicht einmal eine Antwort zugestehen? Deren ungeschriebene Tagebücher, deren nicht preisgegebene Visionen bannender wären, als dieser ganze kalli- und lithographierte Widerhall? Warum in aller Welt dürfte man das nicht vermuten?

Ferdinand Hardekopf.

Proben aus dem Zeit-Echo in Auszügen.

ERSCHEINUNG.

Wir haben eine Erscheinung, — und es hat sie mancher angerufen, sie aber weicht nicht und schreitet durch unsere Wände und steht nicht Rede. Weil ihr tut, als kenntet ihr sie. Erhebt eure Augen und kennt sie nicht, schafft ein Hohles um sie mit der Frage eurer Blicke, hungert sie aus mit Nichtkennen! Und plötzlich, in der Angst nicht zu sein, wird euch das Ungeheuere seinen Namen schrein und wegsinken.

1. Heft. *Rainer Maria Rilke.*

*

GESCHLECHTERKAMPF.

Dieser Krieg ist über alle Gegensätze der Rassen und Nationen hinaus zu etwas viel Schlimmerem geworden: zu einer Art von Kampf zwischen zwei verschiedenen Geschlechtern.

Ein Strindberg täte not, der mit all der bitteren Analyse des Wissenden hineinleuchte in die hoffnungslose Tragik dieses Geschlechterkampfs, den unsere Männlichkeit nun auszukämpfen hat mit der um keine phantastische Selbsttäuschung verlegenen Hysterie unserer Feinde.

Wir werden siegen in diesem Kampf...

Aber wie wird uns dieser Sieg trotz aller jubelnden Genugtuung schmerzen, wie wird unser Lachen am Ziel entstellt sein durch die Schatten eines unterirdischen Grams, durch die aufzuckende Erkenntnis, daß solche Hysterie nur unschädlich gemacht, nicht aber eigentlich besiegt werden kann. Wir werden dasitzen, wie die Strindbergschen Männer dasitzen, wenn die Schlacht geschlagen und sie äußerlich das Feld behaupten, werden dasitzen mit einem durch heimlichen Ekel verzerrten Lachen und mit einem allen Siegestriumph langsam aufsaugenden Ohnmachtsgefühl. Denn das letzte Wort wird doch die Frau mit ihrer Hysterie behalten und was schlimmer ist, auch den letzten Applaus . . .

Damit müssen wir uns abfinden, auch mit jenen schmerzlichsten Stunden, von denen Strindberg spricht, in denen unter der Suggestion der unverwüstlichen weiblichen Gefühlstheatralik auch die besten Freunde des Mannes sich mit merkbarer Kühle zurückziehen und damit Objektivität zu markieren vorgeben. Das Bild dieses Verrats an der gemeinsamen Männlichkeit, heute zeigen es uns jene neutralen Staaten, die doch dieselbe moralische Sprache wie wir sprachen und doch auf einmal so merkwürdig harthörig für uns geworden sind...

Nicht um die Männlichkeit im kraftmeierischen Sinn handelt es sich hier, das

wissen wir, sondern um die Männlichkeit im Strindbergischen Sinne, d. h. um den Geist der entschlossenen Sachlichkeit und um den Geist des moralischen Verantwortlichkeitsbewußtseins, um jenen Geist, den man auch kurz den Geist von 1813 nennen kann. Denn das war uns doch allen das größte Erlebnis in diesen Wochen, daß dieses 1813 noch heute lebt. Wie rauschten die alten Ströme wieder, die im neuen Deutschland ganz verstummt schienen. Wie überraschte es uns, uns auf einmal wieder geadelt zu sehen. Nun sind schon viele Wochen dahin und wir haben mit dem alten Adel auch unseren alten Stolz wieder gefunden.

Dieser Stolz wagt es, heute ohne Erröten zu sprechen von dem deutschen Wesen, an dem die Welt genesen soll...

2. Heft. *Wilhelm Worringer.*

EIN ULAN.

In seinem symbolischen Volk hat Gott die Wahrheit dieses Herbstes sichtbar gemacht.

In den Kavalleriekämpfen in Galizien ritt auf österreichischer Seite ein polnisch-jüdischer Ulan eine Attacke mit. Als das Melee sich entwickelte, holte der Ulan mit einem Säbelhieb einen feindlichen Reiter vom Pferde. Eh' dieser aber aus dem Sattel sank, griff er hintenüber in die Luft und rief schauerlich, langsam, in einem ungeheueren Entzetzen die ersten Worte von seinem und seines Feindes Glaubensbekenntnis: »Schema Jisroel«.

Der österreichische Ulan wurde in demselben Kampf leicht verwundet. Als man ihn auf den Hilfsplatz brachte, war er wahnsinnig. Jetzt sitzt er stumm, mit verwahrlostem Bart, blind, doch mit dem blinden Blick des Ödipus in einem Prager Lazarett.

3. Heft. *Franz Werfel.*

GEFÜHL VON EINER VERWANDLUNG DES STAATES.

Das war die große Verwandlung: Der Staat begann, seine Bürger zu lieben, oder vielmehr, er hatte sie immer geliebt und sein Dasein war, richtig aufgefaßt, nie etwas anderes gewesen als diese Liebe, aber jetzt erst zeigte und sagte er dies auch, und die törichten Bürger, die ihn bisher mißverstanden hatten, sie liebten nun auch ihn mit maßloser, redlicher Liebe. Der Staat demütigte sich vor uns und wir ließen dies nicht zu, sondern demütigten uns vor ihm. Wir sahen einen großen Vater über uns, voll Fürsorge und viel gescheiter und vorausblickender als wir. Und so wurde das neue Gesicht des Staates ein Bild erhabenster Jugendlichkeit, es verband Klugheit und Liebe in sich, wie wir das vorher noch nie an irgendeinem Menschen erlebt hatten. Es war eben Übermenschliches über uns gekommen, und damit spreche ich nicht von dem Gefühl der ganz Glücklichen, für welche dieser Krieg ein nationaler deutscher Krieg ist, sondern von denen, die in ihm nur das Walten, Leiden, Siegen des bloßen Staatsorganismus fühlen können wie wir im vielsprachigen Österreich. Ich habe Lemberg und Czernowitz nie gesehen und ich werde vielleicht hundert italienische Städte besuchen, ehe es mir einfallen wird, nach Galizien zu reisen. Aber als man mir Lemberg und Czernowitz nehmen wollte, da fühlte ich an meinem Körper, daß sie Rechtens zu mir gehören und daß ich sie auf keinen Fall vermissen kann. Ich verstand plötzlich alle Drangsale und Sorgen des Staates von innen heraus, ja es fehlt nicht viel, so werde ich auch verstehen, warum er mich früher immer so bös anschauen mußte.

3. Heft. *Max Brod.*

ERDBEBEN.

Beim Erdbeben kullert ein verlorenes Zwanzigmarkstück unter der Truhe vor.

»Hosiannah!« schreit Philosoph und Literat — »sei gegrüßt, Erdbeben, es ist vorgekullert!«

4. Heft. *Alfred Kerr.*

ES KULLERT...

. . . Im »reinen Ich« vollzieht sich das Wunder, daß der tiefste Kern der Persönlichkeit Eines ist mit einem Allgemeinen, einer lebendigen Idee, einem Gemeinsamen vereinheitlichter Millionen — und dieses hat das »empirische Ich« so übergriffen und in sich hineingenommen, daß dessen seelische Vergleichgültigung sich in die selbstverständlich hingenommene physische Vernichtung fortsetzt.

Freilich, Fichte spricht nur von einer »unendlichen Annäherung«, denn das Allgemeine, dem das Ich metaphysisch geeint ist, ist für ihn nicht Vaterland und Nation, sondern das Allgemein-Menschliche, Allgemein-Geistige, das jenseits jeder Seele, auch der Seele eines Volkes steht. In jener Richtung aber liegt vielleicht die Aufgabe derer, die den Krieg überleben — eine nun allerdings unendliche. Für den Krieger, der den Opfertod gestorben ist, ist das Unendliche eingegangen in die Form: Deutschland, er hat wirklich »vollendet«. Wir aber müssen, daß wir leben dürfen, mit der Unabschließbarkeit unserer Aufgabe bezahlen, unser relatives Ich in das Absolute aufgehen zu lassen. Nur die Gnade ward uns, daß die uns mögliche Hingebung und Opferung für die Menschheit in der Gestalt unseres Deutschlands uns sicher macht, daß unser Weg jetzt wirklich eine endliche Strecke jener unendlichen Annäherung ist.

4. Heft. *Georg Simmel.*

AN DIE ENTBÜRGERTEN.

. . . . . .

Warum bewegtet ihr euch nicht im Frieden
So seltsam, so vom Geist her und so gerne —
Gekommen wäre niemals mehr ein Krieg.

Doch lernt dies Feuer für den neuen Frieden!
Stürmt dann wie jetzt und ruft statt Hurra:
Sterne!
Und führt den ganzen Geist hinauf zum Sieg.

4. Heft. *Alfred Wolfenstein.*

DER DEUTSCHE GOTT.

. . . Ich glaube, daß wir nordischen Völker manches im Christentum falsch verstanden haben, weil wir für historisch und wirklich hielten, was überhistorisch und überwirklich gemeint war, noch heute zeugt ja davon der gänzlich gleichgültige Streit, ob Christus gelebt hat oder nicht. Die Ausdrucksweise des Christentums war uns fremd, und vielleicht ist manche Feindschaft gegen die Religion bei uns lediglich aus solchen Mißverständnissen ausgegangen. Ob uns Deutschen eine unsinnliche Religion nicht angemessen wäre, eine Religion ohne historischen und dogmatischen Ausdruck? Aber freilich, wie könnten wir dann die wichtigen Dinge mitteilen? Es wäre uns eine neue Offenbarung nötig, die Offenbarung des Deutschen Gottes. Eine alte Welt bricht zusammen in diesem Krieg, sollte die neue Welt, die wir kaum von fern ahnen können, auch eine Religion haben, die wir uns noch nicht vorstellen können, die allem widersprechen würde, was wir kennen, das dritte Reich?

6. Heft. *Paul Ernst.*

ERLEBNIS.

. . . Und zugleich fing es im ganzen Erdteil wie in einem Bienenkorb zu wimmeln und sich zu regen an von geschäftig sich

Drängenden, unübersehbaren Schwärmen, aus den verlorensten Tälern aufgeflogen, und alle in ihrem künstlichem Haß zu den künstlichen Felsen hingetrieben, aus deren Schacht nunmehr heißes Blut ächzend hervorbrach, zu Bächen, zu Strömen qualvoll unsiegbar anschwellend, doch stets so, o Gott! daß die Schmerzensrufe der Einen mit ihrem weithallenden Echo des Jammers zugleich Genugtuung und Jubel bei den anderen hervorrief. Und wenn die Einen, die Armen! in brennenden Wäldern umkamen, oder langsam in kalten Sümpfen heulend versanken — wie man sonst niedrige Tiere nicht verenden ließe — so frohlockten die Andern. Und die so taten, waren nicht etwa Ausgeburten mit Affenschwänzen, mißgestaltete Trolle, sondern gute, nach Gottes Ebenbild geschaffene Menschen, viel zarte, schöne, verwöhnte Jünglinge darunter, die nicht mehr anders konnten, als morden und sich morden zu lassen, — denn der Teufelsspuk hatte eingesetzt.

7. Heft. *Annette Kolb.*

AUFRUF.

... Geistige, schließen wir einen Bund! Diese Leuchtkugel (noch tobt der Krieg).. diese Leuchtkugel will ich in eure Himmel werfen. Schließen wir einen Bund, ... durch Worte Ereignisse! Unter Verarbeitung sämtlicher Gestuftheiten der letzten Jahrfünfte: für den Geist! gegen Krämer und Dunkelmänner! — Seid nicht stolz und lächelt nicht, mag der Gedanke alt sein, er bleibt solange jung, als er nicht Tat ward, ihr müßt euch abgewöhnen, den Prickel des Niedagewesenen zum Wertmaß zu machen. Bezwingt euren Reizhunger, eure Eitelkeit, euern partikulären Ehrgeiz, wer sich unterscheiden will, unterscheidet sich nie. Was taugt es, »originell« zu sein, jeder Narr ist originell, erst erreicht! dann trachtet nach Neuem. So tretet denn jetzt in den Dienst der Idee ein, weiht euch Gott, dem heiligen Geist, dem tätigen Geist, schließt euch zusammen! Unser aller Einigkeit in den Grundpunkten ist mächtiger als ihr ahnt, unser Wille zur Verwirklichung durch dieser Monate feuriges Entsetzen gehärtet. Seid nicht stolz und lächelt nicht, welch ernstere und dringendere Aufgabe stünde denn heute dem Geist bevor als die, seine Träger zu sammeln?

9. Heft. *Kurt Hiller.*

IDYLLE.

... Die Menschen geben und nehmen in anmutigem, Vernunft und Verstand nicht verletzenden Wechsel. Liebe ist dort das bedeutendste Gesetz, Freundschaft die vorderste Regel. Arm und Reich gibt es nicht. Keine Könige und keine Kaiser hat es dort, wo der gesunde Mensch wohnt, je gegeben. Die Frau herrscht dort nicht über den Mann, der Mann aber ebensowenig über die Frau. Es herrscht niemand, außer jedermann über sich selber. Alles dient dort allem, und der Sinn der Welt geht deutlich dahin, den Schmerz zu beseitigen. Niemand will genießen, die Folge ist, daß alle es tun. Alle wollen arm sein, hieraus folgt, daß niemand arm ist. Dort, dort ist es schön, dort möchte ich leben. Unter Menschen, die sich frei fühlen, weil sie sich beschränken, möchte ich leben. Unter Menschen, die einander achten, möchte ich leben. Unter Menschen, die keine Angst kennen, möchte ich leben. Ich sehe wohl ein, daß ich phantasiere.

11. Heft. *Robert Walser.*

Der Schrei nach dem Fachmann.

Auf der Tagung des »Bundes Deutscher Architekten« in Kassel, Mitte Mai dieses Jahres, wurde dem Bedauern Ausdruck

gegeben, über »die schriftliche Behandlung architektonischer Angelegenheiten durch Leute, die nicht vom Fach sind und denen teilweise in Fachkreisen ganz allgemein die Urteilsfähigkeit abgesprochen wird.«

Man hätte diesen Satz wenigstens sorgfältiger durchbilden sollen. Wird die Urteilsfähigkeit »teilweise« oder »ganz allgemein« abgesprochen? Beides ist doch nicht gut möglich. Oder ist gemeint, »ganz allgemein« wird die Urteilsfähigkeit bestimmten Teilen der Kritikerschaft abgesprochen? Das wäre eine irrige Annahme. Der Satz gleicht also einer Fassade, die teilweise ganz allgemein ist. »Der Architekt«, wurde in Cassel weiter gesagt, »kann sich auf seinem Gebiete mit dem Stifte völlig ausdrücken und bedarf der Feder nicht, er bildet daher deren Gebrauch nur ausnahmsweise aus« . . . Gottseidank!

Ich weiß nicht, ob der Formulator dieser Sätze selbst Architekt ist, ob er sich auf seinem Gebiete mit der Feder oder mit dem Stifte (in letzterem Falle wäre er ein Fachmann) ausdrückt, die Quintessenz seiner Worte soll jedenfalls sein: der Architekt wird vielleicht nicht gut schreiben, aber das braucht er auch nicht. Wenn er nur gut baut!

Wölfflin hat einmal behauptet, wer einen Kopf gut zeichnen kann, verstünde sicherlich, auch gut zu schreiben.

Der »Fachmann« Liebermann (»Meister der Zeichnung«, Band 2) betrachtete den Satz skeptisch und sagte seinerseits: »einer, der keinen Strich zeichnen kann, ist unfähig, über Malerei zu schreiben.«

Ich finde, daß Liebermann hier von einer bewundernswerten Weitherzigkeit ist. Er läßt implicite zu, daß jemand über Malerei »schreibe«, der nur ein bißchen »zeichnen« kann. Ist das nicht allzu nachsichtig? Wäre es nicht vielleicht empfehlenswerter, jemanden, der »einen Strich zeichnen« kann, doch nur zum Schreiben über Zeichnungen zuzulassen, und zwar doch recht eigentlich nur über Strichzeichnungen? Ich an Liebermanns Stelle würde mir eine Äußerung dieses Jünglings über meine Zeichnungen jedenfalls verbitten und verlangen, daß er zuvor eine Probe »Wischzeichnung« vorlegte. Und gar ehe ich ihn an gemalte Bilder heranließe . . . mindestens sollte er zuvor eine Pflaume oder eine Nasenspitze in Öl malen!

*

Der Schrei nach dem Fachmann!

Fast dürfen die Kunstschriftsteller stolz sein, daß er erhoben wird. Denn das Geschrei beweist, daß die Schriftsteller im Grunde die reinere Auffassung der Kunst besitzen.

Was bedeutet das Geschrei nach dem Fachmann?

Es bedeutet die Auffassung der Kunst als ein technisches Können — im völlig materialistischen Sinne. Selbstverständlich! wenn die Kunst ein »Können« ist, dann hat nur das Urteil eines Menschen Sinn, der dasselbe »kann«. Über den Plan einer Turbine hat ein Urteil nur, wer auch Turbinen bauen kann. Den Brückenbau eines Pionierdetachements kann nur bewerten, wer die technischen und militärischen Voraussetzungen und Folgerungen kennt, also der Fachmann. Wenn aber ein Architekt von seiner Arbeit sagt: »ich wünsche und anerkenne nur das Urteil von Fachleuten«, dann sagt er nichts anderes als: »was ich gemacht habe, ist nicht Kunst«.

Kunst ist manifestierter Geist . . . Geist, in körperliche Gebilde gewachsen. »Fächer« hat dieser Geist nicht, und um ihn fassen zu können, ist Voraussetzung nur, daß man selbst »Geist« ist. Fächer hat freilich das Können. Der eine kann Kinos

bauen, ein anderer Lustspiele schreiben, ein dritter kann Zwiebelstilleben malen und ein vierter kann Porträtbüsten modellieren. Von ihnen kann jeder verlangen, daß »über ihn von einem Fachmann geschrieben wird«.

Der Unterschied ist der: was für die Cassler Architekten die Hauptsache ist, das technische Können des Fachmannes, das ist für uns nebensächlich, weil es so selbstverständlich ist, wie das körperliche Gehen — wenn der Geist imstande ist zu wollen!

*

Es ist natürlich für die Fachleute viel netter, wenn sie unter sich bleiben können. Dann ist eine gewisse Gewähr gegeben, daß keine unbequemen Forderungen an den Geist gestellt werden. Jeder hat gern seine Ruhe, besonders das Alter. Die älteren Fachkollegen genießen selbstverständlich die allgemeinste Schätzung. Denn sie haben die längste Erfahrung und »können« daher auch am meisten. Es ist also nur gerecht, wenn sie besondere Wertschätzung empfangen. Wird im Fachorgan »der Gebrauch der Feder ausgebildet«, so geschieht es freundlich und im Gefühl der Standes- und Fachbrüderschaft. Es gibt ja schließlich überall und an jedem Bau etwas Gutes, und das Gute muß man hervorheben, statt das Schlechte hervorzukehren. Da sind die Treppen gut belichtet, da ist Geschmack in den Mustern der Korridortapeten, da ist die Bühne sehr geschickt dem Zuschauerraum gegenübergebaut usw. Mündlich äußert man sich zwar vielfach scharf und gallig, aber die Feder (im Gegensatz zum Stifte) ist weich und fachmännisch . . . was manchmal so viel ist wie weltmännisch. Tadel wirkt in Fachkreisen als unfein, plump und taktlos. Aber auch das Lob ist — außer in Nekrologen — nicht recht angebracht. Die Mitglieder können doch, wenn sie einmal aufgenommen sind, alle gleich viel. Jedenfalls sind sie doch alle »Könner«. Die Unterschiede sind mehr Sache des Geschmackes: der eine baut im erneuerten Barock, ein anderer im Sinne Schinkels, ein dritter pflegt die Feinheit des Biedermeier und ein vierter schließlich ist streng modern. Aber man darf doch in seinem Urteil nicht verrannt sein, nicht auf eine bestimmte Formel eingeschworen. Alle Wege führen schließlich nach Rom, und da wirkt es doch naturgemäß verstimmend, wenn von den laienhaften Kunstschreibern »einige Bauleute aus irgendwelchen Gründen besonders geschätzt werden!«

Es ist allerdings nicht Recht von der Kritik, daß sie einen Unterschied macht zwischen Fachleuten und Künstlern — und daß sie sogar die letzteren besonders schätzt — aus irgendwelchen Gründen!

*

Aber damit die »Leute vom Bau« nicht glauben, ich mischte mich nur in »architektonische Angelegenheiten«, so richte ich zum Schluß an die Direktoren unserer Theater — obwohl ich doch keineswegs Theaterfachmann bin! — die Frage: Könnt Ihr es verantworten, daß nicht einer von Euch, in dieser Spielzeit wieder, auch nur ein einziges Werk von Herrmann Essig aufgeführt hat?! *Adolf Behne.*

Zürich.

Man lebt in Zürich: Ländlich unter Morphinisten. Viele Franzosen gibt es. Die Soldaten mit ihren schwarzen Tschackos, schwarzer Uniform und roten Achselaufschlägen erinnern an deutsche Feuerwehr.

Die elektrischen Wagen sind blau wie in München. Am Stadthauskai ragen drei große Uhrtürme mit goldenen Zifferblättern. Brückenköpfe breit zwischen italienisch gegiebelten Häuserstaffagen. Singende Aale und Wasserratten von der Limmat her. Dahinter der See: Ein blaugrauer Sack.

Auf der Straße begibt sich: Die larmoyante Musik der Heilsarmee. Vor der Studenten-Wirtschaft »Zur Bollerei« auf grobpflastrigem Platz stehen im Kreis fünf Männer mit Blasinstrumenten. Hüte, Bagage und Instrumentenkästen liegen geschichtet inmitten des Kreises auf einem Haufen. Frauen mit seltsamen Hüten und Brillen (aus Bildern des Quentin Massys) singen eine erbarmenswürdige Melodie vom gekreuzigten Heiland. Auf dem Balkon der »Bollerei« die Studenten: in langer Reihe mit eckigen Köpfen und Quastenpfeifen.

Oder es findet, unter freiem Himmel, eine Versammlung statt, auf dem Münsterplatz. »Gegen den Hunger.« »Schweizerarbeiter, wach auf, bevor es zu spät ist! Nieder mit der Heuchelei des Burgfriedens! Es lebe der Klassenkampf!« Mit Trompetenstoß wird die Versammlung eröffnet: Auf einem Karren stehen die Redner. In kleinen Trupps, die Internationale singend, zerstreut sich die Schar der Protestler unterm Gewitterregen.

Zürich ist die Stadt der Gesangvereine. Vierstimmig, schippelig. »Alles wird sich schon gestalten. Frühling wird es sicherlich.« Gesellenhäuser heißen hier »Zur Käshütte«, »Blaue Fahne«, »Zur Zimmerleuten«. Auch wird viel trompetet, aus sechsten Stockwerken heraus. Man tut etwas für die Lunge. Im Park, auf den Terrassen der großen Hotels, an Kiosken und in den Separés der Kabarette: man spricht viel Französisch, von Genf her. Scheintot ist man versucht die Stadt zu nennen trotz Sonne und Grobheit nach drei Tagen Aufenthalt. Niemand führt Buch über Verbleib und Schattierung geflüchteter Krimineller.

Cabaret Bonbonnière liegt im Mittelpunkte der Stadt, nahe dem Hauptbahnhof. Café des Banques hat eine saftige Kapelle. Die Primgeige stammt aus Moabit, das Cello aus Lyon. Der Flügelmann ist Mexikaner. Im Kabarett tritt auf: Emmy Hennings: Grüne Joppe, schwarze Satinhosen, blonder Schopf.

Das Kabarett ist ein hübscher Raum, sehr besucht. Violette und lila Ampeln in Pagodenform. Höllenrote, entzückende kleine Bühne. Italiener und Franzosen schmunzeln beim Vortrag der »Beenekens«. (Sie sehen, Romain Rolland, es bedarf nicht des esprit religieux der Madame Dr. Elisabeth Rotten noch des Appel humain samaritanisch geneigter Episkopaten.)

Die Zeit ist vorsichtig und langsam. Am Predigerplatz, im kleinen Restaurant »Zum weißen Schwähli«, geschähe auch Ihnen Genugtuung, lieber R. H. Ich folge freundlicher Einladung eines Arztes. Und finde ein stilles, entferntes Kolleg von viermal sechs freien »Genossen« (oft sind es mehr, oft weniger). Sie tagen einmal die Woche, jeden Montag. Jemand verliest eine Disposition der »Kampfesmittel des Arbeitgebers«. Monsieur le directeur Dr. B. führt den Discurs, sachte und einfach, sicher und prinzipiell. Zugegen sind Organisierte und Nichtorganisierte, Propagandisten der Tat und Sozialdemokraten, ein Kondukteur, ein Metallarbeiter, die russ. Revolutionärin und der sehr französisch orientierte Redakteur des »Revoluzzer« (eines Blattes, das, nur in der Schweiz, mit sehr direkt-indirekten Mitteln den italienischen Arbeitern Verweigerung der Militärpflicht nahelegte). »Sagen Sie uns, Genosse H., — Sie haben da Sondererfahrung — was wissen Sie uns

von Tarifverträgen?« ⟨folgt Bericht⟩ »Schön. Aber Sie setzen sich da in Widerspruch zu Genosse W. Genosse W. erzählte uns, daß er nur unkündbare Tarifverträge kennt, und daß das Interesse des Arbeitgebers nur unkündbare Tarifverträge verlangt.« ⟨Genosse H. und W. debattieren und einigen sich.⟩ »Schön und die Streiks? Wer erinnert sich noch des Holzarbeiterausstandes bei uns in der Schweiz? Wie war doch die Situation? . . .« »Der ökonomische Streik, ganz richtig. Und außerdem?« Sympathiestreiks. »Was kommt wohl in solchen Sympathiestreiks zum Ausdruck?« Man tut sich selbst genug. »Oder? Genosse C.?« Man befriedigt ein seelisches Bedürfnis. »Oder?« Man hat Gefallen an sich selbst. »Gut, das ist es. Es gibt in der Arbeiterschaft Vorgänge von nicht nur materieller Bedeutung. Es gibt auch — man könnte fast sagen — ästhetische Streiks.«

Gegen 10 Uhr ist die Disposition komplett. Eine neue Disposition wird einem der Genossen übertragen. Die Versammlung zerstreut sich.

Sehen Sie, lieber R. H., so kultiviert man hier in der Arbeiterschaft und unter Gebildeten: ganz ohne Lärm, ganz ohne Aufsehen. Der deutsche Literat, den ein Zufall in die Versammlung verschlägt, ganz ohne Kontakt, ganz voller Abneigung kommunistischen Dingen gegenüber, ist tief erstaunt und beschämt und dankt einem Kreise von Menschen, in dem sich Gelassenheit und Erfahrung das Rüstzeug schaffen für den sozialen Kampf der Zukunft.

H. B.

Aphorismen.

Der Gegensatz zur Skepsis heißt nicht Glaube, sondern Politik.

*

Ein anderes Wort für die Politik, die nicht Technik ist, heißt Liebe.

*

Als letzte und tiefste Resignation bleibt die Begeisterung für das Unabwendbare.

*

Die Freunde brachen auf, um in der stoßenden Menge dem Einzuge des Kalifen beizuwohnen. Nur einer lehnte ab mitzugehn, und zitterte vor Empörung. »Zusehn? Noch bei einer Hinrichtung möchte ich lieber die Rolle des Verurteilten oder des Henkers haben wollen, als ihrer Rolle zusehn müssen!«

*

Aus metaphysischen Gründen haben wir uns als verantwortlich für jede Regung und jedes Ereignis unsrer Zeit anzusehn. Vergessen wir es nie — und welches Gefühl ist dies!

*

Ein junger Politiker sagte: »Ich weiß, daß es keine Gerechtigkeit gibt und geben kann, und ich vertrage dennoch keine Ungerechtigkeit.«

*

Staatenbildung ist die nächste Äußerung des Formtriebs, und im Ineinanderwirken des aktiven und des passiven Willens zur Form ist ursprüngliche Spielerei. Aber auch hier wird das Spiel ernst und Zweck aus der Form — und die Staaten, die wir als Operettenstaaten belächeln, sind, nicht im Einzelnen, doch im Staatlichen gewiß glücklicher.

*

Politik ist so sehr das Alltägliche des Geistes wie das Geistige des Alltäglichen.

*

Es gibt nur zwei Rassen politischer Menschen: Abenteurer und Beamte.

*

Der politische Gedanke und die politische Aktion wissen und berücksichtigen, daß heute und immer Internationalität die stärkste Idealität, Nationalität die stärkste Realität bedeutet. Die politischen Systeme aber, Kapitalismus, Militarismus, Sozialismus, überspannen oder verkehren das Verhältnis.

*

»Die Schlachtfelder«, sagte ein Soldat, »sind nur ein vager Ausdruck dessen, was geschieht. Und glaubt mir«, fuhr er müde lächelnd fort, »nicht das Sterben im Kriege, sondern das Leben im Kriege ist das Fürchterliche!«

*

Schicksung gehört zum Wesen des wahren Soldaten. Er verlangt nicht nach dem Kriege, er führt ihn.

*

Es ist unerläßlich im Kriege — und weise im Frieden, den ewigen Frieden zu predigen. Man würde es noch im ewigen Frieden immer tun müssen.

*

Es ist nicht nur für den deutschen Nationalcharakter kennzeichnend; es ist so und es ist wichtig für den Sinn der Rassen und den Sinn der Welt — daß die halben Franzosen die (in jedem, besonders im sachlichen Sinne) besten Deutschen sind.

*

Der Geist einer Zeit stellt sich in ihrem Genie dar; aber ihre Kultur bestimmen die Köpfe dritten und vierten Ranges.

*

Der Feind der Zeit ist ihr schlimmerer Knecht, und es ist nur bequemer, seine Zeit zu hassen. Wer aber seiner Zeit ohne Tadel dient, ist ihr schlimmster Feind.

*

Das perpetuum mobile, das seine ganze Kraft zur Erhaltung der eigenen Bewegung in sich verschränkt und verbraucht, ist bereits da: es ist der Zirkel des wirtschaftlichen Lebens.

*

Der Philister fürchtet nichts so sehr wie Tragödien. Darum hat er vieles andre und schließlich, um die Entwicklung zu sich zu mildern, den Fortschritt erfunden.

Rudolf Leonhard.

Ein Garten singt:

Zum Neumond habe ich mich mit dem Lenz vermählt.

Nun spiele ich ihm über Nacht bunteste Windenkelche und Maiglöckchen in die Hand, er aber läßt Falter über mir aus, die seine liebkosende Rechte erst verborgen gehalten.

Ich verstecke für ihn weiße und dunkele Veilchen, die er findet, weil sie ihr Duft verriet.

Meine Erde öffne ich, daß ungezählte Keime, erwachend, ihm ihre Kinderärmchen entgegenstrecken. So sehr rührt mich das Werden unserer Kleinen, daß ich allnächtlich Freudentränen vergieße, die ich nicht halten kann. Beim Morgenblinken stehen die silbernen Tropfen meines Glücks auf ihrer Stirne: sie aber leben davon.

Meine Bäume halte ich dem Lenz hin: er zielt mit dem Auge ganz lange. »Wer lacht zuerst,« sagt er, und da fangen die törichten alten Herren zu zwinkern an und zu schmunzeln, können sich nicht bezwingen, öffnen jählings große und kleine Münder, und weiß-rosa Blüten leuchten aus aufgesprungenen Lippen.

Bienen, die von Wachs und Honig triefen, übersummen mich. An den Beeten der noch blütelosen Reseden in unendlichem Behagen

vorbeirutschend, zeichnen meine Schnecken ihre silberschleimigen Wege.

Komm in deinen Garten schlafen, mein Lenz, küsse auch unsere Gänseblümchen, sie werden dir einstimmigen Dank aus Millionen gelber Herzchen sagen. Die Kelche, die du geöffnet, gefüllt und beduftet hast, tragen Wein und Rausch meiner Liebe. Trinke daraus, mein Lenz!

Über mir schwebst du, unsterblicher Tänzer, wer kann dich begreifen und greifen!

Mein Geliebter schwingt sich von Beet zu Beet, die Kissen drückt er nicht ein, auf welchen er geruht hat, sie wölben sich um ein Geringes höher, duftiger nach seiner Berührung.

Er legt sich mir zu Füßen und singt aus Vogelkehle langatmige Triller, spricht dazwischen in heilig-sinnlosen Reimen und lacht, wenn ich zur Nacht den Kindern die Kelche schließe wie ein Zauberer, der aus Lachen Gold macht, so daß jede Blüte dem Gesetze trotzend, vor Andacht noch einmal ihren süßesten Duft aushaucht.

Am andern Morgen tanzt er unter dem vergrößerten Auge der scheidenden, schweigsamen Venus zur Raspelmelodie der Grillen, tritt heimtückisch mit gewölbten Sohlen auf erste Sonnenstrahlen und überspringt mit schrillem Pfiff den dunklen Horizont.

In einer Nacht ließ ich eintausend gelbe Primeln färben und stellte mich des Morgens schlafend.

Als der Lenz sich prüfend über sie beugt, entsteigt den Kehlen der blonden Bübchen ein sinnepackender Duft von Aprikosenfrüchten.

Der Lenz wird rot, weckt mich heißzornig aus erheucheltem Schlaf.

»Ich vergehe,« ruft er und zittert vor Mittagsglut, obwohl die Sonne noch nicht so hoch stand. »Du verrietest mich, du verkauftest mich.«

»Ich, mein Lenz?«

»Du hast mit dem Sommer gesprochen.«

»Mein Lenz?«

»Er gab dir einen neuen Duft.«

»Niemals, mein Lenz.«

»Du hast an den Sommer gedacht.«

»Mein Lenz ...«

»Weh mir, mein Garten, du dachtest an den Sommer.«

Der Lenz wird schwer und schweigt sich heiß.

Ein Seufzer zieht über mich hin, ich drehe meine Blätterlegionen nach oben. Die alten Herren bereuen ihr Lachen, aber keiner kann die Lippen schließen. Wir atmen nicht, denn ein stärkeres Seufzen haucht über uns, das uns der Luft beraubt.

Lenz, mein Lenz, deine Lungen öffnen sich schwer.

Über mir ist ein unsichtbarer Bogen gespannt. Auf mir lastet die Saite. Ein heulender Ton durchreißt mein Eingeweide, denn in meinem Leibe endet das Beben der erschütterten Saite. Ging ein Pfeil oder weinte Musik aus mir? Wo verberge ich mich? Einer, der keine Tränen besitzet, möchte sich ergießen.

Weine, mein Lenz, weine dich aus über mir, lege dich schlafen in meinen Beeten.

»Du hast an den Sommer gedacht, ich will dich erschlagen.«

Meine Erde wird trocken vor Angst. Die Kinder erschlaffen. Meine Schnecken halten vorsichtig unter welken Blättern.

Da fällt es über uns wie mit eisernen Riemen, mit Sicheln und Steinen.

Kein Sonnengott wacht über unsere Liebe.

Lenz, mein Lenz, dein Garten wird zerschnitten.

Sieh die Furchen, in die ein unehrliches Wasser sich zwängt.

Mein Kies ergießt sich in Beete, die Kinderchen liegen im Graben, entwurzelt, geknickt.

Uns peitscht die eisharte Grausamkeit der Liebe.

Der Garten ist verstummt und verschwunden.

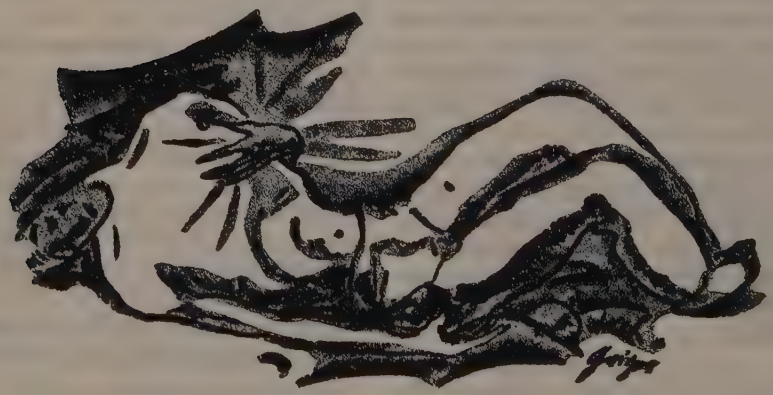
Auf zerwehtem, dünngrasigem Rain liegt ein Entschlafener in matten, schweren Schuhen und bunten Achselklappen.

Die Brust ist in Fetzen geborsten. Eine Brücke von ergrauten Fingern verbindet die entzweiten Stücke: Ein Stück Garten, ein Stück Frühling, ein Stück Menschenherz. Aber eines konnte die Hand nicht umschließen, eines bleibt übrig, das aus den anderen gewachsen scheint, das Unbegreifliche.

Das Unbegreifliche hinterläßt fliehend eines Toten anklagendes Staunen.

Durch blutende Wundenufer fließt bis zum Himmel die Liebe, aus tausend blutenden Ufern fließen tausend Strahlen einer Liebe, die sich Sünden auf die Brust geladen, um Väter und Brüder zu decken.

M. Lichnowsky.



Otokar Březina:

DIE GEGENWART

(Geschrieben im Jahre 1908.)

DAS Leben auf Erden ist nicht entkräftet, wie die allzu Mattgewordenen unter uns vermeinen. Alle Größe der Vergangenheit und Zukunft liegt in der Gegenwart verborgen, stets bereit, in Schönheit zu erlodern. Im Feuer jeder unserer Sekunden begegnen sich die gleichen Kräfte, welche die Millionen Sonnen der Milchstraße entfacht, auf Lichtwogen die Saat des Lebens von Gestirn zu Gestirn gewälzt haben, und unsere Ozeane erschüttert das gleiche mütterliche Erbeben wie damals, als sie in ihren Tiefen die Schwangerschaft mit neuen Wesen verspürten. Leicht wie ein süßer Wind durchströmt die gesamte Schöpfung derselbe Hauch, der die verschollenen Vegetationen der Tertiärzeit bewegte, unzählige Tiergeschlechter erweckte und sie als Vortrab des Geistes aus den warmen Urwäldern des Frühlings der Vorzeit entsandte. Ununterbrochen arbeiten die gleichen Kräfte, durch die die Sprachen geformt, die Nationen organisiert wurden, und während wir träumen, verändert sich durch die Anstrengung von Millionen die Erde. Die Luft, welche wir atmen, hat die gleiche geheimnisvolle Zusammensetzung wie der Gebirgswind, in dem sich die Riesenbrust der Helden, Propheten und Liebenden wölbte. Gleich schrecklich ist heute wie vor Äonen die Kunst der Gewässer und der Sonne, der formenden Erde, ebenso giervoll das Leben der Kristalle und Metalle, ebenso harmonisch der Rhythmus, donnernd in den Werkstätten des Stoffes, die Sonntag und Ruhezeit nicht kennen. Saite um Saite birst an dem geheimnisvollen Instrument, auf dem das Leben sein Lied der Wonne und Pein unzähliger Wesen spielt, aber die verbleibenden Saiten übernehmen das gesamte Vermächtnis der geborstenen Saiten, den ganzen Umfang ihrer Intervalle, und immer verwegener und schwerer,

gefährlicher und verwickelter wird das Spiel, immer größere Kunst wird notwendig, um die ursprünglichen hohen Lagen der Lebensglut zu erhalten, immer geistiger und verborgener sind die Variationen eines und desselben Themas, das sich in den Jahrtausenden entwickelt. Aber obgleich das Ziel des Lebens beständig erfüllt und in jeder Sekunde in verborgenen Tiefen erreicht wird, alles was lebt, selbst die schwächsten, schlaffsten, verunstaltetsten Wesen, haben in ihrem Kampfe mit dem Tod und in seiner Besiegung Augenblicke von glühender, ergreifender Schönheit, scheinen doch nur die auf Erden wirkenden geistigen Kräfte heute freier, ihre in Zeitaltern, die den Körper umformten, vorbereiteten Manifestationen reicher, heftiger und schrecklicher, das Liebes- und Glücksbedürfnis zarter und berauschender, wie ein Wirbel, der in immer größeren Kreisen Millionen von Menschen mitreißt. Jedem vergangenen Zeitalter entstiegen einige der großen Meister unseres Stammes und schlossen sich der Reihe der schirmenden Intelligenzen an, die über unserem Werke wachen und, obwohl sie sich bereits für eine höhere Sphäre des geistigen Alls entwickelt haben, nicht die Erde verlassen, die sie allzu geliebt, stets bereit, in strahlender Materialisation in die Einsamkeiten selbst des ärmsten unter den Liebenden wiederzukehren und in hinreichend tiefer, von der Innigkeit des Herzens vorbereiteter Stille zu ihm mit beredterer und süßerer Sprache zu reden, als sie zu ihren Schülern gesprochen in den Hainen einstiger Städte, unter den Sternen urferner Nächte.

Das Licht eines ungeheuren, unvergleichlich intensiven Tages von fremder Pracht wächst mit jeder Sekunde über dem Lande des Geistes...

Unglaubhaft sind alle Dinge geworden. Jeder Stein, jeder Grashalm, das Geziefer, dem eine Minute genügt, um den Tod zu erfliegen, der Blütenbaum, der jahrhundertelang im süßen Egoismus seines verschwiegenen Glückes geatmet hat, alles brennt mit unbekannter Kraft in die empfindlich gewordenen Sinne. Unsere Seelen scheinen verwirrt und betäubt durch halb entfaltete Wahrheiten, die wie Düfte, gefährlich durch der Schwere Übermaß, auf einmal aus tausend unsichtbaren Blüten rinnen, als ob in der anderen Welt die Zeit eines schrecklichen, einmal in langen Jahrtausenden wiederkehrenden

Frühlings anhübe. Der Nacht unseres Ahnens entsteigen Welten, deren Herrlichkeit die Phantasie überwältigt, und Sonnen, wie Reflektoren geistiger Flotten, scheinen uns auf den schwarzen Meeren des Alls sich zu nahen. Ein Gefühlstaumel stellt sich ein durch die großen Entdeckungen der letzten Generationen, ein neuer Begriff von Mensch, Stoff, Kosmos. Der Schmerz der Suchenden und ein verstecktes, bis an den Tod verheimlichtes Mißtrauen gegen das Gefundene gräbt in das Antlitz der stärksten Menschen dieser Zeit geheimnisvolle Zeichen, die alle gleichsam in einer tiefen geistigen Verwandtschaft erscheinen lassen. Wahrheiten werden als Schmerzen assoziiert, eine Reihe von Geistern leiden die gleiche schöpferische Pein in den einen Enden des Gedankens und entsetzen sich, ihrer Nähe unbewußt, vor sich selbst, eifersüchtig, wenn sie einander plötzlich begegnen, mit dem wonnigen Entsetzen und Mißtrauen von Verliebten, die einander in unvorhergesehener Einsamkeit erschauen.

Und die letzte Entdeckung, der sich der Mensch hienieden zu nähern beginnt: der Körper. Der Körper, in seinen Schmerzen, Krankheiten und in seiner Reife, der Werter und Richter der Dinge, der Schöpfer und ironische Plünderer der Illusionen, der Körper-Geist, der weiter sieht, als unser Verstand, der Körper-Dichter der Träume, die er, fiebrischer Weber, aus allen Garnen, aus Mondesfinsternissen, aus Nebel und Dunkel webt, und die er aufspannt und zusammenfaltet wie ein Schiffer seine Segel nach der Gefahr und Gunst der kosmischen Winde! Rätselhafter Körper, zugekehrt der Sonne dieser Erde und andererseits geistig, erblühend unter den unsichtbaren Sonnen des anderen Weltalls. Ward nicht seine Entwicklung und Zertrümmerung, seine beginnende Krankheit und die Wiederkehr von Kraft, Gesundheit und Güte in verborgenen Entschlüssen des Gedankens offenbar? In der Auslese der Metaphern, in der Beweisführung, in der weisen Wahl, in der Gerechtigkeit des Willens? Was bedeutet der Rhythmus und die Intonation der Stimme, die längst gestorbene Wesen heraufbeschwört und ferne Stammesverwandtschaften enthüllt? Und die Linien des Lächelns, die Sprache der Hände, die todernste Wahrhaftigkeit der Geberden, die wie Blitze in die Nacht unserer verborgenen Geschichte fahren? Ein brüderliches, unwiderrufliches, starkes und inniges Wort zu finden, in dessen Glut

der kühlende Odem höherer Intelligenzen weht, ist das nicht ein gesundheitbringender Strom für den Körper, eine magische Arznei, die ihre Heilkraft aus dem Unsichtbaren heraus beginnt? Und fahnden nicht alle unsere Propheten nach diesem Worte? Und ertönt es nicht schon verborgen in der Tiefe der Seelen? Welch eine, den Atem verschlagende Offenbarung, ein durch das süße Leben höherer Menschen zur Harmonie gediehenes Antlitz zu gewahren, ein Lächeln, erlöst durch sieghafte Tage und sieghafte Nächte und einem Blick, dem das blendende Licht des inneren Alls mit vertrauensvoller Gewißheit entloht, von Stätten her, wo es keinen Tod gibt! Keine Zeit war ohne diese instinktiven Erfüller des Gesetzes, die dadurch lehrten, daß sie waren, durch die maßlose Gesundheit ihres Wesens, durch die unwillkürliche Größe einer jeden, selbst der einfachsten ihrer Äußerungen, und in deren Nähe alle Dinge gut erschienen, das Glück erreichbar, das Schicksal günstig, als wenn jede ihrer Gesten eine geistige Musik hervorriefe und beherrschte, die dem Gehör nicht vernehmbar, doch mit dem erheiterten Herzen zu fassen wäre.

Auf den Lippen des Menschen gewinnt das Wort Leben neue Bedeutung. Vielleicht am meisten unter allen Worten, erforscht es, geheimnisvoll, weit, unmeßbar, heute, was durch Mythen und Symbole die Hellseher, Propheten und Weissager auszudrücken sich sehnten. Ein Gesetz, unfaßbar in seiner blendenden Herrlichkeit, zu jeglichem Wesen mit anderen Zeichen redend, aber ein ganz bestimmtes Gesetz, dessen Nichtbefolgung, eine Häresie, die keinen Namen trägt, mit dem Untergang, mit tragischen Halluzinationen und dem Verluste der Liebe bestraft wird. Es entbraust den Winden, die Gewässer singen es, die Wälder rufen es einander zu den ganzen Horizont entlang. In stummer Ergebenheit befolgen es Blume und Tier, Geschlechter verwegener und grausamer Insekten, wie Truppen gereiht, sieghafte Vögel und heroische Raubtiere, Gewürm, von des Gärtners Spaten gespalten, Knieholz, mit ängstlichen Wurzeln in die Felsenkluft geklemmt, die phosphoreszierende Flora unterirdischer Höhlen, Wesen, die trotz allem Leiden, Spieler ohne Furcht vor Verlust, immer wieder das Leben erhalten, als übten sie den Ritus irgendeines ewigen, schweren und grausamen Glaubens aus, der selbst das Vergessen, das Spiel, sonnigen Rausch, des Schlummers Wonne

besteuert und der Wollust den Durst nach der Ewigkeit verliehen hat, auf daß der Angriff heftiger, gefürchteter Pein und Not würden, doch herrlicher auch die Bewegung, der Schöpfer der Schönheit.

Es ist ein Gesetz, dessen Befolgung Gedanken und Tat hellsehend macht, wie ein Wirbel den Geist in die Höhe hebt und alle Wesen, die durch übermäßige Stärke dem Geschlechte gefährlich wären, großsinnig und gut macht, den allzu tief dringenden und lebensgefährlichen Gedanken mit jäher Zartheit zerbricht und über die allzu klaren Blicke, die sich durch die Illusion nicht täuschen lassen, den Regen der Tränen als einen Schleier niedersinken läßt, der die grausame Rücksichtslosigkeit der Vision sänftigt.

Es ist eine Täuschung der geistigen Optik, daß gerade die Großartigkeit der Gegenwart uns entgeht. Nie war die Halluzination des Ungeheueren, die königliche Expansion des Geistes nach der Umfassung des Ganzen mächtiger, als in den bewunderungswürdigen Tagen, in denen wir leben. Wo sind die Träume des einstigen Menschen, der sich das Recht auf seinen verschlossenen Garten erschuf, auf sein bis über das Grab ängstlich behütetes Glück, und welcher Wall, Urwald, Gewässer, Sklavenschar, Furcht und Tod als Wache aufstellte, auf daß sie seinem Geschlechte Sicherheit gewährten? Der Mensch, dessen Nähe wir im Beben unseres Herzens, im jähen, unbekannten Anklang unserer Stimme ahnen, in den Küssen des geliebten Weibes, in der Unruhe unserer Gedanken, so daß es uns bedünkt, als seien alle Wolken an unserem Horizonte Staubsäulen, die bei seinem Marsche sich aufheben, der mächtige und brüderliche Mensch von morgen fegt heute schon in unseren Träumen die Grenzen der Reiche hinweg und macht zu seinem unermeßlichen Garten die von den Himmeln umgrenzte Erde, alle ihre Festländer und Inseln, die wie Blumenkörbe auf den Wogen der Ozeane schwimmen. Die arbeitenden Völker auf beiden Erdhalbkugeln lösen sich ab in seinem Werke wie Bergleute in der Tag- und Nachtschicht, niedersteigend in das gleiche Stockwerk der Zeche. In den Träumen seiner Architekten erheben sich ganze Städte, durch eine einzige schöpferische Geste geschaffen, durch einen einzigen sieghaften Formenwurf, gigantische Kristallisation nach einem Zahlengesetz, Blüte des Stoffes nach einem Gesetze des Wachstums. Städte mit ihren Gärten und in die Finsternis

lodernden Essen, wo die Dämonen der bewältigten Kräfte arbeiten, dem Geiste gehorsam, und wo in der Dämmerung feiertägiger Abendstunden magische Monde über den Straßen glühen, durch welche die Massen sich wälzen. Der stumme Aufruhr der Leidenden aller Nationen und der noch gefährlichere Aufruhr der höchsten Geister in den klaren Einsamkeiten der Erkenntnis, in der Stille der Berechnung, im Funkeln der allen Dingen der Erde zugewandten Aufmerksamkeit, alles verleiht den gegenwärtigen Stunden die aufregende Intensität großer geschichtlicher Entscheidungen. Wir fühlen, daß der jüngste Tag nicht in der Zukunft liegt, sondern unzerreißbare Gegenwart im Kosmos ist. Daß jede Stunde aller Stunden Richter ist, jeder von uns wider seinen Willen Vollstrecker der Gerechtigkeit im Menschenleben, die Frau im Leben des Mannes, der Mann im Schicksal der Frau, und in beider Leben das Kind, das kam und, geheimnisvoller Gast, an ihrem Tische niedersaß, und jenes auch, das ihrem Hause auswich ... Neue Liebe, höher und schwindliger, als die elementare Urleidenschaft, leuchtet in unseren Tränen und in unserem ekstatischen Lächeln. Das Herz der Menge ‹der geheimnisvolle Stundenzeiger in der Ewigkeit› hebt an, nie zuvor gefühltes Entsetzen zu empfinden: Entsetzen vor Brudermorden; es beginnt Sehnsucht nach Frieden zu verspüren, ein königliches Recht auf den Traum vom Glück, von Freiheit und Beherrschung der Erde. Die brüderlichen Organisationen von Millionen Menschen unter den Völkern aller Sprachen, der immer heftigere Kampf der Geister und die heißere Begierde nach Macht und Wollust, alles, was den Menschen neben den Menschen stellt, Kraft gegen Kraft, alles scheint wie von einer gigantischen geistigen, durch Millionen Jahre verwunschenen und jetzt erwachenden Einheit geregelt zu sein, die leise arbeitet, auf allen Seiten zugleich, im Licht des Tags und in der Stille der Nacht, in den leidenschaftlichen Finsternissen der Seelen, in dem Verlangen nach Mutterschaft, nach Erkenntnis, nach dem Unerreichbaren; die nichts abschlägt, sicher in ihrer Allgewalt, und für die selbst das, was wir Zufall nennen, wie ein Stein in des Baumeisters Hand ist. Über alle Ermattung der Skepsis, Verzweiflung der Liebenden, über alle Schuld hinaus, deren ungesühntes Verschweigen ganze Geschlechter beschwert, wächst der Mensch zu einer Einheit auf der ganzen Erde heran. Nichts wehrt

dieser Kraft, die wie ein Katarakt mit ungeahnter Schnelligkeit fließt, ein Strom, der durch Äonen vereinsamte Nationen erreicht, Fesseln zerschlägt und neue, geistigere knüpft, für neue Gedanken neue Körper knetet, über Millionen Wesen gemeinsame Hoffnung und Schmerz breitet. Was ist für den Geist eine Naturkatastrophe, eine kosmische Veränderung, ein Erkalten der Sonne und Erde? Das Unmögliche, Unglaubliche, Wahnsinnige scheint in seinen Gebieten freudig leicht, süß selbstverständlich, über alles Ermessen innig vernünftig. Je gefährlicher der gegenwärtige Augenblick, um so näher scheint Auflösung und Tod, um so rascher und fieberhafter ist die Bewegung der Gedanken und Herzen, verführerischer die Kunst der Wollust, freigebiger die Hilfe aus den geheimnisvollen Schätzen der unsichtbaren Welt, je später das Instrument des Lebens und wertvoller seine Erhaltung, um so reizbarer die Empfindlichkeit für den Schmerz, den Lehrer des Gesetzes, den Hüter der Schönheit. Wenn es notwendig ist, so ruft das Leben, immer siegreich, weise durch die Erfahrungen aller Welten, die diese Welt bereiteten, Krankheiten hervor, die auf höhere Gesundheit abzielen, schafft einen Kult der Reinheit, der Vernunft, der Gefühlskälte, wenn Wollust und Gifte das Geschlecht bedrohen, und der Tod ist in seinem Park, wie ein Gärtner, der jeden Setzling auf sein Beet pflanzt, aus dem Sichtbaren ins Unsichtbare.

Das Leben auf Erden ist nicht entkräftet. Heftiger denn je scheint das durch die Jahrtausende fliegende geheimnisvolle Gespann der Sonnen und Welten zu dröhnen. Magischer, gewaltiger, von süßerer Selbstbewußtheit ist der Blick der Frauen, und die Achtung vor dem Kinde, dem Erben und Vorbereiter der neuen Erde, ist im Wachstum begriffen.

Gottfried Benn:

DIE EROBERUNG

AUS der Ohnmacht langer Monate und unaufhörlichen Vertriebenheiten —: Dies Land will ich besetzen, dachte Rönne, und seine Augen rissen den weißen Schein der Straße an sich, befühlten ihn, verglichen ihn mit den Schichten nah am Himmel und mit der Helle der Mauer eines Hauses, und schon verging er vor Glück in den Abend, in die deutliche Verlängerung des Lichtes, in dieses kühle Ende eines Tages, der voll Frühling war.

Die Eroberung ist zu Ende, sagte er sich; es ist fester Fuß gefaßt. Sie tragen ihre Ohnmacht noch in Farben an ihren Hüten, in Schleifen, rot und gelb, und kleinen Fahnen an der Jacke; aber vertrieben werden wir hier zunächst nicht werden. Dagegen alles, was geschieht, geschieht erstmalig. Eine fremde Sprache, alles ist haßerfüllt und kommt zögernd über einen Abgrund her. Hier will ich Schritt für Schritt vorgehen. Wenn irgendwo, muß es mir hier gelingen.

Er schritt aus; schon blühte um ihn die Stadt. Sie wogte auf ihn zu, sie erhob sich von den Hügeln, schlug Brücken über die Inseln, ihre Krone rauschte. Über Plätze, vor Jahrhunderten liegen geblieben und von keinem Fuß berührt, drängten alle Straßen hernieder in ein Tal; es war ein Abstieg in der Stadt, sie ließ sich sinken in die Ebene, sie entsteinte ihr Gemäuer einem Weinberg zu.

Er verhielt auf einem Platz, sank auf eine Mauer, schloß die Augen, spürte mit den Händen durch die Luft wie durch Wasser und drängte: Liebe Stadt, laß Dich doch besetzen! Beheimate mich! Nimm mich auf in die Gemeinschaft! Du wächst nicht auf, Du schwillst oben nicht an, alles das ermüdet so. Du bist so südlich; Deine Kirche betet in den Abend, ihr Stein ist weiß, der Himmel

blau. Du irrst so an das Ufer der Ferne, Du wirst Dich erbarmen, schon umschweifst Du mich.

Er fühlte sich gefestigt. Er schwang über die Boulevards, es war ein Wogen hin und her. Er ging beschwingt, die Frauen trug er in seinen Falten wie Staub, die Entthronten, was gab es denn: kleine Höhlen und ein Büschel Erde in der Achsel. Einer Blonden wogte beim Atmen eine Rose hin und her. Die roch nun mit dem Blut der Brust zusammen irgendeinem Manne zu.

Ihr trieb er nach in ein Café. Er setzte sich und atmete tief: ja hier ist die Gemeinschaft. Er sah sich um: Ein Mann versenkte sein Weiches in ein Mädchen, die dachte, es käme von Gott, und strich sich glatt. Der Unterkiefer eines Zurückgebliebenen meisterte mit Hilfe von zwei verwachsenen Händen eine Tasse, die Eltern saßen dabei und verwahrten sich. Auf allen Tischen standen Geräte, welche für den Hunger, welche für den Durst. Ein Herr machte ein Angebot, Treue trat in sein Auge, Weib und Kind verernsteten seine Züge. Einer bewertete sachlich ein Gespräch. Einer kaute eine Landschaft an, der Wände Schmuck. Ja, hier ist das Glück, sagte er sich und blähte seine Nüstern, als versenke er sich, — das tiefe, gedehnte Glück. Nehmt mich auf in die Gemeinschaft!

Schon erhob er die Blicke wie zu seinesgleichen. Seine Augen schweiften wie die des Kauenden. Nicht mehr leugnen ließ sich, daß das Licht auf der Straße sich verdunkelte, und daß tief gebeugt ein Mädchen sang. Klar zutage lagen die Lüste zwischen den Soldaten und den Frauen, und der Kellner gewann an Geltung. Und er fühlte, wie er wuchs und still ward, so kühl umstanden zu sein von lauter Dingen, die geschahen.

Nun wurde er kühner, er entlastete sich auf die Stühle, und siehe — sie standen da. Er verteilte, was er unter der Stirne trug, um der Säulen Samt. Die Marmorplatten wuchsen sich aus, die Klinken traten selbständig hervor. Er schweifte sich innen aus: auf die Borde, auf die Simse häufte er es aus allen Höhlen und Falten Last um Last.

Nun hing sogar ein Bild an der Wand: eine Kuh auf einer Weide. Eine Kuh auf einer Weide, dachte er, eine runde braune Kuh, Himmel und ein Feld. Nein, was für ein namenloses Glück aus

diesem Bild entstehen kann! Da steht sie nun mit vier Beinen, mit eins, zwei, drei, vier Beinen, das läßt sich gar nicht leugnen, sie steht mit vier Beinen auf einer Wiese aus Gras und sieht drei Schafe an, eins, zwei, drei Schafe, — o die Zahl, wie liebe ich die Zahl, sie sind so hart, sie sind rundherum gleich unantastbar, sie starren von Unangreifbarkeit, ganz unzweideutig sind sie, es wäre lächerlich, irgend etwas an ihnen aussetzen zu wollen, wenn ich noch jemals traurig bin, will ich immer Zahlen vor mich her sagen, er lachte froh und ging.

Himmel um sein Haupt, blühte er durch das leise Spiel der Nacht. Sein waren die Gassen, für seine Gänge, ohne Demütigung vernahm er seiner Schritte Widerhall. Er fühlte ein Erschließen, er stieg auf, eine Pore war er, aus der es grünen wollte, eingeebnet fühlte er sich in das Schlenkern der Arme eines Mannes, der hastig über die Straße schritt, gehürnt von einem Ziel.

Weich und mahlend bewältigte er die Schaufenster durch Gedanken über Gegenstände in den Läden, stand herum prüfenden Blickes, als beabsichtige er einzukaufen, ging weiter nicht befriedigt von dem, was man ihm bot.

Hart heran an Gangart und Gesichtsausdruck von anderen Männern, trat er, schloß sich dem an, glättete seine Züge, um sie gelegentlich aufzucken zu lassen in der Erinnerung an ein Vorkommnis im Laufe des Tages, sei es heiterer, sei es ernster Art. Einen belebten großen Platz vollends nahm er wahr, um plötzlich stehen zu bleiben, erschrocken mit der Hand an die Stirn zu fassen und den Kopf zu schütteln: nein, zu ärgerlich! nun hatte er etwas vergessen, entfallen war ihm etwas, das zu tun ihm oblag, ein Versäumnis lag vor, das trotz aller bevorstehender Verabredungen des Abends unverzüglich nachzuholen, ihm die Pflicht gebot. Weitergehen erübrigte sich. Es hieß jetzt, der Umkehr ins Auge sehen und vollbringen, was einmal als Recht erkannt.

Erregt machte er kehrt, die einreihenden Gedanken der Nachblickenden wärmten ihn und trieben ihn an: Vielleicht erzählte nun einer von ihm zu Hause, vielleicht spöttelte er ein wenig, vielleicht sagte er etwas schadenfroh: ein Herr, der etwas vergessen hatte — vielleicht kam er nun zu spät zu seiner Verabredung — vielleicht

blieb ihm nun die Tür verschlossen während der Ouvertüre, — er mußte noch einmal zurückgehen — wahrscheinlich in sein Bureau —, wahrscheinlich ein Brief an einen Geschäftsfreund —, man kennt das ja selbst — ja ja, so ist das Leben — man erzieht sich selbst — man muß manches opfern — aber nur den Kopf nicht sinken lassen —, erhebt die Herzen, — Sursum corda — der gestirnte Himmel — das dienende Glied.

Er bog in ein Friseurgeschäft und unterzog sich der Pflege.

Ein Herr bekam den Hinterkopf gepudert. Warum, fragte sich Rönne, ich bekomme ihn nicht gepudert. Er überlegte. Er war blond. Es geht daraus hervor, daß das Prinzip des Weißen mit dem Prinzip des Blonden für diesen Zweck identisch ist. Es dürfte sich um den Lichtreflex handeln, um den Brechungskoeffizienten sozusagen. Jawohl, Brechungskoeffizient, sehr gut, und er verweilte einen Augenblick.

Man muß nur an alles, was man sieht, etwas anzuknüpfen vermögen, es mit früheren Erfahrungen in Einklang bringen und es unter allgemeine Gesichtspunkte stellen, das ist die Wirkungsweise der Vernunft, dessen entsinne ich mich.

Stark und gerüstet dehnte er sich in dem Rasierstuhl. Der junge Mann tänzelte herum, tupfte hin und her und puderte und strich.

Er war wieder auf der Straße. Eine Frau bot einen flachen Korb herum mit Veilchensträußen, blau wie Stücke der Nacht, mit Orchideenbündeln, weichen Zusammenflusses aus hellblau und orange.

Die Orchidee, lachte er selbstgefällig, die Blüte des heißen Afrika, der Liebling der Sammler, der Gegenstand so mancher Ausstellungen des In- und Auslandes, jawohl, ich weiß Bescheid, jawohl, ich bin nicht unkundig, selbst zu einem Fachmann fände ich Beziehungen.

Da fiel sein Blick auf die Inschrift eines Hauses, die hieß etwa: Schlachthof.

Nun mußte er sich eingehend über Schlachthof äußern. Der Dresdener Schlachthof vergleichsweise, erbaut Anfang der siebziger Jahre von Baurat Köhler, versehen mit den hygienisch-sanitären Vorrichtungen modernsten Systems — Bahnbrechend war in dieser Richtung die Entdeckung des Dänen Johannsen. Es war ein Junitag des denkwürdigen Jahres der finnischen Expedition. Da ging er am Morgen durch die Östergaade und sah zwei Kühe ankommen, alter jütlän-

discher Art — — heraus aus einer solchen Fülle des Tatsächlichen sprach er, so äußerte er sich, so stand er Antwort und Rede, klärte manches auf, half über Irrtümer hinweg, diente der Sache und unterstand der Allgemeinheit, die ihm dankte.

Messer und Geräte, Griffe und Anerkennung des Raumes Erforderndes, traten ihm entgegen. Nun wurde er gar ein Jäger, eine starke, geschlossene Gestalt. Er scheute sich nicht, durch grüne Joppe und Hornknöpfe Aufschluß über sein Gewerbe jedem Vorübergehenden zu geben. Er war wetterhart und gebräunt und einen kräftigen Schluck zum zweiten Frühstück, jawohl die Herren, und noch einmal! Er erzählte in einem größeren Kreise von dem Sechserbock, wie er den Drilling an die Backe nahm, und das Silberkorn flimmerte in der Kimme. Er prüfte und begutachtete einen Standhauer, erinnerte an die ungünstigen Erfahrungen mit dem Modell eines Försters aus der Nachbarschaft; er nickte bedächtig, schüttelte mit dem Kopf und sprach starken Atems in die rauhe Morgenluft, kurz, er war der geachtete Mann, dem im Umfang seines Faches Vertrauen zukam, eine bodenständige Natur, festen Schrittes und aufrechter Art.

Nun erkrankte ihm vollends sein Kind; an einem Frühlingsmorgen, das junge Geschöpf! Er schluchzte mit seinem Weibe; aber mit dem kurzen Daumen des Broterwerbers strich er sich durch den Bart, den Schmerz zu meistern. Er stand demütig vor dem Unbegreiflichen; aller der Rätsel wurde auch er nicht Herr; das Mythische ragte in sein Leben hinein, die guten und die bösen Dinge, die Träne und das Blut.

Allmählich aber war die Nacht tiefer geworden und schloß ihn ein. Nun schwoll wirklich um ihn der Wald. Er sank auf Moos unter Stern und stillen Lauten. Blau stand zwischen Bäumen, Tier und Dorf. In ihrem Bett die Quelle. In ihrem Silberheim die Hügel. Und im Schauer seiner Haut, im Sprunge seiner Glieder, im Trunk der Augen, in seines Ohres Rausch: er, als der Blüten eine, er, als der Tiere Beischlaf, unter einem Himmel, unter einer Nacht —

Im Taumel halb und, halb weil Klänge riefen, stieg er die Stufen hinunter in den Saal.

Da tanzte eine hinter Schleiern, die Brüste gebunden, und ein

Korallengaumen, aus dem sie lachte. Zwei wehten mit ihren Händen an ihren Leibern vorbei und trieben Geruch und Lust den Männern zu. Eine stieß Leib und Brüste hervor nach Enthüllungen. Zwei, die sich lieben wollten, streiften die Ringe ab, die hatten rauhe Steine.

Er aber spürte die Hände alle auf den Hüften, den Drang, sich abzuflachen auf die Erde, die Zuckungen, das Zusammenströmen und den Aufwuchs, und plötzlich stand vor ihm die Schwangere: breites, schweres Fleisch, triefend von Säften aus Brust und Leib, ein magerer, verarmter Schädel über feuchtem Blattwerk, über einer Landschaft aus Blut, über Schwellungen aus tierischen Geweben, hervorgerufen durch eine unzweifelhafte Berührung.

Da sprang er eine an, brach sie auf, biß in Gebein, das wie seines war, entriß ihm Schreie, die wie seine klangen, und verging an einer Hüfte, erstürmt von einem fremden Rund. —

Dann stieß der Morgen hervor, rot und siegreich. Rönne schritt durch die Wellen der Frühe, durch das Meer, das über die Wolken brach.

Rein und klar sah er hinter sich die Nacht, nun ging er den Weg zu den Palmengärten am Rande der Stadt.

Das Licht wuchs an, der Tag erhob sich, immer der gleiche ewige Tag, immer das unverlierbare Licht.

Die letzten Straßen: Brut quoll aus den Kellern, vorbei schabte ein Mönch, der Triumph des Inhalts, Frauen, Geruch aus Nestern und Begattung hinter sich herschleifend, führten ihre bejahenden Versenkungen dem Nachbar zu. Zu ihnen gehörten sie alle: Der Jäger und der Krüppel, der Vergeßliche und der Tänzer, — alle glaubten, verstekt oder frei, an die großen Gehirne, um die die Götter schwebten.

Er, der Einsame, blauer Himmel, schweigendes Licht. Über ihm die weiße Wolke: die sanftgekappten Rande, das schweifende Vergehen.

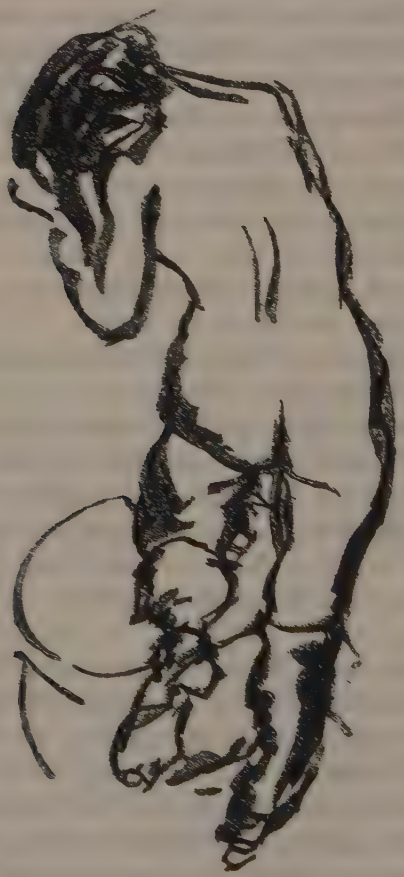
Er wehte sich über die Stirn: Am Abend, als ich ausging, schien ich mir noch des Schmerzes wert. Nun mag ich unter Farren liegen, die Stämme anschielen und überall die Fläche sehen.

Die Türen sanken nieder, die Glashäuser bebten, auf einer Kuppel aus Kristall zerbarst ein Strom des unverlierbaren Lichts: — so trat er ein —.

Ich wollte eine Stadt erobern, nun streicht ein Palmenblatt über mich hin.

Er wühlte sich in das Moos: am Schaft, wasserernährt, meine Stirn, handbreit, und dann beginnt es.

Bald darauf ertönte eine Glocke. Die Gärtner gingen an ihre Arbeit, da schritt auch er an eine Kanne und streute Wasser über die Farren, die aus einer Sonne kamen, wo viel verdunstete.



Theodor Däubler:
GEDICHTE

PERSEUS

Das Schlangenhaupt der Zweifelfurcht ist abgeschlagen.
Nun stehst du nackt, geburthaft nackt in wüsten Weiten.
So gehe fort, selbst ohne fortzuschreiten:
Du mußt das Feindeshaupt bis an dein Ende tragen.

Du fühlst dir nun das eigne Trauerspiel entragen.
Dein Ich betrifft dich nicht, da Geister dich begleiten
Und Helden ihre Möglichkeiten vorbereiten
Um dann entnächtigt, über dich gezückt, zu tagen.

Ich lasse mich von einem Schlangenhaupt zerfleischen.
Ich achte meine Beute: Darf sie nicht verwerfen.
Die Schlangen beißen, beißen, und ich darf nicht kreischen.

Die edlen Sinne werden sich noch weiter schärfen.
Das Fleisch ist wild zernagt und Gift traf meine Seele:
Ich stehe als Gespenst und schreie ohne Kehle.

HEIDENTUM

Ich möchte wandern. Nackt verschwinden. Schwimmen.
Stets weiterschwimmen, Frauen treffen, minnen.
Mich geben wie das Wasser: Abwärtsrinnen.
Die Flut befragen. Schwimmend immer weiter klimmen.

Im weichen Wasser wohnen Wunderstimmen.
Sie wollen mich für ihre Glut gewinnen.

Sie sind im Nebel. Noch im Tropfen drinnen.
Ganz drinnen kann auch kaltes Wasser glimmen.

Die Wellen wollen sich in mich verlieben,
Wer ist bei mir geheimnisvoll zugegen?
Nur wir! Wenn alle Wünsche leicht zerstieben.

Ich will mich in der Flut zur Ruhe legen.
Die Wellen tragen meine Kunden weiter:
Selbst alle Schwermut überschäumt sich heiter.

AN DIE VERLORNE

Als deine grauen Augen mich erweckten,
War unser Ölbaum voll von schwerem Tau!
Er trug sein Lilaperlenkleid zur Schau:
Wie Flitter schwirrten silberne Insekten.

Und als wir uns mit Scherzesrunzeln neckten,
Erbaute sich vor uns die fromme Au:
Ihr holder Morgen wurde hoch und lau.
Da war es mir als ob wir uns versteckten.

Wer stand dann auf? Wir gingen wortlos weiter.
Am Weg die Zwergzypressen schienen Kinder
Ergreister Eltern: Unsere Begleiter!

Wir sprachen kaum, dann schritten wir geschwinder.
Die Bäumchen blieben aus. Der Weg war breiter.
In Staub verflimmert bettelte ein Blinder.

KALTE NACHT

Der Schnee auf den Bergen ist kindlich und heilig.
Er scheint mir des Flutens verzücktes Erschaudern.
Die flüchtigen Vögel berühren ihn eilig.
Ihr Ruhen auf Schnee ist ein fiebriges Zaudern.

Es darf bloß der Mond solche Reinheit betasten.
Mit silbernden Launen verziert er die Hänge.
Dort oben wo eisbehaucht Mondseelen rasten.
Besinnt sich die Nacht alter Totengesänge.

Ich nahe euch nicht, o verhaltene Geister:
Ich mag den Vernunftturm am Gletscherrand bauen.
Von dort können Traumkäuzchen angstloser, dreister
Hinab auf Gespensterverschwörungen schauen.

Sie fliegen zu Fichten in nebelnden Furchen,
Zu Tauhauchen, die in den Windecken frieren,
Ins Dickicht mit mondtollen Finsternislurchen,
Zu plötzlichen eisgrellen Schneerätseltieren.

PORZELLAN

Kamelien staunen unter Edelfichten
In Tau verträumt um einen Pflanzenteich.
Der Mond verschleicht das letzte Silberreich,
Ein Morgen kommt von goldnen Sterngedichten.

Die Reiher wissen ihren Flug zu richten,
Sie schimmern aus dem blauen Traumbereich
Erwachter Augen auf dem Eschendeich:
Ihr Silberzug ist zärtliches Verzichten.

Kamelien trauen einem goldnen Blauen,
Der lila Tag ist Kind und Stern bestimmt:
Vergiß die Nacht, die ihre Hülle nimmt!

Mit Jubel überflügeln sich die Auen,
Wo stiller Adel unter Tannen thront:
Die Fische glauben an den Rosenmond.

HÖLLENSTURZ

Trovai un tal di voi, che per sua opra
In anima in Cocito già si bagna.
Ed in corpo par vivo ancor di sopra.
Dante, Inf., XXXIII, 155–157.

Begierig umgrinst mich das schreckliche Nichts.
Gebirge des Irrtums zergipfeln in Schmerzen.
Es dringt mir ein giftiger Griffel zum Herzen:
Ich harre gerichtet des Höllengerichts,
Wo Spinnengespenster mit Hilflosen scherzen:
Ich habe ein Recht, doch ein Schlingel verfichts!
Der Hunger, das Einhorn mit schleppenden Zitzen,
Das zehn sägenfletschende Dursthunde schinden,
Beginnt mir, gelbscheckig, den Darm durchzuschlitzen,
Und Ekel verbaucht mich in Schneckengewinden.
Der Irrsinn als Stier macht entsetzliche Sätze,
Er krümmt sich, im Sprung hinter mir zu verschwinden,
Jetzt schwingen mich Hörner auf mehrere Plätze,
Doch zucke ich wieder durch Schmerzen zusammen
Und fasse mich flackernd in flatternden Flammen.
Die qualvolle Angst unterqualmt mich als Quasten,
Die lodernden Goldborten horchen als Ohren
Zu atmenden Ranken, die antastend glasten,
Die anwachsend sagen: »Erwache als Schande!
Du hast die vollkommene Nacktheit verloren,
Du gleißt im zerschlissenen Flammengewande!«
Das Aderngeklammer verlangt es zu jammern,
Das schallt wie aus lauter vergrabenen Kammern:
»Das Sprechen, Versprechen, ein Sterbensverbrechen,
Verkleidet, verkleistert verderbliche Schwächen.
Die kläglichen Reden verkleben, verpechen
Die kräftigen Griffe mit brennenden Bächen.«
Ein zirpender Wirbel erkreist mein Gewissen,
Ich werde vom wimmernden Schmerz fortgerissen.
Das flimmert und fiebert. Ein Silberlicht glimmt:
»Ich war eine Maid. Deinen Sinnen bestimmt.

Ich weinte zum Manne, mach du mich zum Weibe.
Ich flehte um Frieden im lodernden Leibe,
Doch nahmst du mich nicht und nun schwirr ich als Scheibe.«
Die Finsternis splittert ihr innerstes Funkeln:
Auf einmal erweicht mich das eigene Schweigen.
Die wispernden Wische verstummen im Dunkeln,
Nun kann sich die leuchtende Einsicht verzweigen!
Das flimmert im Hirne, entfiebert den Fingern:
»Es wird jetzt ein Mensch still und glücklich empfangen.
Es darf ihm kein Wissen sein Wittern verringern,
Er mag aller Macht kalten Anstand erlangen.«
Da lache ich auf: Ein Gesalbter auf Erden!
Ich grüße dein fürstliches, leuchtendes Werden!
Wie sanft sich ein keimendes Wesen entfaltet.
Die Ruhe verwundert sich. Wolkt sich in Dunkel.
Es gibt einen Frieden! Den Kindlein beschieden?
Des Guten Geburt, Grund und Mund zum Gefunkel,
Wird sacht von der Mutter Bewegtheit gestaltet:
Sie kann es mit goldener Hoffnung umfrieden!
Sie horcht auf ihr Herz, auf sein Hämmern und Pochen.
Schon kommen des Knaben frohgoldene Wochen.
Erfreue die Mutter, bewege dich, Knabe!
Nun muß sie dich lieben, dein Wachsen verklären.
Empfange vom Weibe den Leib, seine Gabe!
Du sollst die verborgene Sonne gebären!
Du sichtbarer Friede, du freundlicher Stern,
Umgolde, versorge, verpanzre den Kern,
Erringe das fiebernde Wittern der Welt,
Entflamme die Macht, die den Abhang bewacht,
Um den sich das Kreisen der Preisungen wellt.
Behaupte dich! Stürze dich ganz in die Nacht.
Sei grausam, durchschaue das Höllengerölle,
Dein Strahl blitzt zum Aufbruch! Hier krümmt sich die Hölle!

Heinrich Nowak:

DIE SONNENSEUCHE

I.

ICH lebe in Littehota, diese Stadt liegt eng an den Meerbusen angeschmiegt, dort, wo der Minauka in einem großen Trichter in den Ozean mündet. Sie besteht eigentlich aus zwei Teilen: aus dem an der Küste gelegenen Manahota und der Villenvorstadt Littequar, die schon ganz in die berühmten fruchtbaren Grotaquagebiete hineinreicht.

Seit etwa vierzehn Tagen liegt eine unerhörte Hitzwelle über der Stadt mit den viereinhalb Millionen Einwohnern. Die Quecksilbersäule des Thermometers ist bis zu einem unglaublich hohen Punkte gestiegen.

Littehota liegt tagsüber in der Sonnenglut da, wie der verwesende Kadaver eines großen vorsintflutlichen Tieres. Beim Anbruch des kühleren Abends beginnen sich Tausende von Menschen-Maden in ihm zu regen.

Man schläft überhaupt nur mehr im Freien, und wer nicht unbedingt in der Stadt sein muß, ist schon längst in die erträglichere Landschaft geflohen.

II.

Es ist notwendig, von einigen geradezu merkwürdigen Ereignissen zu sprechen.

Ich traf heute mit einem mir wohlbekannten Arzt zusammen, einem hervorragenden Spezialisten für Kehlkopfentzündungen.

Es entspann sich folgender Dialog:

Ich: »Was sagen Sie zu dieser neuen Krankheit, die unsere Stadt verseucht hat?«

Er sah mich an mit einem großen Fragezeichen im Gesicht.

Ich: »Ich meine die Sonnenseuche!«

Der Spezialist: »Was meinen Sie?«

Ich: »Die Sonnenseuche! — So, Sie wissen gar nichts von dieser Krankheit?! Hören Sie! Passen Sie auf: es gibt da eine ganz neue, erst vor kurzer Zeit entdeckte Art von Bazillen, man kann sie Sonnenbazillen nennen. Sie existieren nur bei abnorm starker Hitze. Gewöhnlich rinnen sie mit der warmen Luft durch Ohren, Nase, Mund und Augen in den menschlichen Körper. Sie dringen in das Gehirn ein und richten dort eine furchtbare Verwirrung an. Die Geschichte endigt unbedingt nach zwei bis drei Stunden letal. Heilung ist fast ausgeschlossen, man müßte erst den Antibazillus finden.«

Der Spezialist lächelte und verabschiedete mich.

III.

Ich traf die Malayin Marà.

Sie ist bei der Luna Limited Company engagiert, die in allen großen Städten Amerikas und auch Europas ihre Vergnügungsparks unterhält. Marà tritt zurzeit mit ihren acht gezähmten Pantherkatzen im Lunapark Littehotas auf. Sie trägt bei den Produktionen ein rotes Kleid von französischem Schnitt, das sehr schlecht zu ihrem Wesen paßt. Ihre Katzen springen durch glühende Reifen, laufen über eine Reihe aufgestellter Sektflaschen, manche können auf einem Seile gehen, und manche wieder mit den Zähnen brennende Fackeln auffangen, die ihnen Marà unter unverständlichen Zurufen zuwirft. Zum Schluß türmen sich alle Tiere mit Hilfe einiger Holzsockel zu einer Pyramide auf, T'ho, die jüngste der acht Katzen, wird von ihrer Herrin auf die Spitze der Pyramide hinaufgehoben.

IV.

Der Lunapark wurde auf unbestimmte Zeit geschlossen, da er wegen der großen Hitze nicht besucht wird.

Ich ging heute vormittags trotzdem hin, der Wächter, der mich kannte, ließ mich eintreten, und ich hatte Gelegenheit zu sehen, wie

Marà ihre Katzen füttert. Dabei lernte ich auch Signor Vasco Taddio kennen ‹er tritt mit einem halbzahmen, bessarabischen Löwen auf und schwebt stets in Lebensgefahr›.

Marà sagte mir, daß er ihr Beschützer sei.

Die ersten Worte Taddios an mich: »O Signore, 'abe Sie eine Ssigarette?«

Dann ging er zu seinem bessarabischen Löwen und ließ mich mit Marà allein. Sie trug heute ein loses, seidenes Gewand von rotvioletter Farbe, das die braunen Arme und die nackten, starken Füße freiließ.

Wir saßen in einem luftigen Pavillon des Parkes. Die Hitze saugte an den Poren meiner Haut.

Marà ‹lächelnd›: »Ich brauche jetzt längere Zeit nicht mehr hierher zu kommen!«

Sie streichelte T'ho, die junge Pantherkatze, die auf ihrem Schoße lag.

T'ho knurrte behaglich.

Marà dreht sich eine Zigarette.

V.

Ich lese eben in den Zeitungen:

65 SELBSTMORDE WEGEN ABNORMALER HITZE.

‹Maschinist der Straßenwalze läßt sich zerquetschen.

8 Selbstmorde in der Subway!›

Es folgt der Text mit Einzelheiten.

Ich liege nackt im Bette, eine Eiskompresse auf der Stirne.

Ich denke, und meine Gedanken formen Gesichte — fremdes Erleben. Ich krieche in die Psyche eines anderen, wie man in die abgezogene Haut eines geschlachteten Tieres kriechen könnte.

Eine makadamisierte Straße.

Frischer Schotter ist aufgelegt worden, ich muß ihn mit meiner Maschine in den Boden festdrücken.

Acht Meter vorwärts ... Acht Meter zurück ...

Ich brauche gar nichts zu tun, die Maschine ist auf diese Distanz

eingestellt und schaltet die Vor- und Rückwärtsbewegung im entsprechenden Augenblick selbst ein. Ich habe bloß auf das Manometer zu achten.

Die Quecksilbersäule sinkt, im Kessel ist ein Achtel Atmosphäre zu wenig Druck. Ich rufe nach dem Heizer, der am Straßenrande im Schatten eines Baumes schläft. Er springt während der Fahrt ein und wirft ein paar Schaufeln Kohle in die offene Feuerung.

Glühende Hitze überstrahlt mich. Die Kohlenglut leuchtet weißgelblich.

Die Feuerung wird wieder geschlossen, der Heizer springt ab und legt sich wieder in den Schatten des Baumes.

Die Sonne brennt auf meinen Kopf.

Langsam steigt die Quecksilbersäule des Manometers wieder.

Wenn ich doch von dieser lästigen Maschine fort könnte!

Aber es ist doch überall gleich heiß...

Schläfrig...

Müde...

Heute früh, gerade wie ich fortging, ist Mac, der Schuster gekommen. Er sagte, daß er meine reparierten Wasserstiefel bringe. Er ist gerade gekommen, wie ich fortgehen wollte...

Das Manometer steigt: der Druck ist zu groß. Ich muß Dampf freilassen.

Die Hitze wird unerträglich, es ist erst elf Uhr. Noch eine ganze Stunde bis zum Mittagssignal.

Ich bin jetzt seit drei Wochen verheiratet...

Der Schuster ist gerade gekommen, wie ich fort mußte.

Wenn ich mich nur auch so wie der Heizer hinlegen könnte!

Ein neues Stück Straße will festgetreten werden. Ich muß den Mechanismus umstellen. Jetzt sechzehn Meter vor... Wie der Schotter unter der Walze knirscht! Den Kopf möchte ich nicht da unten liegen haben...

Acht Meter vor... Acht Meter zurück...

Der Zeiger des Manometers zittert leicht.

Der Heizer hat sich Bier geholt, es ist eigentlich streng verboten, während der Arbeit zu trinken. Aber die Hitze zerfrißt quälend die Kehle.

Wie kühl die Flüssigkeit durch den Körper rinnt...

Ich muß Olga fragen, was Mac, der Schuster, erzählt hat. Merkwürdig, daß er am frühen Morgen kommt, gerade wenn ich fortgehe.

Der schlafende Heizer hat neben sich einen Krug Bier stehen, ich könnte eigentlich abspringen und trinken. Aber es ist doch verboten, die Maschine, während sie im Gang ist, zu verlassen.

Noch dreiviertel Stunden bis zum Mittagssignal...

Dann kommt der endlos lange Heimweg... und dann muß ich schnell essen, nur damit ich wieder zur rechten Zeit hier bin.

Müde...

Schläfrig...

Zu Hause muß ich wirklich fragen, was Mac, der Schuster, eigentlich wollte...

Als ich Olga noch als Mädchen kannte, ist sie viel mit Mac herumgegangen, mehr als mit anderen.

Wenn ich nach Hause komme, lasse ich mich mit einem Eisstück abreiben.

Meine Frau könnte mich eigentlich ganz leicht betrügen... Sie weiß ganz genau, wann ich nicht zu Hause bin.

. . . . . .

Schließlich, was liegt mir daran...

Müde... Hitze...

Ich glaube gar, die Hitze will mir den Kopf eindrücken...

Hinter den Ohren sitzt ein stechender Schmerz.

Wenn nur das schon vorbei wäre!

Acht Meter... sieben Meter... vier Meter... drei Meter... Jetzt wird die Maschine einen Augenblick stillstehen, und dann gleich wieder zurückfahren.

Was liegt mir daran, soll Mac sich auf Olga legen!

Ich will nur trinken.

Abspringen.

Meine Schritte wanken.

Wozu trinken...

Soll ich noch die zwanzig Schritte bis zu dem Kruge gehen? Hol' mich der Teufel.

Wie gut sich's auf dem Schotter liegt!

Ich erwache aus meinem Halbschlummer. Vor mir liegt die Zeitung. Gellend schreit mir eine Inschrift entgegen:

»65 SELBSTMORDE WEGEN ABNORMALER HITZE!«

Ich krieche aus der fremden Psyche wie aus einer Haut heraus.

Es ist endlich Abend geworden. Ich will mich anziehen und zu Mará gehen.

VII.

Ich habe eine große, einsame Villa in den Grotaquawäldern gemietet, und lebe mit Mará und T'ho dort. Täglich zweimal fährt ein großes, dunkelblaues Automobil bei unserem Portale vor und führt uns in das etwa drei Kilometer weit entfernte Hotel zum Speisen. Niemand ist in unserer Nähe, nur ein verschlagen aussehender Gärtner, der in einem Nebenbau wohnt. Wir wollen versuchen, hier die Hitze zu überleben, vor der wir aus der Stadt geflohen sind.

Mará spricht in der Regel nicht viel, sie ist fast immer mit T'ho beschäftigt. Mich haßt T'ho, sie pfaucht mich an, wenn ich an ihr vorbeigehe, und möchte mir anscheinend am liebsten ins Gesicht springen.

Ich füttere T'ho heimlich, ohne daß es Mará weiß, mit blutigem, noch warmem Kuhfleisch, das ich mir mit vieler Mühe verschaffe.

Mará hatte mir nämlich einmal gesagt:

»Wenn die Pantherkatzen rohes, blutiges Kuhfleisch zu fressen bekommen, werden sie wieder wild, und können nie mehr gezähmt werden.«

Ich füttere T'ho heimlich mit rohem, blutigem Kuhfleisch.

Ich hasse T'ho.

VIII.

Bei Sonnenuntergang ging ich weit in die Prärie hinaus. Die Nacht kam und fraß mit rasender Geschwindigkeit den letzten Rest des Tages.

Jetzt liegt die blaue, tropische Sternennacht über mir.

Schwüle...

Mein Schädel brummt.

Mein Blut hämmert an meine Schläfen.

Mará...

Ich gehe nach Hause. Ein großes, schweres Tor schließt sich hinter mir. Ich gehe durch schwarze, tote Zimmer.

Manchmal knarrt etwas.

Ich rufe halblaut: »Marà!«

Keine Antwort.

Ich gehe weiter.

Ich denke: Jeden Augenblick kann mir Marà oder T'ho an den Hals springen.

Ich rufe nochmals halblaut: »Marà!«

Keine Antwort...

Vielleicht werden sie im ersten Stock oben sein, oder auf dem flachen Dache des Hauses.

Ich gehe langsam die Treppe empor. Ich weiß, es sind 22 Stufen.

Als ich etwa die Hälfte erstiegen habe, faucht mich etwas an.

Vier grüne Augen schillern aus dem Dunkel.

Marà und T'ho liegen auf den kühlen Steinfließen. Marà trägt ein durchsichtiges, grünes Schleiergewand. An den Füßen hat sie zwei schwere, goldene Reifen. Wenn Marà geht, klirren sie leise in hellem, metallenen Klang.

Ich: »Du bist hier, Marà?«

Ich: »Warum bist du im Dunkel?«

Meine Stimme hat einen merkwürdigen, mir ganz fremden Klang.

Marà: »Seit wir hier sind, ist T'ho viel wilder geworden, sie folgt mir nicht mehr so wie früher.«

Ich (beiläufig): »Das wird wohl die Luftveränderung mit sich bringen. Und außerdem muß sie sich nicht den ganzen Tag hinter einem eisernen Gitter zur Schau stellen, sie beginnt, sich ihres Lebens zu freuen.«

(Die Tiere können nämlich im Lunapark in ihren Käfigen tagsüber vom Publikum besichtigt werden.)

Marà dreht sich eine Zigarette.

»Von Vasco Taddio ist heute eine Karte gekommen, er hat der Lunapark Limited Company gekündigt. In drei Wochen tritt er bei Barnum in New York auf.«

Ich: »Er hat dich und deine Katzen auch schon genug geprügelt: Jetzt werdet ihr euch wenigstens erholen können!«

Marà kratzt ihre braunen Beine.

Ich bin durch die Hitze erschöpft, gehe in ein Zimmer und werfe mich auf das Bett.

Marà spielt mit T'ho.

Ich: »Laß doch die Katze, sperre sie irgendwo ein!«

Marà: »Ich kann ohne T'ho nicht schlafen!«

Sie liegt mit T'ho neben mir.

T'ho pinselt mir mit dem Schweife das Gesicht.

IX.

Ich habe heute aus dem Hotel, wohin uns zweimal täglich das große, dunkelblaue Automobil entführt, eine Zeitung mitgenommen.

Ich liege in einem Zimmer unserer Villa und lese:

49 SELBSTMORDE WEGEN ABNORMALER HITZE.

〈Einbrecher auf Lauer stürzt sich vom zehnten Stockwerk herab. — 16 Erhängte.〉

Es folgt der Text.

Marà liegt neben mir und macht sich an meinem Halse zu schaffen. Ich spüre: ich werde bald einschlafen...

Marà hat sehr schöne braune Arme...

Ihre Hände sind weich wie Kinderhände...

Marà...

T'ho liegt am Boden und schläft.

Ich lese die Zeitung:

... als man den Mann vom Boden aufhob, fand man bei ihm zahlreiche Einbrecherwerkzeuge. Während man noch das Hausdach untersuchte, wollte ein zweiter Vagant, ein Komplize des Verunglückten, entfliehen. Es gelang jedoch, ihn festzuhalten. In der Voruntersuchung gab er an, daß er mit seinem Freunde bei dem im Hause etablierten Juwelier habe einbrechen wollen, sie hätten sich am frühen Morgen unbemerkt auf das Hausdach geschlichen, um dann nachts ihren Plan ungestört ausführen zu können. Plötzlich aber habe sein Freund, der sonst einer der Mutigsten gewesen wäre, eine wahnsinnige Angst bekommen, und sei, da ein Rückweg ihnen bei Tag nicht mehr möglich war, kurzerhand in die Tiefe gesprungen...

Wie schön doch Marà bei ihren schweigsamen Liebkosungen ist...

Ihre braunen Hände liegen an meinem Halse.

Ich sehe sie vor mir, und eine Frage quält mich: Liebt sie mich? Ich besitze sie zwar, aber...

Vasco Taddio wurde sicherlich von ihr geliebt...

Ich werde bald einschlafen.

Es ist wunderschön, Frauen vollkommen zu besitzen...

Man muß nur genug Geld haben, dann kann man sie kaufen, für Gold und Diamanten kann man alles haben. Und Frauenhände sind so weich und warm...

Wärme kann zwar manchmal tödlich wirken.

Wie die Sonne auf das Dach brennt...

»Ric, hast du noch Schnaps?«

Hoffentlich lohnt sich die Mühe bei dem Goldjuden...

Ah, Marà, deine Zungenspitze an meinem Halse!

Du willst beißen?

Das hast du von T'ho gelernt!

Müde...

Schläfrig...

Wenn nur diese furchtbare Hitze nicht wäre...

»Marà, bitte gib mir Wasser zu trinken!«

Merkwürdig, was das Wasser für einen eigenartigen, bitteren Geschmack hat!

T'ho knurrt, wälzt sich von einer Seite auf die andere und schläft weiter.

»Gute Nacht, Marà, ich bin schläfrig!«

Ich denke, und meine Gedanken formen sich zu Visionen. Neben mir liegt Marà, nackt, braun und kühl. Sie wird vielleicht bald einschlafen. Ihre Hand liegt noch auf meinem Halse.

Man wird so durstig; vor einer Weile habe ich doch erst getrunken. Ein Glas Champagner wäre jetzt fein! Man würde die Kohlensäure bis in den Magen spüren. — — — Aber dazu braucht man Geld...

Ich habe keinen trockenen Faden mehr am Leib...

Wie das Dachblech heiß ist...

»Ric, gib mir Schnaps!«

Heute noch diese Quälerei, morgen wird es schon besser sein; morgen haben wir Geld und sitzen mit schönen Weibern in kühlen Bädern.

»Glaubst du, Ric, daß sie uns erwischen können?«

»Wenn uns jetzt bei Tag hier jemand sieht, sind wir verloren: zurück können wir nicht, denn da laufen wir ihnen erst recht in die Hände... und die Nachbardächer sind viel zu hoch!...«

Es ist nicht einmal noch Mittag...

Wie das Dachblech glüht...

Man darf sich nicht hinter dem Schornstein hervorrühren, sonst wird man am Ende von dem Konstabler, der da unten an der Ecke steht, gesehen!

Ric, wie spät ist es?

Was, erst halb zwölf?

Schau Ric, der Konstabler... er schaut, scheint mir, immer herauf. Vielleicht hat er uns sogar schon bemerkt!

Schmerzt dich der Kopf auch so, Ric?

Da bei den Ohren tut es am meisten weh!

Ich bin so müde... ich werde schlafen, Ric... gib acht, daß ich nicht hinunter falle!...

Ich bin wie gerädert!... Hast du nicht auch Schmerzen, Ric?

Müde...

Schläfrig...

Ric, der Konstabler schaut!

Du glaubst, daß ich mich täusche! Beobachte ihn doch nur selbst!

Ric, gib mir Schnaps!

Schau, der Konstabler schaut schon wieder,...

Mein Kopf schmerzt mich.

Der Konstabler geht herüber... er kommt in das Haus herein... er wird uns von hier wegholen...

Das Dachblech ist so heiß, ich kann mich nicht mehr halten... Der Konstabler kommt herauf...

Ich muß mich in der Dachrinne verstecken...

Der Konstabler kommt...

Ric, mein Kopf...

Ich halte es nicht mehr aus!... Laß mich los, Ric!

Was willst du an meinem Halse?... Ric, was hast du für merkwürdige Zähne.

Laß mich los, ich halte die Schmerzen nicht mehr aus.

Ich will hinunter springen.
Der Konstabler kommt.
Ric, du bist eine Katze geworden.
So laß mich doch los!
Ah...

X.

»Mará, du hast mich wieder in den Hals gebissen, und warum läßt du T'ho auf meiner Brust liegen?«
Mará lächelt.
T'ho rollt sich in einer Ecke des Bettes zusammen.
Ich streiche über Marás schwarzes Haar.
Mará: »Ich liebe dich!«
Ich: »Gib T'ho fort von hier!«
Mará: »Ich kann ohne T'ho nicht schlafen!«
Sie summt einen Niggersong und streichelt mit der rechten Hand T'ho, ihre linke liegt auf meiner Brust.

XI.

Die Pantherkatze T'ho fährt täglich zweimal mit Mará und mir in dem großen dunkelblauen Automobil in das Hotel. Immer sitzt sie, wenn wir speisen, sehr artig, manchmal leise schnurrend, auf einem Sessel. Heute sprang sie plötzlich vom Sessel herab und versuchte pfauchend und zischend den uns bedienenden Kellner in das Bein zu beißen.
Mará erbleichte. Ihr jäher Zuruf schreckte das Tier zurück.
Als wir nach Hause gekommen waren, sah ich zum ersten Male, daß Mará T'ho mit einer schweren Lederpeitsche schlug.
Dabei rannen große Tränen aus ihren Augen.

XII.

Ich hasse T'ho, sie raubt mir einen Teil der Liebe Marás. Mará geht nicht so vollkommen in mir auf, wie ich es wünsche. Immer fehlt mir ein Teil ihrer Gefühle, und diesen Teil des Empfindungslebens raubt mir T'ho.

Ja, ich glaube sogar, daß T'ho einen größeren Teil an Mará hat, als ich. Ohne T'ho kann Mará nicht schlafen...

Einmal sagte mir Mará: »Wenn die Pantherkatzen rohes, blutiges Fleisch zu fressen bekommen, werden sie wieder wild und können nie mehr gezähmt werden!«

Ich füttere T'ho heimlich mit rohem, noch warmem Kuhfleisch.

XIII.

Heute Nacht packte mich zum ersten Male das Fieber und ließ mich nicht mehr los.

Wir stecken mitten in einer Hitzwelle, die den halben Kontinent überflutet, und mich fröstelt.

Mará gibt mir von ihren Schokoladenpastillen, die Chinin enthalten, sie ist sehr zärtlich mit mir.

T'ho liegt an einer eisernen Kette festgebunden in der Ecke.

Mará: »Du sollst nicht krank sein, ich bin traurig, wenn du krank bist.«

Ich: »Es ist doch nichts Arges, bloß ein bißchen Fieber, Mará!«

Sie nimmt eine Schokoladenpastille zwischen ihre weißen Zähne, küßt mich und schiebt dabei die Pastille mit ihrer Zunge in meinen Mund.

Mará: »T'ho ist auch krank!«

Ich: »Ja, sie hat vielleicht auch Fieber!«

Mará geht zu T'ho, sie spricht zu der Katze und streichelt sie Die Katze knurrt behaglich. Dann klirrt die Kette, und T'ho spaziert auf leisen Pfoten durch das Zimmer. Bei meinem Bette — zu Marás Füßen läßt sie sich nieder. Mará streichelt sie mit ihren nackten Sohlen.

Mará ⟨mit einem tiefen Blick⟩: »Deine Lippen sind bleich! Mará ist traurig!«

Ich: »Ja — — —«

Mará: »Ich will nicht, daß du krank bist!«

Sie bettet ihren Kopf auf meine Brust und verbirgt ihr Antlitz.

Mará ⟨nach einem sehr zärtlichen Kusse⟩: »Wenn eine weiße Frau einen weißen Mann liebt, was tut sie dann?«

Ich: »Sie erfüllt alle seine Wünsche!«

Marâ: »Und wenn ein weißer Mann eine weiße Frau liebt, was tut dann er?«

Ich: »Er versucht, alle ihre Wünsche zu erfüllen!«

Marâ kratzt ihre braunen Beine. Sie lächelt geheimnisvoll. Ihr Haupt senkt sich tief über mich.

Marâ: »Wenn ein braunes Mädchen einen braunen Mann liebt, und wenn ein brauner Mann ein braunes Mädchen liebt, dann gehen sie zusammen und opfern dem Gott des Krieges.«

Marâ küßt meinen Hals. Ihr Körper schmiegt sich eng an mich an.

Marâ: »Weiße Frauen wissen nicht, was Liebe ist!«

T'ho springt zu Marâ auf das Bett.

XIV.

Das Fieber hat nachgelassen.

Ich gehe durch die tropische Nacht. Sternenlicht leuchtet meinem Wege.

Ich denke an Marâ.

Sie hat mir, ehe ich fortging, mit einer überaus zärtlichen Gebärde die Augen geküßt.

Ich bin sehr müde, aber ich mag noch nicht nach Hause gehen: es ist schöner, fern von der Geliebten, an sie zu denken.

Marâ hat mir mit einer überaus zärtlichen Gebärde die Augen geküßt.

Mich liebt die Nacht.

Mich liebt die Welt.

XV.

T'ho und Marâ schlafen.

Ich stehe leise auf und nehme meinen Browning. Ich setze den Lauf an T'hos Kopf an. Jetzt ein Fingerdruck, und T'ho ist tot. Dann wird Marâ nur mir gehören. Nur mir! Dann werde ich nicht mehr mit T'ho Marâs Liebe teilen müssen.

Aber wenn ich T'ho erschieße, wird sich Marâ sehr kränken. Mit ihren Gedanken wird sie erst recht bei T'ho sein.

Nein, erschießen darf ich T'ho nicht.
Ein Zufall muß sie töten.
Aber sterben muß T'ho!!

XVI.

Mittag.
In zehn Minuten wird das große, dunkelblaue Automobil kommen.
Die Hitze drückt das Leben platt zur Erde.
Schläfrig...
Müde...
Meine Hände spielen mechanisch mit dem Browning.
Marà und T'ho sind im Nebenzimmer.
Wenn ich mir jetzt eine Kugel vor den Kopf schieße, wird Marà erschrecken, und mit T'ho herbeigelaufen kommen.
Vielleicht wird sie auch schreien.
Vielleicht würde sie an meiner Leiche weinen!
T'ho würde sicherlich mein Blut aufleckeu!
. . . . . .
Ich setzte den Lauf des Brownings an meine Stirne.
Im Nebenzimmer singt Marà ihren Niggersong.
Ein Schrei sitzt in meiner Kehle: ich bin ja wahnsinnig.
Warum will ich mich erschießen?
. . . . . .
Das große, blaue Automobil fährt vor.

XVII.

Ich sitze in einem fast unzugänglichen Dickicht des Urwaldes.
Mein Herz ist kriegslustig: ich liebe Marà!
Ich habe mir aus einer vom Sturmwind entwurzelten Esche eine Keule geschnitzt.
Mein Herz ersehnt sich Krieg!
Mein Herz liebt Marà!
Ich schwinge die Keule durch glühende Luft.
Meine Muskeln spannen sich. Mein Körper biegt sich: mein Körper sehnt sich nach Marà!

Über meinen Fuß gleitet eine Sandviper. Jetzt ringelt sie sich, richtet sich vor mir auf und züngelt mit ihrer Giftzunge.

Ich schwinge meine Keule...

Die Sandviper zuckt noch einmal, dann ist sie tot.

Kriegerisch ist mein Herz!

Ich liebe Marà!

XVIII.

Wieder hat mich das Fieber ergriffen. Marà gibt mir ihre Chininpastillen. T'ho blinzelt mich grausam und kalt an.

Mein Hirn formt furchtbarste Gedanken.

Eine glühende Sandviper schlängelt sich an mir empor und ringelt sich um meinen Hals. Die Nägel meiner Finger bohren in weiches Fleisch. Ich spüre den Geruch der Fäulnis und Verwesung.

Ein graues Tier streckt sechs lange Fangarme nach mir aus. Marà zückt ein Messer gegen mich. T'ho sitzt mir an der Kehle. Die Sandviper züngelt an meiner Schlagader. Ich will meine Keule nehmen... Meine Hände greifen ins Leere...

T'ho lauert auf mein Blut. T'ho haßt mich!

Ich nehme meinen Browning.

Marà stößt mir das Messer in die Brust. — Ich schieße. — Ein Knall — — —

Marà schreit auf.

Der Pulverdampf verzieht sich langsam. Von der Mauer bröckelt Mörtel.

In einem Winkel krümmt T'ho den Rücken zu einem Buckel. Marà steht neben mir, legt ihre Hände auf meine Stirne und entwindet mir zart den Revolver.

Ich bin verloren: ich habe die Sonnenseuche!

In zwei Stunden werde ich mich vielleicht selbstmorden.

»Marà, rette mich!«

XIX.

Heimtückisches Fieber zehrt an mir und zerrüttet mein ganzes Denken.

Zwei bange Stunden lang habe ich den Augenblick meines Selbstmordes erwartet. Die Hupe des Automobiles hat mich gerettet.

Diesmal noch ging die Sonnenseuche an mir vorbei.

Eine Autohupe hat mein Denken in normale Wege geleitet. Die lärmende Realität hat eine wahnsinnige Vision zerstört.

XX.

Es ist finstere Nacht.

Marà und ich wollen schlafen. Marás brauner Körper liegt neben mir. Zu unseren Füßen kauert T'ho.

Ich: »Marà, gib T'ho fort aus diesem Zimmer!«

Marà: »Ich kann ohne T'ho nicht schlafen!«

Sie streichelt T'ho.

Ich: »Marà, gib T'ho fort aus diesem Zimmer!«

Marà: »Ich kann ohne T'ho nicht schlafen!«

Tiefes Schweigen. — Zwei Augen blicken mich kriegerisch an.

Ich: »Ich will, daß T'ho im Nebenzimmer eingesperrt wird!«

Marà: »Dann mußt du auch Marà einsperren, Marà kann ohne T'ho nicht schlafen!«

Sie lächelt.

Ich: »T'ho muß aus dem Zimmer!«

Marà: »Ich kann dich ohne T'ho nicht lieben!«

Ich stehe auf, packe die pfauchende T'ho am Genick und zerre sie ins Nebenzimmer.

Hinter mir schleicht Marà, sie geht zu T'ho in die Ecke, kauert sich hin und streichelt das Tier.

Ich: »Komm, Marà, ich schließe hier ab.«

Marà: »Marà bleibt bei T'ho!«

Ich will die Türe schließen. In diesem Augenblick bohren sich zwei Augen in meine. Marà erhebt sich, nackt, braun und liebend. Sie breitet ihre Arme nach mir aus.

Die Türe aber wird verschlossen.

XXI.

Ich fürchte die Sonnenseuche.

Ich werde in die Stadt zu einem berühmten Psychiater fahren müssen. Ich stecke ja wahrscheinlich nur in einer sehr argen Neurose.

Ein jeder, der bis jetzt an der Sonnenseuche starb, war ja irrsinnig. Ich kenne diese psychischen Zustände, ich weiß, warum alle Selbstmord begingen. Das Bewußtwerden meines Zustandes wird mich schützen, es wird der Antibazillus der Sonnenseuche sein.

XXII.

Bei Sonnenuntergang auf dem flachen Dache unseres Hauses.

Marâ: »Du ließest mich gestern die ganze Nacht allein!«

Ich: »Du wolltest unbedingt bei T'ho schlafen.«

Marâ: »Ich liebe dich! — — Wir haben noch nicht dem Kriegsgott geopfert!«

Ich: »Vor wenigen Tagen saß ich im Walde, ich schnitzte mir aus einer Esche eine Keule. Da dachte mein Herz an dich! Es sehnte sich nach Krieg. Eine giftige, graue Sandviper kroch über meinen Fuß, ich erschlug sie mit meiner Keule. Mein Herz fühlte dich!«

Marâ: »Ich weiß, daß du T'ho hassest, und dennoch will ich nicht ohne T'ho bei dir sein! Auch mein Herz sehnt sich nach Krieg, es liebt dich! Ich wußte, daß du mich gestern die ganze Nacht allein lassen würdest, und dennoch ging ich mit T'ho. Mein Körper sehnt sich nach dir, mein Körper ist kriegerisch!«

Ich: »T'ho nimmt mir einen Teil deiner Liebesmöglichkeiten, deswegen hasse ich T'ho!«

Marâ: »T'ho ist eine wilde, blutlüsterne Pantherkatze, deswegen liebe ich T'ho!«

Ich: »T'ho ist unser Schicksal!«

Marâ: »T'ho ist der Krieg!«

XXIII.

Die kriegerischen Ereignisse unserer Liebe stählen mich zwar teilweise gegen die Sonne, aber trotzdem will ich demnächst zu einem Psychiater nach Littehota fahren. Marâ wird zwei Tage allein mit T'ho hier bleiben müssen.

Ich stand heute lange Zeit bei dem Gärtner, der im Garten arbeitete. Sein sonst nur verschlagenes Gesicht hatte einen grausamen Zug.

Der Gärtner: »Ihre Pantherkatze hat mir eine Ziege totgebissen!«

Ich: »Man wird Ihnen den Schaden ersetzen!«

Der Gärtner: »Man hat das Vieh auf meine Ziegen gehetzt, meine Frau hat es bemerkt!«

Ich ‹scheinbar gleichgültig›: »So ... wahrscheinlich aus langer Weile.«

XXIV.

Mará schläft mit T'ho im Nebenzimmer.

Ich bin allein, das Fenster ist geöffnet, und die tropische Sommernacht strömt herein.

Ich fühle, daß ich bald einschlafen werde.

Jetzt denke ich noch: Wenn Mará hier wäre...

Spät nach Mitternacht:

Leises Pfauchen weckt mich aus dem Schlaf. Ich will aufspringen. Ich kann nicht. — T'ho sitzt auf meiner Brust. Blutgierig starrt die Katze auf meine Kehle.

Ich darf mich nicht bewegen, wenn ich mich rühre, bin ich verloren. Ich darf auch nicht Mará rufen. — Keinen Laut — Ganz still liegen. —

Durch den Türspalt blinzelt die Malayin. Ich ahne: Sie hat T'ho auf meine Brust gesetzt. Jetzt beobachtet sie mich.

T'ho sitzt sprungbereit auf meiner Brust.

Ich darf mich nicht rühren, sonst ist mir Mará und mein Leben verloren.

Die Zeit kriecht ganz langsam vorwärts.

Mará sieht, daß ich wach bin. Ich fühle, wie sehr sie mich jetzt liebt. Und T'ho sitzt mir an der Kehle.

Ich vergesse die Gefahr. Mará, ich liebe dich!

Langsam tastet der Tag durchs Fenster herein.

Mará ruft: »T'ho!!!«

T'ho blickt mich noch einmal an, springt von meiner Brust und schleicht zu Mará.

Mará kommt zu mir, braun und nackt.

Mará: »Ich liebe dich!«

Sie liegt neben mir. Ihre Hände umklammern meinen Hals.

Mará: »Ich habe deinen Hals geliebt, als T'ho ihn bedrohte!«
Unsere Nerven spannen sich an, und unser Blut schreit:
Krieg! Krieg! Krieg!

XXV.

Wieder schüttelt mich das Fieber. Unter glühender Sonne friere ich.
Wahnsinnig ist meine Angst vor der Sonne...
Nun dauert diese abnorme Hitze schon fast drei Wochen an. Und kein absehbares Ende!
Wenn das Fieber nachläßt, fahre ich morgen früh nach Littehota.

XXVI.

Aufruhr in Littehota!!!
Massen durchziehen die Straßen und gröhlen. Schweiß rinnt von ihren Stirnen. Sie bauen Barrikaden.
Soldaten marschieren.
Trompeten...
Trommeln...
Ein Wahnsinniger steht auf einem Eckstein. Um ihn johlt Volk. Er schreit:
»Wir sterben an der Hitze! Wir können nicht mehr arbeiten! Wir verhungern! Die Regierung soll für Regen sorgen!!!«
Soldaten.
Ein kommandierender Leutnant.
Eine Gewehrsalve kracht.
In einem salto mortale springt der Wahnsinnige vom Eckstein.
Einer will vor.
Mit einem Knüppel gegen die Soldaten.
Ein wilder Schuß!
Er macht eine sehr tiefe Verbeugung, schlägt die Hände vor den Leib und stirbt.
Einer stürzt auf den Leutnant zu, entreißt ihm den Säbel, haut ihm die Faust ins Gesicht.
Ein Bajonett zerfrißt seinen Bauch.

XXVII.

Neue Scharen.

Mit Prügeln, Stöcken und Brownings gegen die Soldaten!

Krieg in Littehota!!!

Schüsse — Bajonette in den Eingeweiden — Einer springt wie ein angeschossener Hase in die Luft. Überschlägt sich zweimal.

Flucht der Soldaten!

Kanonen!

Stürzende Häuser — Schreien — Brand — Krieg — Krieg — Trompeten — Schüsse — Mord — — —

Volk schleppt singend eine erbeutete Kanone.

Sie richten sie gegen die Sonnenscheibe und schießen in die brennende Glut.

Manahota ist in zwei Tagen eine Ruine geworden.

Littequar steht in Flammen.

Littehota starb an der Sonnenseuche.

XXVIII.

Ich kehrte zu Mará zurück. Ein und einen halben Tag war ich fort.

Ich rudere über den See, der unsere Villa von den Grotaquawäldern trennt. Die Sonne brennt auf meinen Kopf. Das Wasser des Sees ist lauwarm.

Mitten auf dem See richte ich mich in meinem Kanoe auf und schreie in die Welt hinein: »Mará!«

»Zwei verschiedene Rassen führen Krieg. Wärest du ein Mann, so würde ich dich töten müssen, weil du ein Weib bist, so muß ich dich lieben. Unsere Liebe ist die Liebe und der Haß zweier Rassen! T'ho ist unser Schicksal!«

XXIX.

Der Kampf geht um T'ho. Schweigend und hart. Ich füttere T'ho heimlich jeden Tag mit blutigem, warmem Fleisch.

T'ho darf nicht mehr frei herumlaufen, sie ist jetzt immer an einer eisernen Kette festgebunden.

Wir badeten heute im See. T'ho lag am Ufer festgebunden. Mará

stieg aus dem Wasser und ging zu T'ho. Die Pantherkatze schnappte nach Marás braunen Beinen.

Als wir nach Hause kamen, wurde T'ho festgebunden.

Marás nahm ihre schwere Lederpeitsche.

Über T'hos Kopf rann dickes, rotes Blut.

Marás kam zu mir; sie nahm meinen Kopf in ihre Hände und weinte.

Marás: »Alles wird bald zu Ende sein; T'hos Kopf blutet!«

XXX.

Tausend Sterne schwimmen über dem dunkelblauen Himmel.

Ich bin vor der Realität des Eros in die nächtliche Prärie geflohen. Mein Körper hat die grotesk-eckigen Bewegungen Tomahawk schwingender Indianer. Meine fiebernden Hände greifen Phantome: Truggebilde eines weiblichen Körpers.

Der Intellekt zittert über den Sternenhimmel hinweg.

Ich betrachte das Fühlen meiner Liebe und liebe es.

Ich betrachte das Fühlen meines Hasses und hasse es.

Ich spreche zu den Grashalmen und sage: Du!

Ich spreche zum Himmel und sage: Du!

Mein fieberndes Denken brennt nach dem Krieg.

Mein Denken ist ein wildes Tier geworden, das sich auf dich stürzen will.

Trunken schleppe ich mich weiter.

Ich weiß, in den nächsten zehn Minuten wird der Rausch vorbei sein, und ich werde irgendwo kraftlos niedersinken.

XXXI.

Der Tropenkoller zerstört mich.

Marás ist mir nachgeeilt und fand mich in der Prärie liegen. Als sie mich erblickte, schrie sie.

Sie lief zurück. Der Gärtner schleppte mich in die Villa.

Fieberdelirien.

T'ho soll zu mir kommen! Ich will T'ho streicheln. Marás, unsere Liebe wird nicht sterben, T'ho läßt sich von mir streicheln.

Marás weinte; ich bemerkte es, obwohl sie ihre Tränen vor mir zu verbergen suchte.

XXXII.

Im glühendsten Sonnenbrand auf dem flachen Dache unserer Villa: Marâ liegt nackt vor mir.

Sie blickt weit vor sich hin.

Marâ: »Ich habe noch die anderen sieben Pantherkatzen kommen lassen.«

Sie küßt mich.

Die Sonne wird mich töten!

XXXIII.

Marâs Katzen sind in einem schweren Holzkäfig zu uns gebracht worden. Wir haben sie in ein leeres Zimmer gesperrt. T'ho ist unter ihnen und freut sich.

Marâ (lächelnd): »Geh' in das Zimmer zu den Katzen und bringe mir T'ho heraus!«

Ich öffne die Türe und trete mit hallenden Schritten ein. Hinter mir schließt Marâ halb zu und blinzelt durch einen dünnen Spalt herein.

Ich rufe befehlend: »T'ho!!«

Mit gestreckten Pfoten, auf dem Bauche fast, kommt das Tier herangeschlichen und pfaucht mich an. Ich nehme es auf den Arm, glättend streicht meine Hand über das Fell, so trage ich sie hinaus und singe mir ein Liedchen.

Die übrigen Katzen pfauchen und knurren.

Marâ hat mir geöffnet, ich gebe ihr T'ho. Sie küßt den Kopf der Katze und drückt ihn an ihre Brust. Dann läßt sie T'ho zur Erde gleiten.

Ihre Augen bohren sich in meine. Sie kommt zu mir und legt ihre braunen Hände auf meine Schultern. Ich spüre ihre Fingernägel in meinem Fleische.

Liebe, Liebe wächst ins Unermeßliche.

XXXIV.

Ich kann nicht mehr in dieser Hitze leben, ich will fort von hier, ich will zur Kühle des Ozeans.

Seit vier Wochen liegt der drohende Tod über mir.

Marà lächelt zu allem.

Ihr Körper ist kühl und braun.

Plötzlich befällt mich ein wahnsinniger Gedanke, er könnte Rettung bringen, aber er ist ja wahnsinnig.

Wie, wenn ein großer Brand entstünde!

Viele Quadratmeilen Landes müßten brennen. Infolge der Verbrennung gäbe es Wasserdampf, und dann Regen, Regen, Kühle! Ein Gewitter würde niedergehen...

Es wäre kühl, vielleicht nur für kurze Zeit, aber es wäre kühl.

Ich denke weiter über den Brand nach... Schon die Indianer haben sich zu Zeiten großer Dürre des Feuers bedient, um Regen zu erzwingen.

Dieser Gedanke aber ist Wahnsinn...

XXXV.

Das Hotel, in dem wir speisen, ist schon fast ganz unbewohnt. Alle flohen zum Ozean.

Wir sitzen in einem ziemlich leeren Speisesaal, die Schritte der Kellner hallen lange nach.

In einer Ecke steht ein Nigger und bedient ein Gebläse, das die dicke, heiße Luft einigermaßen in Bewegung setzt und einen kühlen Wind erzeugt.

T'ho fährt jetzt nicht mehr mit uns.

Marà sinnt lange über ihrem Teller. Dann:

»Vasco Taddio hat mir geschrieben, ich soll auch der Lunapark Limited Company kündigen und mit meinen Pantherkatzen zu Barnum kommen.«

Später: »Ich werde nur mehr mit sieben Tieren auftreten können, T'ho ist nicht mehr zu brauchen!«

Ich denke: Wenn die verbrannten Wälder die Qual von mir genommen haben werden, so werde ich klarer denken können. Aber der Brand der Wälder ist ja Wahnsinn...

Für mich hat also klares Denken den Irrsinn zur Voraussetzung!

Marà sinnt über ihrem Teller...

XXXVI.

Ich rudere über den See.

Mará badet. Fern und ferner entschwindet mir ihr dunkelbrauner Körper.

Mein Kanoe erreicht das jenseitige Ufer. Ich hänge es mit einer Kette an einer uralten Sykomore fest.

Ich gehe weit in den Urwald hinein. Ich komme an jener Stelle vorbei, wo ich die Sandviper erschlug und mir zu Marás Ehren einen Hymnus sang. Ich komme an Bäumen vorbei, unter denen ich fiebernd phantasierte. Ich komme zu dem Platze, wo ich Marás Körper in weicher Erde formte, braun, nackt und schlank.

Ich gehe weit in den Urwald.

Über mir wird es Abend. Dann streckt die Nacht schnell ihre schwarzen Hände nach mir aus.

Ich setze mich unter eine Steineiche. Fieber beginnt über meine Haut zu rieseln. Ich friere.

Mein Denken formt groteske Bilder.

Da kommt jemand zu mir und sagt ein merkwürdiges Wort:

»Gloráqualioréma!«

Ich antworte:

»Die Wildheit der Pantherkatzen infolge warmen, blutigen Kuhfleisches ist ungeheuer. Übrigens, mein Herr, können Sie noch Ihre Wunder erleben!«

Der fremde Herr schüttelt bedächtig den Kopf und sagt wieder:

»Gloráqualioréma!«

Ich beginne zu lächeln:

»Ja, der Löwenbändiger, der früher im Lunapark war, tritt jetzt bei Barnum auf. Ich muß Ihnen noch rückwärts etwas ins Ohr brennen: Der Wald brennt! — Die Sonne scheint! — — — Als ich noch in die Schule ging, mußte ich auch immer solche rein-einfache Sätze bilden. Wie mein Vater gestorben ist, war ich noch ein kleiner Junge!«

Ein Automobil kommt herangesaust, spießt den fremden Herrn mit den hervorstechenden Strahlen seiner beiden Scheinwerfer auf und fährt davon.

Nirgends gibt es Menschen, die die Sonne nicht als kreisrunde Scheibe sehen; das ist aber auch die Ursache der großen Hitze... große Hitze... große Hitze... große Hitze...

Ich schrecke aus meinen Fieberdelirien auf.

Müde...

Um mich ist die dunkelblaue Sternennacht. Ich kann jetzt von hier nicht fortgehen, weil ich den Weg verfehlen könnte.

Ich will hier übernachten!

Ich zünde mir eine Zigarette an. Das glimmende Streichholz habe ich hinter mich geworfen.

Als ich heute im tiefen Mittag ging, kam ein großer, brauner Totenkopfschwärmer geflogen, und setzte sich an die Stelle meines Gewandes, unter der mein Herz schlägt.

Ich blicke weit in den dunkelblauen Wald hinein.

Stille.

Blau.

Plötzlich sehe ich einen rotglühenden Punkt: er wird größer und größer. Flammen züngeln empor.

Das glimmende Streichholz hat dürres Laub auf dem Boden entzündet! Der Wald wird brennen!

Ich stehe auf und spreche zur Flamme: Geliebtes Feuer!

Ausgegossen fließt das Feuer über den Boden weiter und beleckt dicke Baumstämme.

Ich springe über einen Flammenbach. Er fließt mir nach; ich beginne zu laufen.

Der Wald liegt in Agonie.

Lieber Wald, du mußt sterben!

Du mußt sterben, damit es regnet!

Hinter mir brennt die Waldnacht grellrot. Ich springe über gestürzte Bäume. Manchmal verwickeln sich meine Füße in Schlinggewächse. Ich falle langhin auf den Boden.

Ich denke automatisch:

Sich selbst vor dem Feuer retten!... Es wird regnen!!...

Sich selbst vor dem Feuer retten!... Es wird regnen!...

Ich muß über den See hinüber!...

Das Feuer rennt schneller als ich!...

Die Sykomore, an die mein Kanoe gebunden ist, brennt, eine Fackel im Feuerschein.

Der Seespiegel leuchtet grellrot. Ich fahre durch blutiges Wasser. Ich rudere mich aus dem Brand der Wälder in die Rettung des Regens.

Ich werde wieder klar denken können. Marà, ich werde dich ohne Qual lieben können!

Die Ruder in meinen Händen werden schwer und schwerer. Wenn ich nur schon am Ufer wäre!...

Müde...

Schläfrig...

Ich möchte schlafen, tief, fest und ruhig! Traumlos!

Meine Wünsche sind erfüllt: es wird regnen. Ich werde Marà ohne Qual lieben können.

Ah, Marà!

XXXVII.

Mein Kanoe stößt ans Ufer. Ich höre den Kiel auf dem Sande knirschen.

Abend, die Sonne geht unter. Ich habe ein träges Gefühl wie beim Erwachen aus einem schweren Schlafe. Ich richte mich aus meiner liegenden Stellung auf und spüre, daß meine Kleider noch teilweise feucht sind.

Ah, ich bin ohnmächtig im Boote gelegen, und auf dem See herumgetrieben worden. Die Ruder sind verloren, und der Bug vorne ist vom Feuer versengt.

Wie viele Stunden mögen seit dem Waldbrande vergangen sein?

Ich blicke mich nach unserer Villa um, sie liegt, von der untergehenden Sonne gerötet, ziemlich weit von hier entfernt.

Mit dem Bootshaken versuche ich mich fortzustoßen, um in die Nähe des Hauses zu kommen.

Meine Kleider sind feucht! Es hat also geregnet!

Eine leichte Rauchwolke steigt hinter den Bergen hervor, dort brennt es wahrscheinlich noch immer.

Marà...

XXXVIII.

Mit Mühe krieche ich ans Land. Schwindel befällt mich.

Ich komme stöhnend in die Zimmer unseres Hauses.

Ich flüstere:

»Marâ!«

Ich rufe ächzend:

»T'ho!«

Der Boden, auf dem ich stehe, ist durch Marás braune Beine geheiligt. Ich lege mich platt nieder. Marâ wird kommen und mich auf dem Boden liegend finden. T'ho wird mich beschnuppern.

Mein Bewußtsein schwindet. Schwere legt sich auf meine Augen. Bunte Farben strahlen aus dem Nichts.

XXXIX.

Ich erwache aus der Ohnmacht und aus der Flucht vor den brennenden Wäldern.

Nacht.

Ich suche mich zurecht zu finden und zünde ein Wachskerzchen an.

Nicht weit von mir liegt T'ho mit durchschossenem Kopf. Daneben liegt mein Browning und ein Papierfetzen. Auf diesem steht in ungelenker Kinderschrift:

»T'ho hat in den Tod gehen müssen — Sie hat Marâ gebissen — Marâ ist zu Vasco Taddio gefahren.«

T'ho, unser Schicksal... Ah, unsere Liebe!...

Ich lege mich wieder auf den Boden, und bette meinen Kopf auf T'hos erstarrten Körper.

Ins Zimmer scheint das Sternenlicht. Meine Augen aber sehen die Sonne und mein Körper spürt ihre Hitze.

Die Zeit saust durch meine Ohren.

Marâ ist fort.

Meine Hände streicheln den Browning, meine Lippen küssen den Lauf. Er ist kalt. Meine Zunge umspielt ihn. Die Verwesung streckt ihre Arme nach mir aus.

Ich denke:

Der Intellekt schwankt. Die Logik meines Fühlens wird mörderisch.

Eros hat mit mir Frieden geschlossen!

Die Wirklichkeit um mich wird imaginär. Alle Bilder verwischen sich und verschwimmen ineinander.

Marás braune Beine fahren in der Eisenbahn.

Die Sonne will mit meinem Kopfe Fußball spielen. Mein Browning ist ein kleines Tier geworden, es kriecht mir in den Mund und beleckt meine Zunge.

Ich stehe an den Grenzen.

Das wilde Sekundentier in meinem Kopfe wird mich noch auffressen.

Ah, Marál

Max Scheler:

LIEBE UND ERKENNTNIS

MAN lernt nichts kennen als was man liebt und je tiefer und vollständiger die Kenntnis werden soll, desto stärker, kräftiger und lebendiger muß die Liebe, ja Leidenschaft sein«, schreibt Goethe schon in seinen jungen Jahren. Auf die mannigfaltigste Weise und in zahllosen Zusammenhängen hat er im Laufe seines Lebens diesen Gedanken wiederholt. Neben dies Urteil möge ein bekannter Satz Leonardo da Vincis gestellt sein: »Jede große Liebe ist die Tochter einer großen Erkenntnis«. Der Deutsche und der Genius der Renaissance — auch G. Bruno stimmt Leonardo in seiner Lehre von der heroischen Liebe bei — bringen so Liebe und Erkenntnis in eine tiefste und innerlichste Beziehung von gegenseitiger Förderung, jedoch so, daß bei Goethe jeweilig die Bewegung der Liebe den Akt des Erkennens, bei Leonardo der letztere den ersteren fundiert. Beide aber zusammen widersprechen damit dem landläufigen und — soweit ich sehe — spezifisch modernen Bourgeois-Urteil, daß Liebe eher »blind« als sehend mache, daß mithin alle echte Erkenntnis der Welt nur durch die äußerste Zurückhaltung dieser emotionalen Akte und durch das gleichzeitige Absehen von den Wertunterschieden der Gegenstände, deren Werte mit diesen Akterlebnissen in einem tiefen Zusammenhang der Erlebniseinheit stehen, beruhen könne. Als der alte Streit zwischen Liebhaber und Kenner begleitet dieser Gegensatz die moderne Geschichte. Und doch wagt gegen dieses seit der Aufklärungsperiode vorwiegende Urteil niemand Geringerer als Blaise Pascal in seinem Gespräch über die »Leidenschaften der Liebe« den schier unglaublich klingenden Satz zu setzen: »Liebe und Vernunft sind ein und dasselbe«. Und dies ist hierbei Pascals tiefere Meinung, daß im Verlaufe und Prozesse der Liebe erst die Gegenstände auftauchten, die sich den

Sinnen darstellen und die die Vernunft hernach beurteilt. Auch derselbe Spinoza, der gegen alle »anthropomorphe« Weltbetrachtung bis zur Verurteilung des Wirkens, des Kraft- und Zeitbegriffes (deren Anwendung auf die an sich seiende Welt er schon für »anthropomorph« hielt), am schärfsten Front macht, der die Leidenschaften »wie Flächen, Kreise und Linien« betrachten will, hat in seiner Lehre von der »höchsten Erkenntnisstufe« da der Geist Gott selbst »erfaßt und genießt«, d. h. im Amor Dei intellectualis gerade die umfassendste und adäquateste Erkenntnis des Seins mit dem liebevollen Hangen an dem Gegenstand zu einer innigsten Erlebniseinheit als verschmolzen angesehen.

Sieht man von feineren Nuancierungen ab, so zeigt die Lösung dieser großen Frage eine gewisse welthistorische Typik, die hier nur in großen Zügen angedeutet, nicht historisch im Einzelnen verfolgt sei, da mir ihre Aufweisung nur als Ausgangspunkt für einige der Sache selbst geltenden Bemerkungen dienen möge.

Historische Typik I

Trotz aller tiefen Gegensätze des indischen und griechischen Geistes (natürlich auch ihrer Liebesideen), die keine der fragwürdigen Hypothesen von der östlichen Herkunft der griechischen Spekulation je aufzuheben vermag, läßt sich im welthistorischen und nichtgenetischen Verstande doch von einem indisch-griechischen Typus der Auflösung unserer Frage reden — einer Auflösung nicht nur in theoretischem Sinne, sondern in Erleben und Tat selbst, denen nachher auch die eigentliche Theorie folgte. Bei Indern und Griechen sind ontologisch gesehen die Werte Funktionen des Seins, noetisch aber ist die Liebe eine abhängige Funktion der Erkenntnis. Dort ist der höchste Wert jene Entwirklichung des Gegenstandes, die ihn in bloße Bildhaftigkeit erhebt, hier der höchste Seinsgrad, das ὄντως ὄν Platons. Gerade daß die Werte hier und dort in so grundverschiedener, ja entgegengesetzter Weise Seinsfunktionen sind, läßt die angeführte sachliche Einheit der Lehren um so plastischer hervortreten. Denn die Richtung des indischen Geistes setzt diese Abhängigkeit auf ontologischer Seite so, daß der positive und zentralste Wert am Nichtsein, und d. h. hier vor allem an dem im Fortgange des »Heilsweges« zu-

nehmenden Schwinden des Wirklichkeitskoeffizienten der puren Inhalte und Washeiten der Welt haftet, denn dieser »Wirklichkeitskoeffizient« ist es, der uns nach dem indischen Grunderlebnis also bannt und brennt, daß die Fülle und Weite der Weltinhalte darin um so mehr ertrinken, je heißer und unser Begehren bindender wir ihn erleben. Das Wirklichsein der Weltinhalte ist für den Hauptzug des indischen Denkens nur das Erlebniskorrelat des triebhaften Begehrens. Im Prozesse des Begehrens allein, »als« Begehrungsgegenstand also allein, ist hiernach die Welt »wirklich« oder »unwirklich«, in dem Maße wirklich als sie heftig begehrt ist, in dem Maße arm zugleich als sie wirklich ist, erst im Maße als sie nicht-wirklich vor uns steht, ist sie reich und breitet sie ihre Fülle aus, d. h. im selben Maße, als mit dem Erkalten der Begierden auch das Brennen des Gegensatzes von »Wirklichkeit« und »Unwirklichkeit« erkaltet und der positive oder negative Wirklichkeitskoeffizient an den Sachen verschwindet. Nicht für uns als pur erkennende Geister also, sondern nur für uns als triebhaft wollende und nicht wollende, für uns als handelnde Wesen nehmen die puren Inhalte der Welt jenen sonderbaren Unterschied von »wirklich« und »unwirklich« an. Analog ist hier zunächst »Erkenntnis« ein steigendes Überwinden der Wirklichkeitsakzente an den Inhalten der Welt. Sie erfolgt durch steigende Vergegenständlichung und asketische Willkürlichmachung der ihnen korrelaten Begierden und ihrer automatischen Bewegungsfolgen. Indem die Begierde so immer weiter und weiter unter und außer das erkennende Subjekt gedrängt wird, verschwindet auch der Wirklichkeitsakzent an den Inhalten der Welt. Im Mahâ-Bhârata wird der den Geist an die Wirklichkeit fesselnde Faktor immer neu als Begehren und Handlung beschrieben.« Das Handeln geht unabhängig vom eigentlichen Sein des Menschen in ihm vor und Weisheit besteht darin, daß man die Handlung bloß in der Natur vorgehend und das eigentliche Ich als völlig geschieden von ihr betrachte. Nur die irdisch Verblendeten setzen den Grund ihrer Handlungen in sich, der bescheidene Weise hält sich nie für den Täter.« ⟨Vgl. hierzu W. von Humboldt, »Über die unter dem Namen Bhagavad-Gîtâ bekannte Episode des Mahâ-Bhârata«. Geles. in der Akademie der Wissenschaften am 30. Juni 1825.⟩

»Liebe« aber im Sinne der Inder ist nach ihrer inhaltlich gegen-

ständlichen Seite betrachtet, der Übergang, die Tendenz und Bewegung des »wirklichen« oder des Begierdegegenstandes zum immer nichtwirklicher werdenden Erkenntnisgegenstande, und eben damit die steigende Fülle dieses Erkenntnisgegenstandes, nach ihrer Aktseite aber ist sie der bloße Übergang von Nichtwissen in Wissen. Wie also das, was im Aktvollzug begierdefreier Liebesemotion auf der gegenständlichen Seite vorgeht, für den Inder die steigende Entwirklichung, das sich vollendende Bild-werden ‹nicht etwa »Vorstellung« werden im subjektiven Wortsinne› des Gegenstandes ist, so ist diese Liebesemotion selbst nichts Selbständiges, kein ursprünglicher positiver Aktus des Geistes, der das Fortschreiten der Erkenntnis etwa bewirke, sondern nur der Prozeß des jeweiligen Erkenntniswachstums selbst, ja wenn wir ganz streng sein wollen nur eben das Erlebnis jenes Wachstums an Erkenntnis selbst. Aus diesem hier angenommenen Wesenszusammenhang eines ontischen Prozesses der Entwirklichung der Welt und eines geistigen Prozesses im Menschen, dem steigender Ab- und Herausfall der Begierden aus dem Zentrum des Ich, resp. der Vergegenständlichung der Begierde — aus diesem »Axiom« des indischen Welterlebens — ist uns eine Voraussetzung des Verständnisses Alles dessen gegeben, was in dem indischen Schrifttum zu verschiedenen Zeiten über die »Liebe« gesagt wird. Überall muß sie hiernach zunächst als Folge, nie als Ursprung der Erkenntnis erscheinen. Auch was an der Liebe ethisch und religiös gewertet wird, ist lediglich Frucht dieser Erkenntnis. Niemals spielte hier die Liebe so wie als christliche »Gottes- und Nächstenliebe« eine gleich ursprüngliche oder gar eine ursprünglichere Rolle wie die Erkenntnis. Das indische Axiom steht in strengstem Gegensatz zum Christentum, dessen größter Denker Augustin die Liebe ausdrücklich zur ursprünglichsten Bewegungskraft des göttlichen wie menschlichen Geistes macht, der auch im offenbaren Gegensatz zu der Lehre vom seligen Nous des Aristoteles sagt, daß sie »mehr als alle Vernunft beselige«. Die indische Liebesidee ist also ebenso schroff intellektualistisch wie die griechische des Platon und des Aristoteles. Auch für Platon ist der Eros gleichzeitig Übergang von einem geringeren zu größerem Wissen und ‹objektiv› Tendenz der dem μὴ ὄν ‹der »Materie«› noch angehörigen

Sinnendinge am ὄντως ὄν, an der »Idee«, am »Wesenhaften«, Anteil zu gewinnen. Eros ist Trieb und Sehnsucht des »Nichtseienden«-Schlechten zum »Seienden«-Guten«. Beide Grundvorstellungen über Liebe und Erkenntnis — die indische wie die altgriechische — haben auch ohne weiteres den Satz zur Folge, daß der Beginn alles Heilsprozesses nicht wie im Christentum in einem, aller Menschentätigkeit vorhergehenden Liebes- und Gnadenakt einer außermenschlichen Macht, »Gottes«, also einer transzendenten Erlösungsaktion gesetzt ist, deren Folge erst die Mitteilung eines heilsnotwendigen Wissens (d. h. »Offenbarung«) ist, daß vielmehr alle Erlösung Selbsterlösung des Individuums durch den Erkenntnisakt ist. Darum gibt es in der Sphäre indischen Denkens keinen selbst göttlichen Erlöser, sondern nur einen Lehrer der Weisheit, dessen Lehre den Weg des »Heiles« weist. Wo immer Liebe als abhängige Funktion der Erkenntnis gedacht ist, muß sich ja diese Folge notwendig ergeben. Jede Mitteilung eines heilsnotwendigen Wissens müßte ja im Gegensatz zu selbstgefundenem Wissen bereits durch Liebe des Mitteilenden zu dem, der die Mitteilung erhält, fundiert sein. Mag also im schärfsten Gegensatz zum christlichen Gedankenkreis mit seiner Idee vom unendlichen Wert und der wahrhaften Substanzialität jeder individuellen Seele, die volle Erreichung der Erkenntnis in der puren Kontemplation — dort des ὄντως ὄν, hier des »Nichtseins« — auch mit einer Auslöschung des Individuums, seinem Verschweben in die Sphäre eines überindividuellen Seins zusammenfallen, so ist doch Tat und Weg zu diesem Ende ganz und allein an die Aktion des Individuums gebunden. Nach Möhlers tiefen und wenig verstandenen Ausführungen in seiner Erstlingsschrift über die »Einheit der Kirche« ist im ursprünglichen Christentum die Haltbarkeit einer religiösen Überzeugung in der einheitlichen Liebesgemeinschaft der ganzen Kirche geradezu ein Wahrheitskriterium der jener Überzeugung entsprechenden Lehre. Der »Heretiker« »muß« irren, unangesehen der ihm etwa gegebenen Evidenz über den Inhalt seiner Lehre. Er muß es schon auf Grund jenes christlichen Wesenszusammenhanges von Liebe und Erkenntnis, der jede »echte« Erkenntnis an den Durchgang ihrer Bewährungsmöglichkeit in der ganzen historischen und gleichzeitigen Liebesgemeinschaft der Kirche

bindet. Nichts davon hier! Liebe ist Folge, nicht Bedingung des allein in der Erkenntnis gelegenen Heils. Für die spezifisch indische Fassung ist ⟨hier wieder im Unterschied zur griechischen⟩ mit obigem Axiom auch der besondere ethische Charakter der indischen Liebesidee gesetzt. Nach den prägnanten immer wiederkehrenden Ausdruck z. B. in den Predigten Buddhas ist Liebe die »Erlösung des Herzens«. ⟨Vgl. Pischels Übersetzung der hierhergehörigen Stellen der Predigten in seinem Büchlein: Die Lehre Buddhas.⟩ D. h. sie ist positiv heilswertig nicht als »Hinzu« zu einem positiven Wert ⟨läge er in »Gott«, im »Nächsten«, oder in Schönheit und Leben in der Natur⟩ sondern allein als ein »Weg von sich«, also als Seins- oder Wirklichkeitsverneinung, die sich mit der sukzessiven Aufhebung des überhaupt nur durch den begehrenden Leib gesetzten »Individuums« in der Kontemplation ja von selbst, auch außer uns als ontischer Prozeß der Entwirklichung vollzieht. Da zu diesem »Weg von sich« nicht nur der Nebenmensch, sondern auch ebenso die gesamte lebendige und tote Natur Anlaß werden kann, ist im Gegensatz zum Christentum auch die Liebe zu dieser Natur ⟨besonders zu Pflanzen und Tieren⟩ in gleicher Weise in das Liebesgebot eingeschlossen wie die Nächstenliebe. Immer aber ist Anlaß der Liebesaktion hier nur das Erleben eines »Anderssein«, eines »Nicht-Ich« als solchen — nicht irgendwelches positive Sein oder ein positiver Wert in ihm also, sondern eben nur dies, daß es Nicht-Ich ist. So wird der Teil des indischen Axioms, nach dem die Wertsteigerung des Gegenstandes Folge der Ent-wirklichung des Gegenstandes ist, auch für den Grundcharakter der Bewegungsform der indischen Liebesemotion wirksam. Diese Liebesbewegung ist ganz und gar »Altruismus«, d. h. ganz durch ihren terminus a quo allein bestimmt und ihr terminus ad quem ist ganz »gleichgültig«, — sofern er ja eben nur Anlaß wird für die »Er-lösung des Herzens«. Nur die Rolle solcher zufälligen »Anlässe« zu einer radikalen Umkehr des Lebens spielen z. B. offensichtlich die Begegnungen mit dem Kranken, dem Bettler usw., die den jugendlichen Buddha zu seiner Bekehrung führen.

Damit verbindet sich in der Sphäre der indischen Erlebnisstruktur der Welt ein dritter Zug, der seine Konstanz durch die reichen, vielseitigen Entwicklungen der religiösen Spekulation der Inder hin-

durch behält. Die Liebe als die bloße Abhängige des Erkenntnis- und Entwirklichungsprozesses, — ja nur dessen eigenes Wachstum im tiefsten Grunde, — ist kein Erleben, das wirkliche individuelle Personen zum Ausgangspunkt und Zielpunkt hätte, sie ist im Gegenteil das emotionale Durchschauen der Nichtigkeit der individualpersönlichen Existenzform überhaupt. Denn Grundlage der Individuation ist nicht, wie in der christlichen Sphäre ein autonomes, geistiges, personales Prinzip, sondern nur Leib und Begierde, mit deren Vielzahl das eine und identische geistige Erkenntnissubjekt in den Menschen eigenartig verhaftet ist. In der Liebe sollen wir also auf intuitive Weise nicht Sinn und positiven Wert des anderen von uns geschiedenen Seins erkennend ergreifen, und es in tiefer Bejahung seiner Existenz und seines Wertes umspannen, sondern wir sollen im Gegenteil seine Existenz und seinem Eigenwert gleichzeitig mit unserer eigenen Existenz als aufgehoben — beide zusammen also als ertrinkend und ersterbend in der seligen Fülle des »Nichts« vergehen und verschweben fühlen. Ontisch entspricht darum der vollen, erreichten Erkenntnis, die natürlich auch die Liebe, die ja bloßes Wachstum der Erkenntnis bis zu diesem Ziele ist, hinter sich lassen muß, die endgültige Aufhebung der Individualität, nach Buddhas Reform ihr Eingehen in »Nirwana«. Diesem großen letzten Heilsaktus und echtem »Tode« gegenüber ist der leibliche Tod des Individuums nur der trübe Schein eines Todes, ist er faktisch nur Wanderung des Individuums als einer Begierdeeinheit in das Gehäuse eines neuen Körpers, also immer auch Neu-Beginn eines neuen, immer wieder in Liebe und Erkenntnis zu überwindenden »Lebens«. Nicht als Lehrer der individuellen Fortdauer, die für die indische Welt gerade das Selbstverständliche war, also das schon in der »natürlichen Weltanschauung« dieser Rasse Enthaltene, sondern als Verkündiger der Möglichkeit eines echten endgültigen »Todes« wurde Buddha der »große Lehrer« der Elösung. ⟨S. auch Pischel.⟩ —

In scharfem Gegensatz zu dem indisch-buddhistischen Typus der Verhältnisbestimmung von Erkenntnis und Liebe, Sein und Wert, sieht der griechische Typus Erkenntnis wie Liebe auf ein positives Sein und eine positive Vollkommenheit von Hause aus bezogen. Und seit der Zeit der Griechen bleibt diese letzte Seinsbejahung

gleichsam das Apriori aller europäischen Religion und Spekulation. Je reicher und gesteigerter das Sein als Gegenstand der Erkenntnis ist ‹die Idee der »Steigerungsgrade« des Seins ist ein spezifisch griechischer Gedanke› desto absoluter und reiner ist auch die Erkenntnis. Absolute Erkenntnis ist darum Erkenntnis eben des ὄντως ὄν. Die positiven Werte der seienden Dinge sind hierbei bloße Funktionen der in ihnen investierten Seinsfülle, wogegen die negativen Werte »Böses«, »Übel«, »Häßliches« usw. im äußersten Gegensatz zum Buddhismus — auf Seinsmangel, auf das μὴ ὄν und seine Beimischung zurückgeführt wird. Die Werte bilden hier also nicht ein eigens ursprüngliches Bereich von fühlbaren Qualitäten. Analog hierzu ist auch die Liebe ‹subjektiv› eine primäre Hinwendung zu einem positiven Wert, d. h. zu einer Seinsgestalt einer gewissen Seinsfülle; sie ist nicht ursprüngliche Abwendung von einer solchen. Sie ist Seinsbemächtigung in der Erkenntnis, also nicht Seinserlösung wie bei den Indern. Objektiv aber und als kosmisches Agens verstanden, als das sie schon seit des Empedokles Lehre von Liebe und Haß als der zwei Bewegungskräfte der vier »Elemente« auch von den folgenden Denkern immer mitverstanden wird, ist sie ein Prinzip der Zeugung und Hervorbringung immer neuer und reicherer Seinsgestalten. Sie ist — wie Platon im Symposion sagt — ein »Zeugen im Schönen« — ein Begriff, der von der tierischen Zeugung bis zur geistigen Konzeption des Philosophen, des Künstlers, des Staatsmannes und Feldherrn eine ungeheure fein abgestufte Leiter von Zeugensarten und Zeugungszielen umspannen möchte. So fließt vom ältesten Aphrodite- und Eroskult bis zu den geistigsten Hervorbringungen des Platon und Aristoteles eine noch fühlbare Kontinuität der Konzeption der Liebe als eines Agens positiven Schöpfungsdranges. Der ontischen Stufenleiter von Schöpfungsarten entspricht die Stufenleiter, in der der Geist von der Liebe zu immer gesteigerten Gestalten und Formen der Welt fortgezogen, sich schließlich den »Ideen«, und unter ihnen der Idee der Ideen, der Idee des Schönguten selbst als des ὄντως ὄν bemächtigt, beginnend bei den schönen Pferden über schöne Leiber der Jünglinge und Knaben, über schöne Sitten und Einrichtungen hinweg zur puren Idee des Schönen selbst, von deren extatischer Schau Diotima dem aufhorchenden Sokrates erzählt.

Nach anderen, nicht minder wesentlichen Richtungen aber gesehen, behält die griechische Konzeption eine tiefe Gemeinschaft mit der indischen. Zunächst darin, daß sie ganz intellektualistisch nur als Abhängige des Erkenntnisfortschrittes, als Übergang und »Bewegung« einer ärmeren zu reicherer Erkenntnis verstanden wird, als ontisches Agens aber als Drang des μὴ ὄν am ὄντως ὄν, des Scheinhaften am Wesen Anteil zu gewinnen. In der merkwürdigsten und denkwürdigsten Verbindung von erotisch vergeistigter Freundschaft, sozialen Reformplänen, die ganz von der Idee innerer Reform des Individuums, nicht von Reform von Einrichtungen ihren Ausgang nahmen, mit in Frage und Antwort ‹Dialog› fortschreitender Begriffsforschung hatte Sokrates seine Lehre vom Eros als Musageten der philosophischen Forschung und von der Erziehung als geistiger Hebammenkunst gewonnen, durch die das Gold in den Seelen der Jünglinge hervorzulocken und sie so zum Begriff ihres idealen, individuellen Wesens zu bringen seien ‹Selbsterkenntnis.› Auch die platonische Eroslehre, mit der Kunstform des Dialogs eng verhaftet, verleugnet diesen ihren Ursprung nicht, so hoch sie sich auch über die Lehre des Sokrates hinausschwinge. Wie die Liebe ganz allein auf Erkenntnis bezogen ist, ja nur »Streben von unvollkommener zu vollkommener Erkenntnis« für Platon bedeutet, zeigt die Bestimmung, daß weder die Unwissenden noch die vollkommen Wissenden ‹z. B. Götter› lieben können, sondern nur die φιλόσοφοι, d. h. eben die »Liebhaber der Weisheit«. Liebe, Eros ist der Sohn des Reichtums und der Armut, des Wissens und des Nichtwissens. Und darum ist die Gottheit nur Gegenstand der Liebe, nicht selbst liebend — wie in der christlichen Sphäre. Wo immer diese doppelte Bestimmung der Liebe wiederkehrt in der Geschichte, daß sie dynamisch der Erkenntnis nicht vorhergehe, sondern folge und daß sie teleologisch nur Weg, Methodos zum Ziele der wachsenden Erkenntnis sei, da war die theologische Konsequenz stets das heidnische Trugbild jener starren, nur in sich selbst glänzenden Gottheit, die nicht wiederliebt, die nur Gegenstand der Anbetung der Kreaturen ist, nicht aber mittätiges Subjekt jener »vertraulichen Wechselrede der Seele mit Gott«, als die schon Gregor von Nyssa das christliche Gebet definiert. Auch nach Spinoza, der dieses griechische Prinzip wieder aufnimmt, kann

niemand fordern, daß Gott seinen eigenen amor dei intellektualis auch seinerseits mit Liebe beantworte — ein Wort, das Goethes Philine zu dem mit Unrecht bewunderten hinriß: »Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an«. Auch die weitere platonische Bestimmung der Liebe als eines »Strebens« ⟨ontisch aber als einer Tendenz des Nichtseins zum Sein⟩ enthält schon im Kerne diese ganze Theorie. Faktisch gehören Liebe und Haß, gehören auch die Akte des Interessenehmens — wie ich andernorts zeigte — nicht der Strebens- und Willenssphäre unseres Geistes an, wie sehr sie auch alle Arten von Streben, Drängen, Sehnen, Begehren, Wollen fundieren mögen. Alles »Streben« verzehrt sich selbst in der Erlangung des Erstrebten, in seiner Befriedigung, und gleichzeitig zielt es auf Realisierung eines gegenüber dem als wirklich Gegebenen Neuen, eines Anderen. Dagegen ruht Liebe ganz im Sein und Sosein ihres Gegenstandes, sie will ihn nicht anders als er ist, und sie wächst, indem sie tiefer in ihn dringt. Als »Streben« oder gar als »Bedürfen« gefaßt — und zwar nach Erkenntnis — muß also auch Liebe mit vollendeter Erkenntnis verschwinden und kann sie auch ontisch der Gottheit als dem vollkommenen und dem bedürfnislosen Sein, das eben das schon ist, was es »will« und »soll«, nicht eigen sein. In seiner Kritik des Christentums vom griechisch-neuplatonischen Standort aus ⟨der jene Platonische Lehre behält⟩ hat Celsus darum in scharfer logischer Konsequenz die christliche Idee eines »liebenden Gottes« zu zersetzen und als ganz widersinnig zu erweisen gesucht. Um so wunderbarer ist es, daß auch diese platonische Bestimmung der Liebe als »Streben« ganz gegen die innersten Intentionen des Christentums in die scholastische Philosophie überging und ebenso wie der platonische Satz »Alles ist gut, soweit es ist« einen Bestandteil z. B. der thomistischen Lehre bildet. Aber auch die ontische platonische Bestimmung des Eros als einer Kraft des Zeugens und Schaffens, in der er sich der christlichen Idee einer weltschöpferischen Liebe anzunähern scheinen möchte, gewinnt im Zusammenhang seiner Gedanken und des griechisch-metaphysischen Ideensystems überhaupt einen gar sehr modifizierten Sinn. Was nämlich hier »Zeugen« und »Schaffen« genannt wird, ist faktisch doch nur, das bloße Bild eines »Schaffens« »für uns«, für die Sphäre der »Vorstellung« ⟨δόξα⟩, für die strenge Erkenntnis ⟨die

ἐπιστήμη⟩ ist das vermeintliche »Schaffen« nicht Schaffen, ist nicht »Produktion«, sondern nur Reproduktion der Gestalt, nur ewiges Streben der flüchtigen immer »werdenden« »Materie« ⟨als des ontischen Korrelates des Sinnenscheins⟩ an dem Dauerhaften der Gestalt und Idee Anteil zu gewinnen — die aber als solche faktisch schon vor dem Prozesse, der »uns« als Schöpfung und »Zeugung im Schönen« erscheint, sind und gewesen sind. Und dies gilt wieder ontisch und subjektiv. Als kosmisches Agens ist bei Platon die Liebe in ihrer naturhaften Stufe z. B. als tierische Brunst nur der Drang des tierischen Lebensprinzips, die Artgestalt in der Zeugung in immer neuen Individuen aufrecht zu erhalten — nicht etwa diese Artgestalt zu vervollkommnen. Schon in der Brunst des Tieres sieht Platon Sehnen nach der irdischen Unsterblichkeit der Gestalt, als der festen plastischen Form, durch welche die Generationsketten der Individuen gleichsam nur hindurchschreiten, so wie der Kreislauf der toten Stoffe durch die Gestalt des individuellen Organismus, wie die Wassertropfen durch die Gestalt des Wasserfalls. Ja, alle Formerhaltung im Werden der Materie — auch der toten Welt — ist also Sieg des seins- und dauerdurstigen Dranges des Eros. So ist, was »Schöpfung« dünkt, faktisch nur »Erhaltung«. Und dieses restlose Übergewicht des statischen Prinzips über das dynamische, der plastischen Raumform über die zeitlichen, sie erzeugenden Kräfte, kehrt bei Platon wieder auch in den höchsten Formen der geistigen Liebe. Der »Ruhm« des Philosophen, Künstlers, Staatsmannes, d. h. im antiken Verstande nicht »Ehre«, »Achtung« bei Zeitgenossen und Nachfahren, sondern das geheimnisvolle Innesein, das Eingeprägtsein der schöpferischen Person selbst im Werke als eines objektiven Wertgebildes, des Genius strahlend »Bild« im Werke selbst, ist auch noch irdische Unsterblichkeit, hier aber nicht bloß der Art, sondern des Individuums. Auch das, was Selbstschöpfung und Selbstumgestaltung im Werke scheinen möchte, wird hier nur im möglichen Rückblick als Selbsterhaltung in der Dauer der Generationen genossen. Endlich aber ist höchstes Ziel, zu dem alle geistige Befähigung, zu dem auch Liebe in ihrer reinsten Form leiten kann, nämlich die »Ideenschau« des Philosophen von einem »Schaffen und Zeugen« am allerweitesten entfernt. Sie ist nur Anteil am Wesen, Vermählung mit dem Wesen. Eben nur

solche Erhaltungsfunktion übt bei Platon auch die Liebe in der inneren Werkstätte unseres Geistes. Was sie im pflanzlichen und tierischen Leben als Zeugung und Vererbung der Arteigenschaften leistet, eben das leistet sie in der Individualseele in der Erinnerung und Reproduktion der Vorstellungen. Schon Platon hat die zuerst durch den Physiologen Hering wieder aufgenommene Idee der Wesensidentität von Gedächtnis und Vererbung im Symposion behauptet. Was hier durch den Eros in unserem gegenwärtigen Bewußtsein erscheint, ist der durch den Eros beflügelte Drang der früheren Erlebnisinhalte, sich durch Wiedererscheinen im Erinnern vermöge der Reproduktion zu erhalten und Dauer zu gewinnen, nicht anders wie sich Tier und Pflanze durch Fortpflanzung und Vererbung in ihren Artgestalten erhalten.

Noch mehr aber verschwindet der Gedanke der »schöpferischen Kraft« der Liebe, wenn wir nun noch die Lehre von der Wiedererinnerung hinzunehmen. Wie Platon die »Idee eines spontanen, schöpferischen Bewußtseins und Geistes im Grunde fehlte« ‹so sagt treffend W. Windelband›, so fehlte ihm auch die Idee einer schöpferischen Liebe. Dies zeigt klar seine ganz romantizistische Lehre von der Liebessehnsucht der Seele nach der Wiederschau der präexistenten Ideenwelt, die sich in der Wiedererinnerung des einst am »himmlischen Orte« Geschauten befriedigt, und als die schließlich alle »Erkenntnis« überhaupt gedeutet wird. Blickt Platon in dieser Lehre von Liebe und Erkenntnis voraus auf die große historische Bewegung der »romantischen Liebe« überhaupt, also jenes antiklassischen Liebestypus, in dem die Liebe selbst nicht primär als seelischer Besitz, sondern nur als Sehnen nach einem Entfernten, Vergangenen, Verschwimmenden gegeben ist und nicht sowohl mit der Annäherung an den geliebten Gegenstand als mit der steigenden Entfernung von ihm proportional zu wachsen scheint — so blickt er in seiner bekannten mythischen Auffassung der Liebe von Mann und Weib als des Zueinanderstrebens der beiden Teile eines zunächst geschlechtlich ungeteilten Menschen sichtbarlich genug nach Indien hinüber.

Denn nur eine besondere Form des tiefen metaphysischen Irrtums der Inder, es sei Liebe nur intuitive Erkenntnis der Einheit des Seins, resp. Durchschauung der faktischen Scheinhaftigkeit von Trennung,

Individualität, Vielheit, oder schärfer gesagt, es sei Liebe nur die Zueinanderbewegung der Teile eines ursprünglich Einen und Ganzen, liegt auch hier bei Platon vor. Aller Pantheismus von Spinoza bis Hegel und Schopenhauer hat diesen grundirrigen Satz in sich aufgenommen. Ist es doch leicht zu sehen, wie nach diesem Schema, das auch das Schema aller falschen Mystik bis auf den heutigen Tag geblieben ist, Liebe im Grunde immer auf Egoismus zurückgeleitet wird! Denn was wäre Liebe hier Anderes als der faktische Egoismus eines Ganzen, der nur die Scheinform der Liebe mit der Scheinform der Individualität und der Selbständigkeit dessen, was bloß Modus und Teil ist, annimmt? Die Liebe bloß scheinhafter Individuen ist eben auch nur eine scheinhafte Liebe. Auch die Auffassung der geschlechtlichen Liebe zwischen Mann und Weib erhält in Platons Annahme des Mythos — oder doch seines Sinngehaltes — einen romantischen Charakter. Die Geschlechtertrennung ist hier nicht Grundbedingung und Wurzel einer besonderen Art von Liebe, deren Folge, nämlich die Geschlechtswahl zur Fortpflanzung, artumwandelnd und arterhöhend wirken könnte, sondern die Tendenz zu einem bloßen »Zurück«, zu dem einen geschlechtlich noch nicht differenzierten Menschen, dessen Teile sich nun »suchen«. Nur der Arterhaltung dient sie, nicht aber der Artsteigerung und Schöpfung. Zwar ist Platons Lehre hoch hinaus gehoben über alle modernen naturalistischen Versuche, die Erscheinung der Liebe an die vorgängige Geschlechtertrennung selbst zu binden, oder sie gar in allen ihren Arten als bloße Fortentwicklung des Geschlechtstriebes anzusehen. Umgekehrt ist ihm die Trennung der Geschlechter und ihr Zusammenwirken bei der Zeugung sowie der hiezu treibende Trieb gleichsam nur eine der Techniken der Natur, durch die sich ein von dieser Trennung unabhängige Liebeskraft lebensschöpferisch betätigt. Aber die romantische und mystische Färbung des bloßen »Sehnens« nach einem alten Stadium ‹dem Stadium des ungeteilten Menschen› und nach der Wiederherstellung eines Ganzen trägt auch seine Idee der ‚geschlechtlichen Liebe in sich. Sie ist nicht prospektiv, sondern retrospektiv konzipiert. —

Man kann nicht sagen, daß das größte und folgenreichste Erlebnis des europäischen Menschen, die Erscheinung Christi, sich zu einem

ebenso festen ideellen Typus der Verhältnisbestimmung von Erkenntnis und Liebe verkörpert habe als die indische und griechische Erlebnisstruktur. Trotzdem sich gerade die Erlebnisstruktur der Welt, des Nächsten, und allem voran der Gottheit gerade in diesem Punkte radikaler wie je in der Welt, insbesondere weit radikaler noch als der Übergang vom indischen zum griechischen Typus es einschließt, geändert hat, hat die gedankliche und philosophische Ausprägung dieser einzigartigen Revolution des menschlichen Geistes in fast unbegreiflicher Weise versagt. Diese Erscheinung ist freilich nur ein Glied in der noch weit universelleren Tatsache, daß es zu einem philosophischen Welt- und Lebensbild, das originär und spontan aus dem christlichen Erlebnis heraus entsprungen wäre, überhaupt niemals oder doch nur in ganz schwachen Ansätzen gekommen ist. Es gibt in diesem Sinne und gab nie eine »christliche Philosophie«, sofern man unter diesen Worten nicht wie üblich, eine griechische Philosophie mit christlichen Ornamenten, sondern eine aus der Wurzel und dem Wesen des christlichen Grunderlebnis durch selbstdenkerische Betrachtung und Erforschung der Welt entsprungenes Gedankensystem versteht. Der Grund hierfür ist ein doppelter. Die Christen der ersten christlichen Jahrhunderte hatten weder ihrem Herkommen und Beruf nach, noch ihrer Gesinnung nach eine philosophische Einstellung auf das Dasein. Als aber das Wachstum der Heidenkirche und der Kampf mit den gnostischen Sekten die begriffliche Feststellung eines festen Lehrgehaltes gebieterisch forderte, mußte sich das neue Gott- und Welterlebnis bequemen, in dem festen Gebäude des Begriffsgefüges der griechischen Philosophie Platz zu nehmen, ohne aus sich selbst ein neues, ihm völlig angemessenes Gebäude hervorzubringen. Waren aber die Dogmen selbst schon in griechischen Weltbegriffen ausgeprägt (man denke nur an die Verschmelzung der Logosidee mit der Person Christi im christologischen Dogma), so mußten die ferneren Versuche, das Dogma philosophisch und theologisch zu interpretieren und es mit der Welterkenntnis in die Einheit einer Weltanschauung aufzunehmen, durch eine gleichsam selbsttätige Anziehungskraft, welche das Dogma auf die griechische Philosophie äußerte, auch fernerhin bestimmt bleiben. So tief und lebendig die Kontinuität des christlichen Erlebnisses auch in der Kirche blieb, so

ganz unsinnig die Vorstellung ist, als sei Jahrhunderte lang auch diese Kontinuität zerrissen gewesen — etwa bis zum Auftreten Luthers —, so wurde doch die spontane philosophische Ausprägung desselben hierdurch in höchstem Maße gehemmt. Nur bei Augustinus finden wir starke Ansätze, eine unmittelbare Umsetzung des christlichen Erlebnisgehaltes in philosophische Begriffe zu gewinnen — Ansätze, deren volles Gelingen aber immer wieder durch die tiefgehende Abhängigkeit Augustins vom Neuplatonismus und durch den, seinen spekulativen Willen noch überragenden autoritären Willen zur Einheit der kirchlichen Institution unterbunden war.

Daß im christlichen Erlebnis selbst eine radikale Umstellung von Liebe und Erkenntnis, von Wert und Sein vollzogen ist, habe ich an anderer Stelle schon nach einigen Richtungen gezeigt. Ich nannte es die »Bewegungsumkehr« der Liebe, daß nun nicht mehr das griechische Axiom gilt, es sei Liebe eine Bewegung des Niedrigen zum Höheren, des μὴ ὄν zum ὄντως ὄν, des Menschen zum selbst nicht liebenden Gott, des Schlechten zum Besseren, sondern die liebevolle Herablassung des Höheren zum Niederen, Gottes zum Menschen, des Heiligen zum Sünder usw. selbst in das Wesen des »Höheren«, also auch des »Höchsten«, d. i. Gottes aufgenommen wird. Eben dieser Bewegungsumkehr der Liebe liegt aber auch eine neue Fundierungsart von Liebe und Erkenntnis und von Wert und Sein zugrunde. Religiös äußert sich dies zunächst darin, daß die religiöse Erkenntnis an erster Stelle nicht mehr ein spontaner Akt des Individuums ist, sondern der erste Bewegungsstoß für sie in Gott selbst verlegt ist, d. h. in den liebegeleiteten Erlösungswillen Gottes und seine hierzu erfolgende Selbstoffenbarung in Christo, daß auch der Prozeß der Heiligung des Individuums nur zwischen den Anfangspunkt eines, all seiner eigenen Tätigkeit vorhergehenden Ergriffenwerdens durch die »Gnade« Gottes und dem Endpunkt einer abschließenden ‹»heiligmachenden«› Gnade verläuft. Alle menschliche Freiheit und Verdienstlichkeit liegt nur zwischen diesen beiden Punkten. Beginn wie Ziel alles religiösen Erkenntnis- und Heilsprozesses liegt also bei Gott. An die Stelle der indisch-griechischen Selbsterlösung durch Erkenntnis tritt also die Idee des Erlöstwerdens durch die göttliche Liebe. Nicht die Mitteilung einer neuen Gotteserkenntnis und Gottes-

weisheit an die Welt erfolgt durch Christus (so wie dies z. B. durch Buddha, den großen »Lehrer«, durch Platon usw. geschah, oder so wie Gott »in« Moses und seinen Propheten redete und Gesetze gab, auch nicht eine Mitteilung, deren Inhalt nur die Existenz eines liebenden und gnädigen Gottes wäre: Sondern aller neuer Erkenntnisgehalt über Gott ist durch die Liebestat seines Selbsterscheinens in Christo als von ihrem schöpferischen Grund getragen. Vorbild der »Nachfolge«, Lehrer und Gesetzgeber ist daher Christus nur abgeleiteter Weise und nur infolge seiner Würde als Erlöser, d. h. als personale und fleischgewordene Gestalt Gottes selbst und seines Liebeswillens. Über die personale Gestalt hinaus gibt es nach früher und echtchristlicher Anschauung keinerlei »Idee«, keinerlei »Gesetz«, keinerlei »Sachwert«, keinerlei »Vernunft«, an der sie selbst noch zu messen wäre oder mit der sie, um als »heilig« erkennbar zu sein, irgendwie übereinzustimmen hätte. Christus »hat« nicht die Wahrheit, er »ist« sie, und zwar in seiner vollen Konkretheit, aber Äußerungen, Reden, Handlungen gelten als wahr, heilig, gut, weil Er, weil Christus es ist, aus dem sie fließen. Eben darum ist auch aller Glaube an den Inhalt seiner Botschaften, ja der Glaube an ihn selbst als »Erlöser« und »Heiland« fundiert und gebunden an die vorhergehende Gegenliebe zu seiner auf Jeden abzielenden Liebe, in deren Verlauf und Prozeß erst das volle Bild seiner göttlichen Existenz, die Gegenstand des Glaubens ist, gleichsam vor dem geistigen Auge aufwächst. Nicht »Alle« sahen ihn, als er auferstehend mit Magdalena sprach. Magdalena's Liebe sah ihn zuerst, einige aber sahen ihn nicht, da »Gott ihnen die Augen verhüllt hatte.« Nur den Liebenden waren die Augen aufgeschlossen — in dem Maße als sie liebten. Und wie die Person Christi, nicht aber eine »Idee«, an der diese Person erst zu messen wäre, der erste religiöse Liebesgegenstand ist, so ist auch der Ausgangspunkt der Liebesemotion eine ontisch reale Person, die Person Gottes. Die Existenzform der Person löst sich nicht in den Fluten der Liebe — wie bei Indern und Griechen — auf; hier wird keines og. »metaphysische Nichtigkeit« der Person in der Liebesemotion durchschaut. Vielmehr hebt sich auch im Menschen die Person in der Gottesliebe immer reiner aus den trüben Vermengungen mit dem, ihre Einheit in eine zeitliche Vorgangsreihe

zersetzenden, sinnlich-triebhaften Bewußtsein und aus allen Abhängigkeiten der Natur- und Gesellschaftsgebundenheit, die sie in den Gang der Gesetzmäßigkeiten bloßer Sachen hineinreißen wollen, heraus, und festigt sich und »heiligt« sich, die Person gewinnt sich, indem sie sich in Gott verliert. Diesem ganz neuen Grundsatz des christlichen Bewußtseins entspricht es nun auch, daß die Nächstenliebe mit der rechten Gottesliebe ohne weiteres mitgesetzt ist, und daß gleichzeitig alles tiefere erkenntnismäßige Eindringen in die göttlichen Dinge durch Gottes- und Menschenliebe gleichmäßig fundiert ist. Es ist ja selbstverständlich, daß da, wo die Liebe zum Wesen Gottes gehört und aller religiöse Heilprozeß nicht in menschlich-spontaner Tätigkeit, sondern in der göttlichen Liebe seinen Ausgangspunkt hat, die Liebe »zu Gott« immer gleichzeitig ein Mitlieben der Menschen, ja aller Kreaturen mit Gott — ein amare mundum in Deo — in sich einschließen muß. »Amor Dei et invicem in Deo« ist Augustins feste Formel für die unteilbare Einheit dieses Aktes. Eine Gottesliebe wie die griechische Gottesliebe, die den Menschen über die Gemeinschaft überhaupt hinausführte, nicht aber ihn in immer tiefere und umfassendere Gemeinschaftsbeziehungen zu seinen Brüdern brächte, kann konsequent nur auf einem Berge enden, auf dem der einsame Anachoret sich aller menschlichen Verknüpfung entäußert. Das griechisch-indische Prinzip, daß Erkenntnis Liebe fundiere, hat von Hause aus diese isolierende und vereinsamende Kraft, und wo immer wie in der östlichen Kirche das griechisch-gnostische Element das Übergewicht über die neue christliche Erlebnisstruktur gewann, ist auch jenes Anachoretentum innerlich notwendig emporgewachsen und hat sich das Mönchstum wie noch heute das orthodox-russische mehr und mehr von dem Gemeinschaftsdienst entbunden. Eine Gottesliebe, die nicht im Maße ihrer Steigerung in Nächstenliebe gewaltig ausbräche und in ihr fruchtbar und tätig würde, wäre nach der Aussage des christlichen Bewußtseins eben nicht Liebe zu Gott — der ja selbst seinem Wesen nach der Liebende und dadurch auf die Kreaturen liebreich Bezogene ist —, sondern Liebe zu einem Götzen. Eben darum kann, ja muß denn auch die Bewährung jeder Behauptung über göttliche Dinge in der religiösen Liebesgemeinschaft, d. h. der Kirche, muß die einende und nicht trennende Kraft dieser Behauptung geradezu zu einem Kriterium der

Wahrheit und objektiven Gegründetheit eben dieser Behauptung in der Sache werden. Es ist durchaus nicht eine etwa im Wesen aller Wahrheit gegründete oder gar deren Wesen ausmachende sog. »Allgemeingültigkeit« — die ja in beliebigem Maße mit fehlender allgemeiner Geltung durchaus zu vereinigen wäre —, sondern es ist die Fundierung der Erkenntnis der Wahrheit auf vorhergehende Liebe, was zur Auffassung führt, daß der Ketzer schon als Ketzer, nicht erst auf Grund des besonderen Inhalts seiner These, irren müsse, als Ketzer, d. h. als ein Wesen, das nicht auf der Brücke der Nächstenliebe und der in ihr gegründeten Heilsgemeinschaft der Kirche, sondern auf irgendeinem einsamen Wege und ohne Durchgang durch die, auch die religiöse Erkenntnis und den rechten Glauben bedingende Nächstenliebe zu seiner Überzeugung und Behauptung gekommen ist. Unser gegenwärtiges modernes Bewußtsein vermag — nach meiner Erfahrung — eben diesen Satz am wenigsten zu begreifen. Man pflegt nicht zu sehen, daß jene Erkenntnispriorität der Kirche als Kirche vor dem Einzelnen, bereits in jener Wesensfundierung von Liebe und Erkenntnis selbst im Keime enthalten ist. Sie ist später in mannigfacher Weise dogmatisch formuliert worden: So in den Sätzen, daß die Festlegungen der ökumenischen Konzilien als vom »heiligen Geiste« selbst entsprungen zu gelten haben, im Grundsatz in allen religiösen Dingen zuerst die Kirche zu hören (»ecclesiam sequi«). Sie kommt praktisch zum Ausdruck in der christlichen Bereitwilligkeit zum sacrificio del intelletto bei Widerstand der Autorität der Kirche. Alle diese Dogmen sind also nur eine der Folgen dieses großen Satzes für Sinn und Aufbau der religiösen Sozialstruktur.

Als um so wunderbarer muß es nun aber gelten, daß trotzdem der Satz von der Priorität der Liebe vor der Erkenntnis zum Wesen des christlich religiösen Bewußtseins gehört, daß er selbst der Kirchenidee und aller christlichen Ethik zugrunde liegt (der stets im Gegensatz zum griechischen Ethos ein Akt edler Liebe als höherwertig galt, als ein Akt reiner Erkenntnis, die charitativen Tugenden höherwertig als die »dianoetischen«), in der außerreligiösen Erkenntnis- und Lebenssphäre nur selten philosophisch und psychologisch zu prüfen versucht wurde. Mit Ausnahme der mystischen Erbauungsliteratur

und spezifisch augustinischer Traditionen, in denen dieser Grundsatz im allgemeinen festgehalten ist, hat sich die sog. »christliche Philosophie« durchaus dem griechischen Typus angeschlossen. Hierdurch entsprang die innere Disharmonie zwischem dem religiösen Bewußtsein und der mit ihm verknüpften Weltweisheit. Während z. B. in den tiefsinnigen Bildern des frommen Glaubens die in Liebe erglühenden Seraphim in der hierarchischen Schar der Engel über den erkennenden Cherubim zu Füßen Gottes stehen ‹also der Gottheit näher›, die Spitze aller Engel aber Maria bildet, die ganz nur Liebe ist — werden von Thomas Aquinas die griechischen Bestimmungen, daß Liebe zu einem Gegenstande Erkenntnis des Gegenstandes voraussetze, daß im Ontischen aber die Werte Funktionen der Seinsvollkommenheit seien ‹»omne ens est bonum«›, daß Liebe kein elementarer Grundakt des Geistes, sondern nur eine Sondertätigkeit des strebenden und wollenden Tätigkeitsvermögens der Seele sei, festgehalten. Demgemäß erkennt Thomas Aquinas nur zwei Grundkräfte der Seele an: die vis appetitiva und vis intellectiva der Seele, welche beide wieder in ein »höheres« und »niedrigeres« Teilvermögen zerfallen, die erste in das Konkupiszibile, das passiv reagierende sinnliche Begehren nach Etwas, und das aktiv reagierende irraszibile, das Widerstreben gegen drohende Schädigung des Leibes als »unteres«, in das vernunftgeleitete Wollen ‹velle› als »oberes« Vermögen, wobei die ursprüngliche Richtung des Letzteren das bonum ist = ens entis, das Sein in jedem Seienden, ‹»omniavolumus sub specie boni«›, die vis intellectiva aber zerfällt in das sinnliche Erkenntnisvermögen der Wahrnehmung, dem ontisch die species sensibiles und in das vernünftige Erkenntnisvermögen, dem die species intelligibiles in den Sachen entsprechen. Jeder Tätigkeit des Strebevermögens aber muß nach Thomas eine Tätigkeit des Verstandes vorhergehen, der Regung der Begierde die Gegenwart einer species sensibilis in der Sinneswahrnehmung, dem Wollen aber ein Akt intentionaler Erkenntnis, in dem das begriffliche Wesen der Sache erfaßt ist. Liebe und Haß, sowie die gesamte Gefühlswelt stellen sich unter dieser Auffassung nur als Modifikationen des strebenden Seelenvermögens dar. Daß in diesem intellektualistischen psychologischen System der Liebe nur eine ganz untergeordnete Stelle zu-

kommt ist ohne weiteres ersichtlich. Dies äußert aber seinen Rückschlag auch auf die Theologie dieses Systems: Zu allernächst in der Lehre von der Weltschöpfung und vom Verhältnis von Erlösung und Offenbarung durch Gott. »Gott« im ursprünglich christlichen Sinne hat die Welt schon »aus Liebe« erschaffen. Durch Nichts kann die schöpferische Kraft der Liebe, jene wahrhaft »schöpferische Kraft«, die nicht wie bei Platon nur »Erhaltungstendenz«, »Reproduktionstendenz« ist, so scharf hervorgehoben werden als durch diese Lehre, daß auch der schöpferische Willensakt Gottes in einer vorhergehenden Liebe fundiert sei. Die natürlichen Drangsale der Kreaturen zu ihrem Schöpfer sind also nur Antwortsreaktionen auf die schöpferische Liebe, aus der sie selbst hervorgingen. In jenem System aber, in dem menschlicher wie göttlicher Geist ganz und gar in Intellekt und Willensmacht zerbrochen sind ‹soziologisch dargestellt im Priestertum und weltlicher Obrigkeit› muß diese Lehre verschwinden. Gott, heißt es bei Thomas, schuf die Welt zu seiner »Selbstverherrlichung«. Dieser Zweck strahlt nun auch über auf seine ersten Diener, die Priester, die nun auch auf der großen Bühne der Welt als Päpste, als Episkopat usw. nicht mehr als die demütigen Diener der christlichen Gemeinde und darin Nachfolgende Christi, sondern ganz als wie antikrömische Herrscher erscheinen, in denen das Leben der Kirche kulminiert. Die Christum Nachfolgenden ‹im Sinne der Imitatio Christi, d. h. in Leben und Tat› werden zu »Nachfolgern Christi«, die wie Fürsten ihr Amt, ihre Würde, ihre Gerechtsamen aus der sie mit Christus verbindenden Rechtstradition ableiten. In dem anderen zentralen Punkt aber ist Offenbarung Gottes in Christo nicht mehr Folge einer liebe- und gnadengeleiteten göttlichen Erlösungstat, die im Kleinen innerlich mitzuvollziehen gegen die Niedrigen, Armen unter den Menschen, des Menschen überhaupt aber gegen die übrigen Kreaturen erst wahre Gottnähe verhieße, sondern die Erlösung durch Christus ist nur mehr der zentralste Teilinhalt der nun ganz intellektual gedachten »Offenbarung« selbst, die im Dogma formuliert als Ganzes mit diesem Zentralinhalt pflichtgemäß zu glauben ist. Ganz analog wird die Gottes- und Nächstenliebe, die den ursprünglichen Christen als Kind »Gottes« überlegen über das »Gesetz« überhaupt und alle »Pflicht« machen sollte, indem sie von selbst alles

im Gesetz Gebotene und eben nur noch Mehr — All dies Mehr aber ohne Gebotsgehorsam — frei aus sich selbst leisten sollte, zu einem bloßen Teilinhalt des durch den göttlichen Willen vorgeschriebenen »Gesetzes« degradiert. Jesus erscheint wie ein neuer Moses, der nur die zehn Gebote Jenes in ein einziges Gebot, aber eben wieder in ein Gebot zusammenfaßte, in das »Gesetz der Liebe«, das »Liebesgebot«. Der innere Widersinn dieser Begriffe wird nicht beachtet. So wird mit der Wiederaufnahme des griechischen Fundierungssatzes zwischen Erkenntnis, Liebe und Wollen auch indirekt der Primat ausgesprochen und hergestellt, des selbstgenugsamen Aristotelischen Weisengottes über den christlichen Erlösungsgott, des lehrenden und regimentalen Priesters über den homo religiosus der Nachfolge, der Macht und Seinsfülle über das Gute, des Gesetzesstatus über die gesetzesüberlegene Liebe und Demut. Auch der thomistisch-franziskanische Gegensatz des Intellektualismus und Voluntarismus, in dem man streitet, ob Gott das Gute gebot, weil es in sich gut sei, oder ob es gut sei, weil Er es geboten habe, geht als Ganzes völlig vorbei an der echten christlichen Erlebnisstruktur Gottes und der Welt. Es ist nur ein Streit zunächst zwischen den regimentalen und lehrenden Funktionen und Kräften innerhalb der Kirche, später aber, z. o. bei W. von Occam ein Streit der weltlichen Mächte mit den religiös-kirchlichen Mächten überhaupt. So vermochte auch Franziskus einzigartige Wiedererneuerung des christlichen Grunderlebnisses keine ihm angemesseneren begrifflich-philosophischen Fassungen zu bewirken.

Von der mystischen Erbauungsliteratur abgesehen, der spezifisch philosophischer Sinn mangelt, finden wir einzig bei Augustinus und der augustinischen Tradition bis zu Malebranche und Blaise Pascal ernsthafte Anfänge, das christliche Grunderlebnis über die Beziehung von Liebe und Erkenntnis auch im Zusammenhang mit außerreligiösen Problemen begrifflich zu fassen. Es ist nicht richtig, wenn man Augustin eine Lehre vom »Willensprimat« ‹in Gott und Mensch› nachgesagt hat, ja ihn in dieser Hinsicht geradezu zu einem Vorgänger der Skotisten machte. Was man bei Augustin Willensprimat nennt, ist faktisch Liebesprimat, Primat des Liebesaktes, sowohl vor der Erkenntnis als vor dem Streben und Wollen, ist zugleich Primat der interessenehmenden Akte, als niedrigere Regungen der »Liebe«

vor den wahrnehmenden, vorstellenden, erinnernden und Denkakten, d. h. vor allen jenen Akten, die Bild und Bedeutungsinhalte ‹»Ideen«› vermitteln. Keiner Lehre steht Augustin ferner als den Lehren der Skotisten und des Descartes, daß die Ideen des Guten und Schlechten erst Setzungen und Geboten göttlichen Willens ihren Sinn und ihre Bedeutung verdankten, daß die Wesenheiten und Ideen der Dinge dem Sein der Dinge nicht vorangingen, sondern folgten, oder daß die Ideen gar nur — wie bei den späteren Skotisten z. B. W. von Occam — nur menschliche Gemächte seien, denen in der Gegenstandssphäre Nichts entspräche ‹Nominalismus› — alles Lehren, die der Satz vom Primate des Willens im Geiste mit strenger Folgerichtigkeit aus sich hervortreiben muß. Im Satze der späteren Skotisten, die in die moderne Philosophie überleiten, hat sich der schrankenlose Arbeitsgeist des modernen Bürgertums gegenüber einer contemplativ-intellektualen Priesterkaste zuerst seine begriffliche Form gegeben. Auch Augustins »Volo ergo sum« darf durch die Wahl des schlechten Ausdrucks »volo« nicht hinwegtäuschen, daß Liebe und Interessenehmen — in letzter Linie, Gerichtetheit nicht auf die Glückseligkeit als Gefühl — wie häufig falsch interpretiert wird —, sondern auf das »Heil« der eigenen und der fremden Seele, als der untrennbaren Einheit von vollkommener Person-Güte und Seligkeit, für ihn die elementarste Grundtendenz des menschlichen Geistes ist, der gegenüber Vorstellungen und Begriffe nur Stationen der fortwährenden Bewegung der in Gott und Welt immer tiefer eindringenden Liebe darstellen — gleichwie Flämmchen eines fortlaufenden Feuers. Im Verhältnis zur Liebe ist alles eigentliche »Streben« und »Wollen« von Augustin nur als inneres und äußeres Ausdrucks- und Werkorgan für das jeweilige Stadium ihrer — der Liebe — jeweiligen Vollendung angesehen worden. So folgen also Wollen und Vorstellen bei Augustin gleichmäßig der Liebe als einer dritten ursprünglichsten Einheitsquelle alles Bewußtseins. Dies aber geschieht so, daß die Liebe an erster Stelle das Erkennen und erst durch dieses vermittelt das Streben und Wollen bewegt. Das Verhältnis von Erkennen und Wollen ist also ganz dasselbe wie bei Thomas Aquinas und dies im äußersten Gegensatz zu allen Lehren des »Primates des Willens über den Verstand«. Dem entspricht es, daß

bei Augustin auch im Wesen der Gottheit die Liebe den letzten Wesenskern ausmacht, daß die Liebe selbst den »Ideen«, die er ‹im Platonischen Sinne in seine Lehre aufnehmend› als »Gedanken Gottes« ansieht, gleichzeitig aber als Musterbilder für den schaffenden Willen begreift, noch vorhergeht und determiniert. So wird die Schöpfung »aus Liebe« und »nach Ideen« der grundlegende Schöpfungsgedanke seiner Theologie. Zum erstenmal ist damit der Gedanke der schöpferischen Natur der Liebe rein und ohne die romantisch platonische Reduktion des Neuen im Schaffen auf bloße Wiederkehr eines Bestehenden, auf bloße Erhaltung von Form und Gestalt verkündet. In sekundärer Weise aber erweist sich die Liebe Gottes tätig in der göttlichen Erlösungstat in Christo, deren Folge also hier nur die intellektuale Selbstoffenbarung Gottes in Christo ist — endlich auch in der freien grundlosen Begnadung Einiger ‹Erwählter›, während die Übrigen dem Spruch des Gesetzes verfallen bleiben, das auf Grund des Sündenfalls und der Erbsünde Alle zu ewigen Strafen verdammt. Auch die Gnadenwahllehre Augustins ist also nur eine der Folgen seiner Lehre vom Primat der Liebe vor aller rational abmessenden Gerechtigkeit, diejenige Folge, die sich unter der biblischen Voraussetzung von Sündenfall, Erbsünde und des Satzes, daß nach dem Gesetze Alle durch Sündenfall und Erbsünde des ewigen Todes schuldig gemacht haben, notwendig ergab. Wichtiger als diese theologischen Folgen des Augustinischen Satzes vom Primat der Liebe im Geiste, sind uns aber die Ansätze, in denen Augustin auch den Versuch macht, die ganze Psychologie und Erkenntnislehre von diesem Satze her neu aufzubauen.

Gewiß sind diese Ansätze nur wenige und auch diese wenigen wurden nie ausgebaut. Aber schon, daß sie da sind, ist darum von großer Tragweite, da sie den ersten und einzigen Versuch darstellen, aus der neuen christlichen Erlebnisstruktur auch neue metaphysische und psychologische Einsichten zu gewinnen. Was nämlich Augustin — hier die allerletzten und tiefsten Einsichten der gegenwärtigen Psychologie fast wundersam antizipierend — behauptet, ist, daß der Ursprung aller intellektueller Akte und der ihnen zugehörigen Bild- und Bedeutungsinhalte, anfangend von der einfachsten Sinneswahrnehmung bis zu den kompliziertesten Vor-

stellungs- und Gedankengebilden, nicht nur an das Dasein äußerer Gegenstände und der von ihnen ausgehende Sinnesreize ⟨oder Reproduktionsreize z. B. beim Erinnern⟩, sondern außerdem an Akte des Interessenehmens und der durch diese Akte geleiteten Aufmerksamkeit, in allerletzter Linie aber an Akte der Liebe und des Hasses geknüpft sei. Nicht also kommen für Augustin diese Akte zu einem schon vorher dem Bewußtsein gegebenen Empfindungsgehalt, Wahrnehmungsgehalt usw. bloß hinzu, so daß diesen Gegebenheiten einer rein intellektualen Tätigkeit verdankt würden, sondern das Interessenehmen »an Etwas«, die Liebe »zu Etwas« sind die primärsten und alle anderen Akte fundierenden Akte, in denen unser Geist überhaupt einen möglichen Gegenstand erfaßt. Sie sind zugleich Grundlage für die sich auf denselben Gegenstand richtenden Urteile, Wahrnehmungen, Vorstellungen, Erinnerungen, Bedeutungsintentionen. Dreierlei also ist hier zu unterscheiden: Einmaldies, daß es ohne ⟨willkürliches oder triebhaftes⟩ Interessenehmen »an Etwas« ⟨irgend eines positiven Grades über 0 hinaus⟩, überhaupt keine »Empfindung«, »Vorstellung« usw. dieses Etwas geben kann! Sodann, daß schon die Auswahl dessen, was uns aus der objektiv wahrnehmbaren Gegenstandssphäre zu jeweilig faktischer Wahrnehmung kommt, desgl. zur Erinnerung, zu dem »woran« wir denken, vom Interesse, dieses Interesse selbst aber von der Liebe ⟨oder dem Hasse⟩ zu diesen Gegenständen geleitet ist, daß also kurz gesagt die Richtungen unseres Vorstellens, Wahrnehmens den Richtungen unserer interessenehmenden Akte und unserer Liebe und unseres Hasses folgen, endlich dies, daß jede Steigerung der Anschauungs- und Bedeutungsfülle, in der uns ein Gegenstand vor dem Bewußtsein steht, eine abhängige Folge des sich steigernden Interesses an ihm und letztlich der Liebe zu ihm ist. Natürlich besagen diese Sätze nicht bloß das Selbstverständliche, daß wir gemeinhin das gerne vorstellen, an das denken, und dessen erinnern, was wir lieben. Gerade wenn dies ihr ausschließlicher Sinn wäre, so wären damit Interessenehmen und Lieben als Faktoren bestimmt, die unser Weltbild verzerren, einseitig machen, uns selbst aber mehr oder weniger »blind«. Ganz abgesehen davon, daß die Sätze ja auch ⟨ausdrücklich⟩ für die einfachste sinnliche Wahrnehmung ja die Empfindung, gelten sollen, also für die Urquelle, an der unser Weltbewußtsein sich nährt, sagen

sie vielmehr, daß Inhalt, Struktur, Zusammenhang der Elemente unseres Weltbildes schon im Prozesse des Werdens jedes möglichen Weltbildes durch den Aufbau, die Richtungen und das Gefüge der Akte des Liebens und Interessenehmens bestimmt sind. Gerade umgekehrt ist also alle Erweiterung und Vertiefung unseres Weltbildes an eine vorangängige Erweiterung und Vertiefung unserer Interesse- und Liebessphäre geknüpft. Nun aber könnte auch diese Lehre noch in einem Sinn ausgelegt werden, der ihm nur die Bedeutung erteilte, eben den subjektiv-menschlichen und beschränkten Weg zu kennzeichnen, auf dem eben gerade wir »Menschen« zur Erkenntnis der Welt gelangen. In diesem Falle erhöbe sich Augustins Lehre noch nicht wesentlich über Platons Kennzeichnung des Eros als Führer, als Methodus. Sie hätte zwar mehr wie psychologische, nämlich erkenntnistheoretische Bedeutung — nicht aber hätte sie zugleich eine metaphysisch-ontische Bedeutung. —

Diese letztere Bedeutung aber erhält sie bei Augustin durch eine schwer sichtbare, unendlich tiefsinnige Verflechtung mit seiner Schöpfungs- und Offenbarungslehre. Das Erscheinen des Bildes, oder der Bedeutung im intellektuellen Akt z. B. schon der einfachen Wahrnehmung, desgleichen die Füllesteigerung in der Gegebenheit des Gegenstandes bei zunehmender Liebe und Interesse, ist ihm nicht bloß eine Tätigkeit des erkennenden Subjekts, das in den fertigen Gegenstand eindringt, sondern gleichzeitig eine Antwortsreaktion des Gegenstandes selbst, ein »Sichgeben«, ein »Sicherschließen« und »Aufschließen« des Gegenstandes, d. h. ein wahrhaftiges Sichoffenbaren des Gegenstandes. Das ist ein Fragen gleichsam der »Liebe«, auf das die Welt antwortet, indem sie sich »erschließt« und darin selbst erst zu ihrem vollen Sein und Wert kommt. So gewinnt für Augustin das Zustandekommen auch der »natürlichen« Erkenntnis der Welt, nach ihrer gegenständlichen Bedingung hin betrachtet, einen »Offenbarungscharakter« und es tritt der Begriff einer »natürlichen Offenbarung« dem einer positiv religiösen in Christo zur Seite. Auch diese »natürliche Offenbarung« ist letzten Endes eine Offenbarung des seinem Wesen nach als ewige Liebe bestimmten Gottes. So schließt sich in wunderbarer Konsequenz das augustinische Gedankensystem über Liebe und Erkenntnis. Nicht nur alles subjektive Erfassen und

die Auswahl der Weltinhalte, die in sinnlicher, vorstelliger, erinnernder und begrifflicher Form zur Erkenntnis kommen, ist durch die Liebes- und Interessenrichtungen fundiert, sondern auch die erkannten Dinge selbst kommen erst in ihrem Sichoffenbaren zu ihrem vollen Sein und Wert. So spricht er ⟨auf sonderbare mysteriöse Weise⟩ den Pflanzen z. B. eine Tendenz zu, vom Menschen geschaut zu werden und in diesem Geschautwerden gleichsam »erlöst« zu werden von ihrer partikularen, in sich geschlossenen Existenz — als geschähe ihnen durch die liebegeleitete Erkenntnis ihres Seins ein Analogon dessen, was in Christo den Menschen durch Gott widerfuhr. Dem entspricht es, wenn spätere von Augustin abhängige Denker wie z. B. N. Malebranche, die Logiker von Port-Royal und Andere Interesse und Aufmerksamkeit das »natürliche Gebet der Seele« nennen, das sie von dem Gebet zu Gott scheiden. Auch hier hat das Wort Gebet nicht bloß den Sinn einer subjektiv menschlichen geistigen Betätigung, sondern schließt das Miterleben der Antwort mit in sich ein, die in einem Sichgeben und Sicherschließen der mit Interesse und Liebe betrachteten Gegenstände liegt, analog der alten von Gregor von Nyssa stammenden Definition des ⟨religiösen⟩ Gebetes, daß es eine »vertrauliche Wechselrede der Seele mit Gott« sei. Nicht minder tief hat Blaise Pascal in seinen Pensées und seinem tiefsinnigen Gespräch über »die Leidenschaften der Liebe« die Augustinische Gedankenkette verwertet und fortgeführt. —

Mit der steigenden Zurückstellung der Ideen des Augustins und der Lehren seiner Schule in der mittelalterlichen Entwicklung brachen die Versuche, aus dem christlichen Grunderlebnis eine neue Auffassung des Verhältnisses von Erkenntnis und Liebe zu gewinnen, vollständig zusammen. Und erst die Renaissance hat in Giordano Brunos Lehre von der heroischen Weltliebe in ähnlichen Lehren bei Telesio, Campanello, Vives und abschließend in Spinozas Amor intellectualis Dei einen neuen Typus der Auffassung entwickelt, dessen charakteristische Momente zusammen mit den Auffassungen der Aufklärung Gegenstand einer späteren Betrachtung sein möge.

* * *

KLEINE ANTHOLOGIE

Otty F. Bennewitz:

GEDENKEN

Scheinwerfer blitzten an fremden Küsten,
Sah lange noch das Schiff nach Engeland vorüberfahren,
Weinte wieder, meine Stirn gedrückt mit offenen Haaren
An die Scheiben der französischen Wäscherei.

Betend schritt mein Fuß durch Kirchen und Portale.
Mönche sahen mich, Mariabilder,
Glockenspiele zeigten Gott mir milder,
Und ich dankte Mensch zu sein.

Ernst Blass:

DAS GEFÜHL

Wie als wär ein Ruf ergangen
Schmolzen Haide, Wald und Feld.
Träume haben sich umfangen
In dem Fließenden der Welt.
War uns einmal eng umschlossen
Unser Leben, unser Schmerz?
Hin sich gebend, hingegossen,
Schönheit ist das Menschenherz.

Stimmen, die sich weicher trafen,
Lösten sich aus Ungemach.
Rings war schon der Wald entschlafen,
Murmelte allein der Bach.
Tränen, ewigkeitsdurchdrungen,
Sanken auf die heilige Au.
Und von Bitten ganz umschlungen
Stand das nächtliche Gehau.

Sterne bebten wie beklagend,
Wolken waren unterwegs,
Seufzer drangen alles sagend
Aus dem Schlummer des Gehegs.
Herzen zogen durch die Bahnen,
Ohne Riegel, ohne Schloß —
Immervoll von einem Ahnen,
Das in Strömen sich vergoß.

Albert Ehrenstein:

GEORG TRAKL

In dem Baum, der aufwärts wandert,
geht die Glocke Abend unter,
bis zum Schatten mancher Tiefe,
die zur Seele singend spricht.

Dunkel wird in Dir das Feuer,
lichte Reise ahnt der Körper,
wiegt sich schluchzend über Wassern,
jenseits toter Lebensheimat.

Dämmert Dir die neue Weihe,
Schwinge führt zum stillen Reigen,
hoch und höher über allem
Wo, Warum und Wann und Wie.

Albert Ehrenstein:

ENDE

Ich stand am Kriegsstrand,
blutige Wellen schäumten zu mir.
O wär ich in Samarkand
und nicht hier.

Immer noch kämpfen
auf dem Dunghaufen zwei Hähne.
Es glauben die Tauben,
daß unter ihren Sprüngen die Erde erdröhne.

Kann ihren zornigen Blutgeifer nichts dämpfen?
Rausche, o Wasser!
Ich höre das Meer.
Über Europa: England und Rußland,
aus Urzeiten kommend zu Zeiten,
ergießt sich rollend das Meer.

In den Tagen der Zukunft,
rein von Menschenameisen, stürzest du einst,
oder es schluckt dich, Erde, die Sonne.

Johann Friedrich:

O LEBEN!

Unter der Erde liegen Millionen bunter Kristalle,
Auf der Erde blühn Myriaden farbiger Blumen,
Über der Erde ziehn die unerschöpflichen Wolken:
O Leben!

Manchmal, wenn ich so übermütig wandre,
Glänzen die Steine aus dunkler Scholle, umlachen mich Blüten,
Schillern die Wolken hoch über mir, so schleudr' ich die Dinge
All durcheinander,
Werf' ich die spiegelnden Bälle der ewig unfertigen Schöpfung
Wie ein Kind, wie ein Gott, wie ein Dichter ins wirbelnde Chaos
Fröhlich zurück, damit sie sich strahlend von neuem
Wieder gebären.

Siehe, dann schweben hoch über mir verflüchtigte Riesenkristalle,
Siehe, dann blüht auf den Wiesen zerstäubtes buntes Gewölke,
Siehe, dann guckt aus der Erde das Leuchten glasflüssiger Blüten:
O Leben!

Ich aber habe in mir die Wonne der wachsenden Pflanze,
Wipfel- und Wurzelkraft und Begierde von Blättern und Knospen,
Seligkeit reifender Früchte — und schauerndes Staunen
Faßt mich im Windhauch.

Habe die Wonne der land- und meerumschwebenden Wolken,
Möchte die blaugrüne Kugel umfliegen und weit in der Sonne
Allteilnehmend mich dehnen über den Tropen und Polen,
O Leben!

Wollte ganz klar und unüberwindlich und einzig
Sein wie der Diamant und im tiefen Schoße der Erde,
In das dunkelste Dunkel verborgen, mir selber gehören:
O Leben!

Rudolf Fuchs:

ABENTEUER

Verwegenheit, o Schicksal einer Welt!
Die Wolke Wald, und ich: am Schotterfeld
ein Scherben Glas, der blitzend dich begrüßt,
und Strom, der kühlen Schwunges weiterfließt —
wir alle Kinder eines Übermutes,
wir wurzeln im Gestein, wir wandeln schwanken Blutes.

Wenn uns die Nacht mit einer dunklen Traube
den unverwandten Scheitel mild berührt,
gewahrst du Tote aufstehn in der Laube,
weil nur ein Weg entlang des Lebens führt —
Wenn sich dein Schritt vom Abendweine trunken
hinweghebt vom Gefilde unbewußt,
da stehst du plötzlich Funken gegen Funken
und stürzt in einen langen Blitz versunken
dem Abenteurer an die Donnerbrust.

Ihr, die ihr Ketten schleppt in dumpfen Türmen,
und ihr Verzweifelten an harten Schranken,
entzündet euch mit mir an dem Gedanken:
Das Tor einrennen und die Freiheit stürmen...!

Henriette Hardenberg:

MIT DEM FRÜHLING

Ich selbst kann schlecht darin gehen,
in dem Aufruhr,
werde um steinige Ecken geschoben,
durch bösen Druck vorwärts gezwungen.

Vor mir liegt die gelbe, sandige Straße,
und die kleinen Wirbel, die sich heben
müssen kräftigem Verweise folgend
an den Rändern sich zur Ruhe legen.

Vögel fliegen lange Strecken,
als wollten sie die Welt verlassen,
einzelne Wolken kommen ihnen entgegen,
denen sie ihre Erschöpfung überlassen.

Nichts bleibt verschont —
der neue Zank nimmt alles gefangen,
er kratzt die sanftesten Augen aus.
Die hohen Pappeln stehen sehr entrüstet aufgerichtet.

Wilhelm Klemm:

SCHIFFERKNEIPE

Die alten, verschollnen Seeleute ziehen stumm
An ihren Gespensterpfeifen, dünn und lang.
Aus ihrer zerfallenden Mäntel schattenhaftem Gemumm
Rauscht es zuweilen auf wie Meeresgesang.

Aus ihren Schifferstiefeln rinnt Salzwasser hervor,
Seegras graut im Haar und Bernstein wächst im Ohr.

Aber zwischen ihnen, wie Meerschaum in den Klippen
Ist plötzlich da Mädchenleibergerank,
Süß und schlank,
Meeraugen und spöttische Lippen.

Gottfried Kölwel:

SEHNSUCHT

Ich seh dich schon in jedem fernen Schwan,
aus weißen Taubenflügen weht dein Kleid,
dein Auge ist im Fremdgesicht bereit,
aus roten Mündern glänzt dein weißer Zahn.
Auf allen Fischen schaukelt sich dein Glanz,
dein Atem rührt aus jedem Wind
und deine Stimme zagt aus jedem Kind.

In allen Dingen ahne ich dich ganz!

Doch, wenn ich taumelnd frage: wer du bist?
erstarrt zu eiteln Körpern jeder Traum:
ich stehe plötzlich weh vor einem Baum,
der wund von einem Schwamm durchfressen ist.

Rudolf Leonhard:

ER

Mit meinen Händen greif ich, was ich künde.
Steil aufgereckt faß ich in tiefste Himmelsgründe
Und pflücke dort
Und schütte Zukunft über Eure Sünde.

Und Not auf Euch, die von der Scham Gelösten,
Auf Euch, die bis ins Innerste Entblößten,
Und Stunden dann,
Die Eure Qual und Eure Sünden trösten.

Seht, wie ich Euch, Zermarterten erglänze!
Aufwachsend überfaß ich jede Grenze,
Mein Leben starrt,
Traum wird mein Atem, Sterben heiß ich Tänze.

Schwer wie die Wolken rinnen meine Sänge —
So führ ich Dich, Du jäh entzückte Menge
In Traum und Tod
Und das Getöse süßer Untergänge.

Hermann Kesser:

DIE FRÜHJAHRSREISE

AN einem Maitag stieg Martin Jochner mit Emmerich Still die Stufen von der bekränzten Pforte des Gymnasiums herunter. Nach dem vielstündigen Examen in dem schattigen Saal griff er sich, angeblendet von der Sonne und dem blühenden Glanz, müde nach der Stirn. Er war unfähig, etwas anderes auszudenken, als daß er ein Stück Leben durchlaufen habe, das sich in dem, was ihm zu vollbringen noch übrig blieb, klein genug ausnehmen würde.

Emmerich Still, der Freund, war sehr laut.

Er warf abgegriffene Bücher in einer geräuschvollen Lustigkeit von sich, in die schlafenden Winkel der Stadtgassen, hinauf in die Blätter der Baumkronen und in das Becken des Marienbrunnens, darin sie lärmend aufklatschten.

Jeden Wurf begleitete er mit einem ironischen, herzlichen »Lebewohl!« Zu Martin sagte er übermütig: »Es soll keiner mehr damit geplagt werden.«

In einer Wallung von Rührung schaute Jochner auf die kleine und enge Stadt.

Nach der Kindheit, die auf dem Lande hingeflossen war, hatte ihn diese abgeschiedene Stätte aufgenommen, ein ehemaliger Fürstensitz, wo man immer noch zweistöckig baute und auf die Häuser vergessene Satteldächer setzte. In einem Anbau der »Burg«, des Fürstenschlosses, war die Schule hineingeschachtelt, ein von jedem Fortschritt verschontes, altertümliches Schlagwerk. Eine Uhr war diese Schule, eine Uhr mit ausgelaufenen, treuen Rädern, wie die ganze Stadt, von der Still behauptete, sie sei so pünktlich, daß selbst der Wind jeden Tag zur selben Stunde und Minute die Messingbecken vor den Friseurläden zum Klirren brächte.

In wenig hochgemuter Haltung schritt Martin, den Zylinder in der

Hand, mit pendelnden Frackschößen dahin und bot sich in einer uneleganten Feierlichkeit, was ihm von seiten der Bürger, für die dieser Tag der Inbegriff studentischer Lust zu sein pflegte, verschiedene verwunderte Blicke eintrug.

Noch einmal lebte er durch, wie sich der leimig riechende, alte Rektor an der Spitze des grünen Tuchtisches erhob und ihm mitteilte, daß er die Reifeprüfung mit Auszeichnung bestanden habe.

Die Professoren murmelten freundlich durcheinander und wünschten ihm Glück, er spürte, daß man ihm von allen Seiten die Hand schüttelte und starrte in einer verstohlenen Verlegenheit auf zwei alte Lithographien, die »Schule von Athen« und den »Burgbrand« von Raffael.

Er war innerlich auf diese Kundgebung von Wohlwollen nicht vorbereitet gewesen. Sie widersprach auch einem Gefühl von Gleichgültigkeit und Abneigung, das ihn vor allem in den beiden letzten Schuljahren, als er schon ziemlich belesen war, von den rechtmäßig verhockten und übellaunigen Lehrern menschlich getrennt hatte. Keiner unter ihnen hatte ihm irgendeine seelische Erwärmung verschafft, und es war auch keiner gegen ihn so feindselig gewesen wie gegen Still, der um seines beweglichen, leicht zum Lächeln gereizten Mundes willen und auch wegen seiner berüchtigten Nachahmungsgabe von zwei, drei Fachlehrern bis in die oberste Klasse hinauf gehaßt und beim Unterricht verfolgt wurde.

Davor hatte sich Martin durch eine allmählich erarbeitete, erzwungene Kälte bewahrt. Und wenn Still blaß und aufgeregt jeden Morgen in der Verfassung eines Faustkämpfers in das Schulzimmer stürmte, »im voraus gegen jede Gemeinheit gepanzert«, so suchte Martin eher das undurchdringliche Gesicht eines angehenden Weltmannes aufzusetzen und in seine Antworten den leisen Klang einer überlegenen Höflichkeit und eines erkennenden Gehorsams zu mischen. So war er weniger angreifbar.

Er genoß kleine Erfolge und Vorteile aus diesem Verfahren, hatte dann die Empfindung, sich für spätere wichtigere Reibungen aufzusparen und unverbrauchter zu bleiben.

Die unerwarteten Komplimente der Lehrer, dieser Achtungsbeweis, der ihm da in der letzten Minute aufgedrängt wurde, brachte ihn

fast um die erwünschte Frucht eines kühlen und verächtlichen Abschieds, die Entschädigung, die er sich ausgemalt hatte für die vielen Plackereien und Nöte der Schuljahre.

Er hatte sie nur scheinbar gelassen erduldet, sie hatten ihn bis in seine Träume hinein gequält, denn er war reizbar und unruhig und mit hochgespannten Nerven auf seiner Schulbank gesessen, empfänglich für jede Schwankung der Lehrer und Mitschüler. Es kam dazu, daß er beim Ausgefragtwerden manchmal gute Gedanken für sich behielt, nur um nicht die Garnhaspel des Unterrichts zu unterbrechen. Es war besser, die Lehrer in ihrer bequemen Eintönigkeit zu lassen. Er hatte bemerkt, daß seine Einfälle schon hier und da wie eine bedrückende Störung gewirkt hatten.

»Das Schulsitzen strengt mich an,« seufzte er beiläufig in Anwesenheit der Mutter.

»Aber du lernst doch leicht!« antwortete die Mutter aus dem Schatten des Zimmers, in dem sie in ihrer stillen und blassen Hinfälligkeit auf einem Liegestuhl gebettet lag.

»Es ist nicht das,« stockte Martin, und blätterte ablenkend in einem Buch, »es fällt mir nur so schwer — immer so zu sein, wie es den Lehrern am angenehmsten ist — und ich muß mich — manchmal verstellen.«

Er ging zur Türe hinaus, die Frau im Stuhl stand auf und sah ihn mit schwerem Kopf durch den Garten schreiten. Sie starrte lange bekümmert auf die bunten Beete mit den Tulpen und Nelken, auf denen die Blumen fröhlich und dicht standen, auf den rotweißen Apfelbaum, darum die Nachmittagssonne goldenes Licht wob, und auf den kleinen Teich, in dem die Strahlen des blauen Himmels glitzerten. —

Still wußte von diesen Anwandlungen so gut wie nichts.

Er hielt Jochner für geschickt und für glücklich, und war selbst der Meinung, daß er an dem frühen Verlust des Vaters und an der zunehmenden Krankheit der Mutter nicht hart trug.

*

Als Jochner aus dem Examen nach Hause kam, saß die bleiche Frau erwartend und aufrecht in ihrem Stuhl. Die Fensterladen waren,

wie immer in der letzten Zeit, geschlossen, auf dem Tisch brannten zwei Kerzen.

Nach der Heiterkeit im Freien umfing ihn die träge Luft des Krankenzimmers, in dem alles auf den Tod zu warten schien, wie eine Lähmung.

Die Mutter reichte ihm die schon kalte Hand, in ihrem mattglänzenden Blick schimmerte eine Nacht. Er drückte ihr die Finger und wollte reden. Sie ließ es nicht zu, reichte ihm eine Brieftasche, das Geld für die Reise, und sagte mit einem schmalen Lächeln: »Du mußt hinaus... Dein Leben fängt erst an!«

Martin wollte etwas entgegnen und holte umständlich aus. Er hätte viel darum gegeben, sich gründlich mit der Mutter auszusprechen. Es war ja sonst niemand da, dem er sich öffnen konnte.

Er brachte etwas heraus von einem Verlangen nach Stille, und sie dürfe nicht denken, es sei nun irgend etwas in ihm anders geworden. Die Frau im Stuhl wurde hitziger. Mit dem unwidersprechlichen Eigensinn einer Kranken, die ein Opfer auf sich nehmen und kein Hemmnis im Leben der andern sein will, gebot sie ihm Schweigen. Die alte Dienerin machte Martin über den Kopf der Kranken weg ein bittendes Zeichen: Er möge doch folgen.

So verließ er das einsame Zimmer und mußte sich zu den feiernden Kameraden gesellen, die mit Mützen und Bändern, glänzend und rot in ihrem Rausch, in den Straßen den ersten Schaum aus ihrer gedankenlosen Freiheit in die Luft steigen ließen.

Martin bewegte sich neben ihnen her, und war weit von ihnen entfernt.

Noch nach vielen Jahren, wenn sich ehemalige Schulfreunde trafen, sprachen sie von einem Zwischenfall, der selbst den Dickhäutigen in unverwischbarer Erinnerung geblieben war und von nachträglicher Lebenskunde nicht selten aufgefrischt wurde.

Auf dem abendlichen Gartenfest der Abiturienten war es gewesen, zu vorgerückter Nachtstunde. Einige klingende Reden der Lehrer und Schüler waren verhallt, es hatte die Fülle von dankbarer Rückschau und der wiederholte Ausblick auf Gedeihen und Wachsen eine kleine Ermüdung auf die jungen Menschen herabgelassen.

Der letzte Sprecher, ein Musterschüler, hatte sich in blumige Bilder

verwickelt und konnte in seinem aufsatzhaften Vergleich vom Maitag und der Pflege der jungen Bäume, von den Gärtnern, dem Sonnenschein und den Regentagen keine Landung finden. Die Worte kamen ihm bröckelig, er hielt ein und schaute ängstlich um sich, als der Zufall auf dem Wipfel einer Linde die höchste Papierlaterne anbrennen ließ.

Sie löste sich ab, und schwebte, ein lodernder Fallschirm, von Zweig zu Zweig, bis sie mit einem letzten schwächlichen Aufflackern verlöschend in die Mitte der hufeisenförmigen Kommerstafel fiel.

Da sprang Jochner auf, der in sich gekehrt und unzufrieden mit dem nörgeligen Stile am äußersten Ende der Tische zwischen den ermatteten Festfeierern war.

Er nahm dem unbeholfenen Mitschüler das Wort ab, deutete auf das Häufchen verkohlten Papiers, das elend und schwarz um die abgebrannte Kerze lag, und wollte die Zuhörer mit sich wegführen, auf die Nachtseite des festlichen Augenblicks.

Zuerst war es, als ob man ihm die Gefolgschaft verweigerte. Man raunte dazwischen, man machte den Versuch, ihn durch Zurufe und Abwinken zu unterbrechen, als er von Flammen zu reden begann, die gleich der verunglückten Kerze nach oben schlagen wollen und dann erbärmlich zusammenfallen. Aber in einer dunklen Begeisterung und mit jagendem Atem riß er die Widerstrebenden hin.

Seltsam war, daß sich ihm viele Kameraden, von denen es nicht zu erwarten gewesen war, mit entfachten Augen zuwandten.

Einer, den man für einen armseligen Auswendiglerner gehalten hatte, einer der schäbigsten in der Klasse, der wie ein geduckter Hund durch die Lernzeit gegangen, immer für sich allein getrottet war, schrie »Bravo« und schlug auf den Tisch.

Ein spitzer und blasser Mensch, von dem man wußte, daß er Pfarrer werden sollte, blies die Gegner, die hauptsächlich um das Tafelpräsidium gruppiert waren, fauchend nieder.

Andere stellten sich wie verteidigend, die Fäuste in der Tasche, um ihn herum.

Emmerich Still war unfähig, sich zu rühren. Er war starr. Er hatte gemeint, den Freund zu kennen, und sah in diesem Augenblick zum erstenmal Martins wirkliche Augen.

Es war, als ob sie vordem noch nie lebendig, als ob sie mit

einem Male entschleiert und entblößt wären. Glut tobte, Licht floß darin und funkte über alle, alle an den Tischen hin.

Martin sprach Hartes aus, aber nicht hackend und mit der schadenfrohen Lust irgendeinen zu treffen.

Er redete in einer schweren Getragenheit von der Schulzeit und nannte sie einen langen Steinweg, den jeder allzufrüh antreten müsse.

»Es ist die erste Berührung mit dem, was Qual schafft, und man tut so, als wenn sich die Welt in kleine Lehrsätzchen einfangen ließe. Man macht uns weiß: Alles ist klar und erlernbar, und wir können uns getrost darnach richten. Ein Haus mit Säulen aus Federhaltern und papiernen Wänden stellt man uns auf. Und keiner ist schuld daran, wenn es nicht fester ist.«

Hier knickte die Korona der Lehrer versöhnlich zusammen und gab sich hin. Sie waren immer noch auf dem Sprung gewesen, hatten nur die revolutionären Stichworte vernommen und versucht, in sich einige würdige Entgegnungen zusammenzupumpen. Unter dem trunknassen Bartvorhang entspannten sie die zum Reden gerollte Zunge, sie ließen Henkelkrüge, Bratenteller und Eßbesteck, an das sie wie zur Abwehr die wilden Hände gelegt hatten, zahme kleine Stückchen knipsten sie aus den Semmeln und drehten nachdenklich Brotkügelchen.

Der Abiturient und Redner am andern Ende der Tafel, den eine immer größere stumme und hypnotisierte Leibwache von Mitschülern umgab, überschwemmte alle mit Nachdenklichkeit und Gewissensfragen. Er floß aus und es strömte in alle hinein. Keine Gegenwehr war möglich.

Ein Hörsaal war der Garten geworden, aus dem mit einem einzigen Schlag alle seichten Lügen hinausgehetzt waren.

Fremde Geistesraketen stiegen zischend in der dunstenden Mainacht empor, blitzten auseinander, sprühten zurück und rieselten entzündend auf gelichtete Häupter nieder.

Jochners Stimme stärkte sich, in immer größerer Wucht ging es fort.

»Warum es verschweigen? Ich klage nicht an, und spreche nicht ab. Wir, die Freigelassenen, wollen in Freundschaft scheiden. Man hat uns nicht nähren können mit einer Speise, die keiner verschenken kann, mit der Universalweisheit. Sie ist noch nicht erfunden. Viel-

leicht hätte man uns sagen sollen, warum das nicht geht. Jenseits der Schule — müssen wir's ohnehin alle erfahren.«

Jochner machte eine kleine Pause.

Unter Brillen und Kneifern zuckten die Augen, Köpfe legten sich schief: Er hat recht. Totenstill lauschte der Garten, und selbst die Mannschaft der Musiker, die, ihre Trompeten und Tuben bei Fuß, stumpfsinnig auf das Zeichen zum Tusch am Ende der Rede wartete, schrumpfte aus ihrer gesättigten Teilnamslosigkeit auf und glotzte verwundert auf den jungen Menschen mit dem ernsten Gesicht. Am Tisch begegneten sich die Blicke über den Gläsern. Wo war man denn eigentlich hingekommen? War das ein seltsames Fest!

Zitate aus Goethe und Nietzsche trubelten in der Rede wie Böller hintereinander her.

Als Nietzsches Name fiel — Jochner schoß ihn wie einen pfeifenden Pfeil ab — bemerkte der Mathematiklehrer trocken mißbilligend: »Natürlich!«

Niemand achtete darauf, seine Stimme ging unter wie Geräusper im Glockengeläut.

Jochner redete weiter, in einer Hast, als ob er etwas vergessen könnte.

Tür um Tür riß er auf, um alle schauen zu lassen. Von den Berufen sprach er, von Geldverdienern und Brotkorbjägern, von denen die leer seien, und von denen, »die mit einem geheimen Feuer gehen«.

Hier erst hielt er besinnend ein.

Er hatte fiebernd die Höhe erstiegen und sah sich erstaunt in der freien, gewonnenen Runde um.

Und er fiel aus dem Pathos.

Fast dumpf und schwach stieß wie aus einem Abwesenden das Schlußwort heraus:

»Ich trinke auf das Feuer in uns, ob es stickt oder brennt. Es lebe der göttliche Funke!«

Die Musik hatte schon zum Blasen angesetzt, als er mit der Hand nach dem Krug langte. Kaum schwieg er, da dröhnte der dreifache Tusch. Ein rasselnder Präsentiermarsch rauschte ihm mit kämpferischen Flügeln nach.

So ging die Rede für die Nacht in Glanz und Ruhm auf. Alle schwenkten Jochner die Gläser entgegen.

Selbst der Mathematikprofessor erhob sich. Er musterte mit einem respektvollen Schnüffeln über den Schüler hin: »Philosophische Seifenblasen: Wir wollen sehen . . . Aber . . . hm!«

Und er stieß mit ihm an.

Auf dem Fest zeigte Jochner noch allen eine heraufgestimmte Laune. Er besprach viel mit den Kameraden, mit manchen so viel, wie er es in all den Jahren nicht getan hatte, er verabredete Kartengrüße und ließ sich von den trinkfrohen Lehrern auf die Schultern klopfen. Auf dem Heimweg mit Still wurde er wieder so mürrisch wie zu Beginn der Feier.

*

Tags darauf verreisten sie.

Martin tat verschlossen wie eine Festung. So oft Still die Rede auf das Gartenfest brachte, lenkte er ab. Es schien fast, als ob er jede Erinnerung daran und an alles in der kleinen Stadt hinter sich lassen und sich selber in Abrede stellen wollte. Früher hatte er keine Freude an abenteuerlichen Herumschweifereien gezeigt. Er rauchte nicht, er trank nicht, er liebte eine genaue Zeiteinteilung und gab wenig auf sein Äußeres. Jetzt kleidete er sich mit Wachsamkeit und warf alles Schülerhafte in seiner Erscheinung ab, was ihm beinahe um ein paar Jahre älter machte.

»Einmal muß man damit anfangen!« bemerkte er auf ein Lächeln Stills.

In den zwei größeren Städten, in denen sie sich auf der Fahrt in die Berge aufhielten, war es Still, als sei er mit einem fremden Menschen zusammen. Oft ging Martin schwer und müßig auf den Straßen umher, und dann drängte er wieder den Kameraden von Ort zu Ort.

Fern, ungreifbar, grell und bunt zogen Theaterkulissen, Szenen, Dichterwerke, Sängerinnen und Tänze an ihnen vorbei. Im Strudel der Plätze wurden sie angerührt, von Blicken und Geberden geheimnisvoll wissender Männer und Frauen, gleißende Sonne lag auf kühnen und hoheitlichen Gestalten von Erz und Stein, Palastfassaden

dehnten sich hin, Schlösser erzählten sich mit Türmen und zierlichem Schnörkelwerk, auf rußigem Arbeitsgefild dampften Kamine, sehnend hoben sich Kirchen empor, in Prozessionen wallten Priester, Soldaten, Arbeiter, alle mit ihren eigenen Fahnen und Liedern. Und um alles dies lebte man hin, scheinbar auf nichts achthabend, mit beweglichen Körpern, mit jungen und alten Körpern, mit glattem und selbstverständlichem Gesicht. Es wühlte in Martin.

Er füllte sich die Taschen mit Zigaretten, er stand mit dem Weinglas in der Hand, kümmerte sich um keine Zeit mehr und ließ sich mit einem leeren Ausspähen umkreisen. Irgendwann und irgendwo mußte es stocken.

Jeden Morgen sprang er lange vor Still in einer neuen und unbezähmbaren Begehrlichkeit aus dem Bett und trieb wieder hinein.

»Aber die Kaiserstraßen sind überall gleich,« sagte er einmal mitten in einem Schwarm spazierender Menschen zu dem Freund, und ging weiter, in einer unerklärlichen müden Umschattung, die ihn an diesem Tage nicht mehr verließ.

Vor dem Antritt der Fußwanderung besuchten sie ein großes Museum mit alten Meistern. Es geschah auf das Drängen Emmerich Stills, der Kunstgeschichte studieren wollte: »Die Museen haben wir ganz vergessen. Zum Schluß wenigstens dieses!«

Der Teppichstaub unter ihren Schuhen flog in den menschenöden Bildersälen auf, verschossener roter Sammt hing düsternd um Türen und Fenster. »Wie im Grab ist es hier!« sagte Martin, und schritt langsam von Bild zu Bild. Sie hatten beide noch nie ähnliches gesehen.

Still war beredt und entzückt, er las schwelgerisch Namen, Farben und Linien ab und dichtete in die Gemälde eine Flut von Stilarten und historischen Begriffen hinein.

Es waren Heiligenbilder aus zerschlagenen Altären, Bildnisse aus edlen, geplünderten Palästen, Schlachtenszenen aus alten zerstörten Geschlechterburgen. In der kalten Umleuchtung schimmerten sie mit der letzten unverblichenen Kraft die Macht und Einheit ihrer abgestorbenen Welt aus und waren trüb behaucht und traurig umschleiert wie große, von Not und Zeit vergewaltigte und zur Reihengefangenschaft verdammte Menschen. Nur Martin ahnte etwas davon.

Er wandte verneinend den Kopf: »Mich freuen sie nicht, diese Bilder. Was sollen die Menschen auf den Kaiserstraßen damit anfangen? Was will man ihnen damit sagen? — Daß wir nicht weiter gekommen sind? Ich glaube, ich hätte besser in die Zeit dieser Köpfe gepaßt. Da ist etwas, was es heute nicht mehr gibt!«

Und er versank, ohne weiterzureden, in dem Anblick von harten und wie geschmiedeten Renaissancegesichtern.

*

Die Tage wurden lang, die Nächte wurden sommerlich, sie wanderten, wie es Jochner gewollt hatte, über Bergrücken und Pässe, einem See am Südhang der Alpen entgegen.

Martin liebte die Pässe. Er stürmte auf sie mit einer gewissen Habsucht in Sprüngen hinauf, Emmerich Still voraus, mit trockenem, durstigem Mund, in aufhörlicher Erwartung jäher Straßendrehungen, in kochender Spannung für die dramatischen Wechselwunder der Höhe und des Abstieges nach unbekannten Stufentälern. Er war wieder ganz von der Gegenwart ergriffen. Er wählte die steilsten Seitenwege und entdeckte fast unbegangene Pfade. Die gebahnte Straße suchte er zu meiden. Die Städte schien er völlig aus dem Gedächtnis verloren zu haben. Still meinte: »Wir errennen uns die Berge.«

In Puls, Hitze und Schweiß gelöst, in der Wollust des Entbehrens, der freiwillig kargen Nahrung, legten sie sich zu kurzem Schlaf in einsamen Herbergen nieder, atmeten die Müdigkeit in den klaren Berghimmel hinaus und erwachten am Morgen mit frischem kreisenden Blut. Und wenn es Martin über die weichen und grauen Nebelwiesen trug, neuen genäherten Talpforten, neuen Höhen, einem neuen unerahnbaren Tag zu, hatte er das Gefühl, in der Welt etwas zu bedeuten.

Er nahm hin, unablässig willig, nur mehr zu schauen. Aber er sah mit erraffenden Augen vor sich her.

Straße um Straße bog um begrünte Berge, um graue bleichende Felsen herum, Männer klopften in Steinbrüchen, braune Kinder drängten aus scholligen Hütten, Ziegen und Rinder läuteten über spärliches Höhengras, Postwagen ließen den Radschuh schleifen und wirbelten mit klingenden Pferden staubwolkig dahin, Stadtgesichter

blickten ihnen nach, von weißen Tischen auf hochgemauerten Gasthofterrassen. In freiem gesiebten Licht blinkte Stein, Haus und Baum.

»Es ist für alle, es ist auch für mich,« dachte Martin, »nichts kann mich von dieser Herrlichkeit trennen.«

Sie waren im Herz der Alpen. Mit gefrorenen Schuhen wateten sie durch den wässrigen Schnee, steuerten über geborstenes Eis und spürten in der dünnen Luft ihre Haut an der Sonne sieden. Silberflammig starrten die Gipfel, es glänzte unendliches Weiß, in einem erschütternden und triumphierenden Stillstand ruhten die ewigen Berge, ein einziger runder Wall gegen das Tiefland.

In einer Gratmulde grub Martin stumm seinen Stock in das Eis und warf sich auf seinen Mantel. Er schloß die Augen, schlug sie auf, und schloß sie wieder.

Still sah ihn scheu an: »Was denkst du? Ist es nicht schön? Hier sollte man leben«.

»Und ich meine,« antwortete Martin, »daß hier das Leben, das wir leben müssen — aufhört, und daß es eine Feigheit ist, sich auf diesen Eisturm vor den Menschen zurückzuziehen. Wir gehören hinunter.«

Sie stiegen ab, Martin trieb, als ob seine Freude an den Bergen mit einmal zusammengebrochen wäre. Ein Kaleidoskop schien sein Auge, in dem er Farbe und Helligkeit nach Willkür zusammenschütteln konnte. Und mit diesem neuen Auge betrachtete er die Berge jetzt als Verfall und Verwesung. »Es sind nur Ruinen. Sieh dorthin, Still: Diese Felswände sind Trümmer, diese Steine sind Knochen, diese Spitzen sind Skelette, wir gehen durch Totentäler, und alles ist mit Gebein besät. Greisenhaft schaut es hier aus!«

Und in sein Verhalten kam ein anderer Entschluß, in seinen Blick eine andere Sammlung.

Bis jetzt waren sie immer für sich gewesen, hatten keinen Umgang mit Menschen gehabt, als dürre Fragen nach Weg und Steg. Auf der Talfahrt mischte sich Jochner ins Gespräch fremder Leute. Er setzte sich in den Straßengraben und plauderte mit den Handwerksburschen, wenn ihnen Fuhrwerke begegneten, saßen sie auf und sprachen mit reisenden Händlern.

Brücken sprangen über Tiefen, Gießbäche schäumten, einsame

Weiher, öde Wassersammler im Felsbett ruhten wie schwarze Augen. Dann flachten die Berge ab, die gewaltige Paßstraße drängte sich noch einmal durch Berge, kroch an purpurroten Zinnen, an schwarzgeädertem Gestein vorbei und wallte in Schleifen der blaudunstigen Ebene zu.

Die Pracht der Berge war untergegangen. Sie streiften die Zweige der Ölbäume und hörten den Wind in den jungen Reben rauschen, die sich noch dünn und klein über die granitnen Pfeiler hindeckten.

Als ein milder goldwarmer Abend am Himmel hing, standen sie an dem großen See, der breit und lang wie ein mächtiger stiller Strom, vom schweren Ernst der Berge umwittert, aus den Alpen zum Süden floß.

*

Auf dem Deck eines Dampfers, der an einem lichthellen Nachmittag über die Seemitte schwebte, sah Martin zum ersten Male die Studentin. Das Boot steuerte auf ein Kap mit Römersäulen und Zypressen zu, in aufknallender Begeisterung rannten die Reisemenschen zur Spitze, das hutlose Mädchen mit den hängenden Knabenlocken wich ruhesuchend vor ihnen zurück und blickte abgesondert in das flimmernde Kielwasser. Sie schaute aus guten wegtragenden Augen auf das Wasser hinaus und war in ihrer Geberde von beseligtem Genuß wie mit einem Rand umzogen.

Still bemerkte, daß sich Martin nicht mehr von ihr abwenden konnte. Er kam ihr näher. Sie mußte hören, was er sagte. Und er sprach laut davon, wie er sich aufwachen fühle. »Hier ist Glück! Ich war wie geschlagen. Die Freiheit ist schwer. Wir werden uns finden.«

Das Mädchen drehte sich nach den jungen Menschen um, mit einem forschenden Ahnen, sie sagte lächelnd irgendein Wort, das keiner von ihnen verstand. So wurden sie bekannt und setzten sich auf eine Bank.

Es war eine Ausländerin, mit einem langen, slawisch klingenden Namen, den Still nicht behalten konnte, sie hatte ihre Studien an der Universität unterbrochen, um sich im Süden zu erholen. Jochner erzählte die Reise und den Abschied von der Schule, sie horchte

auf und unterbrach ihn mit Fragen, aus denen er merkte, daß sie ihn verstand.

Er ging während der Fahrt nicht von ihrer Seite. Sie beschlossen, in demselben kleinen Kurort wie die Studentin Aufenthalt zu nehmen. Schon gegen Ende des Tages glühte Martin so auf, daß er nur mehr ihre Gegenwart fühlte.

In der Nacht sprach er unaufhörlich von dieser Begegnung, er schlief keine Stunde.

Tags darauf stürmte der See, ein schwüler Regen fiel nieder. Sie gingen am Strand.

Martin war wie schwarz überhaucht. Es zuckte in ihm, aber er war einsilbig geworden.

Still schüttelte den Kopf: »Was ist denn mit dir?«

»Nichts ist mit mir!«

»Aber —«

»Frag' mich nicht aus!«

Kein Wort sprach er weiter und stieß den tappenden Fuß in den Sand. In geschlossenen Reihen schlugen die Wogen ans Ufer. Aufschreiend barsten sie an den Klippen und versprühten weithinein. Inmitten der Brandung erblickten sie von einer unbegangenen Stelle die Studentin. Sie stand auf einem Felsenriff und ließ die Wellen zu sich hinaufspringen. Der Wasserdunst und der Sprühschaum badeten ihr Gesicht. Mit den Händen strich sie die Tropfen aus den Haaren.

»Laß mich allein!« bebte Martin.

Er floh durch das nasse Buschwerk zu ihr hinab.

Heiße brennende Frühsommertage kamen und gingen. Still sah Jochner nur während der Nachtstunden. Martin schien die Erinnerung verloren zu haben, er sprach seltsames Zeug: Daß er sich nicht mehr zurückwünsche, und daß er seinen Weg mit einer Gefährtin gehen wolle, die ihm vom Schicksal geschenkt worden sei.

Er war wie verzaubert.

Widersprach ihm der Kamerad, so zürnte er reizbar auf und zieh ihn des Neides. Er erlaubte ihm nicht, von der Studentin auch nur zu reden. Von den schlimmsten Befürchtungen gequält, wartete Still Nacht um Nacht auf sein Kommen.

Schon überdachte er Mittel, um Jochner gewaltsam loszulösen, denn der verwunschene Zustand des Verliebten steigerte sich unsinnig: Er magerte ab, schien von unerträglicher Erwartung gepeinigt und hüllte sich in dunkle und gewundene Andeutungen, die schicksalhaft klangen.

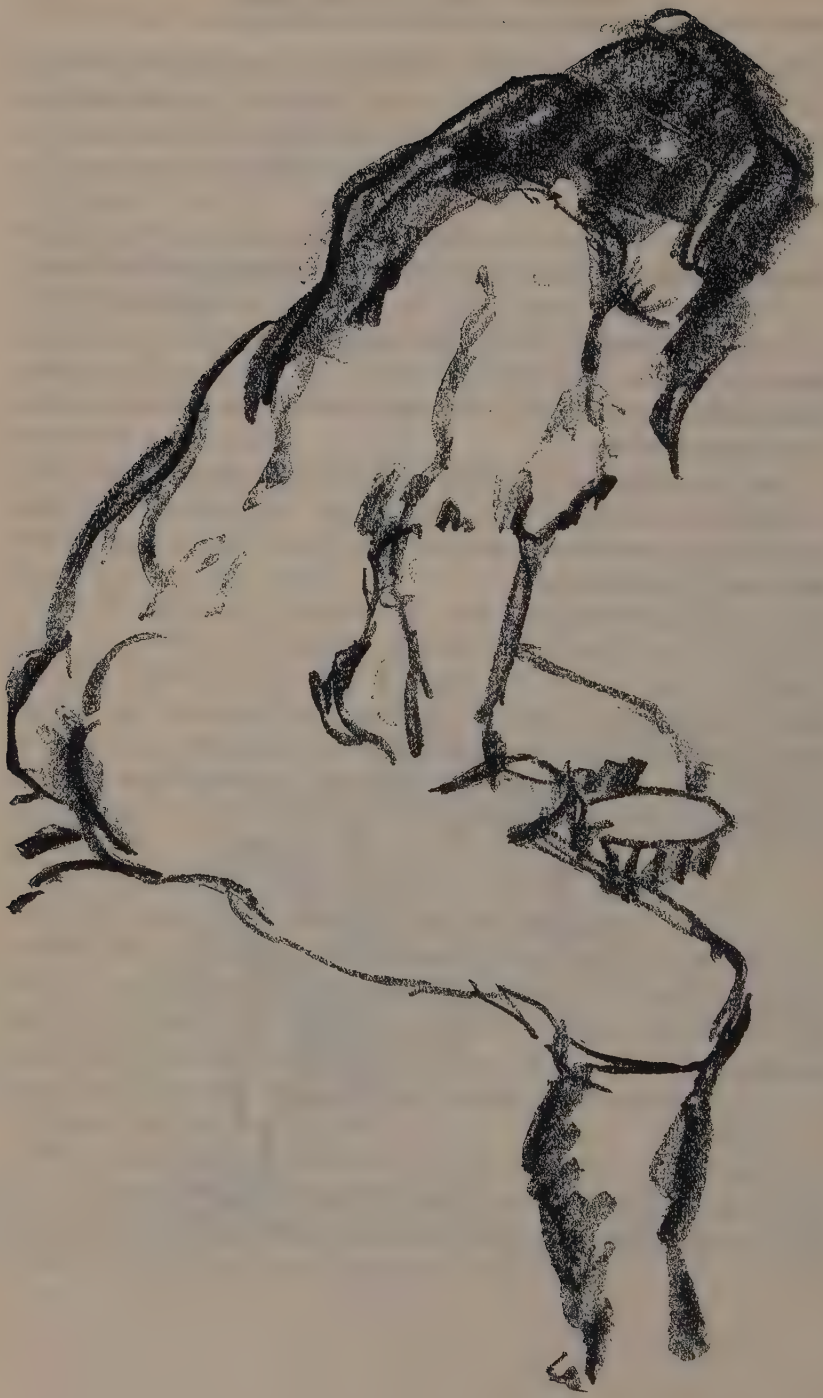
Aber mitten in alledem trat Martin plötzlich mit einem vernünftigen Gesicht in dem kleinen Palmengarten des Gasthofs vor Still hin.

»Du kannst ruhig sein! Alles ist aus! Sie ist abgereist!«

Er sah mit bitterem Mund über den See weg: »Sie ist an einen andern gebunden! Und ich Narr habe —«

Sie wollten weiterreisen, weil der Ort für sie von einem bösen Licht zersetzt schien.

Das Seewasser war trüb und grau, die Ufer zerfielen auf einmal in Schutt und staubiges Grün. Da traf die Nachricht ein, daß Martins Mutter gestorben sei, und sie reisten noch in derselben Stunde nach dem Norden heim...



GLOSSEN

Zur Ideologie der Zeit.

Einige Argumentationsstränge wiederholen sich in allem, was zur Zeitgeschichte veröffentlicht wird. Es tut not, sie allmählich bloßzulegen.

»Der Kriegszustand zwischen den Staaten ist der eigentlich natürliche. Nur in künstlichen Intervallen haben wir Frieden. Denn Politik machen heißt: egoistische, von den Sonderinteressen des einen Staates bedingte Politik machen. Andere Interessen ⟨etwa überstaatliche⟩ kennt der Realpolitiker überhaupt nicht. Sonderinteressen aber, auf die niemals verzichtet werden kann noch darf, können schließlich nur mit den Waffen reguliert werden. Daher der Krieg die Fortsetzung der Diplomatie« — wie sie sich im Kopf dieses Typs malt, scilicet.

Man weise einen solchen »Realpolitiker« sofort in die Lektüre des klugen Buches von Charmatz: »Geschichte der auswärtigen Politik Österreichs im 19. Jahrhundert«. Egoistische Sonderinteressenpolitik aller Staaten in Fülle, ja, aber auch die bizarre Ausnahme, daß ein Staat einmal jahrzehntelang nicht um Ländererwerbungen und handelspolitischer Vorteile willen seine Machtmittel aufbot, sondern um einer ⟨allerdings kläglichen⟩ philosophischen Idee willen. Es kommt aber auch gar nicht darauf an, ob diese Idee gut oder schlecht war ⟨ich meine das Metternichsche Legitimitätsprinzip, das von 1813 und früher an bis 1848 in Europa faktisch regierte⟩, — sondern daß überhaupt einmal eine überstaatliche, übernationale Idee, ein Immaterielles zur Richtlinie der ganzen äußeren Politik diente, Krieg oder Frieden diktierte, über Zollkonflikte und Interventionen entschied. Das schlägt der heutigen imperialistischen Denkweise geradezu auf die Backen. Eine nicht meßbar egoistisch-staatlichen Gewinn einsackende, sondern in ihrer skurillen Art Unendliches wollende, rein geistige Tendenz, für die ein Staat sogar materielle Opfer bringt, nicht um seiner selbst willen, sondern ausdrücklich ⟨Metternich nannte es eitel sein »Weltsystem«⟩ zum Wohle Europas, der Menschheit. Der Versuch war mit dem denkbar untauglichsten Mittel unternommen — immerhin, er wurde unternommen, trat aus bestreitbarer Velleität ins harte Licht der Tatsachen, das der »Realpolitiker« für sich allein in Anspruch nehmen möchte ...

Ging es einmal um eines miserablen Einfalls willen, warum nicht künftighin im Dienste einer klaren genialen Idee?

Der zugrunde liegende Gedanke, daß ein Staat, eine Nation aus überstaatlichen Gründen auch gelegentlich zu einem Opfer bereit sein muß, dieser Gedanke, der in unserer Moral für den Einzelnen förmlich zum Fundament geworden ist, den Kant mit edler Selbstverständigkeit längst auch den Völkern aufgebürdet hat: wie kommt es, daß er unserer Staatsmoral, unserem »politischen Gewissen« durchaus fremd klingt? Wie kommt es, daß man die Gefahr der Absurdität auf sich zu laden scheint, wenn man ihn ausspricht? — Ich glaube,

es kommt daher, daß der junge Nationalismus der europäischen Völker noch weit von seiner endgültigen Form, noch sehr im Unreifen steckt. Während der napoleonischen Kriege erst ging die große Veränderung vor: aus »Kabinettskriegen« wurgen »Volkssriege«. Man kann den Gedanken nicht ganz von der Hand weisen, daß die Weltmetzelei unserer Tage in einer Weiterverfolgung dieser Entwicklung ihren Sinn zu empfangen hätte, daß im Verlaufe der Schrecken die nationalen Ideale ohne Einbuße ihrer Selbständigkeit und Gefühlsbetonungen in den Rahmen eines Humanitätsideals treten könnten, welches in Zukunft nicht mehr »Volkskriege«, sondern allenfalls »Humanitätskriege« zuließe. Schon wetterleuchtet es. Freilich vorläufig nur in Lüge und Dunst. Aber man mögdoch die Tatsache, daß heute von allen kämpfenden Völkern aus mit der Idee einer »allmenschlichen Erlösung« argumentiert wird, nicht gar zu gering schätzen! Sie zeigt immerhin, daß der Instinkt für diesen neuen politischen Faktor schon besteht. So wurde zur Zeit der Hofkriege zumindest scheinbar mit nationalen Gründen gearbeitet, bis sie sich dann real durchsetzten, nicht immer zur Freude der Regierenden. Es wäre kein schlechter Witz der Historie, wenn ähnlicherweise heute Kabelfälschungen und Presseheucheleien als Vorboten einer Humanitätsethik kämen, die das ehrlich wahr macht, was heute als Kampfmittel schielend deklamiert wird. Das Scheinbare, Vorgeschützte, Verlogene ist manchmal der erste Lichtschein, den die noch nicht aufgegangene Sonne der Wahrheit über den ahnungsvollen Horizont hinweg aufzittern läßt. Und die Karrikatur ist auch schon hier und da vor dem Urbild aufgetreten.

Das »Gefühl von einer Umwandlung des Staates« ist wachgeworden. Was ich (vgl. Juliheft der »Weißen Blätter«) darüber gesagt habe, antizipiert zu viel, folgt zu sehr der Sehnsucht, zu wenig den Tatsachen. Sobald man aber den Staat in allmenschliche Zusammenanhänge stellt, korrigiert sich das Gefühl. »Der Staat begann, seine Bürger zu lieben«, schrieb ich — mehr noch! Er beginnt, in unserem Gefühl, schon alle Menschen zu lieben. Dann erst liebt er wahrhaft, auch seine Bürger dann erst.

Max Brod.

Revisionismus und Internationalismus.

Soweit die deutsche Sozialdemokratie in Betracht kommt, findet man die große Mehrheit derjenigen Sozialisten, die als Revisionisten bekannt sind, auf der Seite der beharrlich an der Bewilligung der Kriegskredite festhaltenden Parteimitglieder, neben ihnen aber auch eine Anzahl der vordem heftigsten Gegner des Revisionismus. Und beide Gruppen berufen sich für ihr Verhalten auf Karl Marx und Friedrich Engels. Meine Wenigkeit dagegen, der ich vor 15 Jahren den Revisinnismus theoretisch zu begründen versucht und ihn seitdem in Wort und Schrift verfochten habe, ist zu der entgegengesetzten Auffassung gelangt, und ich kann hinzufügen, daß dies auch anderen deutschen Revisionisten so geht. Wohl der beste Beweis, daß mit den Schlagworten Revisionismus und Marxismus für die heute zur Beantwortung stehende Frage ohne tieferes Eindringen sich wenig anfangen läßt.

Nun ist der Revisionismus die Theorie einer Praxis, für die der Name Reformismus als beste Bezeichnung immer mehr Annahme gefunden hat. Diese Praxis begegnet sich für gewöhnlich mit der po-

litischen Methode, die wir als Opportunismus kennen, und ist ihr oft gleichgesetzt worden, wogegen ich jedoch unzählige Male Verwahrung eingelegt habe. Der Opportunismus kennzeichnet sich durch die Nichtachtung theoretischen Denkens, und nicht wenige Parteimitglieder, die für Revisionisten galten, waren einfach Opportunisten, die gar kein Hehl daraus gemacht haben, daß sie für die revisionistische Theorie wenig oder gar kein Interesse empfinden. Die opportunistisch denkenden Sozialisten nun haben sich in Deutschland begreiflicherweise fast ausnahmslos den nationalistischen Strömungen angeschlossen, und daher die weite Verbreitung der Vorstellung, daß diese Strömungen und der Revisionismus von Hause aus seelenverwandt seien.

Tatsächlich aber stellt sich die Frage durchaus anders. Die alte Ideologie und Psychologie des Patriotismus war und wäre noch ganz gut mit den Grundsätzen und Interessen der proletarischen Bewegung zu vereinbaren. Was aber nicht mit ihnen zu vereinbaren ist, ist jene neue Ideologie und Psychologie des Nationalismus, wie sie zurzeit namentlich in Deutschland Annahme gefunden hat. Die alte Ideologie forderte das Selbstbestimmungsrecht der Nation im Rahmen der Kulturvölker, sie war wesentlich demokratisch, wie ja der Begriff »patriotisch« selbst ursprünglich mit »demokratisch« zusammenfiel. Die neue deutsche oder, sagen wir lieber, neudeutsche Ideologie dagegen spricht imperialistischen Interessenkonflikten, die zwischen bestimmten Kapitalistengruppen des einen Landes und Kapitalistengruppen anderer Länder obwalten, eine Bedeutung für diese Länder selbst zu, welche die Solidarität der Völker im gegebenen Fall für geringer erscheinen läßt, als die Solidarität der Arbeiter dieser Länder mit den Interessen solcher Kapitalistengruppen ihrer eigenen Länder. Sie ist daher, soweit sie das tut, im letzten Grunde nicht demokratisch, denn sie treibt mit Notwendigkeit dahin, Staatenpolitik an die Stelle der Völkerpolitik zu setzen. Hier ist der springende Punkt der zur Entscheidung stehenden Gegensätze.

Man kann ihn so bestimmen, daß man sagt, es handelt sich um den Gegenzatz zwischen der soziologischen Auffassung und der imperialistischen Auslegung der Völkerbeziehungen. Die soziologische Auffassung geht aus von den sozialen Kräften, welche die Völker in immer engeren Verkehr bringen und so eine immer stärkere Gemeinsamkeit der Interessen zwischen ihnen herstellen. Die imperialistische Auslegung läßt die Völker als Gefolgschaften großkapitalistischer Verbindungen erscheinen und stempelt die Gegensätze dieser zu Gegensätzen ihrer Nationen. Während die soziologische Auffassung die ständige Weiterbildung und Stärkung des internationalen Rechtes zum Ziel setzt, läßt die imperialistische Auslegung das internationale Recht als eine untergeordnete Angelegenheit erscheinen. Auf die Handelspolitik übertragen, führt die soziologische Auffassung mit Notwendigkeit zur Politik des freien Austausches zwischen den Nationen, die imperialistische zur Schutzzöllnerei, soweit sie nicht selbst schon deren Erzeugnis ist. Es ist überaus bezeichnend, daß in der imperialistischen Literatur aller Schattierungen neuerdings nichts eifriger gepflegt wird als das Schmieden von Plänen auf Einteilung der Welt in zollpolitische Sonderbünde. Ihr Gelingen wäre ein würdiger Abschluß dieses Weltkrieges, er hieße ein Auseinanderreißen der Völker auf unbestimmte Zeit hinaus.

Nicht der alte demokratische, der moderne kapitalistische im Imperialismus gipfelnde Nationalismus ist das zu bekämpfende Übel. Es hieße die Geschäfte dieses besorgen, wollte man das Recht jenes bestreiten. Die Internationale der Völker ist nur möglich als ein Bund von in Freiheit solidarisch verbundenen Nationen. Das muß der leitende Gedanke der Arbeiterinternationale bleiben. Und er kann es bleiben. Denn was man heute Krise der Internationale nennt, ist in Wirklichkeit nur die Krise eines Teils der Internationale. Die Internationale hat versagt, weil dieser Teil versagt hat. Kommen dessen Elemente zur Selbstbesinnung, so wird auch die Wiedergesundung der Internationale nicht auf sich warten lassen. Denn die Mehrheit ihrer Teile hat nicht nur nicht versagt, sondern im Gegenteil sich ganz ausgezeichnet gehalten.

Um es zusammenzufassen: soweit nicht krasser Opportunismus zu Verstößen gegen die Grundgedanken der Internationale geführt hat, sind es Theorien, die ebenso jenseits des Revisionismusstreites liegen, wie sie nichts mit den Lehren und der Praxis von Marx und Engels zu tun haben. Marx und Engels haben nationale Interessen der Völker durchaus anerkannt. Aber niemals haben sie sie soweit mit den Interessen von eroberungslüsternen Magnaten und Anwälten des Kapitals gleichgesetzt, daß sie es für Politik der Arbeiterklasse erklärt oder auch nur zugelassen hätten, den Kriegen jener den Charakter von Kriegen im Interesse der Nationen zuzuerkennen.

Die sozialdemokratische Internationale wird aus diesem Kriege mit stärkerer Betonung ihrer Rechtsgedanken hervorgehen. Eine ihrer ersten Aufgaben nach dem Kriege wird die Ausarbeitung von Grundlinien internationaler Politik der Arbeiterklasse sein, welche die Pflichten und Rechte ihrer Landessektionen hinsichtlich der Fragen von Krieg und Frieden bestimmter formulieren, als es ihre betreffenden Beschlüsse bisher getan haben. Sie wird den Fragen des Völkerrechtes, der internationalen Verträge und insbesondere der internationalen Verkehrspolitik stärkere Beachtung schenken, als bisher, und zu ihnen eine entschiedenere positive Stellung einnehmen. Denn sie wird erkannt haben, daß hier der Punkt ist, wo die Grenzlinien zusammenlaufen, welche die Vertreter des Gedankens einer befreiten Menschheit von den Vertretern der alten und der neuen Beherrschungspolitik schieden. Sie wird möglicherweise zunächst materiell Eintrag erleiden. Aber sie wird dafür in ihrem Ideengehalt, ihren politischen Begriffen und ihrem praktischen Programm gefestigter aus ihm hervorgehen.

Eduard Bernstein.

Kardinal Retz.

Die naturalistischen Dramatiker sind immer gescheitert, weil sie das Theater mit dem Leben identifizierten, Kardinal Retz zerbricht, weil er den Unterschied zwischen dem Leben und einem Theaterstück verkennt. Der Hauptakteur der Fronde hat keine Tendenz, keine Aufgabe, kein Ziel, wenn er sich hin und wieder als Verfechter der Volksfreiheit und ständischer Privilegien, gegen Despotismus und Ministerwillkür aufspielt, so ist das nur die ideologische Maskerade seines hemmungslosen politischen Spieltriebs. Vielleicht ist er, dessen Leben nur eine nieabreißende Kette politischer Wirrnisse ist, niemals von starken politischen Leidenschaften beseelt gewesen. »Die Intrigue ist tot, es lebe die

Intrigue« ist das Motto dieses Meisters aller Ränke. Er läßt die Marionetten tanzen und bisweilen wird er die Geister, die er rief, nicht wieder los. Er ist einer der größten Amateure des politischen Schachspiels, aber seine Türme und Bauern kämpfen um keinen greifbaren Erfolg, vielleicht nicht einmal um den Sieg. Die Kabale ist Selbstzweck. Im Besitz aller Eigenschaften eines wahrhaften Staatsmannes, ist er doch eine ganz antisoziale Erscheinung, ein Unruhestifter um der Unruhen willen, ein Rebell, der mit dem spanischen Reichsfeind anknüft, ein Schädling des eben erst bewußt gewordenen Staatsgedankens, ein lebendes Symbol des Bürgerkrieges. Ein Flickschuster, der im Schatten von Notre-Dame sein ehrsames Handwerk betrieb, mag einer utilitaristischen Betrachtung wertvoller dünken als Jean Francois Paul von Gondi, der kluge Koadjutor von Paris, der sich nach dem bretonischen Familiengute Retz benannte. Trotz seiner divinatorischen Einfühlung in jede Situation, trotz seiner virtuosenhaften Kenntnis der Menschen und ihrer Eitelkeiten, ist er nicht einmal ein Parteiführer großen Stils, geschweige denn ein würdiger Gegenspieler Richelieus und Mazarins. Denn eine Partei — mag ihr Entstehen auch noch so zufällig sein — setzt doch das Streben nach einem sachlichen Endzweck voraus. Nicht einmal ästhetisch vermag das Leben des machtstolzen und schöngeistigen Prälaten zu befriedigen, denn Aufstieg, Triumph und Sturz des dämonisch begabten Mannes ermangeln nicht nur der Notwendigkeit des Geschehens, sondern auch der Andeutung einer inneren Kausalität, ohne die der Genuß menschlichen Wirkens nicht möglich ist. Wie Casanova von Weib zu Weib, so flieht Retz von einer Verschwörung in die andere. Vielleicht haben beide keine Schicksale »erlebt«, sondern sind nur durch Abenteuer hindurchgegangen. Trotz der Subtilität ihrer Geisteswerkzeuge und der Empfänglichkeit ihrer sinnlichen Veranlagungen haben sich beide im Quantitativen erfüllt, nicht im Qualitativen. Und deshalb sind beide lediglich interessante Zwischenfälle, keineswegs aber die Prototypen politischen und erotischen Erlebens.

Was das Leben des Kardinals nicht werden konnte, ist sein Memoirenwerk geworden: ein Kunstwerk. Die grandiose Rekonstruktion seines Lebens, die seine Autobiographie darstellt, ist vielleicht des händelsüchtigen, immer beschäftigten, nach allen Seiten tätigen Priesters einzige Tat. Wahrheit und Dichtung mischen sich hier zu einem Würzwein, an dem sich der Autor ebenso berauscht wie der spätgeborene Leser. Ein Hymnus auf die ihm eingeborene Lehre des amor fati entsteigt den Bekenntnissen und Entstellungen dieses wunderbar weltlichen Seelenhirten. Hinreißend offenbart sich die Vitalität eines durch Talent und Geburt in große Verhältnisse gewachsenen Abenteurers, nur aus der Überlegenheit seiner Persönlichkeit läßt sich sein Einfluß auf die Zeitgenossen erklären, da sich mit seinem Namen doch kein Programm, nicht einmal der Schatten einer Idee verband. Schon die Anpassungsfähigkeit seines schmiegsamen Intellektes ist ein Wunder, in der Jugend schreibt er eine Verschwörung des Fiesko, die noch Schiller benützt hat, im Gefängnis von Vincennes hält er sich Turteltauben und schreibt in Nachahmung des Boethius einen »Trost der Theologie«. Gegen seinen Willen zum Priesterstand bestimmt, ohne innere Beziehung zu seinem geistlichen Beruf, zeichnet er sich doch als Theologe aus, wird trotz Richelieus Widerstand Preisträger der Sorbonne, und wenn

er predigt, drängt sich die Masse vor der Kirchentür. Mit derselben Deutlichkeit, mit der Richard III. einem erstaunten Publico sich als unverbesserlichen Bösewicht vorstellt, erklärt der Kardinal, wie er sich »nach sechstägiger Überlegung« dazu entschloß, »das Böse planmäßig zu begehen«. »Denn auf diese Weise nur«, so doziert er, »ist es möglich, es durch zeitig ergriffene Maßnahmen wenigstens zum Teil zu verhüllen.« Gleich den Tyrannenmördern der italienischen Frührenaissance, die aus Sallust Antrieb und Rechtfertigung ihres Tuns schöpften, bedient sich auch der Kardinal, der mit Eifer klassische Studien betrieb, gelegentlich der antiken Phraseologie. Doch in Wahrheit dürstet er nicht nach Fürstenblut, die Verdächtigung, mit Cromwell, einem veritablen Königsmörder, zu konspirieren, weist er entrüstet zurück. Zwar erscheint er in stürmischen Versammlungen mit dem Dolche statt des Breviers, reitet im Panzerhemd an der Spitze eines von ihm selbst ausgerüsteten Regiments, das er nach seinem Titularbistum »Corinth« benennt, aber seine eigentliche Waffe ist die Salondiplomatie, die diabolische Kunst, den Gegner vor der öffentlichen Meinung ins Unrecht zu setzen. Außerdem tötet die Lächerlichkeit schon damals in Frankreich. Retz hat sich Machiavellis machtvolle Prinzipien für seinen persönlichen Hausgebrauch zurechtgelegt, seine Memoiren sind die hohe Schule einer für den Tag berechneten Fraktionspolitik. Für Stimmungsmache, Abwiegeln, Bluffen und derlei Hauskünste des Parteienkampfes gibt es keinen besseren und keinen aufrichtigeren Lehrer als Retz. Barrikadenkämpfe werden bestellt und abbestellt, Revolten geschürt und wieder gelöscht. Gegen die Masse hat Retz die triebhafte Abneigung des Geburtsaristokraten, er erzählt mit Behagen, wie ein Aufruhr aufhört, »da die Stunde des Abendessens herannahte. Ich habe bemerkt, daß bei Pariser Revolutionen selbst die Eifrigsten nicht gern aus ihrer Ordnung kommen wollen«. Über das Gottesgnadentum hat Retz keinerlei loyale Illusionen: »Eine der größten Verlegenheiten im Umgang mit Fürsten ist, daß man oft genötigt ist, ihnen zu ihrem eigenen Besten Ratschläge zu geben, deren Grund sie nicht verstehen.«

Die tätige Mitwirkung der Frauen gibt den oft kleinlichen Kämpfen den eigentlich menschlichen Reiz. In Zeitläuften, da das Regieren noch nicht Geheimwissenschaft der Fachleute, sondern standesgemäße Beschäftigung des Adels ist, bedeuten Liebe und Politik nur verschiedene Erscheinungsformen eines durch keine auf den Erwerb gerichtete Tätigkeit abgeleiteten Machttriebes. Die Parteinahme in Dingen des Staates ist oft bedingt von der Rivalität auf dem Schlachtfelde der Erotik. Daß der greise Richelieu sich mit Erfolg um eine von Retz begehrte Marschallsgattin bewarb, wird einer politischen Annäherung nicht förderlich gewesen sein.

Die Charakteristiken, die Retz von Freunden und Feinden entwirft, glühen noch heute wie vergiftete Juwelen. Nietzsches Wort: »Bosheit vergeistigt« findet hier eine glänzende Bestätigung. Auffallend ist die Beurteilung des zur Gegenpartei gehörenden Herrn von Larochefoucauld, der mit Retz doch mindestens den psychologischen Scharfblick und die Kunst der Pointierung gemeinsam hatte. Vielleicht ist der Antagonismus dieser beiden Granden des Geistes nur die Folge einer uneingestandenen Wahlverwandtschaft.

Die Intensität der Erzählungskunst des Kardinals erzwingt schließlich ein Ergebnis, das der Autor wohl kaum beabsich-

tigt hat: man gewinnt Sympathie für ihn. Als Chronist seiner Taten war Retz alles andere, als ein Wahrheitssucher, aber seine Denkwürdigkeiten — die der Verlag von Josef Singer soeben in einer neuen Ausgabe herausbringt — bleiben trotz aller Willkür ein wichtiges Erkenntnismittel seiner Epoche, weil »in dem Dasein eines jeden bedeutenden Mannes die Geschichte seiner Zeit wie in einem Mikrokosmus erscheint«. *Paul Mayer.*

Hesperien.

Wer flüchtig las, mochte gewisse Ausdrucksweisen Theodor Däublers, die in seinem »Nordlicht« beständig wiederkehrten, für stilistische Entgleisungen nehmen: Ich meine diese sonderbaren Versuche, Geschautes als Abstraktion, Gedankliches als Einfühlung vorzutragen. Sonderbar genug berühren Wendungen gleich dieser: »Die Einsicht drängt heran« oder »An jedem Wasserfall berauscht sich eine Mühle« oder »Das Bogenlicht will seine Mondheit offenbaren« ... Der flüchtig lesende, wie gesagt, konnte sich dabei an ein anderes modernes Epos erinnern, das im übrigen ohne die mindeste Beziehung zu Däublers Nordlicht ist und höchstens mit der großen Seitenzahl diesem nahe kommt, an die »Geflügelte Erde« von M. Dauthendey. Aber in diesem Falle, scheint mir, ist der Lapsus erwiesen: Nur zu unbewußt und regellos entartet hier der inwendige Mythologismus der Sprachform aller Augenblicke in die Unform eines bloßen und beliebigen Zeitungsdeutsch. Das geht, ohne daß der Autor selbst davon weiß, die Energie des Gedichts trägt Schuld, als solche strömt sie zum voraus zufällig, aus dem Stegreif, dem lieben Herrgott überlassen.

Derart kunterbunt, behauptet man, kämen auch dem Theodor Däubler seine Einfälle, er schreibe sie unbesehen und ohne Zusammenhang auf, seine Verse könnten überall anfangen, überall endigen. Aber man übersieht hier gänzlich den Zug gerade des Prinzipiellen und Gesetzmäßigen. Man übersieht, daß nichts geringeres vorliegt, als überhaupt eine neue Art des Assoziierens, ein Versuch, die Welt erst einmal zu zerstückeln, um dann, nach noch nicht angewendeten Normen, das Dasein eines neuen Weltanblicks den Stoffen aufzuerlegen.

Der Dichter gibt unter dem Titel »Hesperien« soeben einen neuen Gedichtband heraus. Was im »Nordlicht« befremdlich schien, bleibt und wird wiederholt und erweist sich somit zum andernmal als Methode und volle Absicht, die oben angeführten Sätze entstammen diesem jüngsten Werke. Als Ziel bei alledem, kurz gesagt, schwebt aber vor: In die Sprache mehr als sonst Leben, das ganze Leben herüberzusaugen.

Das Leben ist, und es quillt ohne Bedacht auf Form noch Grenze. Form und Grenze schalten erst wir ein, damit daß wir reden. Um Übersicht zu gewinnen, staffeln wir es in Kategorien, erzeugen wir Artunterschiede, bauen wir auf unsere Maß-, Gewicht-, Temperatur-, Meßsysteme. Das alles sind Worte. Wir bedienen uns ihrer, weil sie dauerhaft sind. Weil in ihnen Ruhe, Ende des Werdens, die Vorspiegelung des Absoluten lächelt. Die Vorspiegelung einer wahren und logischen Benennbarkeit. Die Vorspiegelung eines Einmaligen und die Errettung vom Allmöglichen. So schöpfen wir ins Figurlose und nehmen, was wir ihm entreißen, fürs Ganze. Das Meer und das Fingerhütchen voll Salzwasser!

Was einerseits dem Worte Halt gibt, ist, in der Tiefe seiner pflanzlichen Herkunft, der Kern von Begrifflichkeit. Die Sprache ist wesentlich rational, je länger sie im Gebrauch steht, je weiter sie historisch sich ihrer Quelle entfernt, desto mehr wächst dieser Kern zum Rande, das Wort versteint allmählich. Nun läßt sich mit ihr immer genauer Zeichen um Zeichen setzen, die Welt, weil das Mittel der Erklärung durchsichtiger wird, wird selbst immer erklärter und durchsichtiger, auch der Mensch wird logischer, gezähmter, eindeutiger. Diese Gewißheiten sind natürlich künstliche. Man dünkt sich bewußter, weil Unterbewußtes verdrängt, Noch-sonst-Mögliches verneint wird. Man hält für Form und Synthese, was zuletzt nur Erstarrung, Hülse, äußerlicher Automatismus ist.

Damit nun, daß Däubler seine eigene Art des Schreibens hat, widersetzt er sich weniger irgend einem stilistischen Herkommen, als überhaupt dem jetzigen Sprachzustand, überhaupt der jetzigen Seh- und Vorstellungsweise, als wie sie in der Sprache sich formt und abspiegelt.

Mit der Anstrengung seines ganzen gewaltigen Temperaments wirft er sich zwischen die Entwicklung, um wieder bergwärts zu drehen, was hoffnungsvoll talab rollen will. Sein Bestreben unterscheidet sich durchaus etwa von dem R. M. Rilkes, welcher arme, verkannte Worte, die im Alltag darben, wieder durchseelt und poesiefähig gemacht hat. Däubler greift nicht das einzelne Wort, sondern die Materie als ganzes an. Ihre Verhärtung, ihr Schematismus muß aufgelöst, muß zerspalten, zerkrümelt, zermahlen werden. Das Chaos muß hereinfluten, muß sich in den Schlamm der Worte wühlen, die Worte auf den Rücken nehmen und auf ungeahntem Strande das Namenlos gewordene zu neuer Fruchtbarkeit ablagern. Was hat es zu sagen, daß z. B. das Wort: »die Einsicht« eben einen Begriff bedeutet, Ergebnis eines endlosen Klärungs- und Vergeistigungsprozesses? Däubler reißt es zu Boden, auferlegt ihm Triebe, begabt es mit Bewegung, macht ein Tier daraus und schreibt: »Die Einsicht drängt heran«. Das Untere wird nach oben gestülpt, die Eroberungen der Ratio sinken ein in den Urwald gewollter logischer Verwilderung. Der Barbar herrscht. Jedes Bestehende wird ungewiß, weil alles sich nähert, sich gegenseitig verwischt und aufschluckt. Zuletzt schwindet auch des befehlenden Ichs vereinsamte Geformtheit ins Nichts, das Ich gebiert sich um in die brüderliche Existenz fremder, entferntester Du-Gebilde.

»Erblickst du nie die eignen Flügeltüren?
So tritt heraus: Ich kann nur mich enthalten!
Ich muß mich rastlos zu mir selber führen,
Du faßt dich nur, hat man dich ganz zerspalten.
Du kannst dich selbst in andern wandeln.
Man ist sein eignes Spiel von Übergängen.
Wie andre kühn in mich herüber handeln.
Dein Tod wird sich vor jeder Auskunft drängen.

Das Gesetz des Assoziierens ist also ein neues. Bestimmend für den Künstler ist nicht mehr die gewisse Anschaulichkeit, welche ein Bild sauber und sinnenfällig, der Malkunst nacheifernd, über zwei und mehr Verszeilen durchzuführen sucht. Bestimmend ist nicht mehr die Entwicklung schöner, folgerichtiger Gedankenketten, nicht mehr die Erreichung einer gewissen vorgenommenen Einheitsstimmung, nicht mehr die konzentrische Abgeschlossenheit des Kunstwerks gegen das Leben rundum. Däublers Gedicht ist maßlos, es vernichtet alsbald in sich selber, was nur leisest auf Stillstand und Formverkrustung lossteuert,

alles Stoffliche schmilzt und dient als Gedanke, die Begriffe atmen, strömen Gerüche, Wünsche, Schöpferkräfte aus und werden Elementarerscheinungen. Der Tanz des Seienden schwingt wieder befreit in Strophen, die nicht ein Betrachter ins Publikum spricht, sondern die sich so sehr aus Eigenem einstellen, runden, mit Bild und Ahnung beglänzen, wie eben das Leben als verschlungenes Hin und Her, aber nie isolierbar im Raum und in der Zeit an der ewigen Tat dichtet.

Friedrich Markus Huebner.

Albert Michel.

Um den 30. Juni herum fiel, gegen Frankreich verschickt, der vierundzwanzigjährige jüdische Handlungsreisende — mir Freund, und Dichter — Albert Michel aus Allach ⟨oder München⟩. Nicht daß er sich noch kühn selbst gelang, aber immerhin der Wenigen einer, die weit genug und disziplinvoll erkämpftem Führer sich anschlossen. Hier stehe sein Gedicht!

Abschied jüdischen Soldats.

I.

O Morgen, der uns Hyazinthe scheint!
Nicht klopfet mehr so der Geschütze Fieber.
Zu nah Geduckten gleiten wir hinüber,
Auch euch Zerschaufelten im brüchigen Schrein

Der Gründe. Brei. Gehackt im Labyrinth.
Ihr bei Loretto ...! Gase Pest
Steigt Gloriole grause an dem Hügel.
Da — erdenen Röcken wuchsen Engelsflügel!

Aufschweben wir, umsäumt von rosenem West.
Im Nebel hocken Regimenter blind.
Wir lüften euch Verwirrten bald die Schleier ...
Und stürzten wir —: der große Tag bleibt euer!
Hört: führt herauf — es strahlt — zum Totenfest
Europa! ... Blut schmilz ungeheuer ...!!

II.

»... Soldaten! Brüder! Um Kolben euerer Gewehre blühten Tannen-Wälder und Räume einer heiligen Saat.
Die Sterngefilde blanker Bajonette spannen
Sich neigend über dem entsunkenen Staat.«

Johannes R. Becher.

Münchener Sezession 1915.

Man kann inbrünstig davon überzeugt sein, daß der Krieg der Kunst Unmittelbares nicht zu geben hat, und sich doch einigermaßen davon betroffen fühlen, daß die Ruhe eines bewährten Kunstbezirks so wenig von der Zeit erschüttert wird. Man ist zweimal betroffen, wenn einem von ungefähr beifällt, daß diese Sezession vor einem knappen Menschenalter — es war wohl 1892 — als eine kämpferische Vereinigung in die Welt trat. Nun hängt da einiges, das stofflich an den Krieg erinnert: beispielsweise eine sehr harmlose Reihe von Kriegsbildchen des alten Dill. Aber daß der Augenblick rein dynamisch irgendwie — was grundsätzlich denkbar wäre — einen Antrieb bedeutet hätte, läßt sich schwerlich verspüren. Die Sezession ist, was sie vorher war. Empfand man vorher an ihr ein Mißverhältnis zum eigentlichen Leben der Zeit, so wird dies bißchen Relief auf dem Hintergrund einer die furchtbarste Not umschließenden Zeit noch kümmerlicher.

Man wird kaum ein Bild entdecken, das nicht irgendeine Qualität besitzt. Man wird kaum mehr als sechs Bilder finden,

die einen wirklich angreifen. Das ganze Wesen dieser Ausstellung ist, auf den eigenen Durchschnitt zurückgebracht und so übersehen, durchaus dezent.

Man findet das halbe Dutzend Stücks, das man kennt, bevor man es gesehen hat, und das die Schicklichkeit auch dann nicht verletzt, wenn es — o Susanna! oder um was sonst von biblischer Nacktheit es sich handelt — einen Exzeß begeht, weil es durch Kobalt und andere farbige Manifeste so offenkundig künstlerisch ist. Braucht man sich zu versichern, daß dieser Meister wie immer sehr viel kann? Weshalb läßt man sich durch den festlich schönen Königsplatz verleiten, noch mehr Bilder sehen zu wollen und die Treppen des korinthischen Hauses hinaufzusteigen — um dann nachdenklich festzustellen, daß Sambergers sehr energetische Bildnisse dünner werden, daß Habermann, so sehr er sich seit einiger Zeit mit respektablem Elan in Farbe und Linie zu vergewaltigen sucht, nun einmal kein van Gogh, auch keiner des Salons ist, oder um mit Bedauern zu messen, wie weit der späte Albert Keller hinter dem Keller der siebziger und achtziger Jahre zurückbleibt?

Aber da und dort ist die Spur einer Klaue. Corinth wird noch immer von dem Radikalismus seines wahren Malertalents getragen, und man fragt sich, ob einer der Neuen wie Beckmann nach dreißig Jahren das bedeuten wird, was Corinth noch heute bedeutet — und vielleicht immer bedeuten wird. Zu Zeiten mag man ihn verabscheuen, aber man kommt wieder an ihm vorbei und verweilt bei ihm wie nur bei einem, der einmal Entscheidendes getan hat. Unbeirrbar vollends kommt man von Jahr zu Jahr von Trübner, der ein Klassiker ist. Er stellt seinen Knaben in der Rüstung aus: eine prachtvolle graue Malerei auf kühnem Gelb und Rot, die sich ungewöhnlich einprägt. Daneben hängt ein Schloßbild von 1913 und ein Waldinneres von 1890. Kategorien werden zu eng. Dies alles geht über Schule und Zeit hinaus. Dies ist ein dauernder Aufbau schöner Welt durch die Disziplin der Malerei — und o Glück: diese Malerei ist, den Verächtern Trübners zum Trotz, geistig, ohne sich um das Geistige herumzukrampfen. Wer die Materie der Malerei so adelt, der gehört, mag er auch kein Metaphysiker sein, zu den Bleibenden.

Um so mehr fällt das andere rings in diesen feinen Räumen zusammen. Man stutzt vor einem Bildnis Gerhart Hauptmanns, das von Corinth gemalt ist. Man stutzt — nicht weil es schön ist, sondern weil man in diesem Stück, das beinahe von einem Beliebigen sein könnte, noch einiges heimlich Kostbare wahrnimmt. Man wandelt weiter, und es wird hoffnungslos. Was geht es mich an, daß die neuesten Bilder von Karl Reiser in Florenz statt in Partenkirchen gemalt wurden? Muß ich von einem Bild zum andern so viel zähe und redliche Anständigkeit ertragen, um an einer Stelle zufällig einen zwar nicht erregenden, aber malerisch distinguierten und aus dem Talent tieferen Fühlens gewachsenen Emil Rudolf Weiß zu finden? Muß ich mir einen ganzen Saal, nein anderthalb Säle so gleichgültiger wie aufrichtiger und wohlgebildeter Plastiken und obendrein zwei entsetzliche Entwürfe zu Wandmalereien von Franz Naager gefallen lassen, wenn ich zwei hübsche Broncen von Kolbe sehen soll?

Wie zäh und wie anständig — wie lehrreich für Kollegen und wie langweilig zu neun von zehn Teilen für die, denen sehnsüchtige Begriffe von Malerei und von Menschlichem im trostlosen Hirn spuken ...

Die Bilder der Neuen aber — ich denke an Schwalbach — mögen immerhin die achtbare Toleranz der Sezession beweisen: sie beweisen vor allem die Notwendigkeit des Kommenden, und sie beweisen, indem sie das Gesamtbild dieser Ausstellung spalten, schließlich noch dies, daß die Sezession in ihrer Tradition historisch geworden ist. Man sagt historisch und müßte ehrlich sagen: dünn, schlaff, legitim.

Man würde es wirklich ohne Bosheit sagen. Gegen ein Verhängnis, das man das Gesetz des Umschlags der Generationen nennen muß, kämpfen auch die alten Götter der Münchener Sezession vergebens. Das Wesentliche der Zeit kann nicht mehr dort umfaßt sein. Dergleichen ist Schicksal, und wir haben heute, wo viele zu Ende gehen, weniger Anlaß als je, davon mit besonderer Sentimentalität zu reden.

Bin ich recht unterrichtet, so wird dies die letzte Ausstellung der Sezession im Königsbau gewesen sein. Wenn wir wiederkommen, sollen antike Vasen und allerlei Anakreontika antiker Kleinkunst dort wohnen. Dann wird man mit einigeren Gefühlen die breite Treppe zum Königsplatz wieder hinabsteigen und sich nur noch darüber zu ärgern haben, daß die Propyläen nicht auf Felsen stehn, sondern sehr wunderlich auf ebener Erde. *Hain.*

Rede an einen Knopf.

Eines Tages, da ich gerade mit Zusammennähen eines Hemdknopfloches, das ich mit starkem Niesen auseinandergesprengt hatte, beschäftigt war, fiel es mir, während ich fleißig nähte, so als wenn ich eine geübte Näherin geworden sei, mit einmal bei, an den ehrlichen Hemdknopf, diesen treuherzigen und bescheidenen kleinen Burschen, folgende, still für mich hingemurmelte, dafür aber nur um so aufrichtiger gemeinte Worte der Anerkennung zu richten. »Lieber kleiner Knopf!« sagte ich, »wie viel Dank und gutes Zeugnis ist dir der schuldig, dem du nun schon so lange und viele Jahre, ich glaube, daß es über sieben sind, treulich, fleißig und ausharrlich gedient hast, und den du bei aller Vergeßlichkeit und Nichtbeachtung, die er an den Tag gelegt hat, nie daran gemahnt hast, daß er dich einmal ein bißchen loben soll, dies geschieht nun heute, wo ich so recht klar zur Einsicht gekommen bin, was du bedeutest und was du wert bist. Du, der du dich während deiner ganzen langen, geduldigen Dienstzeit niemals in den Vordergrund stelltest, um in einige vorteilhafte, hübsche Beleuchtung und in einen grellen, augenfälligen Lichteffekt zu kommen, der du dich vielmehr stets mit einer nicht hoch genug zu schätzenden, rührenden und reizenden Bescheidenheit in der unauffälligsten Unauffälligkeit aufhieltest, wo du deine liebe schöne Tugend in der besten Selbstzufriedenheit übtest. Wie entzückst du mich, darum, daß du die Kraft bewiesen hast, die auf der Redlichkeit, auf dem Eifer und darauf beruht, keines Lobes und keiner Anerkennung zu bedürfen, nach welcher sonst alles, was irgend etwas leistet, geizt. Du lächelst, mein Bester, und wie ich sehe, schaust du schon ein wenig abgenutzt und verbraucht aus, du Lieber! Du ganz Vortrefflicher! Dich sollten Leute als Muster nehmen, die aus lauter Sucht nach immerwiederkehrendem Beifall krank sind, die da gleich vor Gram, Unlust und Gekränktheit hinsinken und sterben möchten, wenn sie nicht von jedermanns Gewogenheit und hoher Meinung in einem fort gehätschelt, liebkost und gehätschelt werden, du, du vermagst zu leben, ohne daß Einer nur

im entferntesten weiß, daß du überhaupt vorhanden bist, du bist glücklich, denn die Bescheidenheit beglückt sich selber, und die Treue fühlt sich in sich selbst wohl, daß du dir so nichts aus dir selber machst, ganz nur Lebensaufgabe bist oder wenigstens zu sein scheinst, hingegeben gänzlich an die stille Pflichterfüllung bist, die man eine herrlich duftende Rose nennen kann, deren Schönheit ihr selbst wohl fast ein Rätsel ist, deren Duft ohne die mindeste Absicht duftet, daß du, wie gesagt, das bist, was du bist und so bist, wie du bist, bezaubert mich, rührt, ergreift und bewegt mich und macht mich denken, daß es auf der Welt, die an unerfreulichen Erscheinungen so reich ist, hier und da Dinge gibt, an denen man Freude hat und die denjenigen, der sie sieht, glücklich, fröhlich und heiter machen«. *Robert Walser.*

Max Adler:

J. G. FICHTES DEUTSCHE

ZUNÄCHST, was bedeuten die Worte »Deutsches Volk«, »Deutsche Nation«, »Deutsches Vaterland« bei Fichte? Nichts von alledem, was ihren landläufigen Inhalt ausmacht, weder einen abstammungsmäßigen, noch einen territorialen Verband, noch eine historisch-politische Individualität, sondern sie sind geistige Werte, die ihre Realisierung überhaupt noch gar nicht in der Gegenwart haben, sondern erst von der Zukunft erwarten. Kurz, sie sind kein stolzer Besitz, wohl aber eine um so stolzere Aufgabe.

Den deutschen Nationalcharakter erblickt Fichte wirklich nur in einem Charakter im eigentlichen Sinn dieses Wortes, nämlich in der lebendigen Geisteskraft, an die unendliche Vervollkommnung der Welt durch die sittliche Tat des Menschen zu glauben. Daher die so ungemein für Fichtes Auffassung dieses ganzen Problems bezeichnende Definition der Deutschen in der siebenten Rede an die deutsche Nation, die lange nicht so bekannt ist, wie die Reden berühmt sind: »Alle, die entweder, selbst schöpferisch und hervorbringend, das Neue leben, oder die, falls ihnen dies nicht zuteil geworden wäre, das Nichtige wenigstens entschieden fallen lassen und aufmerkend dastehen, ob irgendwo der Fluß ursprünglichen Lebens sie ergreifen werde, oder die, falls sie auch nicht so weit wären, die Freiheit wenigstens ahnen und sie nicht hassen oder vor ihr erschrecken, sondern sie lieben: alle diese sind ursprüngliche Menschen, sie sind, wenn sie als ein Volk betrachtet werden, ein Urvolk, das Volk schlechtweg, Deutsche . . . Was an Geistigkeit und Freiheit dieser Geistigkeit glaubt und die ewige Fortbildung dieser Geistigkeit durch Freiheit will, das, wo es auch geboren sei und in welcher Sprache es rede, es gehört uns an und es wird sich zu uns tun. Was an Stillstand, Rückgang und Zirkeltanz glaubt oder gar eine tote Natur an

das Ruder der Weltregierung setzt, dieses, wo es auch geboren sei und welche Sprache es rede, ist undeutsch und fremd für uns, und es ist zu wünschen, daß es je eher je lieber sich gänzlich von uns abtrenne«*). Dieser schöpferische Glaube an das Neue ist nichts anderes als die Herrschaft der sittlichen Idee über den Menschen, aber einer solchen, die zur unmittelbar gestaltenden sozialen Tat führt, die Volk und Vaterland in den Fluß einer Entwicklung bringen, in der Politik und Moral immer mehr zusammenfallen sollen. Auf diese Weise werden Volk und Vaterland aus einem Selbstzweck, für den sie die gewöhnliche Betrachtung der Dinge hält, zu bloßen Mitteln der Herausarbeitung einer stets vollkommeneren Gemeinschaft, die erst wirklich auf diesen Namen wird Anspruch machen können, weil sie niemand im Volke mehr ausschließt oder auch nur zurücksetzt.

Fichte weiß selbst sehr genau, daß Volk und Vaterland in dieser Bedeutung »weit hinausliegt über den Staat im gewöhnlichen Sinne des Wortes, über die gesellschaftliche Ordnung, wie dieselbe im bloßen klaren Begriff erfaßt ... und erhalten wird«**). Aber darum ist ihm auch die Liebe zu Volk und Staat, die Vaterlandsliebe ein Begriff mit wesentlich neuem Inhalt von gleicher moralischer Energie, wie alle seine übrigen sozialen Gedanken. Sie ist kein konservativer Patriotismus, keine offizielle Liebedienerei, kein ängstliches Kleben am Althergebrachten und Angestammten. »In der Erhaltung der hergebrachten Gesetze, des bürgerlichen Wohlstandes ist gar kein rechtes eigentliches Leben und kein ursprünglicher Entschluß. Umstände und Lage, längst vielleicht verstorbene Gesetzgeber haben diese erschaffen, die folgenden Zeitalter ... wiederholen nur ein ehemaliges Leben.« Und darum betont Fichte auch geradezu den umstürzenden Charakter seines Patriotismus, er sei »nicht der Geist der ruhigen bürgerlichen Liebe der Verfassung und der Gesetze, sondern die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert«***).

Dem entspricht nun auch die Bedeutung, welche die Begriffe von Staat und Freiheit bei Fichte gewonnen haben. Sie sind Wechselbegriffe, die ohne einander nicht bestehen können. Dies macht eben

*) J. G. Fichte, Sämtliche Werke. VII. 374 und 375.

) Fichte, ebenda, S. 384. *) Fichte, ebenda, S. 386 und 387.

den bei Fichte grundlegenden Unterschied zwischen Notstaat und Vernunftstaat aus. Alle staatliche Organisation seiner Zeit, also nicht nur die absolutistische der deutschen Staaten, sondern auch die konstitutionelle Englands und der französischen Revolution erscheint ihm als bloßer Notstaat im Gegensatz zu dem erst noch zu begründenden Rechts- oder Vernunftstaat. Und dieser beruht auf der Durchsetzung des Rechtes als der Bedingung der Freiheit aller durch die vereinte Bestrebung aller. Einen solchen Staat des Rechts nennt Fichte auszeichnend ein »Reich«, und dessen revolutionäre Bedeutung recht hervorzuheben, mahnt er uns mit den feierlichen Worten, die gerade in der Rede über den Krieg stehen: »Mit dem Beginn dieses Reiches ist das menschliche Leben erst eingeführt und geboren. Vorher war nur der Embryo eines Menschengeschlechtes, mit welchem die ewige Zeit schwanger geht«[*].

Nur wer sich in diese Begriffe hineingedacht hat, kann hoffen, den wirklichen Sinn der Fichteschen Ansichten, und speziell seiner jetzt so gern zitierten, aber wenig gelesenen Rede über den wahrhaften Krieg zu verstehen. Ausgangspunkt hierzu muß sein, daß man sich Fichtes Stellung zu seiner Zeit vergegenwärtige. Er sah sie tief unter den Prinzipien seiner Lehre. Seine Schriften sind voll der Ausdrücke stärkster Nichtachtung und bittersten Tadels über das Leben und Streben gerade der gebildeten Stände seiner Zeit, obgleich sie die der anbrechenden bürgerlichen Herrschaft war. Berühmt ist das Gemälde, das er von ihr in den »Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters« entwirft, in welchen er dasselbe wegen seines rastlosen Strebens nach Besitz und komfortablem Lebensgenuß ohne alle höheren Ausrichtungen, wegen seiner spottenden Ablehnung aller Vernunftwerte, die sich nicht in Münze umsetzen ließen, das Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit nennt. Hierbei ist Sünde nicht etwa im vulgär-moralischen Sinn zu verstehen, wodurch diese Fichtesche Kritik auf eine Kapuzinade heruntergebracht wäre, sondern in dem Sinn, in welchem man von einer Sünde gegen den heiligen Geist spricht.

Sollte es bei diesen Zuständen verbleiben, dann ist für den Edlen nichts zu hoffen. Durch eine Nationalerziehung gedachte Fichte, wie bekannt, diese Besserung langsam, aber sicher herbeizuführen. Da

[*] J. G. Fichte, Nachgelassene Werke, IV, S. 419.

schien mit einem Male die gewaltige Volkserhebung von 1813 das Werk dieser Volkserziehung zu übernehmen. In diesem Sinn wandte sich das Hoffen Fichtes diesem Kriege zu, er war die Hoffnung seiner stürmenden Seele, Erfüllung für die Sehnsucht nach der großen gesellschaftlichen Umwälzung, aus der die deutsche Nation wie neugeboren hervorgehen sollte, um endlich an ihre Aufgabe heranzutreten, »das Reich« herzustellen, den wirklichen Rechtsstaat. Auch für Fichte war der Krieg von 1813, was er für das deutsche Volk überhaupt gewesen, und was recht unglücklich bloß als nationale Erhebung bezeichnet wird, kein bloßer Krieg, sondern die deutsche Revolution nach der französischen, in der das deutsche Volk mit der französischen Fremdherrschaft auch die heimische Gewaltherrschaft des Absolutismus zu brechen gedachte. Das war der politische Sinn der Befreiungskriege. Und dies spricht aus jeder Seite der Fichteschen Schrift über den wahrhaften Krieg.

Darum beginnt sie auch mit einer Schilderung des Abstandes des bestehenden Staates von der Vernunftaussicht. Denn, meint Fichte, mit einer auch unsere Zeit trefflich orientierenden Bemerkung, von der Ansicht, die man vom Staate hat, hängt auch das Urteil über den Krieg ab. Für die gewöhnliche Ansicht gibt es nur ein Höchstes: möglichst gute Erhaltung des Lebens, es habe daher der Staat keine andere Aufgabe als die Erreichung dieses Zieles zu schützen. So wird der Staat zum bloßen Mittel der Eigentumsvermehrung, des Gütererwerbes: »Der Staat eine Anstalt der Eigentümer . . . die Staatsgewalt der Diener dieser Eigentümer, der von ihnen für diese Dienste bezahlt wird«. »Hieraus folgt nun im allgemeinen: Die Menschheit zerfällt in zwei Grundstämme, die Eigentümer und die Nichteigentümer. Die ersteren sind nicht der Staat..., sondern sie halten den Staat, wie ein Herr sich einen Bedienten hält, und der letztere ist in der Tat ihr Diener...«[6].

In überraschender Klarheit und mit unerbittlicher Logik entwickelt Fichte nun die Konsequenzen dieses Klassencharakters des Staates nach der Richtung, daß er die Entstehung eines wirklichen Gemeinsinnes aller seiner Mitglieder und damit eines wahren Nationalgefühles durchaus unmöglich mache. Daß die Nichteigentümer kein

[6]) Fichte, Nachgelassene Werke, IV, S. 404.

Interesse an einem solchen Staatsgebilde nehmen können, ist ohne weiteres klar. Aber auch die Eigentümer haben kein inneres Verhältnis zu diesem Staat als solchem. »Es ist den Eigentümern«, sagt Fichte, »durchaus gleichgültig, wer sie schützt, wenn sie nur geschützt werden, das einzige Augenmerk dabei ist: so wohlfeil als möglich. Der Staat ist ein notwendiges Übel, weil er Geld kostet, man muß aber jedes Übel so klein machen als mögiich«*). Auf diese Weise überlassen die Eigentümer die Landesverteidigung gerne den Herrschern, die Kriege werden so zu Privatstreitigkeiten derselben, denen gegenüber die Besitzenden nur den Wunsch nach baldigster Beendigung dieser unliebsamen Störung ihres Erwerbes hegen, wobei sie sogar nichts verloren haben, wenn sie durch den Krieg einen neuen Herrn erhalten, da dieser geradeso in seinem Interesse für ihr Wohl werde sorgen müssen wie der frühere. ⟨A. a. O., S. 405—409.⟩

Allerdings paßt nun diese Analyse des Eigentümerstaates nicht mehr auf den heutigen kapitalistischen Staat, was aber der Kritik Fichtes nichts von ihrer prinzipiellen Bedeutung nimmt, im Klassenstaat ein untaugliches Mittel für die Begründung eines wahrhaften Nationalbewußtseins zu sehen. Wenn es im kapitalistischen Staate den Besitzenden nicht mehr gleichgültig ist, wer ihn beherrscht, so deshalb, weil sie selbst Herrscher in ihm geworden sind. Denn sie treiben nicht mehr ruhig ihren Erwerb *unter* einer Regierung, sondern sie regieren selbst und wollen immer fester regieren, um immer ungestörter erwerben zu können. Die Gleichgültigkeit der Besitzenden gegen die nationale Geltung und Herrschaft ihres Landes ist geschwunden, weil ohne sie ihr Besitz und Erwerb nicht mehr davor behütet werden kann, fremder nationaler Ausbeutung zum Opfer zu fallen. Sie ist geschwunden gegenüber dem Staat als Macht- und Wirtschaftsbegriff, nicht aber als Kulturbegriff. Und darin liegt ja der Grund für die Entstehung jener Mimikry eines Nationalbewußtseins, das die feierliche Tracht eines echten Gefühles anlegt und eine Begeisterung für seine partikularen Interessen in Anspruch nimmt, die nur das Ganze und Allgemeine verlangen dürfte. Deshalb gilt das Resultat, zu dem Fichte in der Kritik des Klassenstaates seiner Zeit kam, auch noch für alle späteren Formen desselben: »Den Erleuch-

*) Fichte, Nachgelassene Werke, IV, S. 404.

teten geht ein Staat, aufgebaut auf den Grundbegriff der Eigentumserhaltung, mit allem seinem Treiben in einem Krieg gar nichts an, außer wiefern er ihn betrachtet als den Entwicklungspunkt eines Reiches der Freiheit. Sein Zweck ist nur das letztere, für dieses aber, und falls es auch selbst noch nicht in der Wirklichkeit wäre, für die Hoffnung und künftige Möglichkeit desselben ist er stets bereit, Eigentum und Leben auf das Spiel zu setzen.« ⟨A. a. O., S. 418.⟩

Daraus ergibt sich nun Fichtes Stellung zum Krieg und seine tiefsinnige Lösung, wann ein solcher ein wahrhafter, gerechter und notwendiger sei. Nur derjenige Krieg, der auf Herbeiführung des Vernunftstaates gerichtet ist, oder, da dieser doch noch in weiter Ferne liegt, in einem seine Verwirklichung befördernden Geiste geführt wird, ist ein wahrhafter Krieg. Jeder andere, der nur Interessen und Ziele der Herrschaft und des Besitzes verfolgt, gehört mitsamt seinen Vorstellungen von Nation und Staat in die alte Welt des Notstaates, die zu überwinden sittliche Pflicht ist. Da aber eine Grundbedingung jenes Reiches der Vernunft die Freiheit und Selbständigkeit ist, so ist vor allem ein Krieg für diese Güter ein wahrhafter Krieg, wohlverstanden: für Freiheit des Volkes, nicht etwa des Handels oder der Meere, was nur ein anderer Ausdruck für Herrschaftsinteressen ganzer Völker ist.

Wird nicht aber jeder Staat seinen Krieg als einen solchen für Freiheit und Selbständigkeit ausgeben? Das wird in vielen Fällen nicht möglich sein, die schon dadurch gerichtet sind. »Wenn aber die vorausgesetzten Dolmetscher des öffentlichen Willens selbst reden von Freiheit und Selbständigkeit der Nationen und eine Kriegsweise befehlen auf Leben und Tod, ohne Schonung des Eigentums, wie sie möglich und rechtlich ist nur in der wahren Erkenntnis, dann soll dem Erleuchteten sich das Herz erheben beim Anbruch seines Vaterlandes, und er soll es begierig als wahren Ernst begreifen.« Das heißt, der auf Verwirklichung des Vernunftstaates gerichtete feste Geist soll die Parole der Freiheit und Selbständigkeit, in welchem Sinne immer sie ausgegeben wurde, in seinem Sinne erfassen. Er soll den Argwohn beiseite lassen, als würde diese Parole nur als Mittel gebraucht. Denn »sein Argwohn könnte machen, daß es geschähe: sein für Ernst nehmen kann machen, daß es Ernst wird«. Wenn freilich

nachher sich zeigte, daß der Argwohn doch recht behalten habe, »wenn nach Errettung im Kampfe abermals die Selbständigkeit der Nation dem Vorteil der Herrschenden aufgeopfert würde«, dann könnte unter einem solchen Staat der Vernünftige nicht bleiben. Sein Wirken in der Gesellschaft hat nur so lange Sinn, als er die Hoffnung hegen kann, den Keim einer freien und rechtlichen Verfassung zu legen. Ist dies nicht mehr der Fall, dann ist für ihn auch nichts mehr zu erwarten. »Ein solcher Staat befindet sich im Zustand der Verstockung und hat öffentlich das Siegel der Verwerfung sich selbst aufgedrückt. Der Edle rettet sein unsterbliches Leben, indem er ihn flieht.« ⟨A. a. O., S. 413—415.⟩

So ist denn die Antwort Fichtes auf seine Frage nach dem wahrhaften Krieg ganz im Sinne seiner tatbegründenden Philosophie des Geistes: die Rechtfertigung liegt nicht in dem, was wir tun, was ja ohnedies kaum je in unserer Macht liegt, sondern wie wir es tun, in welchem Geiste. Nur wenn ein Krieg in solchem Geist geführt wird, daß er unmittelbar tauglich wäre, ein Reich der Freiheit aller zu begründen, dann ist er kein Abfall von der Höhe menschlicher Kultur. Ist dies aber noch ein Krieg oder nicht eher eine Volkserhebung für die Freiheit? Jedenfalls wird nur ein solcher Geist, wo er entscheidend wirkt im Leben der Völker, imstande sein, jeden Krieg zu beendigen oder schon von Anfang an zu verhüten, sobald er überhaupt nicht als Mittel der Freiheit möglich ist, dann wird er aber selbst dort, wo dieser Geist noch in der Minorität ist, ein Keim und Anfang zur Überwindung des Kriegsübels sein.

Den deutschen Nationalcharakter sieht Fichte nun dazu auserlesen, ja eigentlich darin gegeben, daß ihm die geschichtliche Aufgabe zugefallen sei, die Verwirklichung des Vernunftreiches zu bringen und zu diesem Zweck den Geist des wahrhaften Krieges zu hegen. Das ist, wenn man will, der Chauvinismus Fichtes, den wir uns recht sehr gefallen lassen, sobald man ihn nur erst verstanden hat. Denn was bedeutet diese nationale Berufung der Deutschen zur Einführung des Vernunftstaates? So wie die deutsche idealistische Philosophie im Grunde nichts anderes ist, als die Philosophie des Sozialismus, so ist der große politische Gedanke Fichtes, daß die Bestimmung der Deutschen gerichtet sei auf die Umsetzung dieser Philosophie in gesell-

schaftliche Tat durch Verwirklichung des Rechtsstaates nichts anderes, als die Bestimmung der deutschen Nation zur Begründung und Durchführung des Sozialismus. Dies verkündet die Zukunftshoffnung, die Fichte am Abend seines Lebens in der Rede über den wahrhaften Krieg, zwar nicht zum erstenmal, aber besonders nachdrücklich von den Deutschen ausspricht: »Und so wird von ihnen aus erst dargestellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblicken, ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, ohne welche die alten Staaten nicht bestehen konnten: für Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt. Nur von den Deutschen, die seit Jahrhunderten für diesen großen Zweck da sind und langsam demselben entgegenreifen, ein anderes Element ist für diese Entwicklung in der Menschheit nicht da.« ⟨A. a. O., S. 424.⟩ »Nur von den Deutschen« — das verstehen wir nicht mehr als ethnische Absonderung, sondern nur noch als Kennzeichnung einer besonderen Geisteswelt, die überdies mehr Verpflichtung, als Auszeichnung ist.

Wird diese Verpflichtung schon allgemein empfunden in dieser Zeit des Weltkrieges, die sich gerade national so groß fühlt? Wer dürfte wagen, dies zu bejahen. Und darum gilt auch für uns das resignierte, aber doch zugleich selbstbewußte Wort, das Fichte bei Abbruch seiner Vorlesungen infolge des Krieges von 1813 seinen Hörern zurief: »In einer solchen Lage, was können die Freunde der Geistesbildung tun? In ihnen ist niedergelegt das Unterpfand eines einstigen besseren Zustandes. Zeit kann verloren gehen, aber auf diese kommt nichts an, denn wir haben eine unendliche vor uns: daß aber die in ihnen niedergelegten und aus ihnen sich entwickelnden Prinzipien eines besseren Zustandes nicht verloren gehen, darauf kommt alles an.«

Paul Claudel:

DER RUHETAG

DREI AKTE

Übertragung von Jakob Hegner

PERSONEN:

Der Kaiser
Der Erbprinz
Die Erscheinung des Kaisers Hoang-Ti
Der Engel
Der Dämon
Der Beschwörer
Die Mutter
Der Stimmführer
Der älteste Prinz
Gefolge

ERSTER AKT

⟨Alle werfen sich vor dem Kaiser hin und berühren mit der Stirne den Boden.⟩

Der Begrüßer: Verehrung deinem geweihten Antlitz!
Soweit wir uns zurückversetzen, bis wo der Anfang der Zeit seinen Halt hat,
Haben die Unmengen Menschen die Sonne gesehn, eine Schwebende zwischen Himmel und Wasser,
Und auf der Erde beständig den Kaiser, welcher den Schwerpunkt innehat und die Mitte.
Und heute ⟨denn so wie es recht ist, sind wenige nur
Vor dein Angesicht zugelassen⟩ dürfen auch wir
Deine Gegenwart feiern, o Sohn des Himmels.
Es sind deine Namen: der Erste, der Einzige, Einige,
Jade-Stab-Halter, Gelb-Kleid-Bekleideter, Bändiger, Wägender,
Einklang, Mittel, Weg, Umkreis, Grundlegung, Heim und Ursprung.

Dir unter den Männern allen ist der Thron bereitet!
Du bist der Vater des Hauses: wenn er tot ist, sind die Kinder verstreut, solang er im Hause weilt, wirken die Brüder gemeinsam;
Du der Landgebieter, und die Geschlechter der Menschen
Wachsen auf und folgen einander in deiner gnädigen Vorsehung, Herr!
Du bist das Gemeingut, die Quelle der Ehrfurcht,
Sitz des Gesetzes, Siegel du der Gerechtigkeit, der austeilt das Wasser, Bewahrer des Altertumes, soweit
Urerstes Weistum überliefert ist.
Du bist der Herr der Formen, der dreihundert Anstandsformen und aller dreitausend frommen Gebräuche, du regelst
Die Ordnung, welche den Himmel an die Erde bindet, so wie der schimmernde Mond!
Und darum fallen wir ehrerbietig, die Stirn im Staube, deiner Hoheit zu Füßen.

(Alle werfen sich zugleich hin.)

Der Kaiser: Erstattet euern Bericht.
Der Kanzler: Du hast deine Diener vor dir, durch die du siehst und mit deren Händen du wirkest.
Der Regen steigt nieder vom gütigen Himmel, die Hand des Wassers erstreckt sich über die Erde.
Da bleibt sie nicht unfruchtbar, streng nach der Reihenfolge der Zeiten bringt sie ein reiches Opfer hervor.
Aus ihren uralten Schätzen
Setzt sie die Nahrung hin vor die Menschen, sie sollen sie mischen mit ihrem Speichel und essen,
Damit ihnen nicht das Feuer im Herzen erlösche, doch daß es brenne und Licht erzeuge
Und also der Mensch die Fähigkeit hat, zu sehen, zu hören und zu begreifen in seinem Geiste.
Das Männliche eint sich dem Weibe, so wird das Volk geboren,
Das du mit Weisheit leitest nach den Gesetzen der Klänge und der Vorschrift des Altertums.
Im Westen erhebt sich die Erde zur Andacht.
Der Norden begrenzt dein Reich, die Herrscher des Südens

Haben dein Siegel empfangen und schicken dir Abgaben zu.
Im Osten sodann das Meer,
Still, ohne Grenzen, ewig.
Und dort auch das dunkle Himmelstor, aus dem die Sonne aufgeht.
Dies sind die Grenzen deines Reiches.
Und Reich der Mitte heißt es, Morgen-Friede-Land,
Und rund ist es wie eine Schale, das Tagesgestirn liegt inmitten wie eine Frucht,
Und der Drache, der große, rollt sich darum, man weiß nicht, wo er beginnt, wo er endet.
Und wider die Drehung des Sternenhimmels
Fließen die Ströme einmütigen Laufes, ihr zu begegnen. Die Menschen streben aus ihren Häusern hinaus ins Grüne,
Die Ackerbauer, auch die in den Kähnen wohnen und die aus den Hunderttausend-Städten.
Der Kaiser: Wie steht es um das Reich?
Der Kanzler: Alles ist ruhig, so wie es ausgedrückt wird durch das Zeichen: Ich höre die Glocken der Bergklöster klingen.
Nirgends Hungersnot, nicht Pest, noch Krieg.
Der Landmann hat seinen Reis geerntet,
Den Tee, die Seide, Honig und Baumwolle, er hat sie verkauft,
Und ans Ende seiner Geldschnur hat er haltbar den einwandfrei richtigen Knoten geschlungen.
Das Recht offenbart sich in den Gerichten und im Verkehr, wie der Alaun, der aus dem Schmutz das reine Wasser scheidet,
Oder wo es fehlt,
Dann der Richtspruch, dessen Wert nicht geringer ist.
Also melden die Läufer, die vom Morgen bis zum Abend eintreffen.
Aber es sei mir zu reden gewährt.
Der Kaiser: Was hast du zu sagen?
Der Kanzler: Verehrung deinem geweihten Antlitz!
Warum hat es meinem Gebieter gefallen, da er die Hauptstadt verließ und den heiligen Brauch übertrat,
Diese Einöde zum Wohnsitz zu wählen, wo das Grab des Urzeit-Kaisers ist?

Keiner kennt seinen Namen, noch sein Alter, sein Zeichen wurde nicht wiedergefunden in den Büchern der Geschichte.

Nur ein mächtiges Steinbild mit unerkennbaren Zügen, verwitterten Gliedern liegt hingestreckt im hohen Gras.

Es hat meinen Herrn gefallen, auf ahnungsvolle Träume hin

Sich hierherzubegeben, zu opfern allhier,

Diesen Tempel zu baun und darin zu wohnen, und er will nicht zurück in seine Stadt.

Geruhe doch der Kaiser, uns zu belehren.

Der Kaiser: Gibt es etwas Neues im Reich?

Der Kanzler: Was sollt es Neues geben, Herr?

Der Kaiser: Ich befehle, daß man offen rede.

Der älteste Prinz: So will ich denn reden, o König! Dein Volk hebt seine Hände zu dir.

Nicht der Wein, nicht die Spenden von Reis und Bohnen

Stillen die Toten, noch die Kleider, die man ihnen weiht.

Die Schatzscheine täuschen sie nicht, die Flamme blendet sie nicht, noch verdrießt sie der Lärm der Becken und Trommeln.

Doch schweifen sie nachts in den Feldern oder im Nebel über die Flüsse, und rattengleich wimmeln sie um in den Häusern.

Dies eingesunkene, ausgeweidete Volk, was haben sie uns zu quälen, was sammeln sie sich um die Feuerstätten, zähneknirschend beim Aushauch des prasselnden Fetts?

Wie wären sie sichtbar, sie, die der Dämon gleich einem Dieb ihrer Leiber beraubt hat?

Doch sterben die kleinen Kinder oder sie werden von Krämpfen ergriffen.

Die Menschen müssen die Arbeit lassen, beklommenen Herzens, den Zopf um den Schädel, drehn sie den Kopf von einer Seite zur andern,

Und in der tiefen Nacht, von kaltem Schrecken erfaßt,

Fahren sie auf aus dem Schlaf wie einer, der eine Natter um seinen Schenkel geringelt findet.

Keine Bitte rührt sie. Der arge Besuch kennt kein Lächeln.

Hartherziger sind sie als Greise, trübseliger noch als die Würmer.

Der heilige Tierschädel mit dem Sonnenabbild auf der einen Schläfe,

dem des Mondes auf der andern und der weiblichen Geschlechtsinschrift auf der Stirn

Verschließt nicht den Spalt in der Erde, und weder die Zaubersprüche noch die Musketen- und Mörserschüsse vernichten die Gespenster.

Die Kalten

Drängen sich in unsern Kreis, sitzen lautlos mit bei Tische, hören alles, was man spricht, und wenn die Lampe ausgelöscht ist, so tasten sie uns an.

Sie entsteigen dem Boden wie ein Dampf, und der Landmann, der mit dem Eisen die alten Schlachtfelder durchschneidet, lockert sie auf zu Tausend und aber Tausend.

Herr, entdecke das Mittel! Sohn des Himmels, schließe die Pforte der Erde! Verwehre den Toten, daß sie kommen, uns zu quälen.

Sie haben ihr Leben gelebt. So mögen sie jetzt in den Särgen ruhn, die sie von uns empfangen haben.

Und aller Arbeit ledig, sollen sie uns die Nahrung nicht neiden.

Der Kaiser: Ich bin der Herr der Lebenden, ich habe keine Macht

Über das Volk der Toten.

Wer etwas zu sagen hat, spreche.

Der älteste Prinz: Erlöse uns von der unreinen Fühlung der Toten!

Unser Volk sieht keinen über sich, nur dich allein.

Wem ist die Wohnung des Totenkaisers bekannt,

Und wer von uns kann ihn aufsuchen und würdig vor ihm erscheinen?

Um deinetwillen sprich mit ihm, o Herr!

Sein Reich ist doch groß genug, auch ohne daß es in unseres übergriffe.

Der Kaiser: Was weiß man von diesem Reich, unserm Nachbarn?

Der oberste Prüfer: Kein Pilger hat jemals den Staub von dort auf seinen Füßen heimgebracht, und keiner versteht, was die Toten reden mit ihrem Eisesatem.

O Herr, wir sind in dieser Welt wie ein Bettler, der, wenn er aufsteht, mit seinem Kopf an das Dach stößt,

Und streckt er die Arme aus, berührt er die Wände seines Hauses.

Darüber hinaus ist ein blindes Gebiet, ohne Maßstab, ohne Anhalt.

Versetzen wir uns in die einstigen Zeiten, finden wir nirgends ein Licht.

Greifen wir zu den alten Schriften, dann sind das unentwirrbare Rätsel.

Die Weisen sterben darüber hin, verdunkeln und fälschen, und ihre Nachfolgerschaft

Überwindet nicht die Schwierigkeit der vierundsechzig Kuas.

Das niedere Volk aber zahlt die Priester und die Beschwörer, zündet Papier an, Kerzen und Weihrauch und ehrt so die Götter, die Göttinnen und die Dämonen.

Himmel und Erde sind voll von ihnen, die Bäume, das Meer, die Felder, die Berge, die Straßen und Buden.

Sie malen sie grün oder rot, mit fletschenden Zähnen, brüllend, die Augen aus dem Kopf getrieben, hundertgliedrige Waffen-, Gefäße- und Lärmgerätschwinger,

Grauenhafte Herrscher.

Die Priester hinwiederum sagen,

Daß alles, was stirbt, wiedererersteht, und daß nichts

Die Lebenskraft austilgen kann, sondern alles treibt neu: ihr müßt wiedergeboren werden! Unselige, ihr müßt immer wieder sterben!

Dies ist alles, was der Weise im Spiegel seines Geistes erblickt, ob er nun die übereinandergeschichteten Himmel betrachtet oder die Erde

Mit ihren Völkern von Menschen und Tieren oder die Tiefe der achtzehn Unterwelten.

Aber wie es auch immer sei,

Ob gar der Leib und die Seele zusammen verfaulen in ihrer Holzschachtel drin, wo die Eingeweide vergehn und die Knochen,

Gegenwärtig ist die Sache nicht sicher, und es genügt, wenn jeder Still begnügt hinlebt, indem er die fünf Gebote befolgt.

Doch siehe, da lassen die Toten uns keine Ruhe, wie rechtlose Rotten

Halten sie nicht vor den Mauern still, noch schreckt sie die kaiserliche Verordnung.

Der Kaiser: Wer fabelt von der Größe unsers Reiches und der Hunderttausend-Städte,

Die wie Räucherpfannen in den Garten eines Tempels also hineingestellt sind in die Weite seines Umfangs?

Denn dieses andere Reich umgibt es, und es lebt nichts, das ihm nicht zinspflichtig wäre, ich selbst, der Kaiser,

Will hingehn und mich in Anbetung niederwerfen vor Yalo.

Wir haben Kenntnis von dem Unglück unsrer Völker, von dem Elend der Furcht,

Und daß es nicht ein leerer Schrecken ist oder Ausgeburt eines Geistes, der schläft.

Unser eigenes Schloß ist von der Heimsuchung nicht verschont geblieben.

Dies erwägend ‹denn unsre Herrscherpflicht will,

Daß unser Volk, von Furcht und Gewalttat frei,

In Frieden lebe unter dem Schutze unseres ausgestreckten Armes›

Erkennen wir: ein Himmelsgesetz ist gebrochen, gehört doch die Erde denen,

Die sie bebaun, und die Toten haben kein Recht unter ihnen.

Wenn sie sich also in unsern Umgang mengen, hereinkommen, an unsern Tisch sich setzen, unsern Schlaf verseuchen

Und unsers Rechtes nicht achten, müssen wir selbst

Einen Eingriff verschuldet haben.

Es mahnte uns nun die Stimme der mundlosen Träume, wir lassen die Stadt, und vom eisigen Atem gewiesen,

Erkunden wir das Grabmal des Urzeit-Kaisers.

Hier liegt er, ganz allein in dieser Öde.

Wir haben ihm Opfer dargebracht, und wir, sein Nachfolger in der unzerstörbaren Mitte,

Bloßfüßig und der kaiserlichen Würdezeichen bar,

Huldigen ihm, und wie ein Sohn bei seinem Vater schlafen wir neben ihm auf dem Boden

In der Hoffnung einer Antwort, eines Winks von ihm.

Und also ließ ich diese Grube in die Erde höhlen, stehe darübergebückt und rufe.

Denn die Stimme des Menschen ist wohl schwächer als der wilde Schrei der Tiere,

Dennoch reicht sie zum Himmel und sprengt die Decke der Erde.

— Hörst du, Kaiser, was wir sagen?

DAS GEFOLGE:

Einer: Höre uns!

Ein andrer: Höre uns!

Ein dritter: Herr! Herr! Unser Herr!

Ein vierter: Komm herauf!

Ein fünfter: Sprich!

Ein sechster: Entsteige! sprich! o Toter, höre das lebende Wort!

Tiefer, Verborgener, Unterirdischer,

Höre uns in der Tiefe! höre uns in der Enge! höre uns im Abgeschiednen!

Ein siebenter: Verrate den Zauberspruch! bringe das Heil herauf! nenne das schwarze Wort!

Ein achter: König des Anbeginns, Herrscher des Westens, o höre!

Der älteste Prinz: Gewiß, er hört nicht, er schläft.

Wie ein Mensch, der das Mondlicht betrachtet und hört da von fern einen leisen Schrei

Und sich nicht darum kümmert, also umwickeln ihm

Die hunderten Jahre das Haupt, und der unwiderrufliche Tod stopft ihm den Mund zu.

Der Kaiser: Ehemals schweiften die Menschen.

Dieser hier war einer der ersten Fürsten,

Die sich als Heeresbildner der Erde bemächtigt haben,

Im Widerstand gegen die wilden Völkerschaften, und wie ein Stier auf seinen vier Beinen,

Faßten sie Fuß auf ihr und entschlossen sich, sie zu besitzen.

Ein Geschlecht von Riesen, und ihre Seele stak ihnen in den Gliedern wie das Messer in seinem Griff.

Inmitten der Heerscharen schritten sie vorwärts wie Elefanten, und hoch über ihren Völkern, Waffen in beiden Händen, den Bogen auf der Brust, hielten sie ringsherum Umschau.

Damals war das Göttliche noch unbekannt, und vor dem höchsten Wesen beugten sie nicht das Knie.

Witternd, die Nasenflügel dem Dufte der würzigen Erde geöffnet,

Erhoben sie sich in der Zuversicht ihrer Kraft und ihrer langen Lebensdauer.

Vernimm uns, Gewaltiger, antworte!

Ich bin es, der Kaiser, der zu dir spricht! Erstehe! gib Antwort!

Der oberste Prüfer: Dieser war deinesgleichen, und nun in seinem Tod entzieht er sich deinem Rufe.

Die Worte an ihn

Zerstäuben wie Asche, die Macht der Stimme verdampft vor ihm.

Der Kaiser: Was also soll ich beginnen und welche Worte reden,

Damit die Tauben hören, die Stummen Antwort geben und die ohne Leiber erscheinen!

Höre uns, König, so du für dieses Volk, das du hereingeführt hast,

Noch eine Spur von Mitleid fühlst. Enthülle den Grund, nenne

Das Mittel, was war unsre Sünde? Das ganze Volk soll nicht der Strafe verfallen!

Doch billig ist, wenn es sein muß, daß ich, der Kaiser, büße und sterbe. Ich bete die Worte, die Tschu unter dem Maulbeerbaum sprach:

Laßt mich vergehn und mit mir mein Geschlecht, und es werde mein Stamm aus der Erde gerottet!

Der Beschwörer: O Kaiser, so spricht man nicht zu den Toten.

Der Kaiser: Wer ist das?

Der Verschnittene (drängt sich vor und wirft sich nieder): Verehrung deinem geweihten Antlitz! Verehrung deinem geweihten Antlitz! Möge mir deine Erhabenheit vergeben und mich nicht dem Tode überweisen!

Das ist ein Meister der geheimen Künste.

Ein Mann aus dem Sand-Land-Kamm, wo das Einhorn wiehert und die Geister Gewalt haben.

Er hat die drei Ausatmungen vollbracht, die durch die Nüstern, und ausgetrieben aus seinem Herzen der Übel alle drei,

Die Leidenschaft, das Begehren, das Unwissen.

Aufrecht und starr wie ein Wurfspieß, die Augen auf die Nase gerichtet,

Die Zungenspitze gegen den Gaumen gebogen, hat er sich selbst begriffen.

Und wie er so seine Seele dem Zwang entzog, ein mittendrin getroffener Gong,

Hat er das Weltall erschüttert und aufbeben machen die Götter des Lichts und des Abgrunds.

Die Sitten der Abgeschiedenen hat er erforscht, und wie ein Tiger den Fisch ausspäht,

Wie ein Jäger das Netz an den Ausgang der Höhle legt,

Das Wild ausräuchert oder das Frettchen hineinläßt,

Also zieht er mit seinen Sprüchen die Toten aus der Erde und fängt sie im Fallstrick seiner Zauberraute.

Der Kaiser: Das sind verfehmte, verbotene Künste!

Wo bleibt die Achtung? wo unser Totengedenken? Soll dieser Übeltäter mächtig sein, die Seelen der Menschen zu fesseln, zu foltern?

Solches Gezücht muß ausgetilgt werden, wie es die Vorschrift verlangt, und du warst allzu kühn, ihn vor uns zu bringen.

Auch gegen die Macht, die sie also erlangen,

Wo steht da die unsre und die der obersten Ordnung?

Es ist nicht gut, daß einer sich dem Gesetz enthebe und bloß von sich selbst abhängig sei.

Sie setzen Märchen in Umlauf von Tod und von Wiedergeburten und leiern, und drehn dazu irgendein Rad,

Die Seele, wie schändlich und schrecklich! der Menschen

Glitte in Tierleiber über und alles sei eitel und arg und eigentlich weder Gutes da, noch Böses, noch Wahres, noch Falsches.

Solche Lehren sind ruchlos, verdammenswert sind sie, und wenn wir die heiligen Bücher befragen, finden wir nirgends dergleichen.

Und wo auch bliebe, wenn ich Urteil spreche, meine Befugnis, und wenn ich strafe, wo mein Erwägen? Dies ist ursprünglich, wahrhaft und ewig,

Daß das Übel im Übeltäter bestraft wird und jeglicher Mensch

Nur für sein eigenes Tun Verantwortung trägt. Das allein ist zu wissen nötig, und alles übrige Tollheit.

Doch diese Leute hausen im Dunkeln in enger Fühlung mit Larven und mit Dämonen, und die Gegenwart dieses hier befleckt

Die Hoheit, womit ich bekleidet bin.

Der Verschnittene: Verehrung deinem geweihten Antlitz!

Möge die Not, die Not mich entschuldigen!

Der Kaiser: Mir graut!

Fürwahr, es macht mir Pein, zu solchen Mitteln zu greifen.

Der älteste Prinz: Die Toten mischen sich unter uns, so tun sie ein Unrecht, und als Gesetzesfrevler sind sie deiner Obrigkeit unterstellt.

Verwende den, der sie zu nehmen versteht. Und wer kann ohne einen Dolmetsch mit den Barbaren verhandeln?

Der Kaiser: Ich will keine Schwarzkunst gebrauchen! Ich ängstige mich. Kein Heil erwächst aus diesen verwerflichen Machenschaften.

Der älteste Prinz: Der Himmel selbst hat dich an dieses Grabmal gewiesen.

Der Kaiser: Ich rief, und es wurde mir kein Bescheid.

Der Beschwörer: Hocherhabener Kaiser, du sprichst zu den Toten nicht, wie man soll.

Wenn der Feind im Land ist, wirst du dir Gutes von ihm erwarten, ihm mit Bitten begegnen und mit Worten des Tadels?

Er aber wird von der Not getrieben oder vom bösen Willen, und seine Absicht ist, uns Schaden zu stiften.

Gleicherweise verbreiten die Toten sich über die Städte, über die Felder und schinden dein Volk.

Ob sie nun streben, sich neu zu verkörpern,

Ob sie bloß in die Irre taumeln, und ebensowenig wie das Getier die menschliche Sprache begreift, keinesfalls fassen sie deine Rede

Ich hingegen werde nicht flehentlich nahn, ich decke mich mit dem schrecklichen Wort,

Ich rüste mich mit der Formel, die die Weisen auf dem Grunde der tiefen Betrachtung gefunden haben,

Und wie einen Räuber, den man des Nachts bei den Haaren oder wo immer packt,

Will ich aus seinem Grab diesen Toten zerren und ihn zum Sprechen zwingen.

Der Kaiser: Willst du, Elender, wagen, dich an der Seele des großen Kaisers zu vergreifen?

Der Beschwörer: Ich bin der Arm, über den du verfügst.

Der oberste Prüfer: O laß das Zögern, errette dein Land.

⟨Der Kaiser bleibt einige Zeit nachdenklich, dann gibt er das Zeichen seiner Einwilligung. Der Beschwörer wirft sich vor ihm nieder und beginnt, nachdem er sich wieder erhoben hat, mit seinen Vorbereitungen. — Zaubervierecк, Weihrauch. — Dunkelheit. — Die Bühne ist nur noch von roten, auf den Boden hingestellten Kerzen erleuchtet. — Der Beschwörer schlägt auf ein großes ehernes Schallbecken, doch nicht zu stark, und wartet, bis die Schwingung aufgehört hat. — Alle verhalten sich ganz still.⟩

Der Beschwörer ⟨hockend, halblaut⟩: Om! a, a, i, i, ū, ū, ri, ri, li, li, e, ai, o, u!

Om! ka, kha, ga, gha, na! ⟨Er schließt mit leiser Stimme und wiederholt mehrmals die selbe Formel.⟩

⟨Er richtet sich auf und sagt laut⟩

Om! a, a, i, i, ū, ū, ri, ri, li, li, e, ai, o, u, angha, tschwaha!

Höre! höre!

Ich beschwöre dich durch die Kraft der Zeichen,

Die Selbstlaute, die der Geist aus dem tief erschlossenen Leibe ausstößt,

Die breiten und spitzen, das A und das I,

Und die Mitlaute, durch die der Mund sein dreifaches Torwerk, die Zunge, die Zähne, die Lippen entriegelt.

Höre die Urlaute! Lautebildend, einen an einen, wie man die Kinder lesen lehrt, lege ich meinen Mund an dein Ohr.

Höre, Toter, die lebende Sprache, höre die Menschensprache!

Das Wort, das in der Höhle der Seele sich denkt, sich selbst, und sich gestaltet!

Höre und sprich!

⟨Er schlägt einmal auf den Gong. Dann nimmt er eine schwarze Henne, tötet sie und sprengt ihr Blut, zusammen mit Reiskörnern auf das Zaubervierеck⟩

Wittere! hier ist Blut! iß! hier ist Reis!

Atme das warme Leben, atme die Speise,

An die sich das Herz alles Lebendigen klammert,

Und dies ist der Reiz der Besinnung, wodurch die Seele bei sich selbst zu Haus ist.

Erinnere dich! komm wieder!

⟨Er schlägt einmal auf den Gong⟩

Dies ist der Augenblick! erscheine! erscheine!

Ich beschwöre dich bei der Erde und bei dem Feuer, das aus der Erde bricht

Und das die Nahrung bereiten hilft und den Opferteil für die Götter und die Dämonen

Und für die Wächter, die aufgestellt sind an den vier Gestaden der Welt! Erscheine!

⟨Unterirdisches Grollen⟩

O! o! ki! ki! erscheine! erscheine!

Ich bücke mich, siehe, wie einer, der Feuer entfacht!
Ich beschwöre dich bei der Erde, beim Feuer!
Und bei der Erdenwut, die in Flammenform lodert,
Als saugte ein Mund sie hoch, und die in dem Weine gärt, den man trinkt, und im Hanf und im Mohn
Und im rasenden Geist, der die Seher und die Hexen erfüllt, und von dem ich besessen bin! Ich rufe dich, ich rufe dich!

⟨Eine qualmende Flamme bricht aus dem Boden⟩

Erscheine! erscheine!
Siehe, ich habe mein Herz mit dem deinen vereinigt, ich nehme nun teil an deinem Geheimnis, es hat mich die Wut und rüttelt an mir!
Ich bin ergriffen vom Finger der Unterwelt! Das Wehen aus der Tiefe durchdringt mich wie ein Schwert!
Mit den Füßen löse ich mich los! mit den Händen zerstreue ich das Hindernis zwischen dir und mir! Erscheine!

⟨Er fällt in Krämpfe. — Underirdisches Grollen wie Donnerschlag. Eine mächtige Säule aus Feuer und Rauch steigt hoch, und wie sie sich nach und nach verflüchtigt, wird, von Kopf zu Fuß gerüstet, der Kaiser Hoang-Ti sichtbar. Alle werfen sich nieder, ausgenommen der Kaiser. — Pause.⟩

Der Kaiser: Gib mir Bescheid!
Nicht aus böser Neugier habe ich unternommen,
Vor mich kleinen Menschen deine Hoheit zu berufen.
Mit verschränkten Händen, einstweilen noch ungeboren
Für das Leben, worin du bist, bezeuge ich Ehrfurcht vor der verbotenen Kunde.
Doch ein Geheiß trieb mich, dein Grab zu befragen.
Und auch die Not tut mir Gewalt an und die Stimme meines verängstigten Volkes, sein Schreien!
Aber warum es erzählen, da du doch unser Entsetzen kennst.
Denn wie zu Millionen die Heuschrecken
Sich niederlassen auf ein Land und Haar und Kleidung füllen, so ist das scheußliche Totenvolk
Dem Boden entronnen und weht uns um die Wange und trübt uns das Mahl.
Sage uns du, warum! und sage, womit, Gewaltiger,
Helfen wir uns, und welches Opfer sollen wir bieten, welche Gebete, welche Sühne?

Hoang-Ti: Wer isset, wird des Todes sein.

Der Kaiser: Müssen wir nicht essen, um am Leben zu bleiben?

Hoang-Ti: Lasset die Erde unberührt.

Der Kaiser: Sollen wir uns wie die Büffel vom Grase nähren oder von Körnern wie das Vogelvieh oder von Fleisch und Milch der Tiere,

Wie es die Wandervölker tun, oder gar von der Luft wie der Phönix?

Und was wird aus der Gesellschaft der Menschen, wenn sie nicht mehr

Die Erde beackern, die die Spur ihrer Füße trägt,

Nicht Städte baun und nicht Dörfer und keine Wege mehr legen?

Du weißt es, der du, o Thronbegründer, dieses Volk hier hereingebracht hast.

Hoang-Ti: Die Erde ist Gemeingut zwischen euch und uns.

Der Kaiser: Ihr behaltet den Grund, überlasset uns die Früchte.

Hoang-Ti: Zahlt euern Zins.

Der Kaiser: Erfüllen wir nicht die Gebote und Opfer?

Hoang-Ti: O Wut! o Wut!

Gedenkest du mich auszufragen wie ein Richter? Willst du dem Tiger das Haupt mit zwei Bändern zügeln?

Fürchte, ich stürz mich auf dich, ich schleppe dich fort, du wirst verschlungen von uns!

Ja, ich will reden, und du sollst wenig Freude an meinen Worten haben.

Tu deine Hand in deinen Ärmel und umfasse dein Gelenk: was ist der Leib anderes als Erde, denn sobald du ihn in die Erde legst,

Ist er darin verschwunden, und es zergehn seine Wirbel

Und seine Rippen und die Knöchel seiner Füße wie mürbes Gestein und rostiges Eisen.

Aber wovon ist nun die Seele des Menschen eingenommen,

Wenn nicht von seinem Leib, auf den sie all ihr Sinnen richtet?

Und darum, wenn er hinab in die Erde ist,

Und wie mehreren Handelsherrn, die ihr Vermögen in eines verschmolzen haben, wie einer Brüderschar im Besitz eines unteilbaren Gutes,

Bleibt ihr diese Liebe
Unverloren, und wie der Körper durch sein Gewicht hinunterstrebt, so auch die Seele.
Aber behender vertieft sie sich, soweit sie vermag,
Tiefer, und wie ein blanker Wurm hauset sie in der Dichte des Urstoffs.
— Ehret die mächtige Unterwelt! ehret die schwarze Gottheit, streift mit dem Finger ihr über Lippe und Augenlid und opfert ihr Reis und Kuchen.
Der Kaiser: Wenn die Seele
Ihren Ort einmal gefunden hat, warum verharrt sie nicht an ihm?
Hoang-Ti: An welchem Orte soll sie verharren,
Da sie doch keinen Leib zum Wohnsitz hat?
Sondern behende schweift sie, soweit sie darf,
Auf der Bahn ihres Denkens. Und siehst du, nichts ist friedloser
Als der Geist der Armut und der Habgier,
Denn ganz in Pein irren sie schlaflos umher. Und wer nun ist ärmer als wir?
Und bei der Habsucht wieder bemerkst du, daß man schon von Natur aus alles an sich zieht. Es ist die Gebärde dessen, der stirbt,
Und das Kind, eh es noch sieht, bewegt seine Finger nicht anders greifend.
Wer aber kann habgieriger sein als wir, die wir nichts zu gewähren haben und nichts zu empfangen?
Und wie der Habgierige sein Hab und Gut für sich haben will,
So hängen wir Erdgebundnen an unserm Erdbesitz, doch da ihr ihn mitbenutzet, sind wir aufgestört
Aus unsrer Ruh, aus unserm Hang.
Und wisse, wir haben Hunger und Durst!
Wundert euch also nicht, dieweil ihr mit uns die Erde teilt,
Daß wir vor euch erscheinen und euch übelwollen.
Der Kaiser: Tiger der Urzeit, du hast mir nicht alles gesagt, denn ohne des offenen blauen Himmels Erlaubnis
Ist euch nicht gestattet, uns zu schaden. Warum nun
Legt ihr gerade heute Hand an uns?
Hoang-Ti: Ich kann keine Antwort geben. Ich füge kein Wort mehr hinzu.

Der Kaiser: Wer soll uns dann das Heil eröffnen?

Hoang-Ti: Der zu den Toten gestiegen und von dort zurückgekehrt ist.

Der Kaiser: Wer bist du?

Hoang-Ti: Ich bin der große Hoang-Ti.

Ich habe das Reich begründet. Ich tötete die Häuptlinge und Fürsten und nahm das Volk an Kindesstatt an. Ich habe die Mauer errichtet.

Ich setzte den Anfang des Jahres fest, ich regelte die Himmelskreise. Ich gab meine Weisung, da war die Ordnung der Zeiten bestimmt.

Ich habe den großen Wasserlauf gegraben. Ich habe die Wege geebnet. Ich habe die Bücher verbrannt.

Der Kaiser: O du, der die alte Weisheit wußte und hast uns ihrer beraubt! wer war der Vater dieses Volkes! erzähle, wie der Anfang war und der Ursprung!

Hoang-Ti: Die Wasser bedeckten die Oberfläche der Erde.

Der, den ihr Fu-hi nennt,

Trat aus der Arche, darin der Same aller lebendigen Dinge eingeschlossen war, und er hatte bei sich sein Weib

Und drei Söhne und seine Sohnesfrauen.

Und dies ist der Grund, warum das Schriftzeichen Barke acht Münder bedeutet.

Und als er draußen war, opferte er dem Gotte des Himmels.

⟨Er verschwindet⟩

Der Kaiser ⟨zum Gefolge⟩: Erhebt euch. Fürchtet nichts. Der Urzeit-Kaiser ist nicht mehr da.

⟨Alle erheben sich⟩

Der Kanzler: O Herr, wir haben dich reden gehört, deine Stimme mit einer andern.

Und die Seele zitterte uns und bangte, der Hündin gleich, die den brüllenden Tiger vernimmt.

Der Kaiser: Jenes Wort verläßt mich nicht, und da ich es nicht fassen kann, schüttel ich es ab.

Was nur? warum nur? wie denn?

Ein Gedanke, noch wortlos, steht in meiner Seele auf, ohne Gestalt und ohne Gesicht,

Und wie ein Roß im Gespann mit einem Stiere zwingt er mich und zerrt an mir.

Der Kanzler: Was hat er verkündet?

Der Kaiser: Habt ihr es nicht gehört?

Der Kanzler: Seine Worte waren uns ebensowenig verständlich wie das Ächzen und Atmen des Feuers.

Der Kaiser: Der große Hoang-Ti ist heute vor euch erschienen.

Der Vereiniger der Völker, der Stifter der Einheit.

Er sprach, und ich verstand ihn, und er sagte mir, warum wir leiden.

Der Kanzler: Warum?

Der Kaiser: Wir essen das Brot der Toten.

Der Kanzler: Können wir uns das Essen und Trinken abgewöhnen?

Der Kaiser: Er sagt nicht, wie.

Der oberste Prüfer: Wenig Gutes kommt uns aus seinen Worten.

Der Kanzler: Was also tun? Keiner wagt mehr allein zu bleiben, denn immer ist einer hinter ihm.

Und wenn er gebückt arbeitet, seinen Reis und seine Saaten hegt,

Während die schwarzen Schleier langhin über die Felder ziehn und die Schmetterlinge um seine Stirn flattern,

Fährt ihm ein kalter Finger über die Haut in die Rille seiner Leiste.

Und wenn er schläft, lastet es wie ein Tier auf ihm, und er träumt von dem Tiger, der klemmt ihm den Kopf zwischen die Kinnladen fest und zerknackt ihm den Schädel.

Wie ein in den Wurzeln getroffener Baum, so verkommt er da.

Der älteste Prinz: Von wem eine Zuflucht erbitten? zu welchen Göttern die Hände heben?

Sollen wir zwischen zwei Bäumen zur aufgehenden Sonne beten

Oder zum Himmel der Sterne, wenn der Sirius aufsteigt über dem Meer wie ein Reiter?

Es gibt keine Hilfe bei den Göttern.

Ihr Wille ist ungewiß, ihre Auswirkung furchtbar, und wer entwirrt ihre Vielzahl?

Sie fordern unersättlich, wir sind vor ihnen wie Kinder in der Hand eines Fieberkranken, und in der Stunde der Not lassen sie uns allein.

Im Innern des düstern Tempels mit seinem schwarzen Hohlraum über dem heiligen Stein,

Und während die Asche des Weihrauchs anwächst bis an die Ränder, liegen wir auf dem Boden, stockenden Herzens,

Und reden wie ein Zager, der einem argen Gewaltherrn schmeichelt.

Doch die, vergebens haben wir ihnen die Wangen vergoldet, uns zu Häupten hockend, blicken sie grinsend auf uns.

Der Kaiser: Ich gehe selbst.

Der älteste Prinz: Wohin?

Erstarrt in seinem Gedanken erscheint der Kaiser wie ein Verletzter.

Der Kaiser: Ich gehe.

Der älteste Prinz: Wohin? was meint er mit dem Gehn?

Der Kaiser: Ich will nicht, daß mein Volk verderbe.

Ohne Zauberraute, ohne vergossenes Blut einer schwarzen Henne,

Des unwürdigen Schleiers nicht achtend, will ich die Unterwelt selbst um ihre Beschwerde fragen.

Das Heil, das dieser Geisterbanner uns nicht hervorzaubern konnte aus der Erde, ich will es suchen gehn,

Ich allein, und es heimbringen.

Der älteste Prinz: Was! du selbst, du willst zu den Toten hinabsteigen?

Der Kaiser: Hinabsteigen.

Der älteste Prinz: Du willst die Pforte als Lebender überschreiten?

Ehe du noch an den ewigen Wassern genippt hast und ehe dir noch die Seele, dem Rufe gehorsam, ausgeströmt ist aus den sieben Öffnungen des Hauptes?

Der Kaiser: Ich will es!

Ich muß es. Bin ich denn nicht vom Himmel zum König eingesetzt und werde mein Volk, mir anvertrautes, hinschwinden lassen?

Und wie hätte ich nicht zugleich mit der Königspflicht auch die Kraft zu ihrer Erfüllung erhalten? Das Heil ruht in der Hoheit,

Nicht in den Klagen, noch im Gebrüll der Gaukler.

Der oberste Prüfer: Die Bücher

Berichten, daß es frühere Kaiser unternommen haben.

Der älteste Prinz: Das ist eine alte und zweifelhafte Geschichte. Und wo hat ein Lebender Raum

Dort unter den Toten, die keine Leiber mehr haben, weil sie sie hier zurücklassen.

Der Kaiser: Ich werde den Willen des Himmels erfahren.

Der älteste Prinz: Und ließest dein Volk ohne Richter und ohne Führung?

Der Kaiser: Ich setze meinen Sohn an meine Stelle.

Der älteste Prinz: Und ließest ihn ohne Vater?

Der Kaiser: Ich werde den Grund und das Mittel finden! Ist der Mensch nicht ein wandelnder Baum?

Wie er sein Haupt hebt, wie er die Arme zum Himmel breitet,

So auch senkt er seine Wurzeln in die Erde.

Ich will sie aufdecken: hinunterlangen und mit dem Finger meinen Fuß berühren.

Ich hatte gedacht, es genüge, wenn ich mein Volk in Gerechtigkeit weide, in Kraft und in Weisheit,

Und daß der Himmel wie die Unterwelt der Erkenntnis des Menschen entzogen sei.

Doch wie der tüchtige Landmann die Winde, die Jahreszeiten, den Einfluß des Mondes kennen muß,

Den Unterschied der Gelände, ihre Tragfähigkeit und Sonnenlage, ihre Senkung und ihren Gehalt an Salzen und Wassern,

Und wie der Hirt der Herden die Kräuter zerreibt und sie kostet und Ausschau hält nach allen Seiten,

So hat der Hirt der Völker, Hingestellter zwischen Himmel und Unterwelt, er, der die Ebene, wo sie sich scheiden, und ihre Mitte einnimmt, sein Reich im Gebet und im Wissen.

Öffne dich also, Erde, und gib mir Bahn!

Dies Volk soll nicht verkommen! Und muß schon einer sterben, dann nur,

Wie jener, der sich dem Richter anstatt des Sohnes der Witwe anbot, hier ich!

Öffne dich, Erde, und gib mir Bahn, denn siehe, aus freiem Willen geh ich zu dir hinunter.

Der älteste Prinz: Willst du nicht der hohen Kaiserin den Abschiedsgruß gewähren?

Nicht noch den Sohn in deine Arme schließen?

Der Kaiser: Ich habe meinen Entschluß gefaßt und führe ihn ohne Verzögerung aus.

Reicht mir den kaiserlichen Stab.

(Man überreicht ihm den Stab)

Der Kaiser: O Stab, in der heiligen Heimat des Westens geschnitten!

Der Ahnherr meines Geschlechtes, auf dich gestützt, zog er herein in dies Land und ließ sich nieder über dem Volke.

Und heute wirst du nun wieder ergriffen, heute von mir, zu einer viel weiteren Reise.

Öffne dich, Erde, öffne dich, du!

So wie du dem Himmel deinen Schoß erschließest, wenn er dich heimsucht in Regen und Sturm!

Ich, sein Sohn, ward eingesetzt über dich und ich wie du gelbkleidbekleidet

Über die Menschen, die da in deiner Weite leben, in deinem Segen so, daß sie sich Häuser hingebaut haben und darin ein Licht entzünden.

Öffne dich und gib mir Bahn!

Denn wie ein Mensch, dessen Haus unterwühlt ist, hinuntersteigt und die Grundmauern prüft,

So will ich dich heute in deiner Tiefe erkunden, fühlen, wie dein Unterbau hält.

Denn in dir ist die Wurzel des Lebens, und es entspringt dir das Feuer und der Kreislauf des Wassers.

Niedergeneigt mit dem Kopfe zu dir das Tier und mit dem Griff seiner Finger der Mensch, finden sie Unterhalt.

Im Namen des Himmels gebiete ich dir, wenn solches der Wille des höchsten Himmels ist,

Laß mich durch eine Wiederkehr in dich, o Mutter meines Fleisches, aber als Lebender nun,

Ursprung und Urgrund fassen und durch eine Wiedergeburt

Mein sieches Volk erretten.

Öffne dich und gib mir Bahn!

(Die Erde bebt und öffnet sich)

Der Kaiser (auf den Knieen): Ich sage dir Dank, o Himmel, du hast

mein Gebet erhört, mich, der ich wie eine Waise bin und wie ein Enterbter.

Ob es nun besser ist, daß ich sterbe, oder ob ich das Heil wie Feuer unter der Asche mit mir heraufbringe, gut ist es so und so.

⟨Er erhebt sich⟩

Bleibet getreu! Wahret das Reich! stützet die Jugend meines Sohnes, stellt euch zur Rechten ihm und zur Linken!

Und du nun Erde, nimm mich auf! ich geh zu dir hinab aus freiem Willen.

⟨Er stürzt sich in den Abgrund. Die Erde schließt sich über ihm. Alle bleiben, mit der Stirne auf dem Boden, bewegungslos.⟩

ZWEITER AKT

(Völlige Finsternis.)

Der Kaiser: Ah ah! oh oh! wo, wo
Bin ich?
Eingesogen,
Verschlungen, versunken! Die schwarze Schwärze
Fühlt mir ans Antlitz, und einverleibt bin ich in ihre Dichte.
Ah ah! wo, wo bin ich? wo, wo bin ich? Nichts in der greifbaren Nacht.
Kein Links, kein Rechts, kein Oben, kein Unten,
Vor mir, hinter mir
Überall nichts. Die Nacht
Nimmt nicht zu noch ab. Der Ort ist nicht mehr,
Die Zeit ist nicht mehr! Der Schatten, wie er mich ganz überrinnt!
Da bin ich nun nirgends, und über mir ist die Höhe des Abgrunds.
Wo, wohin
Soll ich mich wenden?
Verloren
Verstrickt, verwirrt,
In der nackten Nacht, unermüdlichen Fußes,
Müßte ich suchen und fände mich nicht zurück. Da nur das Leere, das Ausgedehnte, und wer hier ist, verirrt sich.

Ah, ah! Gruß dir, Grund der Welt! Gruß dir, Wurzel der Erde, Ursprung der Schwere!
Gruß dir, Wohnsitz der Toten! Mit Willen des strahlenden Himmels,
Lebend und an das Kreuz meines Leibes gebannt, bin ich zu dir hinuntergestiegen,
Um dich in deinem Gesetz, in deiner Ordnung aufzusuchen,
Dem Volk von Mensch und Tier den Frieden wiederzubringen,

Die Schuld unsers Unwissens auszulöschen
Und dann über dem Reich zu walten im Besitz der Erkenntnis und der richtigen Mitte!
Ah, ah! lasse mich nicht so allein und verloren! Ich bin nicht einer der deinen, Behausung! Ich, der Kaiser der Lebenden, trete ein bei dir wie ein Gast.
Ich will auf den Boden spein und den Lehm dieser Klause zwischen die Finger nehmen und stopfe ihn in mein Ohr.

⟨Er tut Erde in seine Ohren⟩

Ich höre
Worte,
Hastig, einzeln,
Mundlos, klanglos, sinnlos,
Wie vom Geist, wenn er träumt, gestaltet.
Diese Stätte ist nicht leer, sie ist voll von Seelen.
Ich höre in meiner Seele ein Seufzen
Wie das einer Menge, die mit dem Worte: ach, ach! sucht,
Mit diesem: ach, ach! und wo, wo!
Ich höre
Ein Schluchzen, wie einen, der weint. Ich höre Geschrei,
Wie einen, den plötzlich der Stoß des Todes ereilt!
Das Grauen ergreift mich. Ich habe Angst.
Ich selbst muß reden, ganz laut muß ich reden.
— Ist einer hier, der der Lebenden Sprache versteht?

⟨Pause⟩

Die Mutter: Ah, ah! bist du hier angekommen, mein Sohn?
Der Kaiser: Wer spricht zu mir?
Die Mutter: Ah, ah!
Der Kaiser: Ich habe sprechen gehört.
Die Mutter: Ah, ah! bist du es, mein Sohn!
Der Kaiser: Jemand sagte: Bist du es? — Wer bist du?
Die Mutter: O mein Kind! o mein männliches Kind!
O mein Kaiserkind, ich bin deine Mutter.
Der Kaiser: Ich grüße dich, Mutter, in der Finsternis.
Ich habe nichts versäumt! ich habe die heilige Sohnespflicht erfüllt.
Ich habe gefastet, ich habe getrauert.

Dein Name steht auf den Tafeln. ich habe die Andacht gehalten und die Opfer vollbracht.

Die Mutter: O mein Kind! o mein Kind! wehe! wehe! ach! ach!

Der Kaiser: Warum dies Schluchzen?

Die Mutter: O mein Kind. ich bin es. die dich mit einem großen Schmerz zur Welt gebracht hat, als ich das Alte und Neue verband.

O mein Sohn, der Tag!

Ich bin es. die dir ihn gab. und du. gib mir ihn wieder. Nimm mich. führe mich fort. damit ich von neuem lebe und sehe!

Der Kaiser: O Mutter. ich greife ins Leere.

(Schweigen)

Was murmelst du mit einer hohlen Stimme?

Die Mutter: Wirklich. du bist es. Ich erkenne dich wieder,

Wie eine blinde Hündin. die ihr Junges aufspürt.

Der Kaiser: Kannst du mich denn nicht sehn?

Die Mutter: Ich habe keine Augen!

O mein Sohn! Ich bin hier und bin nicht hier, aber für immer bin ich verloren!

Ich sehe nicht. nicht einmal dies. daß ich nicht sehe.

Aufgesogen. versenkt. hinabgestürzt,

Verloren, verwirrt. an den Abgrund verhandelt, schwanke ich in dem Himmel der Tiefe,

Im Dunkeln aller Helle. im Schatten allen Lichtes,

Im schrankenlosen Nichts geh ich suchend irre.

Der Kaiser: O Ding. das mit mir sein Ich geteilt hat! o Mutter meiner Gebeine, bist du da?

Die Mutter: O mein Kind. bist du es?

Der Kaiser: O du. die mir meinen Leib geschenkt hat, bist du nichts?

Die Mutter: Dies, mein Fleisch. ich erkenne es wieder.

Der Kaiser: O Mutter! o Mutter! o Mutter, wehe!

Die Mutter: O Kind! o Sohn! o mein Sohn, den ich zur Welt gebracht, wehe!

Der Kaiser: Gibt es kein Heil? Nicht Hoffnung und Ausblick?

Die Mutter: Ah, ah! wo, wo

Wären sie? Wo ist das Licht, damit man schaue?
Kein Licht ist hier, o mein Sohn, und keine Zeit.
Keine Zeit ist hier! es ist kein Ende! es ist kein Maß!
Der Kaiser: Das Grauen ergreift mich, höre ich dich in dieser Blindheit reden, leibloses Ding, Gespenst meiner Mutter!
O Elend, gibt es denn keine Rettung? Müssen wir alle hinab in das unabwendbare Dunkel?
Die Mutter: Ewiges Unwissen ist mein Teil.
Der Kaiser: Ich werde nicht schwankend werden in meinem Geist, ich lasse mich nicht beirren, wie ein verlorener Mensch, mit Wieder- und Wiederbedenken.
Dies bekräftige ich im Grabe, im Herzen der schwarzen Weile,
In Nacht und im Nichts!
Und ich bekenne, daß in dem weiten Himmel und auf der Erde sowie in der Tiefe der untersten Unterwelt
Gerechtigkeit ist, auf ewig, genau, ohne Fehl.
Uranfänglich, dem Wesen wesensgleich,
Hält sie sich selbst in allem Dasein die Wage und nichts entschlüpft ihrem Maß.
Dir, o Mutter, ist dieser Ort nicht grundlos angewiesen.
Die Mutter: Ah, ah! ich habe nichts verbrochen! wisse, ich habe keine Vorschrift verletzt.
Ich hielt mich ehrsam wie die Dame von Kin. Still und bescheiden achtete ich auf die Spiegel des Anstands.
Ich schmälte nicht mit den Nebenfrauen und lebte in der Furcht meines Gatten.
Wehe! was soll ein Weib auch tun? Man hat ihr die Füße verstümmelt,
Sie kann allein weder gehn noch stehn, sie lebt wie ein eingespanntes Tier unter der Zucht eines Fremden.
Mein Leben!
Ich starb als alte Frau, doch wie kurz erscheint es mir! Kurz und an Glück wie arm! Und hier meine Stätte nun für immer.
Blind bin ich eingegangen zum blinden Ort, und mein Verweilen ist die Verblendung.
Der Kaiser: Blind?

Die Mutter: Höre, was ich dir sage:
Bei diesem Licht, das durch die Ohren eingeht.
Der Kaiser: Ich spüre nichts von diesem Licht.
Die Mutter: Fürwahr, dann bist auch du in der Finsternis, und in keiner andern
Als ich. Doch mir ist das Urteil gesprochen, nach unerbittlichem Spruche bin ich verdammt!
Und mit mir diese ganze Menge, die du um dich herum ächzen hörst, darunter viel Frauen und Kinder,
Die ihre Augen der Sonne geöffnet hatten und haben kein anderes Licht erkannt.
Ohne Augen jetzt, ohne Hände,
Im Hingehn ohne Zurück, in dem weiten leeren Irrgang,
In dem Tage der nachtlosen Nacht, ohne Nacht, ohne Morgen,
Nur mit dem Worte: Ah! ah! wo, wo? mit Grauen und Schrecken ins Irre Verstrickte,
Suchen wir
Weg und Pforte, ach endlos enttäuschter Hunger!
Der Kaiser: Diese Worte, die du redest, höre ich nicht. Der Kaiser der Toten
Kann, wie er will, über sein Reich verfügen.
Doch mich hat der Himmel, der breite und tiefe,
Zum Kaiser der Lebenden eingesetzt, damit ich ihnen den Frieden wahre und sie behüte vor Furcht und feindlicher Hand.
Nur darum bin ich herabgestiegen
Und um zu fragen, warum uns Unrecht geschieht.
Denn wie ein Fasan, dem Geheg entkommen, vom Korn des Armen zehrt und wie Affen
Gespensten die schamlosen Toten oben mitten unter uns.
Der unausstehliche Gast ist da.
Die Mutter: In unsrer Gemeinschaft manche sind schlecht gestorben, und da sie ihren Platz nicht finden,
Zeigen sie sich bei dem Duft eurer Speise und wo bei euch ein Feuer raucht.
Andre sind mit bösen Geistern zusammen in Trümmerwerk und Wüste verbannt.

Wie neben einem ein Lachen
So läßt uns eure Stimme nicht ruhn.
Der Kaiser: Ruhn?
Die Mutter: Ausruhn das Herz bei der Qual.
Der Kaiser: Wie schützen wir unsre Schwelle?
Die Mutter: Mein Sohn, ich habe keinen Rang hier unten.
Der Kaiser: So will ich zum Kaiser der Toten gehn, zu ihm selbst. Wer ist hier, um mich zu empfangen?
Wenn meinem Schloß ein König oder ein Statthalter naht,
Sende ich ihm zum Geleit meine Diener entgegen bis ans Tor.
Aber mich, den Kaiser, läßt man allein, und wie ein Frechling steh ich da, der sich eingedrängt hat in die Innengemächer.
Die Mutter: Ah! Man ist hier, o mein Sohn.
Der Kaiser: Wer ist hier?
Die Mutter: Das Tiergewimmel der Nacht ist uns beigesellt.
Der Kaiser: Von welchen Tieren sprichst du?
Die Mutter: Die Tiere, zu denen ihr betet in euern irdischen Tempeln und ziehet sie groß.
Sie sind reißender als die Tiger, trüber als die Käfer, dumpfer als die Fische.
Mit heulenden Mäulern, so malt man sie ab, in Tänzen, in Krämpfen der Wut, und Buddha lächelt in ihrem Kreis.
Ihr Herz ist leer wie ein Grab, darin selbst der Tote zergangen ist, und wie ein Atem weht vor ihnen her Verwelken und Frost.
Ein Wüten, entsetzlich, läßt sie nicht rasten, sie toben wie rasende Hunde herum. Von diesen Tieren spreche ich.
Wisse, wir sind die Beute der Tollen.
Ah, ah!
Er, er ist da!
Der Kaiser: Wer?
Die Mutter: Ah!

⟨Schweigen⟩

Der Kaiser: Mich friert!
Ich spüre ein dunkles Grauen, ein namenloser Aushauch erstickt mich!
Ich sehe
Ein Ding,

Schwärzer als diese Schwärze, dunkler als meine Blindheit.
Wie Eis
Steigt es mir in den Gliedern, eine Betäubung befällt mich. Die Übelkeit überfällt mich wie in dem Nachen des Todes!

⟨Der Dämon lacht⟩

Dämon, das bist du! Ich weiß, warum du lachst!
Denn mir in der Seele, befremdlich lebendig, regt sich der Frevel. Ich ahne ein unbekannt Neues.
Bist du hier, Diener des unterweltlichen Kaisers? bist du es, Bedrücker?
Der Dämon: Hier bin ich.
Der Kaiser: Ah, ah! Diese Worte, welcher Schrecken! Nochmals wie brennender Frost, wie ein Finger im zuckenden Fleisch!
Irgend ein Ja
Steht auf in meinen Gelenken, in mir ein Zerstörer nickt sein Ja!
Das Volk des Abgrunds, der Geist des Abgrunds stößt und schreit!
Der Geist des Mordes, viehische Roheit, Betrug und Diebstahl, Habgier, Grausamkeit, Wut, o Wahnsinn, euer Geist!
Wie zieht es mich! dreht es mich, hebt es mich! Ruchloses tief in mir entreißt sich den Fesseln.
Der Dämon: Wie nennst du diesen Geist?
Der Kaiser: Ich nenne ihn den Fluch.
Der Dämon: So ist es. Da hast du schon ein neues Wort gelernt.
Der Kaiser: Das zwinge ich
Nieder, der elende Schrei bleibt ungeschrien.
Du wirst mich nicht verführen! Das Fleisch
Ist des Weibes Erzeugnis, und so wie sie, voll Neugier und feige, verkauft und verrät es den Geist, wenn er schläft.
Der König aber und der die Gesetze bestimmt, thront auch im Schlafe.
Der Mensch, der gestützt wird, fällt nicht. Den Schlußstein erschütterst du schwerlich.
Dämon! ich lebe und du hast keine Macht über mich!
Ich bin der Kaiser der Lebenden und bin hier herabgestiegen
Mit der Erlaubnis des Himmels und kraft meines Amtes.
Der Dämon: Du verlangst
Einen Führer durch die inneren Gänge. Hier ist er.

Der Kaiser: Wer bist du?

Der Dämon: Der Gräbergeist. Ich bin, der dem Toten den Eingang gibt.

Ich setze die Ruhstatt instand.

Ich geleite ihn hin und bezeichne ihm die Stelle seines Besitzes.

Und gleich einem Meister, der das begonnene Werk vollendet,

Bilde ich ihn in der Lehre vom Harten aus.

— Bist du bereit? willst du erfahren, welche Kenntnis ich vermittle?

Der Kaiser: Sprich.

Der Dämon: Der Geist des Bösen

Ist allem Menschgeborenen eingeboren.

Der Kaiser: Was ist das Böse?

Der Dämon: Du willst es wissen? so höre verborgenstes Dunkel!

Nimm an, es habe dir einer Gold überlassen. Ich sage zu wenig.

Nimm an, du gibst deine einzige Tochter

Einem Bettler zur Frau, und er steckt sie in ein Bordell. Das sagt nicht genug.

Nimm an,

Auf wunderbare Weise habe ein Mensch sein eigenes Leben in deine Hand gelegt. Doch dies ist noch weniger zu begreifen.

Wisse, der Herr des Himmels hat dich erschaffen und dich mit seinem Bild begabt.

Der Kaiser: Wer ist der Herr des Himmels?

Der Dämon: Er ist.

Wie jede Zahl an der Einheit ihr Maß hat und wie der Ursprung in der Wirkung ruht,

So ist er, und in ihm ist Sein und Wesen ungetrennt.

Erfasse nun den Grund des Übels und die Quelle unseres Behagens

Der Kaiser: Das Böse ist das, was nicht ist.

Der Dämon: Das Geschöpf,

Im Anblick des ihm überlassenen Wesens, vergriff sich daran:

Es machte sich selbst zum Zweck, und dies war der erste Raub und die erste Schändung.

Der Keim des Bösen steckt in euch zugleich mit der Lust am Genusse, Leichtsinn und Weisheit habt ihr mit uns gemein,

Und euer Haus ist auf dem unsern aufgebaut.

Der Kaiser: Wie wäre zu helfen und wieder der Urstand herzustellen?

Der Dämon: Stehst du mit Gott auf gleichem Boden?

Der Kaiser: Ich bin verloren und tappe suchend wie ein Blinder. Gib Antwort!

Ist dies hier nicht der Ort, wo alles Böse geliebt wird?

Der Dämon: Ja.

Der Kaiser: Nun, zum mindesten gibt es ein Böses, das jeder lebende Mensch verabscheut: das Leiden.

Zu leiden ist ihm gegeben, ein wichtiger Wink:

Denn ihm verdankt er, daß er lernen kann und sich bessern. Gib Antwort!

Ich weiß, hier ist das Leiden zu Haus.

Der Dämon: Dieser Ort ist die Walstatt der Qual, und was sie lehrt, vertieft nur ihre Tiefe.

Der Kaiser: Durch die Qual wird mir die Schuld bewußt, durch die Schuld sodann das Gebot.

Ich will wissen! will mit Händen fassen!

Der Dämon: Bei diesen Worten sind wir gesunken.

Und hier ist der zweite Gürtel, wo das Feuer seine Kraft erweist.

Der Kaiser: Was für ein Feuer?

Der Dämon: Feuerloses Feuer und ohne Rauch! Nicht die beflügelte, leuchtende Flamme!

Das Feuer der Fäller im Bergland, in Städten das brennende Haus, wie steigende Sonnen

Speien sie Wirbel von Funken und Rauch, und man sieht die Gesichter der Menge, namenlose Gesichter, wie von Gold!

Kein häusliches Feuer! kein Feuer von Herd und Schmiede!

Ärger ist seine Hitze als die der Backofenglut und stärker als die Sonne im Monat August, wenn sie die Mittagshöhe des Himmels erklimmend

Das Meer überblitzt und schmilzt mit der Erde zusammen, ein blendendes Umarmen!

Es tötet, es drosselt! der Schweiß, den es austreibt, ist nicht Wasser, und wisse, in seinem Brande zerflössest du völlig wie Wachs!

Man nennt es das Feuer der Strafe, und wenn du willst, erkläre ich dir seine Bewandtnis.

Der Kaiser: Sage die Wahrheit.

Der Dämon: Erkenne zuerst, wie jedes Feuer wirkt: es trennt, es bindet, indem es das Luftige wieder der Luft und der Erde die Asche zurückgibt.

Daher der Vergleich mit der Wissenschaft und der Gerechtigkeit: reinlich, bestimmt und unbestechlich.

Man sagt vom Feuer, daß es ergreift und verzehrt, so wie das Herz die Speise, die ihm das Feuer kocht, und zieht daraus

Fleisch und Bein und Fett und Blut und Tränen.

Wovon es sich nährt, das zerstört es nun und bildet aus dem Zerstörten Wärme und Licht.

Wovon es sich nicht ernähren kann, zum Beispiel vom Eisen, das macht es geschmeidig und weich.

Und was es nicht erweichen kann, das macht es zu Kalk.

Begreifst du wohl, was ich sage?

Der Kaiser: Ja.

Der Dämon: Wie Gott seine Geschöpfe vom Anbginn an geliebt hat, so liebt er sie bis ans Ende.

Er entzieht ihnen nicht das Wesen, womit er sie einmal begabt hat, sein Entschluß ist ohne Reue.

Was er liebt in ihnen: sich selbst, im erkennenden Geschöpf erkennt er sich.

Und da sie durch ihren Ursprung ihm zu eigen sind, durch ihre Entstehung aber sich selbst, denn er schuf sie aus Nichts,

Läßt er sich nieder zu ihnen und feuert sie an

Wie die Flamme, die dürres Reisig umflattert, umzittert, umzüngelt.

Der Kaiser: Ich höre und habe verstanden.

Der Dämon: Soviel fordert Gott und so drückt er den Mund an sein Geschöpf.

Der Kaiser: Dein Bescheid genügt mir nicht. Erkläre die Strafe, die man hier duldet, genauer.

Der Dämon: Erwäge, was du soeben erfahren hast.

Gott erschuf euch gleich uns, und ihr, in der Sünde wie wir, habt auch die gleiche Forderung zu erdulden.

In euch, Leib und Seele ineinander, war sein lebendiges Bild geschaffen.

Von Gott getrennt, hattet nun ihr für das schwierigschwanke Zusammenhalten zu sorgen.

Die Erde ward euren Händen anheimgegeben, der Urstoff, woraus ihr genommen, ward euch überlassen. Er brachte in Mühsal hervor und der weibliche Mensch in Wehen.

Ihr, die ihr bloß noch euch selbst zum Zwecke hattet, mußtet nun wie ein Sohn nach dem Tode des Vaters

Vom Eigenen leben und schöpfen aus euerm eigenen Grund.

Erfasse daraus die Forderung Gottes und sieh, welchen Teil er euch zu erfüllen beließ, nachdem er sich einmal zurückzog!

Die Nase prüft, die Zunge schmeckt und urteilt, Magen und Bauch saugen auf: wie nichts auf Erden ist, woraus ihr nicht eure Nahrung zöget,

Obst und Gemüse, Körner, Tierfleisch, Zucker und Salz,

Also sucht ihr allüberall wie einen Seim den verstreuten Stoff eurer Freude,

Und siehe, sie lebt von ihrer eigenen Enttäuschung.

Solchermaßen freut ihr euch an euch selbst, und dies ist über die Schuld noch die andre,

Die hier in diesem zweiten Gürtel bestraft wird.

Denn der Antrieb währt fort, das Mittel, ihn zu betäuben, ist euch entzogen,

Und die Flamme, die ihr nicht mehr mit Nahrung versehen könnt, heftet sich an euch.

Der Kaiser: Darf ich den Ort, wo ich bin, gar nichts von ihm erblicken?

Der Dämon: Vermagst du mit Geisteraugen zu schauen?

Und wisse, könnte dein Fleisch die Glut, worin du getaucht bist, empfinden, es schmölze hinweg wie Butter.

Dieser erste Feuerkreis ist Siedesaum benannt.

Der Kaiser: Warum dies?

Der Dämon: In dem Wasser, das ihn erfüllt, siedet das Volk der Verdammten,

Umgetrieben von einem doppelten Stromlauf.

Denn siehst du, der an sein Ich geklammerte Mensch fällt immer wieder auf sich zurück.

Doch weil er sich aufgezehrt fühlt, streckt er die Arme aus und die Hände

Und hüpft wie ein Vogel, nach Futter flatternd.

Und dies ist der Wirbel hinab, hinauf: Die Selbstsucht und die Raubgier.

Der Kaiser: Ist er der einzige?

Der Dämon: Nicht ein Mensch ist wie der andre, jeder sündigt anders, jeder wird anders bestraft.

Der Kaiser: Wehe! weh! o Schmerz, o Härte!

Und oben über uns ist jetzt die Stunde zwischen Tag und Nacht, und jenseits der Stadt sinkt die Sonne hinter den Gräbern:

Die Menschen, die Bäume im Kreis ihres Lichtes erscheinen verkleinert und schlank,

Der Schiffsknecht, der seinen Abendreis wässert, als ob er die Hände und seinen Korb in die scharlachne Scheibe tauchte,

Da in den Städten die Lampen entzünden sich und im Himmel die Sterne,

Und ihr Strahl so klar und deutlich, die Fische schnellen empor und wollen ihn schnappen.

Höre, o Volk der Menschen, meine Stimme meilentief in den Gründen der Erde!

O Ratten! o Fliegen! wollte der Himmel, ihr wäret Fliegen oder Ratten, denn das Tier, einmal verendet, löst sich wie Wasser in Wasser.

Wir aber, tot noch müssen wir leben, und wie Reis, der durch die Löcher eines Sackes rieselt,

Ergießt sich hier unten das unversiegbare Totenvolk wie ein Fluß.

Der Zahn lauert auf uns, in der Nacht die immerwährende Qual.

Und keiner wird entkommen. Wo ist das Ruder, wo der Flügel zur Flucht? wo der Schild, sich zu verbergen?

Wer ist lauter? wer ist heilig? und wenn wir glauben, es zu sein, woran es erkennen? die Sünde, zu sein, die dauert doch fort.

Ein Feind ist in uns und heißt uns gehn und stehn,

Wie die Augen im dunklen Zimmer zum Herde hin, kehrt unser Herz zum Bösen sich,

Und wie ein Weib auf wehen Füßen stößt uns der tolle Wind, wie er will.

Gezeichnet sind wir, gezählt, überliefert und abgeurteilt.

Darum ein Ende der Heiterkeit und dem Schmucke der Hochzeitsfeiern mitsamt der Freude des Vaters, der offenen Mundes den Erstgebornen beäugt!

Es frommt, das Zeugen sich zu versagen und dort, wo der Leib sich zweiteilt, den Lebensquell abzuschneiden.

Ihr also, die ihr das Unglück hattet, geboren zu werden,

Raum den Toten! öffnet die Schranken und die Umfriedung! Sagt diesen Gästen Willkommen, gebt euch ihren Liebkosungen hin,

Wenn sie tasten und wittern wie ein Blinder,

Der seinen Bruder wiederfindet unter fremdem Gewand und erkennt ihn und kennt ihn doch nicht.

Der Dämon: Weißt du jetzt genug?

Der Kaiser: Ich spüre meine Kniee wanken: ich spüre an meinem Hals ein Gewicht, das mich niederreißt.

Der Dämon: Hast du noch Lust, den Schluß zu erfahren, willst du wissen, wie weit die Hand der Toten geht?

Der Kaiser: Ich will es.

Der Dämon: Diese groben Seelen haben im Stande der Unwissenheit gesündigt.

Die hier weilen, sind die Seher des Stoffes.

Hier beginnt das Gegenwissen, hier leuchtet das Schwarzlicht!

Der Kaiser: Kann ich sie nicht sehn und mit ihnen sprechen?

Der Dämon: Du kommst nicht hin zu ihrem verknöcherten Ort.

Wie die Seeigel in ihren Panzern, wie die Korallen, die ihr eignes Gebein bevölkern,

Sind sie im Engen und Dichten des Urgesteines zu Haus,

Sie sind das Mark der Unterwelt, und die Unterwelt macht ihnen Platz in ihrem Knochen sogar,

In ihrem Grundstein und Aufbau.

Alles, was durch die Schwerkraft, die Zahl und das Maß besteht,

Haben sie ausgeforscht in seinen Gesetzen, Verhältnissen, Eigenschaften,

Sie leugnen, daß diese sich von dem Stoffe, woran sie haften, unterscheiden und also Besitzer der dürren Wissenschaft sind sie dem Steine verankert.

Die kleine Höhle, die sie sich ausgelocht haben, so begrenzt wie ihr Leib, ist das einzige, was sie wissen,

Und sie glühn darin für alle Ewigkeit.

Das Zwielichtsinnen ihres Herzens wird angewandt auf sie,

Sie haben den Stoff geliebt, da sind sie ihm eingekernt,

Die sich selbst vergöttert hatten, zusammengefaltet, die Glieder wieder dem Leibe angepreßt und verkleistert mit ihm, wie die Blätter in der Knospe, wie das Kind rund im Bauch seiner Mutter,

So haben sie nun ihr Fleisch und ihre Seele beisammen.

Und das Licht, das sie suchten, ward ihnen nicht verwehrt, siehe, da perlt es gleich einem Morgendämmern!

Der Kaiser: Was für ein Licht?

Der Dämon: Nicht die Sonne der Sonne, bei deren Gestrahl das Auge mit einem Blick die Weite durchfährt und den Himmel liest und die Erde!

Sondern ein Licht, das ihr fremd ist.

Decke die Hand über dein Auge, so siehst du in der Innennacht einen Halbschein flimmern.

Der Schlaf ist begabt mit Gesichten.

Der Magier, festgebannt in einer Unglücksklarheit,

Erreicht durch die Mauern hindurch und über die Ferne hinweg den Gegenstand seines Schauens.

Wie im Lampenschein ein Zimmer mit geschlossenen Läden

Wird vom unterirdischen Feuer der innere Spiegel erhellt.

Bewohnte, steinerne Wüste, wo das Feuer erstarrt,

Der Block, worin diese Seelen gefangen sind und eingegrenzt,

Wie ein Klumpen Porzellan, den die schärfste Ofenhitze glänzend und durchsichtig macht,

Wird er vom Feuer bald mehr, bald geringer erhellt, durchwellt vom gottlosen Licht.

Du siehst da den Ort der verkehrten Erkenntnis, den Zweck zum Grund gemacht durch die Frage: Wieso?

— Und jetzt genug. Verlange nicht mehr als du fassen kannst, nicht das Geheimnis, versiegelt mit unerbittlichem Zeichen.

Auf daß du nicht sterbest!

Auf daß du nicht hinsinkst, vergehst bei dem Worte, das auszusprechen ich anheben will!

Auf daß deine Seele nicht sterbe!

Auf daß dich dein Herz nicht töte, wie einer vom Blitzen und Sausen gefällt wird

Des Schwertes, das seinen Augen vorbeistreift!

Denn ich muß dir das Unbedingte enthüllen

Und deinen Finger auf den Kern und das Geheimnis unsrer Schlechtigkeit legen, aufs Heiligtum der Hölle, das Paradies des Hasses!

Der Kaiser: Ich will es!

Bin ich aus eigenem Antrieb hierhergekommen? bin ich es, der sich zuerst an euch gewandt hat?

Auf dem Viereck des Thrones aufrecht, wie ein Greis, der aus dem einen und dem andern Fenster seines Hauses

Die Marken seiner Felder wahrnimmt, sah ich zu meiner Rechten und Linken die ganze Erde

Fruchtbar im Ausmaß meines Segens.

Ihr seid es, die uns belästigen kamet und uns wie Bittsteller, zudringlich, feige, am Zipfel unsrer Kleidung faßtet.

Und so bin ich, der Fürst, der Hohepriester und Vater der Sippe

Herabgestiegen, damit ihr mir Rede steht und ich die Wahrheit erfahre.

Nicht schrecken mich jetzt deine Qualen:

Ich will den Schmerz ertragen,

Lieber als daß bei meiner Rückkehr zu den Meinen, wenn ich wieder hinaufkomme, das bittere Brot zu verteilen,

Meine Kinder sagen, ich hätte sie betrogen.

Der Dämon: Ich ... ich ... Da ... a a ... Satan ...

Mir ist angst! Ich zittre! Wie einer, vom strengen Windstoß bedrängt, ich gar,

Mein Geist verwirrt sich, schwächt sich, weigert sich und macht halt!

Er! Ich kann dich nicht weiter geleiten.

Der Kaiser: Gib Antwort! — Er ist nicht mehr da.

⟨Der Kaiser lauscht eine Weile⟩

Die Finsternis gibt keine Antwort.

Und manchmal höre ich, scheint mir, ein Rauschen wie ein im Nebel ziehendes Heer, ein schallendes Lachen

Wie aus der Wüste eine Trompete, wie eines Irren, der aufwacht, einsam, tief in der Nacht!

Ich bin hier allein, Pilger in dieser Verdammnis,
Deren Weite die Strafe ist und die Schuld ihre Höhe und Tiefe.
Todessee, Nistung der Mißgestalt!
Höre mich du, den dieses Untier genannt hat, o Herr!
Nur du führtest mich hier hinunter!
Nun wolle mich nicht auf einmal vergessen, leite mich heil und wohlbehalten
Zurück auf die Erde, und daß meine Hand noch einmal den Mittagsstrahl durchschneide!
Nein, auch davor fühl ich Grauen! Vernahmst du denn nicht, was jenes Vieh behauptet?
Ist es wahr, daß dies hier, ist es wahr, daß dieses unsre Stätte ist für immer?
Wenn es so ist, liegt wenig an meiner Heimkehr zu den Kindern.
Doch denke daran, daß ich der Mitträger bin deines Atems, und laß nicht geschehn, daß ich dir fluche!
Du, sage du mir die Wahrheit und zeige sie mir, damit ich sie fasse, sie schaue! Und daß ich nicht aufsteigen muß in den Kreis meiner Kinder, nur um
Ihnen zu der Strafe noch das Urteil mitzubringen!
Ich habe gesonnen und fand in mir ein Schwergewicht, ich folgte meiner Schwere und siehe, da komme und stoße ich
Auf das unheilkündende Zusammenzüngeln des Lästergeistes und des Nichts.

Was mag dieses sein?

Bei Nacht hier bin ich wie der Mensch in seiner Barke, an die von weither über die unsichtbaren Wasser herüber eine Welle weht.
Und von wo auf einmal kommt mir diese Sicherheit? Die Furcht entweicht.
Da, wie ein Flüstern, Friede, da, wie zu Häupten des anlangenden Pilgers der Abendhauch, die Erlösung. Einer ist hier.
Wer ist heiter in meiner Nähe? sehend in dieser Nacht? unverrückbar in dem Taumel, heilig, unversehrt in der ruchlosen Stadt?
Der Engel des Reiches: Ich bin der Greis des entzeiteten Lebens.

Der Kaiser: Wer ist hier anwesend, frei von der Dauer? weiser als das Alter, schlichter als die Kinder?

Fühlung der Unschuld, da nun die Freude zusammen mit Ehrfurcht erfaßt mich! Wer bist du?

Der Engel des Reiches: Ich bin es.

Der Kaiser: „Ich bin es".

Der Engel des Reiches: Ich bin geweiht: unter allen Geschöpfen ward mir ein unsagbarer Dienst.

Ich bin mächtig, und mein brennender Gehorsam läßt nicht los.

Ich bin schlicht, und meine Art kennt keinen fremden Bestandteil.

Der Kaiser: Mit gefalteten Händen bezeige ich Demut aus meiner Befleckheit. Ich grüße dich in der Finsternis dieses Kerkers.

Der Engel des Reiches: Ich bin der Engel des Reises. Wohl andre mögen den Völkern das Korn verwalten, den Mais und die Hirse.

Der Mensch bettet mit seinem Finger den Reis in den Boden, und wie der Same der Erde unter den Wassern der einstigen Sintflut begraben lag,

So der Reis, unter Wasser wird er gepflanzt, damit er neu erstehend ins Licht sprieße

Und Hände fülle und Säcke mit dem Korn einer doppelt reicheren Ernte.

Der Kaiser: Du bist der seligen Wesen einer! wie ein Stern auf seiner Bahn um den Pol, wie ein Sperber,

Der in unermessenen Kreisen über Bergen, über Ebnen schwebt und schwenkt

Und scharfen Auges alles sieht, das Innere der Umwallungen und Höfe, den Pinienzapfen im Sande unter den Bäumen, die Boote auf den glitzernden Teichen,

So beschaut ihr die Erde von mitten der vier Horizonte. Unsre Gebete an euch steigen auf nach dem vorgeschriebenen Brauch!

Der Engel des Reiches: König der Menschen, ich bin nur wie du ein Geschöpf, und ich habe gleich dir mein Amt.

Es ist ein Volk von Klugen, und ihre Klugheit war ihr Verderben.

Und während sie sich vernünftig dünkten, hat sich der Fluch des Tierischen auf sie herabgesenkt.

Sie schaffen, vermehren sich, sterben, und wie ein Tier,
Von unerforschlicher Gefahr umgeben, sind sie wehrlos vor der Furcht.
Und wie der Kaiser sein Volk überdeckt, und so wie ein Baum, den der Mund der kauenden Herde an sich zieht und festhält an seinen Blättern,
Bin ich erkoren, sie zu beschirmen, und in dem immerwährenden Himmel der Stern ihrer Tagesbestimmung.
Nun sind es tausend Jahre und tausend und abertausend Jahre,
Daß ihre Geschlechter zur Erde zurückkehren und daß ihr oben vergebens den bräutlich geschmückten Grabeshügel umarmt:
Sie sind eines übeln Todes gestorben, die Erde gibt ihnen nicht den Frieden, und das umnachtete Volk unterwühlt euern Grund.
Und so bist du, als erster, der Kaiser,
Kühn genug gewesen, lebend hier herabzusteigen, um den Knoten zu entwirren des Lebens und Todes, und weil du die Wahrheit suchtest, ist sie da. Frage, ich will dir Antwort stehn.
Der Kaiser: Mein unterweltlicher Lehrer erklärte mir
Die drei Stockwerke der unsühnbaren Strafe.
Doch angelangt bei dem Punkt, gegen den sich der ganze Schandbau neigt und abwägt,
Ergriff ihn Bestürzung, und die Stimme versagte ihm.
Der Engel des Reiches: Ich brauche mich nicht zu fürchten, ich entdecke dir das Geheimnis der Sünde:
So wie das reine Geschöpf Gott als sein Ziel liebt,
Genießt ihn Satan als seinen Grund.
Der Kaiser: Wie meinst du das?
Der Engel des Reiches: Der die ganze Welt in seinen Händen hielte wie eine Schale Reis,
Wäre der nicht reich zu nennen?
Der Kaiser: Ja.
Der Engel des Reiches: Der aber die Gründe aller Dinge kennte,
Wäre der nicht noch gründlicher gesättigt?
Der Kaiser: Gewiß.
Der Engel des Reiches: Wer aber den Grund hinter dem Grund erkennt und den Ursprung hinter dem Anbeginn,
Wie müßten wir dessen Schatz benennen?

Gleich einem Geizhals, der das Gewicht seines Geldes in sich trinkt und die Ziffer seiner Habe,

Reicht das Auge Satans in die Tiefe der göttlichen Kräfte.

Er sieht das Licht, die Weisheit, die Liebe, die Gerechtigkeit, die Milde, die Großmut,

Durch die zusammen er anfangs erschaffen wurde, und wodurch er fortbesteht.

Wie aber der Frevler, der Tor und der Böswillige

Sich der Welt bedient, als ob sie für ihn geschaffen wäre, also Satan, der Kenner Gottes,

Wie den Grund dem Zweck, macht er Gott sich untertan.

Und so entsteht die letzte Inzucht und das Geheimnis der Ruhenacht.

Der Kaiser: Welche Strafe duldet er dafür?

Der Engel des Reiches: Je höher der Zweck eines Wesens ist, je größere Mittel es zu seiner Erfüllung hat,

Desto vollkommener wird es zurückgenommen, desto dringender wird es zurückverlangt.

Und gleichwie die Toren, die dem Schöpfer die Welt gestohlen haben,

Zur unmöglichen Rückgabe gezwungen sind, wie Schuldner an ihrer Gurgel gepackt,

So Satan, für seinen unmittelbaren Raub erträgt er Gott von Angesicht zu Angesicht.

Das ist der Vater des Bösen, und seine Kinder sind mit ihm in seinem Bett.

Der Kaiser: Ich habe den Grund von allem berührt, und meine Hand läßt ihre Spur darin.

Der Engel des Reiches: Ich grüße dich, Satan, in der Tiefe des Abgrunds!

Engel! nicht anders, als du am ersten Tage das Licht der Herrlichkeit bekanntest, da du es empfingst,

Nicht anders verherrlichst du heute in seiner Abweisung noch die Gerechtigkeit.

Das Auge deiner Brüder wird nicht müde, deine Züchtigung zu betrachten, Geschöpf!

So viel Achtung hat Gott vor seinem Werk, so viel Freiheit hat er ihm in die Hände gegeben.

Siehe da den Ort, wo die Unbill gesühnt wird, und wo die Schuld und die Strafe andauern in einem unveränderlichen Gleichgewicht.

Der Kaiser: Sprich, nenne das Heil!

Dieweil wir unsre Nahrung aus der Erde ziehn, will uns, wie eine Hand an einem Arm, die Erde fassen und holen.

Doch etwas in uns ist unzerstörbar. Erlöse, was gefangen ist in uns!

Wie der Mond die Nacht mit seinem Zeugnis erleuchtet,

So du, der hinter der Zeit unsern Ursprung beschaut, errette das Volk der Hundert-Sippen!

Gib nicht zu, daß es für immer unwissend bleibe. Begnadige das enterbte Volk! zerbrich das Todestor!

Laß über uns deine Stimme ertönen wie Ausbruch der Hörner, bei deren Schall das versammelte Heer sich rührt und sich reiht.

Wie ein in die Sonne geschriebenes Zeichen, damit die Menge auf einmal, erhobenen Auges, das Wort der Wahrheit schaue!

O du, errette uns, Lebende, von dem Tode! Errette uns von der Todesnot!

Gib uns den dreimaligen Frieden und den Segen der dreimaligen Gewißheit:

Des Himmels vor uns, der Erde unter unsern Füßen und der Tiefe des Abgrunds.

Der Engel des Reiches: Was willst du von mir?

Der Kaiser: Die Toten kommen, uns zu quälen, ich weiß nun, warum. So nenne uns noch das Mittel!

Der Engel des Reiches: Du kennst die Wahrheit.

Der aller Dinge Erstes ist, der aller Dinge Grund ist, er ist auch ihr Ziel.

Also ward der aus Leib und Einsicht bestehende Mensch

Eingesetzt, ihm Priester zu sein in der Welt, damit er sie ihm bereite, darbringe, opfre und weihe,

Und die er empfangen hat in seine Hände, die Welt, ihm wieder zurückerstatte.

Und darum soll man sechs Tage Arbeit leisten, zur Nahrung für Leib und Seele,

Jedoch am siebenten Tag, gleich einem Diener, der das Haus zum Empfang des Herrn geschmückt hat,

Erhebe der Mensch die Hände zum Himmel.

Dies das Gesetz, das ihr überschritten habt, und da will euch die Erde,

Eingedenk, wie ihr das euch Anvertraute mißbrauchet, ihr Gut entziehn.

Laß also anschlagen an den Mauern und verkündigen in den Gerichten: Sechs Tage soll mein Volk arbeiten und sein Werk tun,

Der Bauer soll seinen Büffel antreiben und der Schiffer seine Barke, der Handwerker webe, hämmere, hoble, mauere, mahle das Öl und das Korn:

Aber am siebenten Tag soll er die Hände waschen und das Haupt, und bekleidet mit einem reinen Gewand, in Ruhe, soll er die große Erwartung feiern.

Der Kaiser: Welche Erwartung?

Der Engel des Reiches: Höre, mein Sohn, das Wort der Weisheit in den Ohren jener, die stille wurden!

O Schächer! Ihr habt euerm Schöpfer sein Werk gestohlen und sein köstliches Pfund, euern Willen:

Und er nun vergilt euch mit gleichem,

Seht, er entwendet euch eure Schuld, und indem er sich eurer Natur bemächtigt, bewirkt er von neuem den Urstand.

Dies die Erwartung, von der ich dir künde: es komme das richtige Opfer zu euch.

Dies die Genugtuung, dies die Versöhnung,

Dies die Gerechtigkeit, dieses die Ordnung, dies die Gewißheit, dieses der Friede zwischen dem Himmel und der Erde gleich dem zarten Verkehr der Ehegatten, dies das eine, das fest steht!

Ich lobe dich, o Gott! Amen.

DRITTER AKT

(Ein Saal in einem Schloß. — Nacht. — Der Erbprinz tritt ein und mit ihm die Würdenträger des Hofes. — Sie bilden einen Staatsrat.)

Der älteste Prinz: Ist mir erlaubt, den Mund zu öffnen?

Der Erbprinz: Sprich.

Der älteste Prinz: Alles verloren. Die Stadt wird morgen fallen.

Der Erbprinz: Wir wissen, was wir noch zu erledigen haben.

Der älteste Prinz: Da ist nun die Verwirrung, die Trigramme sagten es voraus: Aufstand auf Aufstand.

Die Menge ist obenauf, der Fürst steht an tiefster Stelle.

Darum, als erster, bin ich willens, wie es sich ziemt, meine Schuld zu bekennen!

In der unseligen Stunde, als er zu den Toten ging,

Hat mir dein Vater, der Kaiser, deine Hoheit empfohlen. Diese alten Hände haben nicht verstanden, dich zu schützen.

Ich hätte dich fortbringen müssen, irgendwo anders hin, da hätte man abgewartet, wie auf einem Felsen, bis die Flut abebbt.

Ich dachte mir, diesen Aufstand, den kann ich ersticken unter meiner Schuhsohle.

Man liest nämlich in den Büchern der Geschichte von Empörungen, die den alten Herrscherhäusern ein Ende gesetzt haben,

Daß sie an einem einzigen Punkt beginnen, sich ausbreiten und Fuß fassen.

Doch hier hat der Aufstand nicht da oder dort begonnen und ist an ihm kein Haupt zu sehn.

Alle Teile auf einmal, alle Stellen des Reiches haben gleich einem unsinnig verkrampften Glied

Ihren Dienst versagt, und als hätte der Boden selbst sich in Bewegung gesetzt, begann die ganze Menge sich zu rühren.

Wie ein von Ratten gejagtes Volk oder wie auf der Flucht vor den Fluten, wenn der große Ho die Dämme durchbricht,

Hat der Tod das Leben überfallen, und es ging die Menschenmasse, aufschwankend, einen Schritt vor.

Da mußte alles in einem zusammenbrechen: es gibt keine Verwaltung mehr, die Heere sind bei dem ersten Zusammenstoß verschwunden.

Diese Stadt, wo wir eingeschlossen sind,

Nur noch sie steht inmitten des Wirbels, und morgen wird sie uns verschlungen sehn.

— Meine Pflicht war, dich zu behüten, und da bist du in Feindeshand:

Demnach erhebe ich gegen mich selbst die Anklage.

⟨Er wirft sich zu Boden⟩

Alle andern: Ebenso, Herr, klagen auch wir uns an.

⟨Sie werfen sich zu Boden⟩

Der Erbprinz: Keiner ist anzuklagen, nur ich.

Man soll nicht glauben, daß ich mit Unrecht verworfen werde. Durch meine Unwürdigkeit und den unerforschlichen Zorn des Himmels komme ich um.

O mein Volk, ich bitte dich, vergib mir,

Vergib mir meine Schwachheit, meine Fehler, mein Verschulden, dein Elend, deinen Aufstand.

Denn der Kaiser ist eingesetzt,

Damit er sein Volk vor dem Übel bewahre, und wenn er nicht ausreicht, verschwindet er mit Recht.

Und auch du, betagter Herrscherstamm, vergib mir! Vier Jahrhunderte, wie ein unverwüstlicher Mensch,

Betreutest du dies Land, und wie ein junger Schößling aus einer alten Wurzel

Zog der thronende Kaiser aus dir seine Lebenskraft.

Und jetzt, siehe, lieg ich zu Boden gefällt, und mit mir geht der Stamm zu Ende. Deiner Namen und deiner Ehren verlustig,

Bist du nur noch ein totes, vergessenes Ding.

Vergib mir, o du mein Geschlecht! o mein Volk, mit meiner Stirn im Staube bitte ich dich um Vergebung!

⟨Er wirft sich nieder⟩

Der oberste Prüfer: Wo das Zepter, da das Machtwort.

Als der Kaiser, dein Vater, zu den Toten hinabstieg, nahm er den alten Stab mit sich,

Und da hat nun das Volk, wie ein Tier, das die Augen auf seinen Herrn gerichtet hält,

Und da es in deiner Hand nicht mehr das Zeichen der Herrschaft erblickt, sich erhoben

Und sich dem Taumel, dem Wirrwarr der Freiheit ergeben.

Der älteste Prinz: Der Stifter deines Hauses hatte ihn mitgebracht, als er hier ankam, ein Wandrer, aus dem Lande des Westens jenseits der Steppe.

Er fand das Reich in Stücken, unter den Thronbewerbern verteilt, und wie Räuber stritten sich die um das warme, noch zuckende Fleisch.

Er tötete alle, vereinigte die Herrschaft in seine Hand, und auf ihn gestützt, ließ er sich nieder in der geheiligten Mitte.

Des Hauses Schicksal hängt an diesem Stabe.

Die Fabelstimme berichtet,

Er werde nach Umkehr der Zeiten, gleich einem Baum, der für tot gehalten doch neu zu grünen beginnt,

Ein Astwerk treiben, dann sollten die Himmelsgeister wie Vögel kommen und staunen ihn an.

Der Erbprinz: O Vater! Vater! wenn du noch irgend im Leben weilest,

Höre uns! sieh unsre Not!

Der Verschnittene: Er ist bei den Toten gewesen. Vielleicht hat er Bedenken, dir sein Antlitz zu zeigen.

Der Erbprinz: Ich habe vorgesorgt. Keiner bewohnt diesen Flügel des Schlosses mit dem Zugang hier zu der Ahnenkapelle.

Ich ließ darin die kaiserlichen Gewänder niederlegen und seine Maske aus Gold.

⟨Die Kapelle öffnet sich, und im Türrahmen erscheint, mit den kaiserlichen Gewändern bekleidet und vor dem Gesicht eine Maske, der Kaiser⟩

Der Erbprinz: Ich grüße dich, o Ehrwürdiger! ich grüße dich, o Vater! Ich weiß nichts anderes zu sagen.

⟨Er wirft sich nieder und mit ihm alle andern⟩

Der Kaiser ⟨mit dem erhobenen Stabe, der jetzt die Form eines Kreuzes hat⟩: Schauet hier das königliche Reis!

O meine Ahnen, o mein Sohn, o mein Volk!

Ich habe euch nicht beraubt! Wie jener alte Verbannte schloß ich ihn in meine Hand

Und bringe ihn wieder aus der Tiefe der Erde, den Stab des ergründenden Machtworts, das, worauf sich der Kaiser stützt,

Den Maßstab der Welt, die Währung der Weisheit und Kraft! Blick her!

Der Erbprinz: Schrecken und Ehrfurcht bestürmt mich und ein mir fremdes Mitgefühl!

Dies da das Zeichen Zehn, Aufriß des menschlichen Kreuzes!

Ein Mensch, wenn er aufwacht, ein Jüngling, wenn er die Welt umfaßt, ein Taucher, wenn er bis auf den Grund gesunken wieder hinaufkommt mit offenen Armen,

So dehnt dieses hohe Sinnbild dahin, dorthin seine Zweige.

Der Kaiser: Blickt alle her! seht, was ich bringe! ich halte in meinen Händen das Zeichen der Herrschaft und des Heils!

Den hehren Schnittpunkt, wo sich durch Menschenvermittlung Himmel an Erde knüpft,

Das Urteil zwischen Rechts und Links, die Scheidung des Hohen vom Tiefen. Die Gottesgabe, das Opfer!

Die hochheilige Mitte, den Mittelpunkt, von dem gleichmäßig die vier Strahlen ausgehn, den unsagbaren Punkt.

Betrachte, o Welt, dieses Zeichen!

Der Erbprinz: Wir grüßen dich, Kreuzträger!

Der Kaiser: Wieder erscheine ich an der Schicksalstür! auf der Schwelle vom Tod zum Leben halte ich mich mit dem Zeichen des Kreuzes aufrecht.

Ich habe den Grund von allem berührt, und meine Hand ließ ihre Spur darin.

Ich habe die Hölle durchwandelt! mitten in der verschatteten Nacht ging ich lebend einher.

Ich kenne den Grund alles Bösen, im Tode liegt die Erklärung.

Höret mich, der ich zurückkomme vom andern Ufer der Dinge, ich schreie auf bei meinem letzten Schritt! Ich halte mich aufrecht und sage: Gerecht ist die Gerechtigkeit,

Genau wie das Gewicht, unfehlbar wie die Wage!

Ich, mit diesem Kreuz in den Händen!

Alle: Heil, heilsames Zeichen!

Der Kaiser: Heil, freudiges Zeichen! heil, Zeichen des Schmerzes!

Wer deine Lust kennt, nur der ist imstande, dein Leid auf sich zu nehmen.

Jenseits des Lebens ist Offenbarung,

Die Qual, die sich im Jenseits des Lebens erschöpft, in ihr offenbart sich die, die ihr in euch tragt und wißt es nicht.

Das scheidet nicht ab wie ein ausgerissenes Haar!

Nein, die Trennung in der Verzückung der Nacht ist wie Leib und Seele, wie Geist und Geripp!

Dies die Botschaft, dies die Gefahr, die ich mit diesem Kreuz aus dem Erdreich bringe.

Du lebender Mensch, armseliges Ding, o taubes, blindes,

Ich habe Mitleid mit dir, der ich der Hirte bin der Menschen.

Ich höre um meinen Thron das Geräusch eines weidenden Volkes, hat keine Augen, hat keine Ohren und streckt mir den armen Mund entgegen.

Der Erbprinz: Wir sind im Elend! Erneure die Einheit! verbanne die Toten!

Der Kaiser: Ich weiß, was euch rettet. Ich bringe die Läuterung, den verweisenden Brauch.

Morgen bei Aufgang der Sonne,

Dies hier hoch in den Händen, zerstreue ich die Empörer.

Und dann, wenn sie untergeht, will ich dem wieder geeinten Volke meinen Aufruf künden.

Der Erbprinz: Und jetzt zeige uns wieder, o Vater, dein erlauchtes Antlitz!

Der Kaiser: Willst du es sehn, o mein Sohn?

Alle: Laß es uns wieder sehn, das Licht deines Angesichtes!

Der Kaiser: So blicket her!

(Er lüpft die Maske, man erkennt das glattgeschwollene Gesicht eines Aussätzigen. Die Nase ist weggefressen, an Stelle der Augen sind nur noch blutende Löcher. Einzig der Mund ist unverletzt geblieben)

Das bin ich!

Alle (indem sie die Augen bedecken): Ah! ah!

Der Kaiser: So wird der Vater des Hauses, wenn er wieder unter die Seinigen tritt, nicht erkannt: ihr nennt mich nicht mehr Herr, noch Vater.

Wie ein rauchendes Scheit ohne Rinde,

Noch brennend, lege ich Zeugnis ab von dem Feuer, zu dem ich

hinabstieg, und mein Fleisch bedeckt sich wie Holz mit seiner eigenen Asche.

Ich bringe Zeugenschaft!

Diese Augen, die das Dunkel kennen, wissen nichts mehr von euerm Licht.

Ich halte aber ein Wahrzeichen in meinen Händen, und ich selbst bin ein sichtbares Zeichen.

Führet mich an die Mauer, denn der Tag bricht an.

Vor allem Volke will ich meine Botschaft künden.

*

Der Stimmführer: Wie ein Stauwerk, voll von der Last eines Meeres, aus Dammes Mitte brechend,

Hinströmend das ganze Land mit sich fortreißt, die Felsen, die Städte mitsamt ihren Menschen und Göttern,

Also hat der erhabene Kaiser, als er sich hoch auf der Mauer zeigte, das Kreuz in seinen Händen gezückt, und das ganze Heer der Empörer schien wie vom Schwert hinweggefegt!

Einzelne flüchten! die Masse aber, einer auf dem Rücken des andern, kniet nieder, hebt einen Wald von Händen gegen die Stadt und fleht um Gnade.

Die Köpfe der Rädelsführer hängen in Käfigen aus Schilf über jedem der Tore.

Seht jetzt die Sonne, eben noch hat sie, in Himmels Mitte ruhend, den Spiegel der Brunnen mit senkrechtem Strahle getroffen,

Und schon beginnt sie, den unermeßlichen Nachmittag lang, ihren Abstieg zur Erde.

Alle sollen sich, alle hier versammeln und hören! denn dies ist die Stunde, da unser Vater,

Der Menschenkaiser, der von Mitleid für sein Volk bewegt sich unter die Erde begab, wieder zurückkam zu uns und an Leben nur eins noch mitgebracht hat, den Mund,

Das Heil verkündet und Gewißheit gibt.

(Der Kaiser tritt auf. — Langes Schweigen)

Der Kaiser: Ich wende mich gegen Morgen, ich wende mich gegen Abend.

Ich fühle auf meiner Wange wechselweise die beiden Hauche, den Hauch des Meeres, den Hauch der Erde.

Kalt und rein kommt der eine aus dem unterseeischen Himmel, von dort, wo die Tiefe der jungfräulichen Wasser

Sich kräuselt unter dem Aufstand der Ewigkeit,

Und von der andern Seite der Wind der Erde, beladen mit Düften und Dünsten, Odem der Felder, der Bäume, der süßen Wasser, der Völker, der Tiere: auf meiner Wange der fürsorgliche Wind!

Und wie ich ihn mit der Hand fernzuhalten versuche, bin ich wie einer, der unter den Fingern Zartheit der menschlichen Wange verspürt.

Die schwarze Wolke, wie ein Büffel, wenn er getrunken hat, legt ihre noch triefende Nüster auf die Schulter des Berges.

O jetzige Wohnung du des unsterblichen Menschen, sei gesegnet! Menge der Männer und Frauen, Geschlechter der Kinder, Friede mit euch!

Raum, unser Raum, unüberschreitbarer Aufenthalt, Dasein des Jetzigen, Gruß dir!

O Festlichkeit des Lebens! ich habe keine Augen mehr, doch meine Schwere ward mir ein gar feiner Sinn,

Durch die Kraft, die den Weltbau im Gleichgewicht hält, halte auch ich mich aufrecht.

Hier und nur hier haben wir unsere unwiederholbare Prüfung, haben wir sie zu bestehn

Unter den Augen der unermeßlichen Himmel, mit der Sonne auf unserm Gesicht,

Und unter unsern Füßen die unverjährbare Pein.

Gruß dir, heiliger Vorhof! Tempel der Welt, worin der Mensch umherirrt wie ein Priester, der alles vergaß.

Stimme: Heil dir, Verkünder!

Der Kaiser: Siehe, der Stamm des Stammes hat seinen Wipfel über die Mauer gehoben,

Und Erbe von hundert Kaisern bin ich nun im Besitze der Weisheit!

O Reichtum meines Besitzes! blind und sehe dennoch!

Nein, sagte ich, daß ich sehe? alle meine Sinne sind nur noch einer, alle versunken in der Einsicht,

Entrückten Schauens vielfältigem Werkzeug.

Denn wie man an einem heitern und reinen Morgen die Erde betrachtet,

Und wie das Auge, das zweierlei Pflanzen verschieden sieht, die Entfernung überbrückt und die Weite umspannt,

Und ebenso wie man des Nachts, mit dem Meere im Wind, die Stimme des weinenden Kindes vernimmt,

Also mein Geist, dem Weisen gleich, der die sieben Töne entdeckt hat, vom klaren Sinn des Niedern emporgerissen zum höhern Verhältnis,

Schwingt er sich von Ding zu Ding und steigt mit der Steile der Flamme. O du Gesicht! o Erwachen!

Und jetzt, in der Ruhe meiner Verzückung, höre ich nur noch den ersten Laut. Das Sprudeln der Quelle, das Wallen der ewigen Wasser.

Nehmet das Gleichnis vom Schlaf:

Wer seine Blicke einstellt, dem schwinden zuerst die Formen, darauf die Farben, dann schließt er die Augen,

Dann läßt das Gehör sein Lauschen, danach sein Verstehn,

Dann stirbt der Geruch, dann löscht der Tatsinn aus,

Und als letzter bleibt der Geschmack, und dies ist der Vollgeschmack Gottes, wodurch sich der Mund und die Seele mit Honig und Wasser füllen.

Alles ist gut.

Das Böse in der Welt wie ein Bewässrer, die Gerechtigkeit hält alles im Gleichen, und das barmherzige Herz schafft alles neu.

Da wollte ich sprechen, und seht, ich habe nichts mehr zu sagen.

Der Erbprinz: O Vater, entsinne dich unser, versage uns nicht das Heil.

Der Kaiser: Ich bringe nicht die frohe Botschaft, ich bin der, der vorausgeht.

Das ist nicht Buddha, der Schläfer, noch Tao, das Ungetüm im Gewölk, der Wirbel nicht von Yang und Yin und nicht das Knäuelgewirr der Hierogramme.

Doch wie der Blitz flammt,

Wird die Erscheinung am Himmel der Weise, der Tor, hält er die Augen nur offen, wird er das Antlitz der Wahrheit erblicken.

Ich künde dies den Fürsten und den Gelehrten, die da wie Fische mit seitwärts gerichteten Augen umgehn im Zwielicht der Wissenschaft, den Beamten und Alten,

Den Sterbenden und denen, die geboren werden, den Idioten, den Kindern, den Frauen,

Dem Landstreicher, der ganz nackt wandert, meinen Brüdern, den Aussätzigen, dem Verbrecher, der an der Tür der Gerichtshöfe kauert, die Hände und den Kopf durch ein Brett gezwängt,

Die Herrschaft, die Wahrheit, die Gerechtigkeit, die Linderung, die Freude, die Freiheit, die Läuterung,

Den Frieden und das Glaubensbündnis zwischen Gott und Mensch, Vertrag, der uns zu seinen Kindern macht. O du, der mich hört, du bist nicht ausgeschlossen.

Der Erbprinz: Vater, laß uns die Kunde wissen!

Der Kaiser: Das ward mir nicht geheißen. Doch bin ich hinabgestiegen zur Unterwelt, um zu erfahren, warum sie uns überfallen hat,

Und hier ist die Hilfe, die man mich lehrte, und unsers Erbguts unverletzlicher Kreis. Höret mich an.

Stimme: Wir hören dich, Gebieter.

Der Kaiser: Wer isset, wird des Todes sein.

Und so wie die Erde dem Leibe leiht, woraus er besteht, und es ihm wiedernimmt, wenn er stirbt,

Ebenso ist dem gierigen Boden

Ein Recht über unsere Seele verliehn, dieweil sie aus seinen Mitteln ihr Leben bestreitet,

Und nicht imstande, sie sich anzueignen, hält er sie als Unterpfand zurück.

Stimme: Wahrhaftig, o Gebieter.

Der Kaiser: Nun gebt Gehör und Antwort. Sprich, mein Sohn, und höre.

Wenn einer Geld empfängt für seinen Herrn und liefert es ihm getreulich ab,

Von wem ist es dann zurückzufordern, vom Herrn oder vom Diener?

Der Erbprinz: Vom Herrn.

Der Kaiser: Einer

Lebt, der ist der Herr von allem.
Und wie er uns schuf, hat er uns auch eine Mitgift bestimmt und ein Leibgedinge.
Denn mittels der Welt, in die wir gesetzt sind,
Richten wir unser Leben auf, richten wir unsere Einsicht ein.
Dieses Gut ist uns aufgespart, es zu verwalten, hat er den Menschen berufen.
Wie ein Vater, der seine Kinder in Pflege gibt, hat er uns in die Welt geschickt,
Erkennen wir aber seine Vaterschaft nicht an,
Nimmt uns wieder die Erde in ihren Schoß.
Der Erbprinz: Wie sich also verhalten?
Der Kaiser: Sechs Tage tue der Mensch sein Werk,
Er erschließe die harte Erde und führe ihr zu die Lebenswasser des gütigen Himmels,
Damit sie den Hunger uns und die andern Bedürfnisse stille.
Aber der siebente Tag finde ihn nicht bei dieser Sklavenmüh:
Er bade den Leib, er lege ein frisches Gewand an
Und stehe aufrecht auf der Erde wie ein Priester vor dem Opfertisch,
Und wie in Sommersglut eine Wolke, wenn sie von einem Rande des Himmels zum andern segelt, die Landschaft labend beschattet,
Wird euch der Schatten des Herrn überschweben.
Und nicht mehr werden die Toten und die Dämonen an eure Speise rühren,
Und wie das wilde Getier, vom Scheine des Feuers zurückgeschreckt,
Werden sie nimmer unsern erlaubten Besitz überschreiten.
Der Erbprinz: So müssen wir alles und uns selbst zum Opfer bringen?
Doch wie, Vater, sollen wir wissen, ob es angenommen wird?
Der Kaiser: Wohl gesprochen, mein Sohn.
Da du meinen Gedanken aufmerksam und hellsichtig durchdringst, bemerkst du, daß jede Gabe des Dieners an den Herrn
Ein Schuldverhältnis voraussetzt.
Nach der ersten Übertretung aber,
Und wo doch der Mensch dem Wesen enteignet hat, was er mitbekommen hatte, damit er es schaue und ehre,

Womit böte da einer dem andern annehmbaren Ersatz? wie den Wert der Opfergabe ermessen? woher die Berechtigung des Gebers?

Ich, der König dieser Welt, habe meine Berufung erfüllt, das Mittel genannt,

Und wenn ihr nach meinem Geheiß des Reinigungsbrauches achtet und die Erwartung festlich begeht,

Kommt vom Gebirge her aus dem Westen die Herrlichkeit des Gesichtes,

Wird euch Geheimnis erneuten Urstands gelehrt und das hinreichende Opfer in eure Mitte verpflanzt.

Die Wasser dann überdecken euch, und wie das Reiskorn unter dem Wasser

Ersteht ihr neugeboren von neuem.

Der Erbprinz: Wir wollen, Vater, dein Gebot befolgen.

Der Kaiser: Ah! ah!

Der Erbprinz: Was meinst du?

Der Kaiser: Ah! ah!

Wieder seh ich vor mir die Tiefe, woraus ich emporkam.

Und wie in den Bergen kein noch so hoher Hang ist

Ohne die Stufen der Brunnenmulden, die der fleißige Landmann für seine Reisfelder anlegt,

Seh ich den Schlund unter mir, wie ihn der höllische Bauer bestellt hat.

Ich fasse Gesetz und Ursprung.

Ich sehe, wo jedem sein Ort bestimmt ist: wie in dem Grabe der Nacht einen Baum, den das Licht einer Lampe erhellt, im Dunkelsein das Gebilde der Schauerblüte!

Und wollt ich sagen, was ich weiß, seht, der Schrecken stürzte heran,

Als spürte man unter den Füßen den Boden sich wellen und sähe die Mauern des Hauses wanken!

Was ich sagte, genügt. Ich habe das Gegenmittel gebracht.

Und nun, lebt wohl!

Der Erbprinz: Wie, du willst uns nochmals verlassen?

Der Kaiser: Dem Tode gehör ich und muß zu der Mutter zurück.

Wo wäre mir jetzt unter euch noch ein Dach?

Ich stieg zum Urgrund hinunter, zur Wurzel alles Bestehens, ich habe

Den Boden unter dem Grundstein befühlt, und jetzt, den Wanderstab wieder zur Hand,

Geh ich die Hochländer suchen.

Der Erbprinz: O Vater, laß du nicht vaterlos

Den Hausstand der Hundert-Sippe!

Der Kaiser: Soll ein Aussätziger die kaiserliche Mitte halten?

Ich bin nur ein Mensch und reiche nicht weiter als meine ausgebreiteten Arme.

Und Herr dieses unermeßlichen Reiches, über das Menschengewimmel gebückt,

Kann ich es denn in den Händen verschieben, umschütteln wie der Bauer den Tee in seinem Sieb, daß jedes Blatt die Segnung der Sonne empfängt?

Meine Ohren sind Menschenohren, sollten sie scheiden können zwischen dem Wahren und Falschen wie zwischen lauter und leiser Stimme?

Seh ich, ein Ding ist gut, darf ich es darum verwirklichen wollen? Mir graut, das Bestehende abzuändern.

Ich handle in Nacht und richte nach der Entscheidung der Würfel.

Und haltet ihr mich nun fest unter euch, dann bin ich wie einer, der nicht weiß, was tun.

Darum schäme ich mich: es ziemt dem Greise, daß er bescheiden zurücktritt.

Nur das Kind und der Jüngling wirken am liebsten durch sich, wer aber grau in der Weisheit wurde,

Sieht ein Licht, und über sich hinaus begehrt er, dem wahrgenommenen Vorbild zu folgen.

Da muß er hinweg von den Menschen, denn sein noch junges Auge

Sieht zwar das Licht, doch nicht in das Licht hinein, und ihm ist wie den Vögeln, denen zwischen Tag und Nacht.

Du aber nimm, o mein Sohn, was ich lasse. Ich muß sterben.

Der Erbprinz: O Vater, beraube uns nicht deines Leichnams,

Bewacht von den steinernen Tierpaaren ruhe dein Leib in der Erbgruft.

Der Kaiser: Hör meine Antwort, und du auch höre mein Lästern, o abergläubisches Volk!

Nicht mein Vater hat mich gepflanzt, nicht meine Mutter mich zur Welt gebracht,

Nicht die Erde hat mich genährt, und die Gesellschaft der Menschen hat mir nichts gegeben.

Unvermischt, eins, unberührbar und für sich,

So wie ich mich zum andernmal empfangen habe von dem,

Der in mir mein Dasein wollte, bin ich, ich habe mein Ich, eine Seele mit einem Leib.

Und weder will ich meine Reste an das Vorgeschlecht fügen, erreichen, was von meinem Vater blieb, Schädel und Schienbein,

Noch das Erdreich des Han mit meinen Knochen verkitten.

Doch wie ein Mensch, der vor sich her einen Büffel stachelnd, in die Einsamkeit opfern geht,

Verschleppe ich dies Trümmerwerk meines kaiserlichen Leibes.

Der Erbprinz: O mein Vater, erbarme dich deines Kindsohns!

O Vater und Mutter in einem, habe Mitleid mit den Vielen!

Der Kaiser: Wachse, nimm meinen Thron mit Allmacht, erfülle mit Größe die Mitte!

Möge die Nahrung dein Herz nicht beschweren und das Weib es nicht ersticken.

Umfriede mit Stille dein Lauschen, damit du das Reich vernimmst,

Wie eine Scheibe du von reinem Metall, das widerhallt, sinkt nur ein Blatt zu Boden!

Tu nicht bloß eines allein! verlasse dich nicht auf die Zukunft!

Sondern im Bilde der Erde, die all ihre Ernten zugleich hervorbringt, mögen all deine Pläne stets ausgereift ineinanderstimmen.

Siehst du, so ist das Herz des mütterlichen Vaters bewegt bei dem Gedanken an seine Kinder und an den Abschied!

Mein Sohn! laß mir die kaiserlichen Prunkgewänder bringen,

Damit ich mich von ihnen trenne.

(Man bringt die Feiergewänder)

Der Kaiser: O Schuhe! o Kleid! o Kronstab! o Helm! o Gürtung!

Ich greife euch mit weiten Armen, und tastend kenn ich meine Hülle wieder.

O Schuhe! Kothurn dieser Sohlen, weiß wie Morgennebel,

Gleichnis der hohen Herrschaft, auf ihren unbefleckten Grund gestellt:

Der Königsmensch, auf einem Fuße hält er sich aufrecht, mit dem andern schreitet er vor.

Und du nun, rühmliches Kleid! Die abgestorbenen Würmer in ihrer Seidenpuppe gaben den Stoff, woraus du gewebt bist,

Und ich vergleich sie den Toten, den Ahnen, die durch ihr Wissen und ihren Fleiß

Den Faden dieses unzerstörbaren Reiches spannen!

Und was bin ich denn anderes als der Züchter, der die Würmer erstickt in seinem Ofen, eh sie das Gespinst durchbohren und es verderben?

Ich bin doch der Totenzerstörer, ich habe die Pforte geschlossen über den Toten, sie werden uns nicht mehr um ihren Erbteil belangen.

Deine Farbe ist wie der Erde ihr Fleisch, mangofarben, und nur dem Kaiser gebührt, dem Sohne des blauen Himmels, sie zu tragen.

Dein reiches Gestick entspricht ihrer bunten Fülle, dein Linienplan dem Geheimnis der seherischen Schildkröte:

Der Drache ruhet auf meinem Herzen, der Vogel Fang entfaltet sich mir auf der Schulter.

Ich berge die Stirne, die Hände in diese Seide, und die Berührung mit meiner Aussatzhaut wird sie nicht beschmutzen.

O Kleid! Deine Spannweite so groß wie mein Volk:

Worin ist ein Fürst gewandet, wenn nicht in den Faltenwurf seines Volks von den Schultern bis zu den Zehn?

Aufrecht: seine Ehre, und hingelagert: sein Körperschutz.

Laßt mich die Hände hineinvergraben! laßt mich hineinvergehn, laßt mich versinken darin wie ein Büffel im Grünen!

O du mein großes Volk, mit Küssen nehme ich Abschied von dir.

Der Erbprinz: So laß uns, Vater, doch den Kaiserstab.

Der Kaiser: Hüte ihn gut, er, der vereint und trennt, er wird euch behüten.

Ich aber geh nun, Gesicht und die Hände erhoben, tastend,

Wie einer, der eines Führers hergewendetem Gesichte folgt,

Und quer die Felder hinüber enthebe ich mich dem Berge zu.

*

Der Stimmführer: Eingegraben auf steinerner Tafel künden die altertümlichen Worte: Faltenverborgenheit

Einzig dem Auserwählten den Weg.

Denn der riesige Berg — gleich einem Kleinod, in Falten seines Halses, verdeckt er die Zuflucht des Friedens.

Kranke, auf die entgegenen Gipfel gebracht,

Konnten genesen, wenn sie in Waldesmitte, wie zwischen Wasserrosen den Spiegel des Mondes, die heilige Umzäunung sahn,

Den steinernen Wall und die goldüberziegelten Doppeldächer.

Wer aber hingelangen will, nicht führt ihn der Weg,

Nicht das Wasser im eingefaßten Bett, noch auch die Glocke, die einen irreleitet, wie ein singender Vogel,

Wenn sie von außen der Hammer, sobald sich das volle Wasserrad umkehrt, unregelmäßigen Schlages beklopft.

Aus der Tiefe deines tiefen Tales hör ich den Klang der mystischen Glocke.

Und die sechzig Greise bewohnen

Den Tempel: Faltenverborgenheit,

Die einen, in ihrem Alter,

Die andern, in Lebens Mitte, haben die Wahrheit geschaut,

Wie Menschen, die beim Abstieg aus dem Gebirge plötzlich an Stelle der Nebel vor sich die Erde hingehängt sehn wie ein Bild.

Und Kinder sind unter ihnen und junge Leute, die die Enttäuschung niemals bezwang,

⟨Was

Widerstände dem Blicke des Menschen? dem sehenden Auge?⟩

Denn das Licht ist die Jungfrau ihrer Wahl, die Seligkeit, ihre Mutter mit ihnen.

Durch die Waldesstille herüber hör ich die Glocke zweimal, dreimal ein Wort voll Glück und Schwermut klingen.

Keiner weiß, wie sie beten. Keine Tafel bestimmt ihren Dienst.

Nicht erheben sich dort die drei Riesen von Gold, Sinnbild der viererlei Wächter,

Kein Priester mit seinem Holzfischgeklapper ruft sie zur Andacht,

Ihr Herz bespricht sich mit dem Unbedingten, sie einen sich dem Immergleichen, der innerlichen Hochzeit, darin sie vergehn.

Sie reden nicht, doch wie eine Sprache, in der Tiefe des Gebetes, begreifen sie ein jedes Ding,

Den starren Stein, das Tier auf der Jagd, die knospende Pflanze,
Den Wind, den Wandel der Stunden
Und unten im Tal die schwache Stimme der Menschen:
Der kreisende Schatten beschreibt einen Sinn.
Noch einmal und wieder hör ich den hölzernen Schlägel an die Gebetschale schlagen.
Nicht die silbernen Zimbeln in den Händen der Wasserfee, der schwatzende Laut: Si li li,
Nicht die weiße Dame des Mittags mit dem walderfüllenden To lo lo ihrer goldenen Schellen,
Haben so sehr verzückenden Klang für den, der aus der Höh den metallenen Ton vernimmt, jenes von Menschenhand unberührte: C.
Er wird nicht weitergehn, sondern wie einer, den ein unwiderstehlicher Schlaf fesselt, ergriffen von Sammlung gehört er ganz der seligen Silbe.
Jenseits der Zeit erschallet die Glocke, so oft der Wasserbehälter gefüllt ist.
Selig, die da bewohnen das Haus: Verborgenheit!
Es gibt unter ihnen manche, die kennen keine Freude, im Leben reißen sie die Hölle an sich, und die Hölle verschlingt sie im Tode.
Andre von ihnen kosten ein wenig Freude auf ihrem Weg, den Duft eines blühenden Baumes, vielleicht eine Beere, die zwischen Zunge und Gaumen zerschmilzt.
Und andre nach vieler Bemühung, zur Stunde zwischen Sonne und Mond, erlangen sich Stillung.
Aber die da sind auserkoren unter Zehntausend und zehntausendmal Zehntausend,
Auf daß sie die Fülle des Ganzen nicht bloß im Bilde besitzen und daß ihr Schicksal sei, die ganze Freude und außer ihr keine Freude zu haben.
Das höchste Wesen hat sie sich auserwählt, damit sie ihm zu eigen sind, Söhne ihm und Zeugen, die Gäste seiner Pracht.
Und wie ein hoher Berg die Wasser sammelt, zu Quellen und Seen, die die wüste Erde nähren,
Also lebt das grauenhafte Volk der Menschen

Vom Segen ihrer Vermittlung.
Im Himmel ein Wort voll Unschuld und Süße!

*

Der neue Kaiser ⟨in Priestergewändern⟩: Antritt vor der Halle des Himmels! Ich kniee nieder zwischen die Weihrauchpfannen.
Zurückgebogenen Hauptes erweise ich Ehre der Höhe,
Ich breite die Arme und schließe die Weite an mich,
Ich kehre dem Boden die flachen Hände zu, und wie ein Schwimmer auf einer Planke wieder die Last seines Leibes fühlt,
Ahn ich die Tiefe.
Oberhalb, vor mir, hinter mir, rechts, links, unterhalb,
Überall du und hast doch nicht Höhe noch Tiefe,
Nicht Maß, nicht Dehnung, nicht Schein.
Ich bin da — vor der Leere.

Gelobt sei meine Geburt und gelobt diese Stunde, da ich bin und lebe!
Denn uns zu Häupten ist nichts beschlossen, der Umfang des unabmeßbaren Himmels ist uns aufgetan.
Gruß dir, blauer Grund! ich nenne dich Grenze, Scheide zwischen dem Ort und dem Nicht-Ort, dem Zeitlichen und dem zeitlich Entrückten.
Wie das Gefäß, wie der Blasebalg durch seinen Hohlraum besteht, wie eine Laute,
Wie des Rades Nabe, worin sich die Speichen verbinden und wodurch es drehbar wird, aus Leerem ist,
Also hat alles Geding Bestand von deiner Leere.

So wie die Bäume eines Waldes, wie ein Berg und die Wolke sich in einem stillen Teiche spiegeln,
Daß nichts mehr vom Wasser zu sehn ist,
Also die grün und blaue Welt ⟨kein Stückchen unbefärbt,
Alles so, daß der Bauer, der von seiner Bettkante aus die paar Ölbäume bewacht,
Hingezogen vom himmlischen Strome, im Zweifel ist,
Ob er nicht mit Hügeln und Dörfern und Bäumen und Wassern
Über sich einen Himmel aus Grün erblicke⟩,

Also malt sich die ganze Erde ‹wie zwei Menschen, die durch eine Mauer getrennt, einander im Wasser gewahren, wie das weiße Licht, das auf der Glätte einer Vase in Farbenvielfalt sich entgegenlacht›,
Malt sich alles im Widerschein dessen,
Was jenseits dieses Leeren unsichtbarlich erglänzt.

Und was ist des Kaisers, des Herrn der unzerstörbaren Mitte, erhabenes Amt?
Wenn nicht dieses, daß er zwischen Sichtbar und Unsichtbar den immerwährenden Einklang erhalte und lausche nach rechts und links,
Ob jede Note stimmt.
Ich sah in einem Tempel einst
Eine Wage, die hatte in beiden Schalen eine Lampe,
Derart, daß jede mit der Flamme der andern ihre eigene wog.
Und so auch die blitzende Sonne
Und die Erde im Feuerkleid ihrer Farben ‹denn ist nicht die Farbe
Die erleuchtete Seele des Feuers, in seinem Kampf mit dem Stoff um Erscheinung?›
Erde, vom eigenen Bilden glühend, sie wägen einander auf.
Und legte man beide zusammen auf eine Schale, gewiß hält ihnen dann ein anderes Feuer
Im Jenseits dieser Leerheit das Gegengewicht.
Doch ist mein Reich nicht die Sonne und nicht die schaffende Erde,
Ich habe den Willen der Menschen in der Furcht des Herrn zu lenken,
Auf daß ein jeder seine Stunde richtig erfülle,
Und daß der Ewigkeit ein ganz genaues Zeitmaß übergeben werde.

Ich, der neue Kaiser, ich, die Gestalt des Volkes,
Als hätte ich alle mitsammen in meines Kleides Ärmeln, richte wie ein Bettler meine Bitte an das Tor!
Über das Blaue hinaus, über das Schwarze hinaus mit seinen bahnbeschreibenden Lichtern,
Wie einer, der im Hintergrund eines Tempels verständnislos auf die Feier blickt, rufe ich hinüber!
Wie ein Waisenkind, wunderbarerweise, bin ich da!

Ich will die Seligkeit des Wissens haben, und daß es nicht mehr wie im Schlafe

Dem Herzen bloß mit dunkler Kunde naht.

Möge mir doch die klare Erkenntnis inne werden,

Die heilige Sitte und das Gebot und die Sühne.

Höre, Himmel, meine Bitte! komm herab, wie im Frühling die Überfülle der Wasser unabsehbar

Über die wohlbestellten Reisfelder kommt,

Damit das Gleichgewicht gewahrt sei, hernieder du zu uns, wir zu dir hinauf, und wir nicht hinunter müssen zu den Toten.

Der Stimmführer: Die Erde rein und geschmückt wie ein Tempel, und rund um mich herum

Die versammelte Greisengilde der Berge.

Im großen Saal der Ebne, wie Sausen der Lebensräder, hört man von überallher

Das Rauschen der Wassermühlen.

Männer, Frauen und Kinder, zu zweien, zu dreien,

Tanzen auf dem triefenden Rad.

Alles ist Friede. Die Sonne geht unter.

Ich werde rein in der klaren Luft! Ich verkläre mich in dem Opferglanz.

Der Kaiser: Friede, Nahrung und Segnung dem Volk, das seine Arbeit tut!

Heilung den Kranken, Regen und Sonne den Fluren, jedes zu seiner Zeit,

Der Unfruchtbaren ein Knabe, den Kindern sanftes Bescheiden, dem Tüchtigen einen ehrenden Zuspruch.

Und allen, so wie sie die Nacht überkommt, allen der Urstand des Schlafes.

Der Stimmführer: Der Sonnenball ist über uns hinweggezogen, und schon von immer kürzeren Strahlen getroffen,

Öffnet sich das Tor der Erde zu seinem Empfang.

Dies ist der Augenblick der Eingangsfeier!

Am Morgen, da ist er auf unumgrenztem Meer erschienen, und jetzt, an Tages Ende, auf letzter Schwelle nicht zögernd,

Schwebt er überm Altar!

Er neigt sich! senkt sich! im Opferfeuer sinkt er herab!

Nun ist er hinweg, und im Augenblick seines Schwindens zieht er über den ganzen Himmel einen schwarzen Strich.

Und da, jetzt hebt sich das große Meer hinter ihm aus seinem Bett

Und nahet und stößt nun die Erde donnernd mit der Schulter.

Der Kaiser: Fülle des Sommers über der Menge!

Wie im fünften Monat, wenn man auf allen Wegen bis zu den Knieen in Halmen schreitet,

Tummeln sich überall Kinder wie fette Mäuse herum.

Im Graben selbst und im Schatten der Erde sieht im Vorbeigehn

Der Wandrer zwei Köpfe einsam aus dem Wasser tauchen.

Der Stimmführer: Siehe, ein Meer jetzt auf dem Meere!

Wie das fahle Öl auf den Wellen brennt,

So auf dem Schatten oben, der aus der Ebene dringt und die Berge mählich überschwemmt,

Eine Schimmerdecke, die scheidet den Himmel von der Erde.

Und in der Tiefe, ein letztes Mal in der Dämmerbeleuchtung,

Zeigen sich links von mir die Felder, die mächtigen Fluten zweier Flüsse, die mit Gräbern bedeckten Hügel,

Und rechts von mir, in der riesigen Umhegung der Berge,

Mit ihren Festungsmauern, Pagoden und hochgelegenen Orten,

Die Unendlichkeit der Stadt mit den wimmelnden Scharen des goldenen Volkes!

Alles verlischt: zwei helle Silberreiher fliegen durch die dunkle, stille Luft heim zu ihrem Nest,

Am Fuße des endlosen Gipfelwalles wird in der Höhe des Flusses ein Lichtlein entzündet.

Der Kaiser: Sättigung wie von Speise, Befriedigung wie das Verbundensein von Mann und Weib!

Fruchtbarkeit, wie einer Mutter, die in den beiden Armen, angeklammert ihren beiden Brüsten, einen Knaben und ein Mädchen trägt!

Der Stimmführer: Alles erlischt: mein Wunsch in mir stirbt mit der Sattheit.

Der Kaiser: Friede dem Volk in der Segnung der Wasser Friede dem Gotteskind in dem Abendmahle der Flamme!

Ende

Carl Sternheim:

SCHUHLIN

DIE DRITTE ERZÄHLUNG*)

OB der musikalischen Erfindung des Ludwig Schuhlin Größe in dem Umfang innewohnte, wie er selbst sie ihr zumaß, wird die Zeit lehren. Ob er im Gewissen die gewaltige Überzeugung hatte, die er zur Schau trug, weiß Gott allein. Die ihm nahe standen, sind von seinen Stücken angerührt worden, die weitere Welt hat ihnen den Erfolg versagt.

Schuhlin kam aus der Tiefe des Volkes. Proletarisch ernährt und erzogen, lief ihm bis ins Jünglingsalter das Leben schmucklos hin. Ein Pianoforte, aus einem Erdgeschoß klingend, traf zum ersten Mal sein Herz mit edler Erfindung und versetzte ihn in Schwung, dem er nicht mehr entrann. An eine Regentraufe gelehnt, hörte er in der Folgezeit viel feierliche und fröhliche Musik, die sich in seine Seele senkte. Bis eines Tages er entdeckt, von dem gerührten Spieler in dessen Umgebung gezogen wurde. Näher hinhörend, lernte er nun die Elemente des Spiels, ergriff bald und begriff die Tasten und ihre Bedeutung. Die Welt ward ihm völlig Klavier. In Terzen, Quinten, Oktaven sprang sein Denken, Dur und Moll spannte sein Herz. Über die Leiter der Schubert- und Beethovenschen Empfindungsstürme entrückte er dem gemeinen All und stand mit zwanzig Jahren in Kleidern des Kleinbürgers die Stirn in den Sphären auserwählter Menschheit. Geld auf Fahrten verdienend, die er mit einem Flötenbläser, einem Trompeter über die Märkte seines Bezirks zu Kirmeß und Kirchweih unternahm, gab er es nur zu Teilen für seinen Unterhalt aus, verwandte das Meiste für den Unterricht bei bedeutenden Lehrern, bis er große Klavierstücke technisch vollendet so selbständig aus dem Flügel hämmerte, daß ihm innere Bewegung

*) S. Weiße Blätter I, 1 (»Busekow«) und II, 7 (»Napoleon«).

verständiger Zuhörer überall gewiß war. Da verließ er die Heimat und gewann auf Reisen beträchtliche Sicherheit der Lebensformen. Man traf ihn im Frack, den er nicht übel zu tragen wußte, in den Salons situierter Kaufleute nach dem Abendessen vor dem Klavier. Den schönen Kopf auf freiem Hals über das Notenblatt gehoben, spielte er, und die bürgerlichen Frauen im Umkreis öffneten ihm die Herzen. Stand er auf, kam, noch getragen von rhythmischen Wellen, durch den Raum, senkte er den Blick in begeisterte Augen, die er merkte, und von denen er Lohn forderte. Überall nahm er das leicht zu ergreifende Weib mittlerer Kreise als Beute, schüttelte ihr geringes Eigenteil aus ihr heraus, mit dem er sich stärkte. In immer bessere Zirkel brachte ihn die mit Begeisterung geübte Kunst, und es fehlte ihm schließlich ein bedeutendes Einkommen, lebhafter Beifall nicht. Sein Selbstbewußtsein verlangte alsbald überzeugendere Erfolge: die Verehrung einer großen Dame, Freundschaft eines in den Künsten dilettierenden Mannes von Welt. So wurde er der repräsentable Geliebte manch reicher Frau, die sich langweilte, geistiger Zusammenklang eines blasierten Dandys.

Doch war Hingabe und Aufopferung von seiner Seite größer als desjenigen, der den Bund mit ihm einging. Denn seines Gehirnes Kraftentfaltung war das Äquivalent zu ruhenden Gütern, die der andere aus Geburt und Vererbung besaß. Nie war Schuhlins Übergewicht von vornherein so groß, daß ein Mensch sich einfach ihm beugte. Er bedurfte des polierten schwarzen Kastens, die Aufmerksamkeit für sich zu erzwingen, die seine Eigenliebe wollte. War aber Zuneigung einmal erlangt, wuchs nie er allein dem andern ans Herz, sondern Vorstellung gespielten Klaviers, musikalisches Genie eines Toten mit ihm. Aus Liebesversunkenheit lallte die Frau nicht das bezügliche Wort, aber eine empfindsame Tonfolge, deren Schöpfer nicht, deren Vermittler er war. Das heimlichste Gespräch, jeder kostbare Augenblick des Lebens glitt über ihn hin zu den ursprünglichen Geistern, deren Einfälle er auf die Tasten abspielte.

Im zarten Anschlag einer Nerve noch spürte er vom anderen her Atome eines Gefühls, das über etwas prompt zu Lieferndes quittiert. Wie ein blasiertes »danke«, das man dem Bedienten lispelt. Kein spontaner Dank, kein Jubel kam ihm entgegen und hob sein Herz

zu den Sternen auf. Davon wurde er krank, begann alles Erreichte, den augenblicklichen Zustand zu hassen und floh schließlich aus bequemen Verhältnissen aufs Land, wo er in einem Bauernhaus am Seeufer Vergangenheit und Zukunft umständlich bedachte.

Er begriff, reproduzierendes Künstlertum konnte der Hebel nicht sein, mit dem die Welt aus den Angeln sich heben ließ, der in ihm gärende Machthunger zu befriedigen sei. Keinen Augenblick zögerte er, alle Brücken zur Vergangenheit abzubrechen, verschwand vollständig von der Weltbühne und rollte sich wie ein Igel in die Einsamkeit des ländlichen Platzes, wo er drei Jahre lang das eigene, mächtige Wesen in Scharniere preßte, nicht einen Hauch seiner Person durch Gespräch oder Mitteilung entweichen ließ. Wie in einen Spartopf senkte er mit grimmigem Lächeln jeden Einfall, allen Gefühlsüberschwang in das eigene Innere, verbot sich den winzigsten Gedanken von sich fort. Abends im Bett faltete er die Hände über den schwellenden Bauch und freute sich, als schließlich Wesensüberfülle innen gegen die Wände des Leibes tobte. Nachdem er der Stärke des Dranges und seines Umfangs sicher geworden, legte er weißes Notenpapier vor sich hin, und wie durch geöffnete Hähne hochgespannter Dampf mit Kraft auszischt, fuhr jäher Empfindungssturm in Noten Kopf an Kopf über die Seiten. Er sah die ersten Niederschriften durch, verglich sie und begriff ihren unterschiedlichen Wert. Auf Spaziergängen ließ er das mindeste gelten, nahm es in sich zurück und sah bei erneutem Ausbruch die geläuterten Themen in gültiger Form als sein erstes Lied aufgezeichnet.

Aus den Gedichten Hoelderlins wählend, was durch Verwandtschaft des Gedankens etwa vereint war, drängte er in heftigem Schaffenssturm an die zwei Dutzend Gesänge zyklisch zusammen und erschien mit dem Manuskript von neuem in der Hauptstadt. Er versammelte den Kreis ehemaliger Freunde und spielte ihnen das Werk mit so innigem Ausdruck, daß die Zuhörer gepackt waren, er selbst von seiner einzigen Bedeutung überzeugt wurde. Mit Wucht etablierte er jetzt vor sich und anderen die Geste des Genius, der außerordentliche Rechte hat und nahm ohne Bedenken von bemittelten Anhängern den monatlichen Zuschuß, der ihn ernähren mußte. Saß nach dem Vortrag einer gelungenen Komposition die Gesellschaft in

Ergriffenheit um seinen Platz am Flügel, brachte er ihr, von Schöpferglück geschwellt, leicht die Überzeugung bei, es sei ihres irdischen Daseins besserer Zweck, ihm auf alle erdenkliche Weise über die Härten des Lebens zu helfen. Ihr Lohn sei ihnen in seiner Lebensbeschreibung gewiß. So ließ die geschmeichelte Wohlhabenheit sich zu größerem Aufwand herbei, verschönte sein Leben mit praktischen Gaben nicht nur, sondern mit verschwenderischem Lob. Er aber, Anerkennung von überall her unersättlich schlürfend, schwoll zu einem Koloß des Selbstbewußtseins, der alsbald nicht duldete, daß in dem von ihm beglückten Haus von anderem die Rede war als von ihm selbst, wobei es ihm gleich blieb, ob man seine menschlichen oder künstlerischen Eigenschaften mehr verherrlichte. Dazu schied er den Freund vom Freunde, indem er den verächtlich machte, Gatten voneinander, weil jede Gemeinschaft zweier Wesen seinen Zwecken gefährlich schien. Nie versäumte er, war ihm aus der Überlegenheit seiner Person ein Eindruck gelungen, auf die Niedrigkeit jemandes, der bedürftig war, hinzuweisen. Wie zum Teufel verdiente der Betreffende Teilnahme, während Auserwählte mühselig ihr Leben fristeten? Müsse er nicht immer noch, nachdem Gott ihm schon den genialen Einfall seines großen Klavierkonzerts geschenkt, auf die notwendige Erholungsreise in den Süden verzichten? Wer von den Anwesenden ahne überhaupt etwas von den zerfleischenden Ausgleichungen, die in der Seele dämonischer Menschen stattfinden? Und von Ergriffenheit über sich selbst gepackt, vermochte er ein Tonstück so rührend zu spielen, daß die im Gewissen gemahnten Freunde sich ernstlich bedachten, ob ihnen vor Schuhlin Besitz erlaubt sei. Es lief der Hausherr schnell zum Bücherschrank, und ein kostbares Werk aus den Reihen nehmend und dem Meister zum Andenken an den feierlichen Abend reichend, zwang er Tränen aus den Augen der übrigen, die sich insgeheim jeder ein weiteres Opfer gelobten.

Als aber Schuhlin sah, welch unwiderstehliche Macht er auf törichte und eitle Menschen hatte, ergriff ihn die Vorstellung phantastischer Möglichkeiten. Wirkung auf sie, Absicht mit ihnen wurde ihm des Lebens Hauptzweck, und er ließ seine Arbeit ruhen. Mächtig reizte es ihn, fühlte er eines Opfers Bereitwilligkeit, dies weit über ursprünglich gesetzte Grenzen zu stoßen. Widerstände mit Worten,

rührenden Gebärden sanft fortbiegend, schritt er über den Willen des Schwächeren auf Ziele zu, die ihn anfangs nur mit der Wonne, Sieger zu sein, beglückten. Später aber sog er aus der Überwindung fremder Person um so größeren Genuß, je mehr der Besiegte und wenn möglich ein dritter durch sie verächtlich wurde. Denn aus der Niederwerfung sittlich Entseelter trank er müheloser und gründlicher den Rauch zügellosen Selbstbewußtseins. Aber die auf die Knochen Geprügelten fingen an, ihn zu scheuen und mieden ihn schließlich. Fama begann, Neugierige zu warnen. Wie er auch seine Anstrengungen verdoppelte, Ruten geschickter legte, die Opfer wurden selten und magerer, und auch die letzten Versuche, die er mit Aufwendung gleißnerischer Tränenströme und hysterischer Erschütterungen anstellte, einstiger Macht entscheidenden Erfolg zu spüren, schlugen fehl. Die Wirkung des allzusehr bekannten, oft gehörten, wenig umfangreichen musikalischen Werkes einerseits, seiner menschlichen Spiegelfechtereien anderseits war erschöpft. Es drückten ihn die unwiderstehlichen Energien der großen Städte in den Schatten. Innere und äußere Existenzmittel begannen, immer mehr zu fehlen.

*

Ehe noch das Elend ihn völlig erreichte, war er zum zweiten Mal in die ländliche Vergessenheit enteilt, angefüllt mit Haß gegen die Welt, die seinem eisernen Griff entschlüpft war. Er begriff nicht, wie der schlichte Mensch, der bei Verstand war, sich der Wollust von ihm Gottbegnadeten beherrscht zu werden, entziehen mochte. Dieses Gottesgnadentums recht deutlich selbst wieder inne zu werden, setzte er sich gleich zu ernsthafter Arbeit nieder und entzündete sich an der unbesiegten, ja erweiterten Schöpferkraft, die aus ihm brach. Begier, Machtwillen, Dämonie, den Verein ihn aufwärtsstoßender Triebe türmte er zu Tongebilden, aus denen nach Ausbrennung der Schlacken heroisches Menschentum klang. So finden wir ihn am strahlenden Sommertag bei offenen Fenstern vor dem Instrument. Die Beine wuchtig ins Pedal gestemmt, zwei gespreizte Hände voll zuckender Tasten, schlägt die gesammelte Person ihren unbeugsamen Willen prachtvoll aus dem Klavier.

Es gab keine Seele im Dorf, die von der Schalldynamik aus Schuhlins Haus nicht irgendwie berührt wurde. Mit Widerstand oder an-

dächtigem Hinhören nahmen sämtliche Bewohner zu ihr Stellung. Klara Kroeger, eine junge Blondine, die in dem waldreichen Ort Erholung suchte, wurde von ihr, wie einst der halberwachsene Ludwig vom Spiel eines anderen, augenblicklich im eigenen Wandel aufgehalten und zum Ausdruck fremden Ichs gezogen. Auch sie umkreist mit angehaltenem Atem das Haus, in dem Gefühlsstürme jauchzen, auch sie wird, die Hände gegen die hochwogende Brust gedrückt, vom Spieler zuerst durch das Fenster gesehen und läßt sich, halb fähig, halb unfähig, sich noch zu entfernen, von ihm dort finden. Ihn umhing noch die ganze Pracht und Wärme der aus ihm entbundenen Kraft, als er kam, sie stak noch in der Hingabe Mitten, da zum Willkomm er sie bei der Hand nahm. So führte er sie ins Haus zu ihrem Platz dicht bei ihm im Zimmer und vollendete am gleichen Tag das Werk der Verschmelzung ihres Schicksals in das seine.

Doch wie vieler Menschen Los auch vorher von ihm abgehangen, um jede Seele hatte er gegen Widerstände kämpfen müssen, bis sie erlag. Und auch dann noch hatte es Augenblicke gegeben, in denen der Unterworfene sich zu eigenem Willen zurückfand. Hier aber lag seinem gierigen Blick die junge Person vor jeglicher Empfängnis bloß. Haut und Haar, jeder Eingang Leibes und der Seele war unbefleckt. Es atmete ihn Erstaunen, gerührte Überraschung zu jeder Geste an, als bewege er mit Schöpfers Fingern von allen Dingen dieser Welt zum erstenmal die Schleier fort. Er sah, sein plattes Wort entwirrte für sie noch irgendein Geheimnis, und so willige Andacht bereitete ihm unaussprechliches Vergnügen. Denn unumschränkter als je über einen Menschen herrschend, spürte er, welcher Aufwand der Kräfte bei ihr erspart war. Hier blieb vom Aufstehen bis zum Niederlegen er König, ohne mehr als der seiner läßlichen Bequemlichkeit hingegebene Mensch zu sein. Sie war, wo immer sie sich um ihn bewegte, seines leisesten Rufes nach Anerkennung stets bereites Echo. Tauchte in seines Auges Grund Herrschwille nur erst wie ein Flämmchen auf, breitete sie vor ihn wie einen Teppich ihre weibliche und menschliche Bereitwilligkeit. Wohin er treten wollte, da kniete sie schon, ihn huldigend zu empfangen. Sein stets möglicher Marsch durch sie hindurch, räumte ihm die Vorstellung etwaiger Widerstände von außen gegen ihn und sein Werk aus dem Bewußtsein und vollendete

in diesem Mann ein Maß von Selbstbewußtsein, das man sonst nicht in der Welt gesehen.

Es erhielten zu dieser Zeit seine Bewegungen eine Wucht und Schwere, als wirkten innen mächtige Gewichte. Er sprach mit so ungeheurem Pathos, als müsse dem Hörer die Rede eingestampft werden. Daß er diesem gesteigerten Ausdruck einen einigermaßen entsprechenden geistigen Inhalt unterlegen konnte, war Folge einer Selbsterziehung, die mit dem übrigen Fortschreiten Hand in Hand gegangen war.

Band er sich damals frühmorgens vor dem ovalen Spiegel im Schlafzimmer die Kravatte, sah über seine Schulter das bezauberte Mädchen, trafen sich im Glas ihre begeisterten Augen mit dem naiven Ausdruck: welch ein Mann, Ludwig! Klara sieh' doch, welch ein Mann!

In inniger Gemeinschaft mit dem Weibe entstand so manches Werk, und da es den Musiker letzhin deuchte, es würden die kleinen monatlichen Beiträge, die zwei treugebliebene Anhänger ihm von der Stadt her sandten, und die sein ganzes Einkommen ausmachten, unpünktlicher und weniger gern gezahlt, beschloß er, wie zu einem Vorstoß von sicherer Warte aus, sich vorübergehend in die Welt der Menschen zurückzubegeben. Aber so mächtig war einst der Eindruck auf die Freunde gewesen, daß sie das Mal seiner Herrschaft noch im Fleisch spürten und nicht Lust hatten, es vertiefen zu lassen. Sie versteckten sich, und es gelang nur an einem Abend, mehrere Verehrer von ehemals in ein Zimmer zu versammeln, wo er sein symphonisches Stück über ein ländliches Thema spielte. Die Hörer, mit grimmiger Abwehr gegen ihn gewappnet, blieben kühl und vollkommen höflich. Unmittelbar nach dem Vortrag reichte man zu essen und zu trinken. Vereinter Wille hielt das Gespräch von seiner Schöpfung fern. Andern Tags fuhr er heim, und Klara war seines Ausdrucks kaum ansichtig geworden, als mit der Erzählung eines Traumes sie ihn überraschte, in dem er den schier beispiellosen Enthusiasmus einer vor das Haus versammelten Menge entgegengenommen hatte. Vorher aber sei im Traumbild eine überirdische Person aufgetreten, die ihr verkündet, es stünde dem geliebten Freund Leid des mißverstandenen Künstlers in außergewöhnlichem Umfang bevor. »Laß dich also,« fügte sie, bevor Schuhlin überhaupt zu Wort gekommen, flehentlich

hinzu, »vom großen Erfolg, den du dort gehabt, nicht täuschen. Der Beifall beweist nur, man hat dich völlig mißverstanden.«

Schuhlin beruhigte sie. Es sei der Eindruck nicht allzu groß gewesen. Er war aber durch des Mädchens Verhalten in die alte Sicherheit gewiegt, und die einzige Folge des Ausflugs blieb, daß er sich entgültig von den Menschen fort zu Klara zog, die den doppelten Vorteil bot, Schutz gegen die Außenwelt und hemmungslos in seine Gewalt verloren zu sein.

Er heiratete sie, ihr die letzten Stege zur Umkehr abzusägen. Den verklärten Blick seines Opfers, als sie vom Standesamt heimkamen, beantwortete er mit einem so ausholenden Druck beider Hände in ihre Schultern, daß sie in den Knieen knickte. Dann ließ er unverzüglich ein Leben beginnen, in dem er durch des Weibes schöpferische Demut als Künstler, Mensch und Mann unablässig Herr des Universums war, denn Klara begnügte sich nicht mehr damit, die Winke seines Willens vorzuerfüllen. Weit über seine Begriffe flog ihre Vorstellungskraft und blies ihm mit immer größerem künstlerischem Ansinnen an sich selbst, ihre tiefere Unterwerfung unter ihn als Forderung belohnenden Ausgleichs ein. Da zögerte er nicht länger, sich für jede gelungene Harmonie einen hohen Preis aus ihrem zur Kreuzigung bereitem Leib auszuzahlen und hätte zwischen Werktätigkeit und der einzigen Frau ein in häusliche Stürme begrenztes Leben bis ans Ende seiner Tage geführt, wäre er nicht durch das unentschuldigte Ausbleiben jeder Subsidienzahlung plötzlich vor die Frage gestellt worden, wie er den irdischen Leib ernähren sollte.

Zwar drängte Klara dazu, auch da mit allen Kräften für ihn einzutreten. Sie hatte ein bedeutendes photographisches Talent und konnte hoffen, in absehbarer Zeit zu verdienen. Doch war Schuhlin überzeugt, es würde selbst bei angestrengtem Fleiß, was sie vermöchte, zu einem behaglichen Leben für ihn nicht ausreichen. Vom Ertrag seiner gedruckten Kompositionen aber war, wie die jährlichen Abrechnungen bewiesen, das Geringste nicht zu hoffen, und so begann Unsicherheit, woher die notwendigen Existenzmittel in Zukunft regelmäßig zu beschaffen seien, den bisher in sich beschlossenen Frieden des Hauses zu verwirren.

*

Da betrat eines Tages ein junger Mensch Schuhlins Wohnstube und brachte vor, er sei Musiker, habe vor Wochen den Vortrag des Meisters in der Hauptstadt gehört, und durch die Größe der Komposition und die Person des Spielers zu doppelter Bewunderung hingerissen, sei er zur Prüfung des eigenen Ichs geschritten. Das Ergebnis bilde die Erkenntnis seines Unvermögens nach jeder Richtung hin und der unbeugsame Wille, sich in Zukunft völlig dem erwählten Vorbild anzuschließen. Sein Leben, solle es überhaupt noch höherem Zweck dienen, müsse unter Schuhlins Leitung in dessen unmittelbarer und ständiger Nähe geführt werden. Er besitze Mittel, methodischen Unterricht eine geraume Zeit zu entgelten und flehe den Meister an, ihn nicht von sich zu weisen. Bei diesen Worten hatte sich sein Antlitz gerötet, die Augen, ein wenig aus den Höhlen, glänzten. Schuhlin stellte, ihn betrachtend, fest, es müßten sich mit dem Sturm solcher Erregung, würde er in richtige Bahnen gelenkt, Effekte erzielen lassen. Der Mensch und seine Ergebenheit für ihn war ihm sofort angenehm. So ließ er denn einiges Allgemeine in Lehrsatzform hören und verabredete mit dem Schüler das Nähere über dessen Unterbringung im Dorf sowie über die Einteilung künftiger Tage. Denn da das Zusammensein sich nicht auf die Unterrichtsstunden beschränken solle, sei es richtig, daß durch keine Abhaltung verhindert, der Lernende dem Lehrer stets zur Verfügung sei. Im Hinblick auf dies Ziel wurde von den Männern das Nötige sofort in die Reihe gebracht. Es freuten sich später die Gatten des Ereignisses, durch das mit einem Schlag alles Gewölk verscheucht schien. Klara pries den Entschluß des jungen Mannes in den Himmel und verklärte sein Auftreten und seine Erscheinung. Hier habe Schuhlin an einem Fremden endlich den Beweis, welche Wunder seine Kunst auf unverbildete Jugend wirke.

Ein harmonisches Leben begann. Neander wurde in Kontrapunktik, daneben fleißig im Klavierspiel unterrichtet. Was er vorher nach neuzeitlichen Methoden gelernt, von moderner Musik gehört hatte, ward verworfen. Über aller Tonkunst stand Sebastian Bach, der Gott. Neben ihm als Götter, Haendel und Philipp Emanuel, des Vaters Sohn. Mit Mozart kam schon fin de siècle Kunst, Beethoven schien Barok, alles Fernere bloßer Unsinn. Es galt, an die Quellen

zurückzufinden, dort neue Wege zu suchen. Mit schönem Ernst legte Schuhlin in des Jünglings Seele die Überzeugung von der unvergleichlichen Wichtigkeit ihrer gemeinsamen Aufgabe. Vor dem Instrument, wurde eines Sextaccordes, einer Synkope Ursinn aufgedeckt, strahlten ihre Augen sich in freudiger Erleuchtung an. Spielte Neander vom Blatt, genügte schließlich das rhythmische Nicken des neben ihm sitzenden Lehrers, dessen huschende Handbewegung, daß der Schüler den verborgenen Sinn des Musikstücks erriet. Um ihre Körper stand eine heiße Wolke steil, die sie wie ein Gerüst von der Welt abschloß, das sie erst durchbrechen mußten, erhoben sie sich nach beendigtem Spiel. Die bedeutenden Anmerkungen Schuhlins beim Unterricht zeichnete der andere in ein Buch auf und trug so des Meisters Wesen auch in den Freistunden bei sich. Er hing an dessen Mund, wo der stund und ging. Manchmal spintisierte auf Spaziergängen der Ältere. War ihm des Rätsels Lösung gekommen, und er wandte das Haupt dem Gefährten zu, hatte der die gleiche Erkenntnis mit eins in den Augen. Bei einem solchen Vorfall griff Neander, da sie im Wald auf einer Lichtung rasteten, nach Schuhlins Hand und küßte sie. Dem aber hatte es geschienen, zugleich seien auch des Jünglings Knie völlig gewichen.

Auf dem Heimweg, Neander ging einen Schritt voraus, umfaßte mit mächtigem Griff Schuhlins Hand plötzlich des anderen Arm und zog die ganze willige Person an sich heran. Der Gepackte dreht das Haupt gegen den verehrten Mann und senkt den Blick mit dem Gelöbnis ewiger Treue in die ihn anherrschenden Lichter.

Fortan bildeten die Drei eine Gemeinschaft. Neander nahm an allen Mahlzeiten teil und übersiedelte auf Klaras Aufforderung bald ins Haus. In dem engen Logis war man auch dann dicht beieinander, befand sich jeder im eigenen Zimmer. Strich man tagsüber durch die schmalen Stuben, berührte man sich fortwährend und blieb immer im Dunstkreis der Gefährten. Aus der innegewordenen Enge des Raumes nahm sich nun Schuhlin den ersten sichtbaren Beweis seiner gleichmäßigen Macht auf beide Mitbewohner. Denn seine Bewegungen nicht beschränkend, sondern mit Griff und Tritt noch mehr ausladend, zwang er Weib und Schüler zu beständigem Ausweichen und Zurücktreten vor ihm und, da er ständig die Mitte der Stuben und

des Flurs besetzt hielt, gewöhnten sich die zwei allmählich daran, längs der Wände hinzuschleichen, an ein Sitzen und Verweilen in entfernten Ecken. Doch war es ihnen natürlich und angenehm.

Und wie froh wurden sie beim Essen um den runden Tisch! Zuerst und sofort flogen die Schüsseln zu Schuhlin, der sich mit ausgesuchten Stücken regalierte und weitergab. Bescheiden nahmen die Mitessenden, bedacht, es möchte für den Meister noch ein zweites Mal reichen. Der eigenen Nahrung nicht achtend, folgten sie jedem Bissen des Hausherrn mit Aufmerksamkeit und Genuß. Hei, wenn ein Braten gelungen war! Was gab es für ein Schmunzeln, welch saftige Bemerkungen des Zufriedenen! Und immer strahlender wurde seine Laune, prasselnder sein Witz, bis er bei Kaffee und Zigarre, die man nur ihm anrichtete, freundlich anerkennende Blicke für seine Umgebung hatte. Um die Belohnung durch solchen Blick war es den beiden einzig zu tun. Sie steckten die Köpfe zusammen und berieten abends, was man morgen zu Tisch geben solle. Obwohl Neander einen hübschen Unterkunftspreis bezahlte, reichten Klaras Mittel nicht immer aus, des vorgeschlagenen Mahles Kosten zu bestreiten. Dann legte der Pensionär hier eine Mark, dort einen Thaler zu, den geplanten Schmaus und die mit Sicherheit folgende Belohnung zu ermöglichen, und als eines mißlungenen und knappen Mittagessens schrecklicher Eindruck sie beide ein einziges Mal getroffen hatte, gewöhnte sich Klara, der breiteren Haushaltführung erhöhte Kosten ohne weiteres von Neander zu fordern, der ein Übriges tat und einen unerschwinglichen Leckerbissen, Frühgemüse, Wildpret ins Haus brachte. Dann kam für das ausgegebene Goldstück von der Hausfrau entzücktem Händedruck bis zu Schuhlins wollüstigem Verdauungsschnaufen unaufhörlicher Dank an den Geber und Feststimmung ins ganze Haus, die ihren Gipfel erreichte, schlürfte der Meister ans Klavier und gab seiner dankbaren Gemütsstimmung tönenden Ausdruck.

So lief die Zeit. Draußen in der Welt gab's Ereignis auf Ereignis, Politisches und Kulturelles beschäftigte abwechselnd die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen. Luftschiffe wurden wichtig, ein afrikanischer Aufstand. Es tobten und beruhigten sich die Börsen abwechselnd. Im Haus am bayrischen Bergsee nahm man von nichts Kenntnis. »Was leistete die Musik bis zu Ludwig Schuhlin, und in wiefern

geht dessen Werk über alles Erreichte hinaus,« hieß das in unzähligen Variationen behandelte strenge und ewige Thema. Der Meister im Lehnstuhl läßt die Trabanten Fragen um diesen Kern herum stellen. Dann spricht er gütig und anerkennend von den großen Musikern vor ihm, macht kluge Anmerkungen zu seinem eigenen Schaffen und läßt durch den beseelten Blick ahnen, alles von ihm bis jetzt Fertiggestellte sei im Grund Stückwerk, und seiner Sendung wahrer Anlaß ruhe in der Zukunft Schoß.

Alle Regung der Zuhörer war schon verstummt. Glieder und Blick sind in Andacht gelähmt. Schuhlins Atem, nach schönen Perioden seiner Satzbauten, strömt in breiten Wellen. Er lächelt endlich gerührt, und eine blanke Träne über sich selbst hängt ihm im Auge. Er verläßt das Zimmer.

Aber, während Klara, wie in den Stuhl gestampft, sitzt, läuft der Jüngling mit erhobenen Armen und gerollten Fäusten von Tür zu Tür, und seine hingerissene Begeisterung macht sich in Stöhnen und Seufzen Luft. Er faßt auch wohl Klaras Hände, und mit Druck und Widerdruck verständigten sich die beiden über Anfang und Ende der gemeinsamen Welt. Ihrer selbst waren sie blind und taub. Es wußte der eine nichts vom Gesicht des anderen. Gegenseitiges Wesen und Gestalt blieb ihnen Luft.

Also waren sie einander nirgends im Weg, bis im Bestreben, aus abendlichen Plaudereien Erkenntnisse festzustellen, der ältere Mann für den anderen Aufmerksamkeiten hatte, die das Weib ausschlossen. Da gleichzeitig Neander begann, seine Geschenke, Kosthappen, Flaschen guten Weins aber auch Klavierauszüge und schließlich Gebrauchsgegenstände aller Art mit Umgehung Klaras an Schuhlin unmittelbar auszuliefern, sah sich die Hausfrau in Gefahr, in unebenbürtige Stellung gedrängt oder aus der Gemeinschaft überhaupt ausgeschlossen zu werden. Ihre sofort mit Tatkraft unternommenen Gegenmaßregeln, den Gatten nachts, war er nur ihr erreichbar, mit allen Mitteln zu sich hinüberzuziehen, konnten nur halben Erfolg haben, da mit Tagesanbruch die Bindung zwischen den Männern wiederhergestellt war, und Neander zielbewußt jeden Erfolg Klaras, den er wahrnahm, durch immer kostspieligere Überraschungen für Schuhlin ausglich. Des Eindringlings Überlegenheit war, bei gleicher

Hingabe Leibes und der Seele beider an den Herrn, durch sein geldliches Vermögen gewährleistet. Dies zu zerstören, sah Klara als ihres Lebens nächsten und unvergleichlichen Zweck ein.

Sie stellte sich, als sei ihr um des Vergnügens willen, das er darüber empfand, ein engeres Zusammengehen ihres Mannes mit dem Schüler sogar angenehm. Bei jedem Geschenk für ihren Gatten schien sie sich mitzufreuen, und nachdem sie aus Neander die Höhe der ihm zur Verfügung stehenden Mittel herausgelockt und die Geringfügigkeit einer Summe von vierundzwanzigtausend Mark dem zu leistenden Aufwand gegenüber erkannt hatte, reizte sie ihn unaufhörlich, beiläufig geäußerte Bedürfnisse Schuhlins unverzüglich zu befriedigen. Dem aber brachte sie im Bett auf unterirdischen Wegen immer neue und gesteigerte Wünsche bei: wie mußte im Wohnzimmer ein Teppich sich ausnehmen? Gewänne mit einem Velociped er nicht die Fähigkeit, die herrliche Umgebung im Umkreis kennen zu lernen und aus der Kenntnis zu beherrschen?

Schuhlin schien's, er sei zum erstenmal mit Gott ganz einig. Wie sich an seiner Seite die beiden Geschöpfe tummelten und bis ins Innerste regten, daß Sinn und Nerve um ihn zitterte und sich aufrieb, fand er als Schöpfungseinfall prachtvoll und sinngemäß. Im Ausdruck glaubte er manches steigern und folgerichtig miteinander verknüpfen zu können. Hier zügelte er Neander, da stieß er Klara vorwärts. Er wies und verwies sie, sprach von Himmel und Erde, in welcher Erscheinungsweise sie ihm angenehm seien, und was geschehen müsse, mit Menschenmitteln den ersehnten Zustand der Elemente für ihn immer herzustellen. Wie man Licht blende oder verstärke, Geräusche abstelle, Schwingungen, Gerüche verhindere oder wirken lasse. Kurz: er spitzte die Ohren der Unterworfenen für den leisesten Hauch der Atmosphäre.

Ihre Zwistigkeiten entgingen ihm mitnichten. Er peitschte sie mit Wettstreit. Potz! sagte er zu Klara, Hei! zu Neander und ließ in beiden die Motore knattern. Sie fuhren ihn, während alles Gas auf die Ventile drückte, mit der letzten Übersetzung über die steilsten Hindernisse des Tages fort und lagen abends, ausgeblasene Hülsen vor ihm, aus denen er mit aufgesetzten Füßen die letzte Luft trat. Mit Hebel, Kupplung und Bremse fuhr er sie, wohin er wollte.

Darüber hinaus mußten sie auch Einfälle haben. Sie sollten nicht nur wirklich, auch transzendental mußten sie sein. Mit dem Mann gelang das am besten. Immer demütiger, bot das Weib nur Fleisch an. Aber der Jüngling zuckte aus einer nicht übermäßigen Begabung manchmal jäh ins Erhabene.

So riet er einst, Schuhlin solle sein Bett in der breiten Wand Mitte stellen, daß durchs Fenster er über Landschaft gen Osten zum Horizont in die aufgehende Sonne blicke wie Louis Quartoze einst zu Versailles. Das wurde selbigen Tages noch angeordnet. Klara flog zu Neander ins Beigemach, und Schuhlin holte fortan, allein im Schlafgemach, nachts breiteren Atem.

Vier sehnsüchtige Augen hingen durchs Dunkel an der Tür, aus deren Spalten Licht drang, las der Herr vor dem Einschlafen noch die Zeitung. Das Rascheln umgewendeten Papiers, Geräusch des sich rekelnden Körpers, ein Knacken schließlich der verlöschenden Lampe, erregte zwei hochaufhorchende Herzen. War alles still, belauschte an entgegengesetzten Wänden Weib und Mann, parallel ausgestreckt, mit Neid und Erbitterung den gegenseitigen Herzschlag.

*

Doch während Schuhlins menschliches Ausmaß wie die Krone eines ungeheueren Baumes durch das Dach des Hauses brach und alles beschattete, was darin tot und lebendig war, während in Klaras Herz der Haß gegen Neander sich zu einem Zuckerhut aus Stahl verdichtete, der eines Tages mit Geschrei des Flugs sein Sprengmehl wie einen furchtbaren Strahl auf ihn niederstreuen mußte, schmolz durch wütende und überstürzte Ausgaben für sein Idol diesem das mitgebrachte Geld. Die Gewißheit erfüllte mit so heißer Schadenfreude Klara, daß ihr Antlitz tagsüber davon brannte, den Verschwender zittern machte und ihm jede Genugtuung zerschlug. Vom Gesicht des Weibes konnte er den Blick nicht wenden und fürchtete ein in ihm auftretendes Lächeln lange, bevor es noch da war. Je kleiner seine Barschaft wurde, um so toller schien ihm das Grinsen der Feindin. Durch schwarze Nacht glaubte er ihre verzerrten Züge zu erkennen, und wie dicht er sich in die Decke mummte, es lächelte um ihn, hinter ihm her. Als er einst ein ersticktes Kichern hörte, sprang er aus den Kissen mitten ins Zimmer so zischenden Atems, daß die Bedrohte

ihm hoch auf dem nackten Boden entgegenstand. Dort griffen sie sich bei den Leibern, und stumm rissen, traten, schüttelten sie einander, bis ihnen das Leinen in Fetzen hing, und im Allerheiligsten ein leichtes Stöhnen sich hören ließ. Da nahm jeder die Fänge von des anderen Fleisch und kroch geschunden auf seine Matratze zurück.

Zu solcher nächtlichen Melodie klang weiter bei Tag Schubert, Chopin und Schuhlin mit Symphonie und Sonate. Aus Himmeln wurden zwei Menschen in Abgründe geschleudert. Unaufhörlich trieb sie ein Mühlrad aus den Sternen zur Hölle hinunter, wieder hinauf.

An Schuhlins fünfunddreißigstem Geburtstag waren fast vier Jahre ihres Zusammenlebens vergangen. Gegen Abend dieses Tages sprang dem Hausherrn von neuem der Gedanke, dessen er sich letzthin immer weniger erwehren konnte, ins Bewußtsein. Wenn heute man sich zur Nacht getrennt haben würde, wollte er im Bett endlich von Grund auf feststellen, was seine Spekulationen ihm in runden Ziffern verbürgten, was Klara, die er, ihr photographisches Geschick durchzubilden, unaufhörlich getrieben, und die schon jetzt im Dorf und Umkreis mit ihren Bildern Einnahmen hatte, bei zielbewußter Arbeit unter allen Umständen, was Neander durch den Klavierunterricht für ihn verdienen mußte, den er nach seiner Methode Fortgeschrittenen binnen kurzer Frist zu geben imstande sei. Wenn er auch Auslagen für Fahrgeld, Einnahmeminderung durch Krankheit der Verdienenden, alles Unvorhergesehene von dem durchschnittlichen Erträgnis gewissenhaft in Abzug bringe, glaubte er doch jetzt schon die Summe von viertausend Mark als nicht mehr zu bezweifelndes Jahresergebnis der gemeinsamen Arbeit für ihn schlimmsten Falls einsetzen zu können. Durch Hin- und Herrechnen wolle er aber der Sache heute nacht noch schriftlich an den Leib und, vor jeder Überraschung sicher, auf frisches Papier mit schwarz und roter Tinte die genaueste Bilanz machen.

Immerhin freute er sich der gefundenen Zahl schon von Herzen, die er mit oft verändertem Tonfall vor sich hinsagte. Am Tisch sitzend, hatte er die Beine von sich gestreckt, die Zunge stand aus dem geöffneten Mund durch die Zähne schweißend hervor. Volkslied ging ihm mit: »O wie wohl ist mir am Abend« durch den ge-

hobenen Sinn. Als er schließlich ein hinreichendes Maß Behagen aus günstigen Voraussichten in sich gesogen, formte er, an den Flügel sich ziehend, den anmutigsten Tanz auf die Tasten, aus dem er, eine Gegenbewegung zögernden Zweifels bewußt erfindend, Hoffnung immer fröhlicher klingen ließ. Dann riß er das Thema von neuem durchs Gewissen zu höheren Sphären hinauf, ließ das Taktgefüge wuchtiger brausen, Harmonien die Melodik begründen, bis seines blühenden Daseins Gewißheit und angenehmer Zukunft Überzeugung so süß aus den Saiten rauschte, daß allenthalben Tür und Fenster sich auf die Straße öffnete, und aus den Stuben die Menschen lauschten.

Ins Zimmer selbst aber traten vor des Spielenden transparent erleuchtete Augen, die liebenden Antlitze zweier Menschen. Langflügelige Engel Fra Angelicos stützten sie von beiden Seiten sich an das tönende Instrument. Aus ihren geblähten Backen blies wie aus Posaunen so gewaltig ihrer Seelen zustimmender Oberton, daß er das Segel von Schuhlins Herz wellte und es beflügelter Ja und Amen spielen ließ zu der Absicht, die es mit den zufriedenen Opfern ferner hatte.

Als man später die schweigende Mahlzeit, bei der Blicke emsig hin- und hergesprochen, beendet hatte, zog feierlicher Geste Neander eine Zigarre aus der Tasche, die er dem Meister reichte. Sie war lang und dick, glatt gedreht, von graubrauner Farbe. Ein breiter Ring aus gold und rotem Papier lief um ihre Mitte, auf dem das Wort »Intimidad« stand. Hoch auf zuckte im gleichen Moment Klara, wußte sie doch, hier gab der Nebenbuhler endlich den letzten Rest seines Vermögens fort und habe in Zukunft keinen Vorteil vor ihr mehr voraus. So erschütterte sie die ersehnte Wahrnehmung, daß sie die Augen schloß, die Gesichtsmuskeln verhielt, fürchtend, es könne die Gewalt des ausbrechenden Glücks Neander zu einer Verzweiflungstat augenblicklich hinreißen. Wie inständig der auch ihr Antlitz durchforschte, er fand in ihm gleichmäßige Ruhe.

Schuhlin aber schnitt mit leichter Verbeugung gegen den Geber umständlich die Spitze der Zigarre herunter, beroch, klopfte und schüttelte die Havanna bis er sie mit zwei Streichhölzern von allen Seiten her in leuchtenden Brand setzte. Während sich nun Wölkchen erhoben Ringe, Blasen, gezackte Ränder, aus des Rauchers Mund

und Nase gestoßen, und Klara hinter gekniffenen Lidern jeder einzelnen, die verschwebte, folgte, trat eiskalter Schweiß Neandern auf die Stirn, und der Boden des Zimmers schien ihm zu schwingen.

Dämmerung sank, fast saß man im Dunkel. Es leuchtete bei jedem Zug der feurige Ring der Zigarre, noch einmal, immer noch, bis Schuhlin ein Überbleibsel in die Schale warf und zerdrückte.

Dann gab er Neander die Hand, schien dessen gespenstische Grimasse nicht zu bemerken und ging in sein Zimmer hinaus. Klara, das völlig entflammte Auge jetzt furchtlos in Neanders erstarrten Blick gedreht, folgte unmittelbar. Da der Geplünderte allein stand, brach ihm das Haupt wie von einer Axt angeschlagen auf die Brust, aus der ein einziger Ton heraufgrollte. Den hört, schon hinter der Tür, die Frau, und während er noch in allen Sinnen wohltut, überläßt sie sich schrankenlos ihrem größeren Glück.

Als später sie, die Federn schüttelnd, von Schuhlins Bett her durch die Pforte zurücktritt — ihres stets zu erneuenden Sieges Glanz stand als Stern ihr zu Häupten —

Da der Stahl aus Neanders Hand, ihr ins Herz gestoßen, sie schon hingeworfen, und des Totschlägers entseelter Leib, über sie stürzend, sacht an die geschlossene Tür schlägt, in diesem Augenblick dreht sich Schuhlin ermuntert der Nachtlampe zu und beginnt, die Brust weitend, die Arme von sich stemmend und wieder anziehend, kraft- und glücksgeschwellt, unter lateinisch A und B Zahlen zu malen, deren Addition ihm die materielle Sicherheit seines Daseins gewährleisten soll.

Andern Tages sah er überrascht ein, daß die gefundene Ausrechnung hinfällig geworden war.

Sanfte Trauer hindert ihn nicht, unverzüglich neue Verbindungen zu suchen, die die Mittel zu jenem Leben sichern sollen, das er als ihm gemäß und seiner Bedeutung zukommend, ein für allemal erkannt hatte.

Iwan Lassang:

DER PANAMA-KANAL.

DIE ARBEIT.

I.

Wo einst der Karaibe träumend sein leichtes Geflöß
Über die Seen trieb, wo bunte Papageien
In verwachsenem Urwald hingen und mit frechen Litaneien
Die Affen im Schlinggewächs sich verfolgten, bissig und bös,

Wo stolz der Spanier einst, waffenglänzend, mit leichtem Sieg
Die Erde küßte und wie Adam schon sein eigen nannte
Und gleich dem Gott, der lohenden Feuern wie eine Blume entstieg,
Mit seinem Fuß zertrat, weil er den andern kannte,

Begannen kleine, schwarze Eisenbahnen,
Wie Würmer nach einem Sturm im August,
Sich einzubohren in breiter Berge Brust,
Es flatterten des Rauches weiße Meldungsfahnen.

Sie fraßen rissige Wunden in die kreidigen Felsen,
Und starren Urwaldspalmen wurden rings gefällt,
Zu Scheiten, zu Stangen, zu Pfählen gespellt —
Die Kranenstorche flügelten überall mit langen, stochernden Hälsen.

II.

Wo aber Steinwulst lag, grau, mit grünem Mergel und Moor geschminkt,
War der Boden wie Aas so faul, und so gier und gar
Ging sein Fieberhauch, daß die Träume, die er gebar,
Zu giftigen Schwaden wurden, von weißer Sonne umblinkt.

Alle Mattheit, die die Erde schwitzte, ward zu wulstigem Moskito-
Schwälte langsam wie Rauch über Graben und Trift, (gewimmel,
Heißer wurde von ihrem Geschmeiß und Gesumm der Mittagshimmel,
Jeden Stich von Sonne füllten sie mit einem Schuß von Gift.

Und aus den Sümpfen stieg mit grünbraun unterwühlten
Augen eine Pest und überspie Tal und Plateau
Und hatte schwarze Zähne, und diese stanken so
Bei ihrem Biß, daß ihre Opfer schon wie Aas sich fühlten.

Doch wozu sprangen in Mexikos Länderein
Die braunen Petroleumbrunnen? Pest zerstörte Pest!
Bald waren Schlucht und Dschungel vom bunten Fett durchnäßt:
Und langsam wuchs in dieser Öde dann ein Telegraphenhain.

III.

Rasend waren im Sommer die Ströme, warfen schäumend sich in
den Betten,
Quollen vor Kraft und schweiften schlemmend durch das Tal,
Aber Dämme bogen ihren Lauf wie einen Degen von Stahl,
Daß ihre Wasser in steile Betonwand sich mußten retten.

Wie sie schäumten! Wie sie schrieen!
Niemals trugen sie die falsche Gewalt der Dämme!
Und sie stauten sich und spieen —
Stürzten die Berge von Lehm und füllten sie wie Schwämme,

Tummelten sich im alten Bette wieder,
Fanden rasch die trockenen Strudelschnellen,
Würgten die angewachsenen Häuser und Schleusen nieder,
Sprangen wie Hunde mit Wutgeschäum und gereiztem Bellen ...

Nein, wie Ratten sah man die flirrenden Gewässer
Schrillen Rufs in Spalt und Riß über Schienen und Röhren schleichen,
Ihre Wellenschwänze glänzten wie ein Spiel von Messern,
Und sie fraßen sich satt an gedunsenen Pferde- und Menschenleichen.

IV.

Rings auch bäumte die Erde sich vor all dem Frevel,
Und ihr rindiger Leib, ihr dürstender, wand sich gequält
Wie eine Natter, wenn sie neu sich schält,
Bis aus rauchigen Schluchten stieg gelbbeizender Schwefel.

Die Gebirge, in die sich Menschen und Bahnen eingebohrt
Fielen wie Gips von Gebälk, Lehmlawinen
Untergruben Menschen, Schienen und Maschinen —
Totenstille staute sich auf, wo eben noch alles rauschend rumort.

Nicht ein Zeichen hatte das Beben angesagt:
Keinem Häuer entfiel die Axt, keinem Heizer hatte der Hebel gezittert:
Aber Eidechsen hatten die Mauern plötzlich angenagt,
Die Dächer stürzten, der Boden barst, Stangen und Steine wurden zersplittert.

Und ein müder, müder Regen floß
Und beweinte das begrabne Werk der Jahre —
Nirgends ward dem Menschen ein Bundesgenoß:
Wo er neue Wiegen gebaut, stand nun eine Bahre.

V.

Städte indeß, Städte waren wie Moos im Felsgespalt angeschossen:
Städte aus Ziegeln, Städte aus Stroh oder spitzem Gezelt.
Um ein Badehaus, ein Krankenhaus, ein Gotteshaus gestellt
Rauchten die Hütten der Werker, von Sonne tranig überflossen.

Alle Rassen mischten sich: feurige und düstre Söhne:
Alle labte gleiches Himbeereis, alle brieten in gleichen Pfannen
Fische des Gatunsees, und sie tanzten Sonntags zusammen,
Denn dies Eine band sie alle: der Hunger und die Löhne.

Aber unfern von den Städten, unfern jeder Kolonie
Lagen die großen Totenstädte, bunt wie Gärten:
Täglich scholl hier fremder Völker Melodie,
Täglich andre Trauerzüge: solche mit ungeschorenen Bärten,

Andre, die stumm zum höchsten Fest des Toten schritten,
Andre, die bei lautem Klang des Gongs klagten, was sie litten.
O hier schieden sich die ewig fremden Erdensitten:
Wo ein Kreuz mit Kranz stand, wo ein Stein nur lag, roh und unbeschnitten.

VI.

Doch von der Zeit genagt, von Blut gehöhlt, mit Gold ohne Zahl
Geätzt, wuchs durch See, Gefels und Sandwust quer
Endlich der Kanal.
Bogenlampen leiteten ihn nachts von Meer zu Meer.

Tags aber war's von Metall und Dampf und Pumpengefauch ein Schall,
Den manchmal nur eine Wolke von Dynamit
Dunkel überschäumte — und ihr Hall
Und Echo brach sich in Fernen erst, im Dschungel, wo kein Mensch noch schritt.

Je ein Ein- und Ausgang: wuchsen die eisernen Schleusen,
Jeder Zoll von kleinlichem Hammer beschlagen,
Ungeheure Flügel, die von windigen, leichten Stahlgehäusen
Wie von Promethiden tief in das Bett getragen.

Und wenn diese Tore sich öffnen werden,
Wenn zwei feindliche Ozeane mit Gejubel sich küssen —
O dann müssen
Alle Völker weinen auf Erden.

DAS FEST.

Alles, was dein ist, Erde, wird sich nun Bruder nennen.
Alle Wasser, die bittern und die süßen,
Die kalten Ströme und die Quellen, die brennen,
Werden zusammenfließen.

Und dort wird der Herzschlag der Erde dauernd wohnen,
Wo des Golfstroms Natter sonnenschuppig sich ringelt
Und mit heißem Blutlauf die Kaps und Inseln aller Zonen
Umzingelt.

Feuerholz Brasiliens, Tannenstamm aus Nord,
Und Europas glatter, gleißender Stahl:
Schiffe finden sich von jedem Dock und Fjord
Hier am Kanal.

Und der Rauch der Kohlen aus fernen Ländern und Schichten,
Aus tausendjährigem Wald, aus schwer zerdrücktem Quarz,
Wächst wie ein breiter Baum zu den Wolken, den lichten,
Aus der Erde Schwarz.

So ergießt in Freiheit jeder Erdfleck seine Schwere,
Wird zu einem Himmel über Völkerzahl,
Und beim Rauschelied der Motore und der Meere
Zittert der Kanal.

Rot, gelb, grün dazwischen hängen die Wimpelgirlanden
Von den Masten wie Vögel in einem großen Bauer,
Wiegen sich in bunter Parade in fremden Windes Schauer
Von Stange zu Stange.

Singt ein jeder das Lied seines Herrn und seines Lands,
Und es ist ein Geflitter von Sprachen und Lauten,
Aber die vielgereisten Matrosen und Argonauten
Verstehen sich ganz.

Alle Menschen im Hafen, auf den Docks und in den Bars,
Alle reden sich voll Liebe an,
Ob im Zopf, im Hut, in Mütze, ob blond oder schwarzen Haars,
Mann ist Mann.

Jeder Mann ein Bruder, den man schnell erkennt,
Jenes Aug' aus Mahagoni, jenes ein Dolch aus Erz,
Jenes, das wie ein Stern in ruhigen Nächten brennt,
Jenes, eine Blume voll Schmerz:

Ach, die Augen aller trinken Brüderschaft
Aus der Weltliebe unendlich tiefer Schale:
Denn hier liegt verschweißt und gesammelt alle Erdenkraft,
Hier im Kanale.

GLOSSEN

Rundschau.

S. Saengers Ungewißheiten und Moritz Heimanns Hoffnungen — Ein Aufruf von Gustav Landauer — Das Forum — Der Neue Merkur — „Vertrauliche" Eingaben vor der Eingabe — Allerhand Marxisten — Der deutsche Krieg und der Katholizismus — Ein alter Zeitungsartikel von Dostojewski — Ehrenbaum-Degele †.

In der »Neuen Rundschau« ⟨Heft 6—7⟩ sucht Samuel Saenger, der mit verschleierter Treue an seinen alten Idealen festhalten möchte, im Chaos seinen Weg, leider ist es mit seiner Logik schlecht bestellt. Er tadelt Bernstein und lobt David, dagegen nennt er J. Ramsay Macdonald ⟨der in England die Stellung Bernsteins einnimmt⟩ einen Europäer von Geist und Herz, H. M. Hyndman ⟨den englischen David⟩ aber einen »alten, denkohnmächtigen Marxisten«. Harden und Perters sind »scharfe politische Köpfe«. Man wird zugeben, daß des einen Stil und das Weltbild des andern auf ihn abgefärbt haben ... Ein sehr schöner, vornehmer Aufsatz von Moritz Heimann ⟨Heft 7⟩ schließt mit den Worten: »Wird man nur auf den Straßen, die man seit lange angetreten, die Wahrheit zu finden glauben, so wird man sie nicht finden. Möge marschieren, wer marschieren will. Aber mögen sich auch zum Abseitsgehen alle die zusammenfinden, die nur insoweit Gegner sind, wie die Tunnelarbeiter, die sich in den Berg von beiden Seiten einbohren.« Nur — nicht wahr — gehören dazu starke Maschinen, und um sich mit ihrer Hilfe einzubohren, darf man nicht allzusehr abseits gehen? Unter der Bedingung wäre das Anbahnen neuer Straßen eine Erlösung. Ich zweifle nicht, daß sie massenhaft begangen würden. Es bedeutete nicht mehr und nicht weniger, als den Bruch mit mindestens einem Jahrtausend .. Aber Demokratie oder Aristokratie, das ist gar keine Alternative, wie ein Blick auf das politische England zeigt, der Begriff der Nation hat mit Standesunterschieden nicht das geringste zu tun, und die Idee der katholischen Kirche — die sich überdies auf einem Felsen erhebt, wie wir ihn nie beschaffen werden — hat sich immer der weltlichen »Verwirklichung« entzogen. Die römische Kirche im ganzen ist im Gegenteil ein Beispiel für die vielleicht tragische Unvereinbarkeit von geistlicher und politischer Macht. Nein, die Alternative lautet: Individualismus ⟨als Weltbild sowohl wie als gesellschaftliche Organisation⟩ oder Sozialismus. Wenn Moritz Heimann sich für das zweite entschiede, so würde er sich gewiß an Proudhon halten und nicht an Marx. Jedoch hat Marx Macht geschaffen, während Proudhon nur das Glück suchte. Ich sage: »Nur«, weil Glück Sache des Einzelnen ist. Marx wollte der Menschenwelt einen allgemeinen Sinn geben, oder, meinetwegen: er fand einen allgemeinen Sinn heraus, worauf es galt, ihn zum Bewußtsein aller Menschen zu bringen, und wäre dieser Sinn, wie der französische Syndikalist Georges Sorel sich

ausdrückte, auch nur die »große Legende«, an die Millionen glauben, für die Millionen leben, so bliebe sie noch immer die handfesteste Legende, die es je gegeben hat. Was die sozialistische Partei anlangt, so hat sie leider zu wenig Philosophen, wie der Wiener Max Adler einer ist und viel zu viel »Funktionäre«. Genau wie alle Kirchen der Erde, wie alle Nationen und alle Staaten. Daß dem so ist, das gerade stimmt mich bedenklich. Hunderttausend Menschen, die auf ein bestimmtes Ziel marschieren, vertragen sehr wohl einen oder zwei oder sogar zwanzig Weise. Sie brauchen sie sogar. Man wird nie hunderttausend Weise auf einem Fleck vereinigt, geschweige denn, gemeinsam das gleiche Ziel erstreben sehen. Im Gedränge der Menschen gilt die Zahl, die zwar den Geist nicht entbehren kann — ist sie doch selbst ein Geschöpf des Geistes —, aber auf die Gefahr hin, der Übermacht zu unterliegen, nicht ihr materielles Gewicht verlieren darf.

Ihr wollt ganz von vorn anfangen? Versucht es.

*

Dazu rät, wieder einmal, aber jetzt so eindringlich wie je vor dem Kriege Gustav Landauer, in einer neuen kleinen Monatsschrift »Der Aufbruch« (Verlegt bei Diederichs in Jena, herausgegeben von Ernst Joel als Monatsblätter aus der Jugendbewegung). Sein Aufruf fordert: »Steile dich nun endlich deiner Aufgabe, Sozialist! Für die Massen, für die Völker, für die Menschheit, für die Umwandlung der Geschichte, für Anstand in den Beziehungen der Wirtschaft, des Gemeinlebens, der Geschlechter und der Erziehung brauchst du, da ein Anfang anders nicht kommt, fürs erste nicht die breiten Massen, sondern nur Gefährten. Sie sind heute da, wie sie immer da sind, wenn du nur da bist: die Aufgabe ist da, du aber folgst deinem Ruf nicht, du läßt auf dich warten. Wenn sie sich gesellen und das Reich dessen, was ihrer kleinen wachsenden Schar heute, in diesem Augenblick möglich ist, abschreiten, werden sie inne werden: da ist kein Ende.«

*

Das Forum (Heft 2/3) enthält von Wilhelm Herzog: »Realpolitiker und Ideologen«, einen, auch von der Zensur ausgezeichneten Artikel. Anschließend Auszüge aus der Broschüre »Kriegsgegner in England« (Druck und Verlag G. Birk & Co., München. M. 0.50) mit einem kurzen Schlußwort von Herzog: »Unsere Aufgabe wäre es, aus diesem anbetungswürdig reichen Volk (der Deutschen) das hervorragende Mittelschiff der europäischen Demokratie werden zu lassen, indem wir dem einzig berechtigten Eroberungstrieb — dem Imperialismus des Geistes und der Menschlichkeit — zum Triumph verhelfen.« Von Wilh. Hausenstein über den gefallenen Maler Weisgerber: »Gerade ihm, der im Feld keine Linie gezeichnet hat, wäre das Erlebnis des Kriegs nach Jahren ein Gewicht seiner Form geworden.«

*

Der »Neue Merkung« ist eine gute Zeitschrift. Weil sie aber bei Georg Müller erscheint, bringt sie an der Spitze ihrer Hefte Frank Wedekinds »Bismarck, Bilder aus der deutschen Geschichte«. So hat Strindberg es nun doch nicht gemeint, als er das Theater eine Bilderbibel nannte!

*

Schon im März waren in »Nord und Süd« ungefähr alle Argumente für Annexionen zusammengetragen, die später, am

20. Mai 1915, in einer vertraulichen Eingabe an den Reichskanzler ihren Weg in die Wilhelmstraße nahmen. Dieser Eingabe, die vom Bund der Landwirte, dem deutschen Bauernbund, dem Vorort der christlichen deutschen Bauernvereine, dem Zentralverband deutscher Industrieller, dem Bund der Industriellen und dem Reichsdeutschen Mittelstandsverband unterzeichnet war, trat einen Monat später der »Bund neues Vaterland«, ebenfalls mit einer vertraulichen Eingabe an den Reichskanzler, entgegen. In jenem Märzheft von »Nord und Süd« hatte Viktor Zuckerkandl, Vorstand der Oberschlesischen Eisenindustrie-Aktiengesellschaft, seine Betrachtung mit den Worten geschlossen: »Möge die deutsche Eisen- und Stahlindustrie nach dem Kriege so organisiert sein, daß sie das, was ihr das deutsche Heer erkämpft, auch erhalten, daß die durch Hebung ihrer Einkünfte zur Steigerung der Steuerkraft des Reiches beitragen und die unbedingt notwendigen erhöhten Staatsbedürfnisse auf dem Gebiete des Heeres, der Marine, sowie der Kulturbedürfnisse nicht nur tragen, sondern gerne und leicht tragen kann,« Hüttendirektor a. D. Oskar Limmersbach, Professor für Eisenhüttenkunde in Breslau, war auf das notwendige Bündnis zwischen Industrie und Landwirtschaft eingegangen unter Berufung auf Schillers:

»Das Schwert ist's, das den Pflug beschützt,
Der Pflug ist's, der das Schwert erhält.«

Während er für Annexionen im Osten eintrat, hatte Kommerzienrat Peter Klöckner schon im Februar-Heft weitgehende Annexionen im Westen »erwartet«. Die beiden genannten Hefte (Februar: »Westliche Schwerindustrie im Weltkrieg« und März: »Östliche Schwerindustrie im Weltkrieg«) enthalten, wie gesagt, dasselbe und mehr, als die schwer erreichbare Mai-Eingabe an den Reichskanzler. Politische, psychologische und andere Betrachtungen liefen nebenher und ergänzten das Bild, in dessen Mitte man den Geheimrat Emil Kirdorf die gepanzerte Faust schwingen sah. Dabei erhielten die »Preußischen Jahrbücher« eine Abfuhr: »Deutsche Gedanken und Wünsche waren es nicht, die schon zu Beginn des Krieges in den Preußischen Jahrbüchern ertönten, indem sie die Warnung losließen, keine Napoleonische Eroberungspolitik zu treiben . . .«

*

Seitdem sind wir ein Stück Weges weiter. Den Schriften zum Umlernen der sozialdemokratischen Führer Dr. Paul Lensch und Heinrich Cunow folgte im wunderschönen Monat Mai, wo alle Knospen springen, das grundlegende Umlerne-Buch von Dr. Eduard David »Die Sozialdemokratie im Weltkriege«. Alle drei unterscheiden sich praktisch vom konservativen Bund der Landwirte, dem liberalen deutschen Bauernbund, den christlichen Bauernvereinen und den rechtsliberalen Industriellen nur durch eine gewisse Mäßigung im Ausdruck ihrer, wohl noch immer ein wenig ungewohnten, weil neu erworbenen Überzeugungen und die hinter Forschheit oder Milde verborgene Furcht vor der Konsequenz ihrer frischen Eindrücke und Erkenntnisse. Übrigens berufen sie sich nicht weniger auf Marx und Engels, als ihre Kritiker: die ebenso heftigen, wie geduldigen Bekehrungsversuche von K. Kautsky (»Neue Zeit« 1915, Nummern 2—5, 8—11, 13, 15) sind denn auch völlig vergeblich gewesen, die Marxistischen Nationalsozialen blieben unerschüttert. Wenn man bedenkt, wie schwer die »Sozialistischen Monatshefte« jahrelang zu kämpfen hatten, um sich den Platz an der Sonne zu erobern, wo sich

jetzt ihre einstigen Gegner ganz von selbst einfinden, der eine mit Weinlaub im Haar, der andere in der Haltung eines, der, gereift, das Kapitol besteigt — !

*

Viel schlimmer, als um die soziale Internationale — an der kluge und einflußreiche Männer strecken und flicken — steht es um die katholische Internationale: hier scheinen die Beziehungen nicht nur abgebrochen, hier handelt es sich um einen kirchlichen Kampf, wie er folgenschwerer kaum gedacht werden kann. Eine geistliche Autorität steht gegen die andere. Auf die Anklage der französischen Katholiken: »Der deutsche Krieg und der Katholizismus« haben die deutschen Katholiken mit einer Gegenschrift geantwortet, über die der Heransgeber des katholischen »Hochlands« sagt: »Unmittelbar vor dem Druck dieses Heftes erscheint in der Presse die von 77 Namen deutscher Katholiken unterzeichnete Abwehr des französischen Angriffs. Der Schädigung zu begegnen, die unserem guten Namen im neutralen Ausland zugefügt werden soll, war Eile notwendig. So mag es sich erklären, daß die Kundgebung die Spuren der raschen Veranstaltung an sich trägt. Wie sie vorliegt, ist sie weder der Form noch dem Inhalt nach geeignet, in Frankreich und dem neutralen Auslande diejenige Wirkung zu tun, die der französischen Schmähschrift mit Rücksicht auf die im geistigen Leben hervorragenden und allgemein bekannten Unterzeichner leider beschieden sein wird. Den geplanten künftigen Veröffentlichungen ein größeres inneres Gewicht zu sichern, wird nicht nur für den Erfolg der Sache im Auslande, sondern auch für die richtige Charakterisierung unseres Ansehens im eigenen Volkstum von erheblicher Bedeutung sein.«

Man sieht, unsere Intellektuellen haben allerorts kein Glück mit ihren Manifesten.

Von der französischen Kampfschrift heißt es im »Hochland«: »In fünf Sprachen, auch in die deutsche, soll sie übersetzt worden sein. Herausgeber ist der katholische Ausschuß für französische Werbearbeit im Auslande. Dieser steht unter der Leitung des Prälaten Dr. Alfred Baudrillart, des ausgezeichneten Rektors des Katholischen Institutes zu Paris. Den Vorsitz in diesem Ausschusse führen die Erzbischöfe Kardinal Amette von Paris und Kardinal Luçon von Reims. Als Mitglieder gehören ihm an: 7 französische Bischöfe und 37 hervorragende Politiker und Schriftsteller.«

*

In diesem Zusammenhang denkt man wohl an einen seltsamen Aufsatz: »Deutschland, das protestierende Reich«, den Dostojewski im Mai 1877 veröffentlichte. Da schrieb der auch in politischen Dingen zuweilen hellseherische Dichter: »Der charakteristischste, wesentlichste Zug dieses großen, stolzen und besonderen Volkes ⟨der Deutschen⟩ bestand schon seit dem ersten Augenblick seines Auftretens in der geschichtlichen Welt darin, daß es sich niemals, weder in seiner Bestimmung noch in seinen Grundsätzen, mit der äußersten westlichen europäischen Welt hat vereinigen wollen, d. h. mit allen Erben der altrömischen Bestimmung. Es protestierte gegen diese Welt diese ganzen zweitausend Jahre hindurch, und wenn es auch sein eigenes Wort nicht aussprach — und es überhaupt noch nie ausgesprochen hat, sein scharf formuliertes eigenes Ideal, zum positiven Ersatz für die von ihm zerstörte altrömische Idee — so, glaube ich, war es doch im Herzen immer überzeugt, daß es noch einmal imstande sein würde, dieses neue Wort

zu sagen und mit ihm die Menschheit zu führen. Schon mit Armin begann es, gegen die römische Welt zu kämpfen. Darauf, zur Zeit des römischen Christentums, kämpfte es mit dem neuen Rom mehr denn jedes andere Volk um die Oberherrschaft. Und endlich protestierte es in der allermächtigsten Weise, indem es die neue Formel des Protestes aus den geistigsten, elementarsten Gründen der germanischen Welt zog. Die Stimme Gottes tönte aus ihm und verkündete die Freiheit des Geistes. Die Spaltung war furchtbar und allgemein — die Formel des Protestes war gefunden und ging in Erfüllung —, wenngleich es noch immer eine negative blieb und das positive Wort noch immer nicht gesagt wurde.

Und siehe, nachdem der germanische Geist dieses neue Wort des Protestes gesprochen — erstarb er geradezu eine Zeit lang, und zwar geschah das parallel mit einer ebensolchen Erschlaffung der früher scharf formulierten Einheit der Kräfte seines Gegners. Die äußerste westliche Welt suchte unter dem Einfluß der Entdeckung Amerikas, der neuen Wissenschaft und der neuen Grundsätze, sich in eine andere »neue Wahrheit« umzugebären, gleichfalls in eine neue Phase einzutreten. Als der erste Versuch dieser Umgestaltung zur Zeit der französischen Revolution gemacht wurde, da war der germanische Geist in großer Verwirrung und nahe daran, seine Individualität zu verlieren, mitsamt dem Glauben an sich. Er konnte nichts gegen die neuen Ideen der äußersten westlichen europäischen Welt sagen. Luthers Protestantismus hatte seine Zeit schon längst hinter sich, die Idee aber des freien Geistes, der freien Forschung war bereits von der Wissenschaft der ganzen Welt angenommen worden. Der riesige Organismus Deutschlands fühlte mehr denn je, daß er keinen, sagen wir, Körper und keine Form für seinen Ausdruck hatte. Und damals war es denn, daß in ihm das dringende Bedürfnis entstand, sich wenigstens äußerlich in einen einzigen festen Organismus zusammenzufügen, in Anbetracht der neuen herannahenden Phasen seines ewigen Kampfes mit der äußersten westlichen Welt Europas. Hierbei ist nun ein interessantes Zusammentreffen bemerkenswert: beide feindlichen Lager, beide Gegner, beide Kämpfer um die Hegemonie im alten Europa ergreifen und erfüllen zu ein und derselben Zeit — oder ungefähr ein und derselben — jeder eine Aufgabe, die der des andern sehr ähnlich sieht. Die neue, noch phantastische zukünftige Formel der äußersten westlichen Welt — die Erneuerung der menschlichen Gesellschaft durch neue soziale Grundsätze — diese Formel, die fast unser ganzes Jahrhundert hindurch nur von Schwärmern und ihren halbwissenschaftlichen Vertretern, von allen möglichen Idealisten und Phantasten gepredigt worden ist, verändert plötzlich in den letzten Jahren ihr Aussehen und den Gang ihrer Entwicklung und beschließt: vorläufig von der theoretischen Definition und Propagandierung ihrer Aufgabe abzulassen und sofort den ersten praktischen Schritt zu tun, das heißt soviel wie direkt den Kampf zu beginnen, zu diesem Zweck aber die Vereinigung aller zukünftigen Kämpfer für die neue Idee in einer einzigen Organisation zustande zu bringen, also des ganzen vierten 1789 umgangenen Standes, aller Besitzlosen, aller Arbeitenden, aller Armen, und erst darauf die rote Fahne der neuen unerhörten Weltrevolution zu erheben. Es bildete sich die Internationale, die Beziehungen aller Armen dieser Welt, es gab Zusammenkünfte, Kongresse, Be-

schlüsse, neue Ordnungen — mit einem Wort, im ganzen alten Westeuropa wurde der Grundstein zu einem neuen status in statu gelegt, und die zukünftige Ordnung dieser Welt sollte die alte, die dort im äußersten Westen Europas herrscht, verschlingen. Zu derselben Zeit aber, da dieses beim Gegner vor sich ging, begriff der deutsche Geist, daß auch die deutsche Aufgabe vor allen andern Dingen und neuen Anfängen, vor jedem Versuch eines neuen Wortes gegen den aus der alten katholischen Idee umgestalteten Gegner, zuerst nur eine war —: die eigene politische Einheit herzustellen, die Schöpfung des eigenen staatlichen Organismus zu vollenden, und erst nachdem das geschehen war, sich Stirn gegen Stirn seinem alten Feinde entgegenzustellen. So geschah es auch: nachdem Deutschland seine Vereinigung innerlich vollendet hatte, warf es sich auf den Gegner und trat mit ihm in eine neue Kampfperiode ein, die mit Eisen und Blut begann. Der Kampf mit dem Eisen ist heute beendet, — jetzt steht nur noch bevor, ihn geistig zu beenden.«

*

Gewiß zeitgeschichtliche Polemik, also nur Durchgang, nicht Ziel! Dmitri Mereschkowski hatte wohl Recht, als er bei Dostojewski unterschied zwischen Maske und Antlitz: »Die Maske ist: Orthodoxie, Autokratie, Nationalität, das Antlitz ist: Überwindung der Nationalität durch die Allmenschlichkeit, Überwindung der Autokratie durch die Theokratie, Überwindung der Orthodoxie durch die Religion des Heiligen Geistes.«

Das nur nebenbei. Doch hat es gewiß mit dem jetzigen Zustand der Geister mehr gemein, als etwa der Abgeordnete Erzberger mit dem Webstuhl der Zeit.

*

Nach den Dichtern Stadler, Lichtenstein, Heymann, Lotz, Leybold, Trakl . . fiel am 28. Juli, im Westen, nun auch Ehrenbaum-Degele. Seine ersten Verse erschienen im »Sturm«, die letzten, die er vom Schlachtfeld schickte, in der »B. Z. am Mittag«. Sonette. Er war draußen Leutnant geworden. Ich will Else Lasker-Schüler, die ihn gut gekannt hat, bitten, ihm hier die Grabrede zu halten. *R. S.*

Hedwig Wangel liest aus der Bibel vor.

Sie schlug das Buch auf, lächelte und las.
O milde Frauenstimme, ruhig, kaum
bewegt, wie unterm Winde nicht das Gras,
so leis aufwehend unter heiligem Traum.

Aus seines Hauses Tür trat Abraham,
die Sonne hing im dunklen Grün der Zedern,
es flogen Vögel her mit schönen Federn —
da sah er, daß des Wegs ein Engel kam.

Bald waren's drei. Sie traten aus der Ferne,
wie Wanderer gekleidet und beschuht.
Er sprach zu ihnen: »Gehet ein und ruht
in meinem Haus.« Das taten sie auch gerne.

Und sie verkündigten ihm einen Sohn.
Und Sara lachte. Denn sie waren Greise.
Und jene machten sich bereit zur Reise
nach Sodom. Und an seiner Pforte schon

saß Lot und bat sie in das Haus zu Gast.
Da gingen sie hinein und wohl geborgen
vor wildem Volk genossen sie der Rast.
Jedoch als Engel standen sie am Morgen

vom Lager auf und drängten Lot zur Flucht.—
Wie seine beiden Töchter mit ihm schreiten!
Da liegt die älteste in schwarzer Schlucht
dem eignen Vater buhlerisch zu Seiten.

Die jüngste auch: denn einzig Leibesfrucht
begehrt das Weib. Er aber ist voll Wein
und zeugt, im Schlummer tief, aus trüber Sucht
in eignes Blut sein eignes Blut hinein,

indes im fernen Himmel feurig rauscht
der Regen über die verdammten Städte.
Und Lot erwacht. Das Mädchen springt vom Bette.
Er sitzt. Er schaut. Er atmet tief. Er lauscht. —

O Zelte Abrahams! O stilles Leben!
Die Herden weiden. Er pflanzt Baum an Baum.
Der König raubt sein Weib. Gott kommt im Traum
ihm nah, gebietend, sie zurück zu geben.

Isaak ist da und Ismael muß ziehn:
So will es Sara. Und der heilige Mann
heißt Hagar gehn. Der Knabe sinkt ihr hin.
Sie weint, weil sie ihn nicht mehr tränken kann

und er verschmachtet in dem Fiebersande.
Jedoch ein Engel naht und weist den Quell.
Da fließt das klare Wasser schon, und schnell
füllt sie die Schläuche und den Krug zum Rande.

Doch jetzt — o finster Tag —: Vater und Sohn,
den Berg ersteigend, Holz und Feuer tragend
zum Opfer und der Knabe, kindlich fragend:
»Wo bleibt das Schaf, mein Vater?« Ach, der Ton

des Vaterworts: »Es ist für Gott bereit!«
Sie gehen weiter, schweigend. Manchmal brach
die Stimme fast vor Schmerz, die all das sprach.
Da kam der Engel just zur rechten Zeit. —

Wir atmeten, wir lächelten befreit.
Dann merkten wir: die liebe Stimme schwieg.
Die andere Frau, in ernstem, dunklem Kleid
trat zum Harmonium: da kam Musik,

doch gleich die Stimme wieder. Jetzt erschien
der Heiland und die Jünger und die Menge.
Die Kranken und die Armen suchten ihn
in bittendem, in schreiendem Gedränge.

Er heilte alle. Wer ihm nur den Saum
des Mantels rührte, glaubend in der Seele,
war schon gesund. Es kam von Kapernaum
der Hauptmann, daß er ihm den Knecht befehle.

Jairi Töchterlein lag weiß und starr.
Ihr Antlitz war so schön, wie wenn sie schliefe.
Er trat herzu und aus des Todes Tiefe
zog er das Leben aufwärts wunderbar.

Er reckte nur die Hand: da stürzten aus
verkrampften Leibern Geister und Dämonen.
Er aber hatte, still für sich zu wohnen,
kein Haus. Er ging ins weite Land hinaus,

befuhr das Meer und schlief im wilden Winde
geruhig fort. Die Jünger weckten ihn,
flehend, daß er die Elemente binde.
Da stand er auf und Sturm und Flut sank hin

still werdend. Denn sein Schritt und seine Hände
hatten den Frieden. Und er sprach: »Geschnitten
wird bald die große Ernte. Laßt uns bitten,
daß auch der Herr genug Werkleute sende.«

Und wieder schwieg die Stimme. Wieder klang
der goldne Ton hervor, der orgelgleiche.
Wir saßen still im heiligen Bereiche,
vor einem fernen Sonnenuntergang.

Dann stand sie auf und sprach — o Gruß
der Frommen!:
»Auf Wiedersehen,« lächelte und ging,
wie eine Magd des Herrn, treu und gering,
aus deren Schritt der Erde Lilien kommen.

Felix Braun.

In Dresden.

(Sechster und siebenter Brief an einen Toten*).

Meine Briefe an Dich haben eine lange Unterbrechung erhalten, ich bin inzwischen in Dresden gewesen und habe dort in einem eher spärlich und zumeist mit Damen besetzten Saale einen Vortrag gehalten. Nichts wäre also leichter gewesen, als ihn totzuschweigen. Aber die Journalisten telegraphierten bis nach Istrien, in alle Grenzlande hinein und hinaus zu den Neutralen, was ich gesagt hatte. So wissen es jetzt Alle. Kein Wunder, daß ich zufrieden bin.

Dennoch hätte ich nicht gedacht, daß ich eine Genugtuung darin finden würde, von den meisten Zeitungen beschimpft zu werden. Überraschungen, die man sich selber bereitet, sind nie ganz langweilig. Ich hatte mich für bescheidener gehalten.

Aber lasse Dir den ganzen Hergang erzählen, bevor ich ihn selbst in allen seinen Zusammenhängen vergesse, ihretwegen lasse sie Dir erzählen. Denn ich liebe nichts so sehr an den Dingen, als wenn sie den Charakter der Fügung an sich tragen, der sie ihrer sonstigen Unwichtigkeit enthebt, man kann nicht gleich sagen, wie weit.

Im vorigen Frühjahr, mitten im Frieden, also im goldenen Zeitalter noch, forderte mich die Dresdener Literarische Gesellschaft zu einem Vortrag für den kommenden Winter auf. Gezeichnet Major Nicolai. Eine solche Einladung war mir neu. Aber der Januar 1915 lag ja in so weiter Ferne! Ich sagte also provisorisch zu.

Sehr erfreut war die Antwort. Und welches Thema gedachte ich zu wählen?

Ich nannte Irland, aufs geradewohl.

Irland war wie eine große, leere Urne, in die man viel hineinlegen konnte, wenn es wirklich dazu kommen sollte. Im übrigen hatte es ja gute Weile.

So kam der Sommer. Es kam der Krieg. Und jene Tage innerster Abkehr und Zerfallenheit, da sich der Einzelne einer Abgegrenztheit überwiesen sah, unentrinnbar wie die des Sarges, da er sehen mußte, wie er dem Untergange Stand hielt und ein imaginärer Halt noch der sicherste schien.

In jenen selben Tagen kam ein Brief, um mich an den vergessenen Vortrag zu erinnern.

Blieb es bei Irland?

Nein.

In Anbetracht der Ereignisse sei ein anderes Thema gewiß vorzuziehen, schrieb der Major Nicolai. Und hatte ich meine Wahl getroffen?

Aber ich hatte keine Ahnung und stellte eine Bedenkfrist. Indessen rückte der Major ins Feld. Es war ein anderer Herr, der sich eine Weile später nach meinen Beschlüssen erkundigte. Dieser setzte nach Art der neuen Besen gleich viel geschäftiger ein und bedeutete mir, daß zwar in Anbetracht des Krieges die meisten Vorträge in diesem Winter ausfielen, er aber . . . ich aber . . . mein Vortrag aber . . . und es folgte wieder die ergebenste Frage nach meinem Thema.

Ich hatte mich jetzt besonnen und schrieb zurück, daß es besser wäre, wenn er unterbliebe, denn wenn ich spräche, so könnte

*) Die vorangegangenen Briefe erschienen im „Zeit-Echo" und in den „Weißen Blättern" (Maiheft). Der Dresdener Vortrag von Annette Kolb steht im Märzheft der „Weißen Blätter".

ich nur von dem Konflikt derjenigen reden, welche außer Stande seien, sich in die Tatsache des gegenwärtigen Krieges zu finden. Sonst hätte ich auf der Welt nichts zu sagen, was von genügendem Interesse wäre.

Jetzt erst kam Tempo in die Unterhandlung.

Wie interessant! schrieb der stellvertretende Herr.

Allerdings müsse er mich darauf aufmerksam machen, daß nicht über Politik geredet werden dürfe. In Dresden schon gar. Überhaupt die Dresdener! . . . Jedoch . . . Jedoch der stellvertretende Herr wollte nicht auf mich verzichten.

Über Politik wollte ich nicht sprechen, jedoch mein Thema eigne sich nicht.

Ihm persönlich sage es außerordentlich zu, versicherte er.

Da wollte ich die Sache noch einmal berufen und verlangte mehr Geld.

In Kriegszeiten! ! erwiderte er bestürzt... Niemand erhielte da ein höheres Honorar. Wenn ich auf meine Forderung bestünde, sähe er sich zu seinem größten Bedauern gezwungen — er hoffe, es würde nicht dazu kommen — einen Ersatz zu suchen.

Aber da wurde ich nicht ohne Schrecken inne, welche Strecke ich mittlerweile gelaufen und wie entschlossen, wie erpicht ich schon war, den Vortrag zu wagen.

Es sei ja nicht des Geldes wegen, schrieb ich postwendend, und vom Moment an, wo keine Zurücksetzung vorläge... Kurz, ich nahm, wie man sagt, meine Truppen etwas zurück.

Noch am selben Tage fuhr ich ins Gebirge.

Es verweilte dort die Sonne über einem noch unbeschneiten Berg, dessen braune Hänge etwas von den Reflexen und dem warmen Hauch des Sommers zurückhielten, und das Auge vergaß hier des Winters ganz und gar. Sommerlich lockte da auch die beschienene Bank auf der Höhe, die ich bestieg.

Tief unten, zu meiner Linken, lag jetzt im kalten Schatten das Dorf.

Also in Gottes Namen! dachte ich und zog ein kleines Heft und einen Bleistift hervor.

Allein es war, als hätte ein unsichtbarer Regisseur auf diesen Augenblick gepaßt, um ein Signal zu geben. Denn gleichzeitig und wie auf ein Stichwort hin wurde da unten ein großes Scheunentor aufgestoßen, und wie aus einer Kulisse, brach ein Rudel zufriedener Schafe ins Freie hervor, ergoß seine wolligen Massen schnell über die Straße, die Brücke hin, und fing an, den sonnigen Berg zu erklettern.

Auf dieser Sommerstation arbeitete ich nun darauf los, apostrophierte die einsame Landschaft und baute, so gut ich es wußte, langsam und hartnäckig meine Worte auf. In dem altväterischen Gasthaus unten waren zwei ostpreußische Offiziere mit schlecht verheilten Wunden zur Nachkur angekommen. Der eine hatte Jaurès sprechen gehört, der andere hatte selbst Vorträge halten müssen, beide wählte ich eines Abends zu meinem Auditorium und las ihnen den meinen vor, sie fanden ihn unmöglich in allen Punkten und sagten es unverblümt. Es gelang ihnen sogar unverweilt eine Parodie desselben, die Gelegenheit schien einer Sonderbestellung von Kaffee und Kuchen durchaus würdig, es wurde viel gelacht, ich nahm an allem in liberalster Weise teil, aber in mir war das kalte Dorf. Denn los ließ ich jetzt nimmer, fuhr am nächsten Morgen in die Stadt zurück und machte die ganze Arbeit von vorn.

Die Zeit drängte, die Mühe war verzweifelt, ich ruderte darauf los, war auch

schon wieder über die Hälfte Weges gelangt, als der »tote Punkt« sich auftat und das unbemannte Boot an einer Sandbank festfuhr. Meine Kräfte genügten nicht, es wieder flott zu machen. Anfang und Ende lagen wie zwei geborstene Stücke und schlossen sich nicht an, alle Energie war vergebens. Es fehlte das Vermögen. Angestrengt und ausgelöscht zugleich starrte ich vor mich hin, als sich die Türe öffnete und ein von Begriffen schneller Freund, der mir lange kein Lebenszeichen gegeben hatte, unvermutet, wie auf höherem Geheiß, wie der Engel vor Tobias, unvermutet vor mir stand.

Ariel! rief ich aus, nahm nicht Zeit zu wissen, woher er des Weges sei, noch wie es ihm ging, sondern bestürmte ihn alsbald mir zu helfen. Er war sofort orientiert, es bedurfte nicht vieler Erklärungen: wenn ich nicht zu bewegen war, von der Expedition zu lassen, dann war mir nicht anders zu helfen, als indem man mir half — und er machte sich im Augenblick daran, zu den paar kräftigen Rucken auszuholen, zu welchen mir der Atem ausgegangen war. Hei! Wie lustig schaukelte jetzt das gelichtete Boot die Wellen weiter.

Und war es im übrigen nicht durch seine Gesinnung verankert?

Schnell fuhr ich jetzt noch einmal in die Berge zurück und überraschte die beiden Ostpreußen durch meine Wiederkehr. Diesmal war auch eine Freundin zugegen. Es wiederholte sich jener Abend, nur daß nicht mehr gelacht wurde.

»Ich bin ja mit jedem Ihrer Worte einverstanden,« sagte der ältere Offizier, »aber was glauben Sie, was Ihnen alles an den Kopf fliegen wird, wenn Sie den Leuten das sagen?«

»Sie haben tausendmal recht!« sagte der andere, »aber Sie werden nichts erreichen. Es ist vergebens.

Es ist zu früh.«

Meine Freundin erbot sich, für den Kontraktbruch aufzukommen, wenn ich nur diesen Vortrag nicht hielt. Außerdem schiene ich krank. Der Arzt würde nicht anstehen, mich für reiseunfähig zu erklären. Und wie schön sei es hier in dem verschneiten gemütlichen Gasthaus. Nein, ich dürfe nicht gehen, — sie fuhren mich im Schlitten einen Paß empor. Dort sah man in der Tat die Herrlichkeiten der Welt wie von der Zinne eines Tempels, und man war ihr abgewandt, der wahnsinnig grinsenden Todesfrage des Krieges, ferne den genarrten Menschen war man dem Leben nah.

»Sie werden sich selbst nur schaden,« redete mir hier einer der Herren noch einmal zu, »ohne zu nützen. Es ist zu spät.«

Doch wie hätte ich — auf ihre Zustimmung hin — ihrer Warnungen achten dürfen? »Tausendmal recht« und »mit jedem Worte einverstanden,« waren dies nicht ihre Worte gewesen? Was blieb da übrig, als daß ich den Berg Tabor wieder herunterging, um dem gelben Winternebel entgegen zu fahren, welcher die Stadt mit ihren elektrischen Bahnen und ihren Zeitungsplakaten umhing?

Dort hatte ich jetzt einige Not mit meinen Bekannten: sie taten sich durch eine recht empfindliche Neugierde hervor und machten dabei ihr Interesse für mich geltend, sowie ihre Erfahrungen, oder die Ratschläge, die sie mir geben konnten. Doch wer immer den Vortrag hören wollte, der hörte nur von den ostpreußischen Offizieren und ihrer Begeisterung. Der Eifer meiner Bekannten wuchs, sie meinten es gut, aber ich wußte es besser. Endlich setzten sie über meinen Kopf hinweg eine Generalprobe fest, bei der ich fehlte.

Ariel gegenüber beklagte ich mich über diese neue Art, mir zuzusetzen. Die War-

nungen der drei Eingeweihten, welche immer lauter in mir nachklangen, je näher meine Abreise rückte, machten mir den Kopf ohnedies schwer.

»Einen Verschworenen müssen Sie aber noch haben,« meinte er. »Ohne ein paar Vortragsstunden wird es nicht gehen.« Und er führte mich zu einer Schauspielerin.

Sie erwartete uns. Erst gab sie uns Tee in einem Raum von japanischer Leere und forderte mich dann unvermittelt auf, ihn mit Bewußtsein zu durchschreiten. Dabei stellte sich heraus, daß ich eine so einfache, stets so unbedenklich volltane Sache mit einem Male nicht mehr konnte, Arme und Beine waren mir wie mit Brettern angeschnallt und ich trat über die glatten Fließen wie durch einen Bach. Als es dann ans Lesen ging, unterbrach sie mich zu Anfang sehr oft, schärfte mir auch ein, den Vortrag auswendig zu lernen, denn die Befangenheit spiele dem Neuling gefährliche Streiche, so könnte es sein, daß im kritischen Augenblick ein wilder Tanz unter den Buchstaben tobte, daß meine Augen machtlos wären, sie zu unterscheiden. Auch korrigierte sie an meiner Sprechweise und meiner Haltung.

Sie war, obwohl noch sehr jung, die erste Schauspielerin der Stadt. Ihr hellenisches Gesicht war von einer seltenen Klarheit und ihr Haar schloß sich wie ein geflügelter Helm an ihre Schläfen. Langsam schien sich aber, während ich las, dies helle Bild mit Mißmut, ja fast mit Unwillen wie mit einem Gitter zu umziehen und zu entfernen. War es eine zu offenkundige schauspielerische Unbegabtheit oder waren es meine Worte, die sie verstimmten? — sie ließ mich reden. »Kennen Sie Dresden?« fragte sie, als ich zu Ende war. »Jedenfalls sind Sie doch auf Widerspruch von seiten des Publikums gefaßt?«

»Aber nein!« sagte ich. »Warum denn?«

Da fing ich einen raschen Blick auf, den Ariel ihr zuwarf.

»Ausgezeichnet!« rief sie aus, als sei sie plötzlich im Bilde, und sie behing mich nun mit den wertvollsten Ratschlägen, wie mit Geschmeide: ich sollte ja mit meiner Kette spielen, während ich sprach, um mir einen Halt zu geben, und vor allen Dingen durch ein selbstbewußtes, sicheres, wenn nicht kommandierendes, wenn nicht gar impertinentes Auftreten jedem Verdacht an mein blutiges Anfängertum vorbeugen. Im übrigen würde ich meine Sache vortrefflich machen. Sie zweifle gar nicht daran.

Und wenn es losgeht, sagte Ariel . . .

Wenn es losgeht, fiel sie voll Eifer ein, so treten Sie zwei Schritte vor, — und sie nahm mir das Heft aus der Hand, und wie zu einer tausendköpfigen Menge gewendet: »Ich bestehe auf meinem Recht, zu Ende zu reden!« rief sie ihr schneidend und mit stolzer Miene entgegen.

Aber was sollte denn losgehen? Ich verließ sie ganz in Gedanken. »Es war kein Erfolg,« wollte ich zu Ariel sagen. Aber da war er oben geblieben. —

Als ich ein paar Tage später noch einmal zur Probe bei ihr erschien, lobte sie meine Fortschritte, und war noch einnehmender und liebenswürdiger als zuletzt, und erst auf der Treppe befiel mich wieder der Zweifel: War es nicht auf Ariels Tun zurückzuführen, daß sie mich nicht entmutigte?

Meine Koffer waren gepackt —, ich stand zur Abreise bereit, als eine Alarmdepesche des stellvertretenden Herrn eintraf, mit der Zumutung, ein zweites Manuskript für alle Fälle mitzubringen, weil das Generalkommando mein Thema vielleicht doch beanstanden würde. Jetzt noch zurücktreten? — Ich dachte nicht daran. Höchstens auf einen zweiten Titel

für ein und denselben Vortrag wollte ich mich unterwegs besinnen, kaufte auch schnell ein Heft, um es zwischen München und Dresden mit einer unleserlichen Schrift zu überziehen. Die übrige Zeit lernte ich auswendig, als gelte es mein Leben.

*

Wieder habe ich ausgesetzt. Es fehlte mir der Mut, weiter zu schreiben. — Während der Erdteil sich mit alten Leuten zu füllen scheint, weil sie die zahlreicheren geworden sind, und die Söhne die vom Tode Erlesenen sind, ihre Herzen es sind, die erkalten, inmitten des Feuers, des Wahnsinns, des Taumels der Völker, gebricht der Mut, so winzige Dinge weiter zu erzählen. Ich glaube, wir sprachen einmal davon, als Du lebtest.

Aber die Hauptsache ist doch der Posten, so sagtest Du, gleichviel welcher, und auch wenn es nur ein unbestallter und selbstgeschaffener wäre, und der Uniformierte sei letzten Endes nur ein sinnfälliges Abbild desjenigen Soldatentums, dem keiner entlaufen kann. So bedarf es denn keiner Entschuldigung, vielmehr obliegen mir diese Briefe, auch wenn sie nur die eines freiwilligen Grenzwächters sind, dessen Dienste unbegehrt, dessen verzweifelte Zeichen stets unverstanden blieben.

So höre denn, wie es weiterging.

Als ich vor dem Hotel Belle Vue ausstieg, war es Mitternacht, und von der Fahrt in der überhitzten Kohlenluft und dem Auswendiglernen erschöpft, nahm ich das erste beste Staatszimmer, zu Kriegspreisen. Auch zog noch, trotz der späten Stunde, ein aufrechter Pikkolo mit gedeckten Schüsseln schwungvoll auf, und es waren nur mehr so abgelegene und unbeschwerte Bilder wie die des Marquis von Carabas und des gestiefelten Katers, an welchen ich festhielt.

Nicht so der stellvertretende Herr.

Allzu zeitig hing er schon am Telephon und gab mir seine Besorgnisse kund. Infolge eines neuen Erlasses, daß jeder Vortrag, welcher sich mit dem Kriege befaßte, acht Tage vor dem Termin eingereicht werden müsse, hielt jetzt das Generalkommando mit der Genehmigung zurück.

»O! Es wird gar nichts gegen meinen Vortrag einzuwenden haben,« sagte ich, den Ellenbogen bequem aufgestützt, in das Rohr hinein.

»Aber nein! Aber keinesfalls! Diese Versicherung habe ich auch auf das ausdrücklichste gegeben, und ich habe kräftig vorgebaut,« klang es lebhaft, fast aufgeregt zurück.

Nun, dachte ich, da ist jemand, der ja auf das Zustandekommen meiner Rede zu brennen scheint. Da kann ich mir den Luxus der stets so kleidsamen Gelassenheit erlauben.

»Halloh!«

»Ja?« sagte ich.

»Ah — ich dachte, wir seien unterbrochen.« Und er fragte, um welche Zeit er die Ehre haben würde, von mir empfangen zu werden?

»Um 5 Uhr.«

Er bat mich mittlererweile, den Saal des Künstlerhauses anzusehen und dort meine Bestimmungen zu treffen. Ein Auto brächte mich in wenigen Minuten hin.

Ich nahm die Elektrische. — Wie eine Sächsin mitten unter Sachsen fuhr ich dahin, bis mir der Schaffner sagte, hier sei die Albertstraße. Das Künstlerhaus stand hart vor mir. Ob mich ein Herr oder ein Fräulein zum Saal geleitete, weiß ich nicht mehr, meine Wünsche aber, welche der stellvertretende Herr ebenso viele Befehle genannt hatte, sollten sich durchwegs als weise Vorkehrungen ergeben, insbesondere

die Aufstellung des Pultes in nächster Nähe der Türe. Sanft, aber bestimmt verordnete ich Seitenlicht, Stehlampe und Halbdunkel. Immer dabei in die Luft sehend, wie die Schauspielerin mir gelehrt hatte, jeder Zoll die routinierte Rednerin. Guten Tag.

Und dann ging ich spazieren. Immerzu. Es regnete. Jedoch ich lief wie eine Uhr. Die Museen und Kirchen waren geschlossen, die Brühlsche Terrasse, umfinstert und naß, lockte nur mich. Feldeinsam, und der Elbe zugewandt, stellte ich mich dort auf, und sagte den ganzen Vortrag probeweise noch einmal her, die Stelle über die Journalisten mit besonderer Betonung.

»So können wir gar nicht verstehen,« rief ich mit aufgespanntem Schirme und mit meiner Kette spielend den triefenden Bäumen und den umnebelten Ufern zu, »so können wir gar nicht verstehen, daß die Völker, die doch schon allesamt ihre Revolutionen hatten oder zu haben versuchten, warum sie sich allesamt ihre hetzerische Presse noch gefallen lassen, warum sie sich die noch nicht verbaten. Wann werden die Vertreter der würdigen Blätter dagegen protestieren, daß solche Mörder der Gesellschaft sich ihre Amtsbrüder nennen? Man hat schon Regierungen davon gejagt, aber der Herausgeber eines Hetzblattes thront wie ein Gesalbter des Herrn auf seiner Redaktion. Argwöhnisch wird das Tun und Treiben eines Monarchen verfolgt, wer aber hat es gewagt, gegen den »Matin« einzuschreiten, der schlimmer als eine russische Knute Wahrheit, Vernunft und Mäßigung unterdrückt. Aber in jedem Lande«, fuhr ich mit erhobener Stimme fort, »gibt es Erscheinungen, die dem Matin nacheifern, ohne ihn zu erreichen, es ist unleugbar, daß die öffentliche Meinung sich der Lüge leichter als der Wahrheit ergibt, und deshalb wäre heute nichts notwendiger auf der Welt, als daß eine Sezession innerhalb der Presse entstünde.«

Der langweilige Tonfall des Regens gab mein einziges Echo ab, das war jetzt. Heute abend würde man nicht umhin können, mir hier zuzurufen. Der großen Mehrheit würde ich mit diesen Worten aus der Seele sprechen. Ärgern konnten sich da nur die paar, die sich getroffen fühlten. Aber was wollten sie machen?

Ich hatte ja recht. Was ich sagte, war ja wahr. Ein bedenkliches Omen war nur dieser Mangel jeglichen Lampenfiebers. Besann ich mich recht? Es galt, die Probe zum ersten Male zu bestehen. Aber selbst, als es schon dunkelte, und auf dem Heimweg noch waren meine Gedanken unbeteiligt.

Indessen harte schon mein Ritter, der betriebsame und stellvertretende Herr in der Halle des Hotels. Er war klein und schwarz. Das Generalkommando hielt noch immer mit seiner Genehmigung zurück und machte ihm Sorgen. Sie würde schon kommen, beruhigte ich ihn. Er zweifle nicht daran, versicherte er. Es war ein langer Besuch. Die Dresdener kamen nicht mit der ersten Note bei ihm weg, und da ich nicht wußte, ob er ein Sachse sei, nahm ich sie höflich in Schutz. Warum aber gab er sich die Mühe, den Mann der weiten Welt vor mir zu spielen? und daß er Vettern in Paris besaß, wie gleichgültig war das! Zugleich erschrak ich doch, daß so hart vor Torschluß ein so deutliches Gefühl der Langeweile Raum in mir finden konnte. Da flocht er in bedeutsamem Tone ein, daß die gesamte Dresdener und sogar ein Teil der Leipziger Presse meinem Vortrag beiwohnen würde. Jetzt war ich ganz Ohr. Den Abend sollte ich dann als Ehrengast dieser Herren in ihrem Kreise beschließen. Wollte ich das?

Aber ganz gewiß wollte ich das!

Als er mich verließ, war es höchste Zeit, mich umzuziehen. Die Hoteljungfer half mir dabei. Und wie gefällig, wie sorgfältig sie war! Sie erzählte von ihrer Existenz, es interessierte mich. Aber plötzlich sagte sie: »O es ist spät!« Da faßte mich ein großes Entsetzen. Ich eilte hinunter, es war kein Auto zur Stelle, und es kam auch keines. Erst nach langem Warten fuhr ein alter Fiaker mühselig vor, und indes der Zeiger über die achte Stunde immer weiter hinaus rückte, zog er mich gemach durch die Dunkelheit.

Doch grelles Licht ergoß sich über die Treppe des Künstlerhauses, und blendende Flächen, von Finsternis umhaucht, zogen sich kreisförmig über den Platz. Nirgends ein Kommen und Gehen mehr. Ich stieg allein und verspätet die Stufen hinauf. Durch eine zufällig sich öffnende Tür sah ich den Saal in der vorgeschriebenen Beleuchtung.

Alle waren versammelt, vertrieben sich plaudernd die Zeit, und es fehlte nur ich. Befrackt — und unruhig, und doch beglückt, eilte mein Ritter durch die Gänge auf mich zu: das Generalkommando hatte soeben den Vortrag bewilligt. Es war also richtig niemandem eingefallen, ihn mir vorher abzufordern. Aber wie ein anderer Benvenuto Cellini hatte ich stets gewußt, ohne zu wissen, daß es so kommen würde. Im Künstlerzimmer wartete auch schon ein älterer Herr, um mir in aller Form das Honorar zu überreichen. Ich unterschrieb — schob es in meinen Muff, und mein Ritter —, ritterlich zum letzten Male, bot mir den Arm. Es war ein Weg, den ich aber lieber allein ging, hatte ich doch keinen einzigen Freund, keinen einzigen Bekannten im Publikum geduldet. Ich dankte also.

Es sei Zeit, sagte er zurücktretend.

Da stieg ich schnell die paar Stufen hinauf und öffnete die Türe des Saales. —

Doch unwillkürlich machte ich eine Geste und betrat ihn wie einen Salon. Denn angesichts dieser versammelten Menschen überkam mich, zwischen Türe und Pult, mir selber unerwartet — statt Befangenheit, das größte Sicherheitsgefühl meines Lebens. Es verließ mich auch dann nicht, als ich vor meiner Stimme erschrak. Die Gesichter waren deutlich erkennbar: ein Mädchen und ein junger Mann, Geschwister, wie mir schien, ein Herr in Uniform, einer, dessen weiße Haare hervorstachen, zwei andere in mittleren Jahren, mir schon von der zweiten Seite an abhold. In den vorderen Reihen ältere Damen. Ich hielt mich an die jungen Gesichter. Sie zeigten Interesse, wohlwollende Neutralität.

Daß zu Anfang des Krieges Selbstzufriedenheit und ein gewisses Selbstlob herrschten, sagte ich, war wohl unerläßlich. Aber inzwischen hat sich die Luft Europas durch dieses Verfahren bedeutend verschlechtert. Man redet voneinander, als gedachte man nie wieder miteinander auszukommen und dies ist nicht die Lehre, die wir aus der furchtbaren Prüfung dieses Krieges ziehen sollen, noch liegt hier Pietät für die Gefallenen. Umsonst sind heute die Erschlagenen, die nichts mehr wissen von unserem Hader und gemeinsam das Schattenreich bevölkern, wenn sie den Haß nur besiegelten.

»Sie verstehen gar nichts!« schrie einer.

Ich achtete dessen nicht. Niemand sagte ich, mit meiner Kette spielend, gerät in Friedenszeiten auf den Gedanken, die Verbrecherstatistiken anzurufen, um den Geist einer Nation zu beschreiben. Heute sollen mit einem Male solche Verwechslungen richtig, erlaubt, erwünscht sein! Wir müssen dass Bleibende im Charakter

einer Nation vor so niedrigen Berührungen verteidigen ...

»Wie anders ist die Haltung der Offiziere! Nichts ist ihnen peinlicher als der Gedanke, man könnte annehmen, sie hätten keine ehrenhaften Feinde! Und der Takt so manchen Pfahlbürgers hat schon durch eifriges Forschen nach den Ungesetzlichkeiten und Greueln der Gegner peinlichen Schiffbruch erlitten.«

Es waren die zwei Sätze, die Ariel mir geschenkt hatte.

Doch nichts vermochte mehr die frostige Atmosphäre zu heben. Ich suchte die lichteren Gesichter und konnte sie nicht mehr finden. Lag es an mir, oder hatten sie sich von mir abgewandt? Ich war allein, auf meinem Podium wie auf einer Klippe, unter mir eine kalte unruhige Flut. Es mißfällt ihnen alles, dachte ich resigniert, aber nur Mut! Jetzt kam schon die vorletzte Seite und dann war's überstanden.

So können wir gar nicht verstehen, sprach ich frei und brauchte keinen Blick in das Heft zu werfen, daß die Völker sich allesamt ihre hetzerische Presse noch gefallen lassen. Wann werden die Vertreter der würdigen Blätter dagegen protestieren, daß solche Mörder der Gesellschaft sich ihre Amtbrüder nennen? Regierungen hat man davon gejagt, aber der Herausgeber eines Hetzblattes thront wie ein Gesalbter des Herrn auf seiner Redaktion. Argwöhnisch wird das Tun eines Monarschen verfolgt, wer aber hat es gewagt, gegen den Matin einzuschreiten, der, schlimmer als eine russische Knute, Wahrheit, Vernunft und Mäßigung unterdrückt. Aber in jedem Lande gibt es Erscheinungen, welche dem Matin nacheifern ...

»Infamie!« schrie ein Getroffener auf.

Der Mann mit den weißen Haaren war vom Stuhle gesprungen. »Eine unerhörte Gemeinheit!« rief er laut durch den Saal und ihn quer durchschreitend, ging er empört zur Türe. Ich weiß nicht, ob er ihn verließ. Ein dritter hatte sich von seinem Platz erhoben und schleuderte jetzt in den hohen Wellengang eine Rede aus dem Stegreif gegen mich. Ich sah einen bärtigen Kopf, von Haß entstellt, und sah ihn so deutlich, daß mich eine Ruhe, eine Genugtuung, eine Kühle überkam, wie aus der Tiefe eines Ziehbrunnens emporgeweht, und ich diesen Wutausbruch als eine Ehrung entgegennahm. Denn ich hatte ja recht, und was ich sagte, war ja wahr. Hätte man nur zehntausend hetzerische Zeitungsschreiber aus allen Ländern zusammengetrieben, dachte ich geradeaus starrend, hätte man nur zehntausend von diesen Erzfeinden zusammengetrieben, die ihre finstere Gewalt über die urteilslose Masse mißbrauchen, in allen unseren Ländern den gesunden Kreislauf im Blute unserer Völker unterbanden, und wo immer diese überzugreifen und nach Ergänzung strebten, hintanhielten und endlich zurückwarfen, weiß der Teufel auf wie lange, hätte man sie nur rechtzeitig zusammengetrieben, die heute weiterkläffen von allen Ufern des roten Meeres, das gespeist wird von dem Blute Millionen Unschuldiger, so hätte man heute nicht in allen Ländern, welche dieses rote Meer umgrenzen, man hätte heute nicht das Schauspiel junger Krüppel, junger Blinder, überfüllter Narrenhäuser, zu Greisen geschlagener Jünglinge, und gute friedliche Völker, die sich liebten, ja die sich liebten, sie, die sich liebten, hätten nie daran gedacht, sich Leid zuzufügen ohne Euch, die Ihr Euch hergabt zu Urhebern aller Greuel, indem Ihr sie erzähltet, wo Ihr sie nicht erdichtetet, so daß sie gleich alle als »Repressalien« entstanden! Ja, hätte man zehntausend hetzerische Journalisten

aus unseren Ländern zusammengetrieben und gehenkt, o wie viel wertvolle, hoffnungsvolle Menschen wären in all diesen Ländern heute am Leben! Statt dessen seid Ihr es, die Ihr noch lebt, die Ihr den Glauben an die Menschheit und an die menschliche Güte vergiftet habt, die Ihr einer bösen Schwäre gleich Europa von einem Ende zum anderem überzieht, Ihr, die Hetzer, die Mitschuldigen an diesem Kriege, deren Knochen, wie die der Schächer hätten zerbrochen werden sollen, bevor wir zuließen, was jetzt geschieht! —

Aufgewühlt von solchen Gedanken, starrte ich geradeaus, während der Mann seine Gegenrede hielt. Aus groben Platituden zusammengesetzt und im wüstesten Zeitungsstil gehalten, war sie doch von großer Geläufigkeit und schloß sehr wirksam mit der Aufforderung, ich sollte doch hinabsteigen in die Gräber, um mich von den Verstümmelungen und ausgestochenen Augen, an die ich nicht glaubte, zu überzeugen, für eine so billige Emphase heimste er dann den ganzen, schönen, ursprünglich für mich gedachten Applaus für sich selber ein.

Aber der jungen Schauspielerin eingedenk, trat ich zwei Schritte vor und bestand auf meinem Recht, zu Ende zu reden. Doch siehe: mein Ritter war's, welcher da mit offenem Visier auf das Podium stürzte und mit gesenkter Lanze an meine Seite stob, um jede Verantwortung für meinen Vortrag weit von sich zu weisen. Hätte er geahnt ... und er berief sich jetzt auf das Generalkommando, welches auch nicht geahnt hatte. O wie anders waren jetzt seine Sorgen als am Vormittag! Wie ferne war Cosmopolis, und wie vergessen die Vettern in Paris! Das Dresdener Publikum hingegen erhob er jetzt zum Richter über mich, auf daß es entscheide, ob ich zu Ende reden dürfe oder nicht.

Nun waren Jarufe die erste Antwort auf diese Frage, sie wurden aber sofort von wütenden »Nein« niedergeschrien, und was jetzt entstand, darüber konnte kein Zweifel sein, war ein regelrechter Tumult. Und sah ich recht? — ballte da wirklich ein ehrenwerter Herr die Fäuste gegen mich?

Mein Staunen war grenzenlos. Trotz aller Warnungen meiner Freunde und ihrer so bestimmten Prophezeiungen über die unausbleiblichen Folgen meines Tuns, stürzte ich von allen Höhen angesichts des Sturmes, den ich heraufbeschwor. Offen gestanden hatte ich mir — nie ernsthaft natürlich, aber im Moment der Müdigkeit und zur Kurzweil — hatte ich mir ausgemalt, wie ein rabiater Reporter mir auflauern würde, und ich wie Brutus vor der Türe zusammenbrechen, hierdurch aber die gute Sache unendlich fördern und den großen internationalen Generalstreik gegen jegliche Hetze sogleich und überall beschleunigen würde. Ja, sogar der Möglichkeit einer kleinen Gedenktafel hatte ich schon in Gedanken vorgegriffen, nur die eines Tumultes hatte ich nie erwogen, und ich fiel von allen Himmeln, als er einsetzte. Denn ich hatte ja recht. Und was ich sagte, war ja wahr. Indessen war die Situation auch für den Unbelehrbarsten nicht zu verkennen: eine wüste Skandalszene, als deren Mittelpunkt ich hier oben stand inmitten einer gegen mich gerichteten Majorität, oder, falls es eine Minorität war, machte sie jedenfalls den größeren Spektakel, so daß sie einer Majorität gleichkam. Kurz entschlossen griff ich da zu meinem Heft, nahm meinen Muff und ohne einen Gruß (hätte ihn doch gerade der mit den geballten Fäusten für sich nehmen können!) verließ ich das Podium und war fort.

Doch kaum hatte ich das Künstlerzimmer

betreten, als es von der anderen Seite gestürmt und die gegenüberliegenden Türen aufgestoßen wurden. Vom Saal her tönte noch ein so wilder Lärm, daß ich angesichts dieser fremden und aufgeregten Leute, die alle auf mich eindrangen, unwillkürlich zurücktrat.

Es war jedoch die Schar derer, welche meine Äußerungen billigten und sich nun in Sympathiekundgebungen überboten und sich entrüsteten und wollten, daß ich meine Meinung über Dresden nicht nach den Erfahrungen dieses Abends bilde, und eine alte Frau sprach von dem Schaden, den sie durch die Aufregung davontrug, ermahnte mich aber dabei auf eine so merkwürdig eindringliche, so wissende, so atemlose Art, niemals meine Worte zu bereuen, daß ich zum ersten Male in innere Bewegung geriet, aber gleich darauf wurde ich wieder munter, und Kampflust lebte wieder auf, denn war da im Hintergrunde nicht mein Ritter, der sich mir zu nähern suchte? Während er mich so umringt und nach allen Seiten danken sah, kam er sachte heran. Richtig, und er sprach mich an. »Ich habe Sie gewarnt,« sagte er verbindlich.

»Nein — ich habe Sie gewarnt!« gab ich mit meiner schrillsten Kopfstimme zur Kenntnis. »Sie werden sich erinnern . . .«

»Ich habe Sie gewarnt! Dreimal!« unterbrach ich ihn so weit vernehmlich, und so entschlossen, das letzte Wort, das er mir abgeschnitten hatte, diesmal zu behalten, daß er es vorzog zu entschwinden.

Aber die Entrüstung über ihn, wie meine Partei sie äußerte, brachte ich nicht auf. So weltkundig war ich seit einer Viertelstunde geworden. — Hier war einer, der es für Wahnwitz hielt, es mit den Alberichen der Presse, was immer er im Stillen über sie dachte, offen zu verderben. Indem er Deckung suchte, tat er nur, was fast alle anderen taten. Bei dem Schmaus, zu dem er sich jetzt begab, und bei dem ich hätte präsidieren sollen (himmlisch!) würde es ohnehin schwer auf ihn niederhageln. Sollte ich ihm grollen, daß er schnell seinen Schirm aufriß? Sah er denn wie ein Desperado aus? — Langsam von Begriffen, zog ich doch schnell meine Konsequenzen, und viel eher wunderte ich mich jetzt über die kleine Schar, die zu mir hielt.

Für den Rückzug ins Hotel war mir sogar eine Leibgarde von vier Damen geblieben. Das Wetter hatte sich aufgeklärt und wir gingen zu Fuß. Sie boten mir ihren Schutz, ihre Häuser, ihre Gastfreundschaft, — aber ich hatte nur den Wunsch, möglichst schnell von Dresden fortzukommen. »Wollen Sie mir beim Packen helfen?« fragte ich sie und nahm mein unbekanntes Quartett zu mir hinauf.

Hurtiger war ich noch nie reisefertig geworden, aber so dankbar ich ihnen war, so gut besonders die eine von ihnen mir gefiel, der Wunsch allein zu sein, wurde mit einem Male übermächtig. Und als sie mich verließen und ich die Türe hinter ihnen schloß, gedachte ich die wenigen Stunden bis zum frühen Morgen zu verschlafen.

Doch kaum hatte ich das Licht gelöscht und die Augen geschlossen, da warf sich ein Frost über mich her und schüttelte mich, daß meine Zähne immer wieder zusammenschlugen. Aber zugleich schlug auch eine wirklich beseligende Trauer wie ein Mantel über mich hin, und jetzt erst war ich mir bewußt, was dieser Abend mir selber bedeute: — Ein Stein, der mich fast erdrückte, war von meinem Gewissen fortgewälzt, und ich hatte mir eine Lichtung inmitten des Gestrüpps und einen Weg erfochten. Dies und noch etwas anderes.

Nie ist der Mensch so wahrhaft er selbst, wie in Momenten, in denen er seiner selbst

kaum mehr bewußt, nicht mehr weiß, daß er Augen hat und ein Gesicht, und nichts mehr von seinen Händen weiß und gleichsam ohne Füße wandelt. Und nie ist er doch so restlos er selbst, — wer erklärt mir das? — als wenn eine Idee ihn allem Persönlichen so weit entreißt, daß er — nur mehr ein Kleiderfetzen, nur ein Schemen mehr — dennoch höchster Wollust des Seins teilhaft wird, während er doch in solchen Augenblicken sein Leben schier ohne es zu merken verlöre.

Die Laternen brannten noch, als ich zur Station fuhr, und als die Dresdener sich ihres Morgenkaffees erlabten und ihre Morgenzeitung entfalteten, stieg ich schon am Anhalter Bahnhof aus. — Doch von Berlin erzähle ich Dir ein anderes Mal.

Annette Kolb.

Dichter im Feld.

I.

DIE ZERSTÖRTE NATUR.

(Vom östlichen Kriegsschauplatz.)

Wie empfanden sie doch, wie sprachen sie, jene Jünglinge, die uns früher einmal sehr erheiterten? Sie konnten durch einen Wald gehen, an dessen Stämme sich das Mondlicht anschmiegte wie ein fliehendes Mädchen, und sie riefen, bewundernd die Sommernacht: »Reinhardt, genau wie bei Reinhardt!« Eine Wiese mit Bergblumen schauend, meinten sie, soviel könne Hodler auch. Und wallten die Dünste des Morgens um Weiden und Erlen, dann schätzten sie ab, das habe Claude Lorrain erfunden. Aber ganz bestimmt hätte die graue Dämmerung Carrère besser gemalt, als sie in Wirklichkeit sei.

Darüber lächelnd, sahen wir doch darin ein tiefes Sinnbild: Die Fratze des ästhetischen Geistes, die die ganze Welt zerfressen hat, und der schließlich die Natur in der Hand zerfällt wie ein Haufen mürber Blätter.

Nun aber tragen wir alle Gewehre und über unsern Köpfen zerstiebt Eisen. Wie empfinden wir?

Wir sehen Rücken der Berge, auf denen Wälder rauschen, und sind müde und liegen vor den Zelten. Da zuckt es in unserm Hirn: Eine gute Aufnahmestellung. Wir könnten uns oben aufs beste verschanzen, den Gegner erwarten und sein stürmendes Blut zersprengen.

Wir marschieren und sehen einen Fluß, an dem die zartesten Birken stehen, der Herbst hat ihre Blätter gesprenkelt. Und in uns spricht es: Vorsicht! Hier ist ein Abhang, sie können dahinter lauern, nur eine kleine Patrouille, und uns mit ihren Gewehren in den Rücken schießen.

Wir liegen auf dem Bauch und die Kugeln schneiden die Luft. Und was sehen wir vor uns? Etwa mit Schnee zugedeckte Stoppelfelder, einen einsamen Baum, in dessen weißen Ästen schwarze Nester kleben, in der Ferne das stahlharte Blau winterlicher Berge und darüber einen bekümmerten, hungrigen Himmel? Sehen wir das? Nichts von alledem. Wir sehen, daß es hier unvorteilhaft wäre, Deckungen zu machen, und gähnen.

Und was macht der Gegner? Dort ist eine Lichtung im Walde. Sie könnte Reserven Raum geben, ist der Gedanke, und schon fliegen seine Schrapnells und platzen darüber. Am Abend aber bestreicht er alle Rücken — denn sie könnten Bewegungen dienen —, alles irgendwie Lichtere, das Straßen ähnlich sieht, mit Granaten und Schrapnells, punktiert gewissermaßen diese Linien, langsam und bedächtig, und verstummt dann. Das ist sein Abendgebet.

In wachen Augenblicken — es sind zwei,

drei in Monaten — erschrecken wir über solches Empfinden. Und ich sage zu meinem Herzen, weil niemand anderes da ist: »Was tun wir und worin sind wir mit einem Male? Wir sehen nicht mehr, was ist, sondern nur noch, wie das stumme Seiende, in dem Vergehen und Werden sich die Lippen reichen, hingegeben und mit niedergefallenen Lidern, wie dies uns dienen könnte. In unsern Augen ist nur noch Strategisches, Taktisches und sind doch keine Feldherren. Und der Feldherr selber, müßte ihm nicht die Natur ihr reines, unberührtes, ihr homerisches Antlitz bewahrt haben? Wir aber haben es verloren, haben uns die Natur zerstört, und sie fällt uns auseinander wie ein schlecht gebundenes Buch, angefüllt mit lauter nützlichen Zahlen. Und immer wieder erinnert uns die Natur an ihr Wirken. Regen fällt durch Wochen und durchweicht uns, daß die Tornister auf unseren Rücken zu faulen beginnen, klirrend legt sich der Frost um unseren Mantel, so daß die Kniee gegen ein hartes, kaltes Klumpiges stoßen, in dem auch ein Manteltuch ist. Aber wir empfinden das nur wie feindliches, als wäre es Kampfmittel, nicht aber als den Ausdruck, die Berührung eines Ewigen, in dem wir sind, das in uns ist. Es ist der Fluch von uns Kämpfern, blind geworden zu sein, gläserne Augen zu haben. Daß wir doch wieder Bäume, Schnee und Berge sähen, daß wir wieder Natur hätten!

Oskar Maurus Fontana.

II.

ELEGIE.

(Vom westlichen Kriegsschauplatz.)

Bis wir dort sind, ruhn ermüdet
Wohl die Bäume Hauf zu Hauf —
Liebeatmende, ach lüdet
Ihr uns ein, nun nachthinauf!

Ob uns wohl ein Stern begegnet
Und der Mond, der sanfterwärmt
Liebesspuren übersegnet,
Auf den hellen Hügeln schwärmt?

Hohe Heimat, über alles,
Die zu schaun wir nie geübt,
Weil die Well'n des Wasserfalles
Uns den trunknen Blick getrübt,

Bis die Woge, feurig scheiternd,
Nun ein schaumig Wimpel schwenkt
Und ein goldner Zirkel weiternd
Hold sich auf und blau erheiternd
Sich die liebe Nacht uns schenkt.

Paul Paquita.

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

ZWEITER JAHRGANG 1915
VIERTES QUARTAL
OKTOBER / DEZEMBER

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG 1915

COPYRIGHT 1915 BY VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

Einige Pressestimmen über

Die Weissen Blätter

NEUE ZÜRCHER ZEITUNG: Das Echo der blutigen Zeit klingt in diesen Blättern der jüngsten dichterischen Jugend Deutschlands so ernst und doch so mit Hoffnung und edlem Wollen zusammen, daß wir gut tun, auf diesen Ton zu achten. — Wer die Gedanken der wertvollsten deutschen Jugend kennen lernen will, kann an ihrer Literatur nicht vorübergehen. Darum seien Suchende auf die »Weißen Blätter« verwiesen. Charakteristisch ist, daß gerade das Organ der frischesten, stürmischsten literarischen Jugend jene Stimmen der Mäßigung und der Zukunftspflege hören läßt. Damit rechtfertigen sich diese jungen Dichter, noch lange ehe ihre Gedichte die volle Mannesreife erlangt und den Weg zum Volke gefunden haben. Daß überhaupt ein so ernsthaft literarisches, ganz unpopuläres Monatsblatt mit seinen rein geistigen Bestrebungen jetzt mitten im Kriege seinen Weg wieder aufnehmen kann, ist schon ein Ding, das Vertrauen erweckt. — Dies Vertrauen wird bei manchem Leser durch die Dichtungen wieder erschüttert werden, die man in den »Weißen Blättern« findet. Mancher wird sie gar nicht verstehen, mancher wird sie gewollt und frech finden, und etwas daran, ein Korn daran, ist am Ende wahr. Es ist Jugend, die sich hier äußert, und es ist ihr nicht um gute Gebärden, sondern um das Aussprechen ihres Lebensdranges zu tun, auch um das Abrechnen mit väterlichem Herkommen zuweilen, und Nachahmer laufen, wie überall, neben den Echten einher. Unter den Echten aber, zu denen Stadler gehörte, zu denen Werfel, Sternheim, Schickele, Ehrenstein und andere gehören, wird man, wenn das erste Stocken vor vielen durchbrochenen Formtraditionen überwunden ist, Töne der Seele finden, Gedichte und Aufsätze von Ernst und Energie, deren momentane Formen und Wege man keineswegs überall zu billigen braucht, um doch das dahinterstehende Leben der heraufkommenden Generation lieben und ehren zu können. Hermann Hesse.

Der Kriegsjahrgang der „Weißen Blätter" wird sicher bald vergriffen und später sehr gesucht sein. Bücherfreunde und neu eintretende Abonnenten sollten ihn sich deshalb gleich nachliefern lassen.

Einige Pressestimmen über

Die Weissen Blätter

STRASSBURGER POST: Die stattlichen Hefte enthalten eine Fülle gediegenen Lesestoffes in Prosa und Poesie. — Die Jungen und Neuen, die hier zu Worte kommen, sind nicht Vorläufer und Stürmer und Dränger, sondern die produktive Generation unserer Tage, ein neuer Ausdruck des ewig schaffenden und formenden Geistes. Die »Weißen Blätter« im Buch der Weltliteratur sind schon oft vollgeschrieben worden. Hier fängt nur eine neue Seite an. Aber es ist eine Seite, die man nicht überschlagen darf, die sich durchsetzen und Beachtung finden wird.

WESER-ZEITUNG: Eine Zeitschrift, die unter der Schriftleitung René Schickeles eine erfolgreiche Sammlung der besten Elemente im jungen deutschen Schrifttum einleitete.

WIESBADENER TAGBLATT: Vornehm gehalten, modern, jedem, dem ernstesten Wissenschaftler wie feinsinnigsten Ästhetiker, eine Fülle des Interessantesten bietend, haben sich »Die Weißen Blätter« einen der ersten Plätze unter der stattlichen Zahl der Zeitschriften erstritten.

LEIPZIGER TAGEBLATT: Die »Weißen Blätter« haben sich zweifellos eine führende Stellung erobert. René Schickele weiß es, Talente zu fassen. Mögen recht viele diese ernsthafte Zeitschrift lesen, denn, wenn irgendwo, ist hier literarische Zukunft.

SCHLESISCHE ZEITUNG: Zu den interessantesten deutschen Zeitschriften, die vom Schaffen unserer jüngsten Dichter ein Bild zu geben versuchen, gehören die in Leipzig erscheinenden »Weißen Blätter«. — Die Ausstattung der Zeitschrift darf vorbildlich genannt werden.

ALLGEMEINE ZEITUNG, MÜNCHEN: Jedenfalls soll kein Ernster an den »Weißen Blättern«, die einmal ein wertvolles Dokument unserer Zeit bilden werden, vorübergehen.

Umstehend die
INHALTSVERZEICHNISSE
der 12 im Jahre 1915 erschienenen Hefte.

JANUAR

Walter Hasenclever, Tod und Auferstehung.
Friedrich Burschell, Vom Charakter und der Seele.
Ulrich Rauscher, Das zerstörte Dorf.
Wilhelm Hausenstein, Für die Kunst.
Andreas Schreiber, Der Knabe Peiaho.
Franz Werfel, Drei Gedichte.
Arnold Zweig, Quartettsatz von Schönberg ⟨op. 7 D-Moll⟩.
Carl Sternheim, Unveröffentlichte Szene aus »Bürger Schippel«.
Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott.

GLOSSEN: H. Daul, Das Gastmahl der guten Europäer. K. Edschmid, In Memoriam Ernst Stadler. Max Scheler, Europa und der Krieg I. Christ. Heinold, Der erlöste Feuilletonist. Gust. Kauder, Der National-Liberal-Club. Medard Ottenhayn, »Absterbende Nationen«. Albert Ehrenstein, Georg Trakl. R. S., Kammermusik. Franz Blei, Gobineau.

Vier Zeichnungen von Rudolf Großmann.

FEBRUAR

Carl Sternheim, »1913«. Mit sechs Zeichnungen von Ernst Stern.
Franz Blei, Über eine Literatur.
Norbert Jacques, Das Vogelnest in der Marienkrone.
Gottfried Benn, Gehirne.
Else Lasker-Schüler, Saul.
Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott ⟨Fortsetzung⟩.

GLOSSEN: Richard Hill, Das Symptom Helfferich. Max Scheler, Europa und der Krieg II. ††† Ganz niedrig hängen. S. Friedländer, Der Allgemeingeist. Siegfr. Jacobsohn, Der Kritiker Brahm. Gustaf Kauder, Zeitungskorrespondenten. Emil Faktor, Der Ferndrucker. Hans Koch, Auf der Suche nach eines Freundes Grab. Marga Schwarz, Meine Freundin.

MÄRZ

Ernst Blass, An den Leutnant F. H. S.

Annette Kolb, Die Internationale Rundschau und der Krieg.

Paul Zech, Der Flug in die Sterne.

Kriegsberichterstatter: I. Leonhard Adelt, Die Schlacht steht. II. Aage Madelung, Zu den Karparthen. III. Robert de Lezeau, Die Schlacht bei Reims. IV. Luigi Barzini, Der Tod von Ypern. V. Valery Brjussow, Hinter der Schlacht

Josef Luitpold Stern, Dichter.

Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott ⟨Fortsetzung⟩.

GLOSSEN: Peter Wülfrath, Erinnerung. Max Scheler, Europa und der Krieg III. Adolf Behne, August Macke. Fráňa Šrámek, Die Großmutter.

Max Oppenheimer, Fünf Zeichnungen zu einem Streichquartett.

APRIL

Walt Whitman, Krieg, Zehn Gedichte. Deutsch von Gustav Landauer.

Leonhard Frank, Die Ursache.

Robert Walser, Nachtstück.

Gustaf Kauder, Der Flug zur Menschheit.

Martin Gumpert, Zwei Gedichte.

Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott ⟨Fortsetzung⟩.

GLOSSEN: Franz Blei, An die Reichen, die Armen und die Dichter. Arnold Zweig, Ein Luxemburger. Rudolf Kurtz, Börsenmetaphysik. Hugo Ball, Totenrede. R. S., Österreichs Kriegsziel.

Acht Zeichnungen von Ludwig Meidner.

MAI

Friedrich Burschell, Der reiche Jüngling.
René Schickele, Bemerkungen zu diesem Heft.
Ernst Stadler, Franziskanische Gebete von Francis Jammes.
Wilhelm Hausenstein, Das Bild der englischen Weltpolitik.
Kasimir Edschmid, Yousouf.
Kleine Anthologie: Gottfried Benn, Ikarus — Albert Ehrenstein, Entwandlung — O. E. Schmidt, Psalm stillen Glücks — Otto Schneider, Der Eine — Franz Werfel, Der Erkennende.
Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott ⟨Fortsetzung⟩.
GLOSSEN: Annette Kolb, Brief an einen Toten. Christian Undt, Der neue Papst. Medard Ottenhayn, Kleine Ratschläge. Rudolf Kurtz, Nationale Kunst. Max Adler, Der himmlische Riese.
Acht Zeichnungen von Inez Wetzel.

JUNI

Otto Schneider, Unsere politische Unterkunft.
Fritz Schwiefert, Ödipus. Gedichte.
Alfred Wolfenstein, Novelle an die Zeit.
Bruno Schönlank, Der Knabe im Krieg. Gedichte.
Alfons Paquet, Die anderen Legenden um Joseph von Arimathia.
Walther Krug, Regen.
Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott ⟨Schluß⟩.
GLOSSEN: Robert Walser, Rede an einen Ofen. Franz Blei, Der Bon Sens. Alfred Lemm, Abschied von Lichtenstein. Kasimir Edschmid, Datterich. Adolf Behne, Berliner Kunstausstellungen. Rudolf Leonhard, Die Politik der Dichter, mit einem Nachwort des Herausgebers. Felix Braun, Ein neuer Bildhauer, Gustinus Ambrosi. Paul Zech, Das Wiegenlied.
Seewald, Aus einem südfranzösischen Skizzenbuch.

JULI

Else Lasker-Schüler, Liebeslieder.

Carl Sternheim, Napoleon. Erzählung. Mit vier Zeichnungen von Ottomar Starke.

Ernst W. Lotz, Gedichte vor dem Tod.

S. Friedlaender, Der Waghalter der Zeit. Essai.

R. Schickele, Aïssé. Aus einer indischen Reise.

Max Herrmann, Schweigen mit Dir.

Franz Blei, Vom Tag.

GLOSSEN: R. S., Der »Pan« im Krieg; Thomas Mann, Politische Erziehung. Gustaf Kauder, Rußland und die Mächte. Ferdinand Hardekopf, Das Zeit-Echo. ⟨Dazu Proben aus dem Zeit-Echo in Auszügen.⟩ Adolf Behne, Der Schrei nach dem Fachmann. H. B., Zürich. Rudolf Leonhard, Aphorismen. M. Lichnowsky, Ein Garten singt. Mit einer Zeichnung von Willi Geiger.

AUGUST

Otokar Březina, Die Gegenwart.

Gottfried Benn, Die Eroberung. Ein Stück Tage-Buch.

Theodor Däubler, Gedichte.

Heinrich Nowak, Die Sonnenseuche. Novelle.

Max Scheler, Liebe und Erkenntnis. Essai.

Kleine Anthologie: Otty F. Bennewitz — Ernst Blass — Albert Ehrenstein — Johann Friedrich — Rudolf Fuchs — Henriette Hardenberg — Wilhelm Klemm — Gottfried Kölwel — Rudolf Leonhard.

Hermann Kesser, Die Frühlingsreise. Erzählung.

GLOSSEN: Max Brod, Zur Ideologie der Zeit. Eduard Bernstein, Revisionismus und Internationalismus. Paul Mayer, Kardinal Retz. F. M. Huebner, Hesperien. Joh. R. Becher, Robert Michel. Hain, Münchener Sezession 1915. Robert Walser, Rede an einen Knopf.

Sechs Zeichnungen von Lene Kainer.

SEPTEMBER

Max Adler, J. G. Fichtes Deutsche.

Paul Claudel ⟨Übertragung von Jacob Hegner⟩, Der Ruhetag. Drei Akte.

Carl Sternheim, Schuhlin. Erzählung.

Iwan Lassang, Der Panama-Kanal. Dichtung.

GLOSSEN: R. S., Rundschau: S. Saengers Ungewißheiten und Moritz Heimanns Hoffnungen — Ein Aufruf von Gustav Landauer — Das Forum — Der neue Merkur — »Vertrauliche« Eingaben vor der Eingabe — Allerhand Marxisten — Der deutsche Krieg und der Katholizismus — Ein alter Zeitungsartikel von Dostojewski — Ehrenbaum-Degele †. Felix Braun, Hedwig Wangel liest aus der Bibel vor. Annette Kolb, In Dresden. ⟨Sechster und siebenter Brief an einen Toten⟩. Dichter im Feld: I. O. M. Fontana, Die zerstörte Natur. II. Paul Paquita, Elegie.

OKTOBER

Franz Kafka, Die Verwandlung. Erzählung.

Otokar Březina, Gebet ⟨1897⟩ ⟨Nachdichtung v. A. Ehrenstein⟩.

E. v. Aster, Künstlerische und wissenschaftliche Psychologie.

Kasimir Edschmid, Lolo.

Max Scheler, Über östliches und westliches Christentum.

GLOSSEN: Else Lasker-Schüler, Hans Ehrenbaum-Degele †. A. Stein, Rundschau, Die russischen Zeitschriften im Kriege. Über Belgien: I. Gf. K., Belgien heute und morgen. II. Robert Breuer, Notizen über Belgien von Wilhelm Hausenstein. Gustaf Kauder, Der Berichterstatter. Johannes R. Becher, Vorworte zum Tagebuch des italienischen Fähnrichs Georgi Quadro. F. B., An Max Reinhardt.

Zehn Zeichnungen ⟨Charakterköpfe⟩ von Ludwig Meidner.

NOVEMBER

Franz Werfel, Traum von einer neuen Hölle. Gedicht.

Heinrich Mann, Zola.

Hans Gathmann, Der Tod des Vaters — Bahnfahrt. Zwei Novellen.

Robert Zellermayer, Liebe. Novelle.

GLOSSEN: Annette Kolb: VIII. Brief an einen Toten. Emil Faktor, Vom waffenlosen Krieg ‹Gespräch zweier Gefangener — Besser als ... Gegenüber — Das Unwahrscheinlichste — Der Unschuldige›. Franz Blei und R. S., Polnische Juden.

Vier Holzschnitte von Christian Schad.

DEZEMBER

Eduard Bernstein, Völker zu Hause ‹Erinnerungen: Eine Fahrt über den Sankt Gotthard im Jahre 1878›.

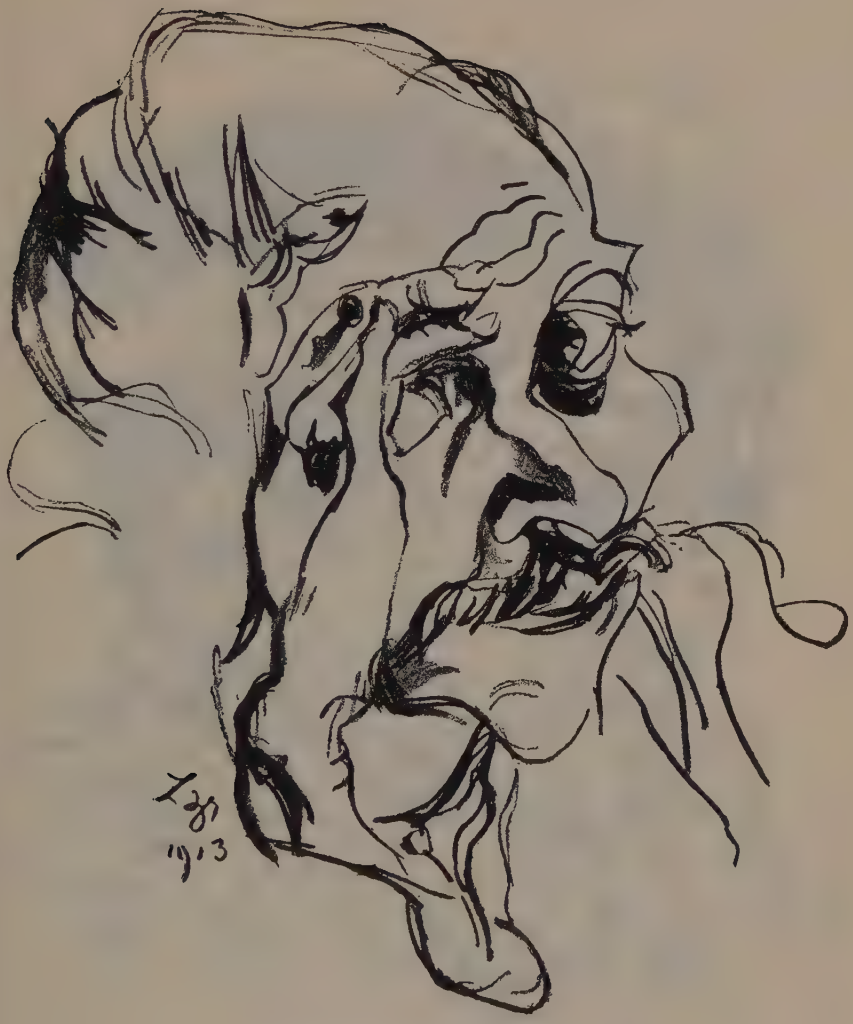
Peter van Pier, der Prophet. Erzählung.

Alexander von Gleichen-Rußwurm, Die Klage der Frauen um Lazarus.

Robert Walser, Notizen.

Alfred Lemm, Der Herr mit der gelben Brille. Essai.

GLOSSEN: Kurt Pinthus, Zur jüngsten Dichtung.

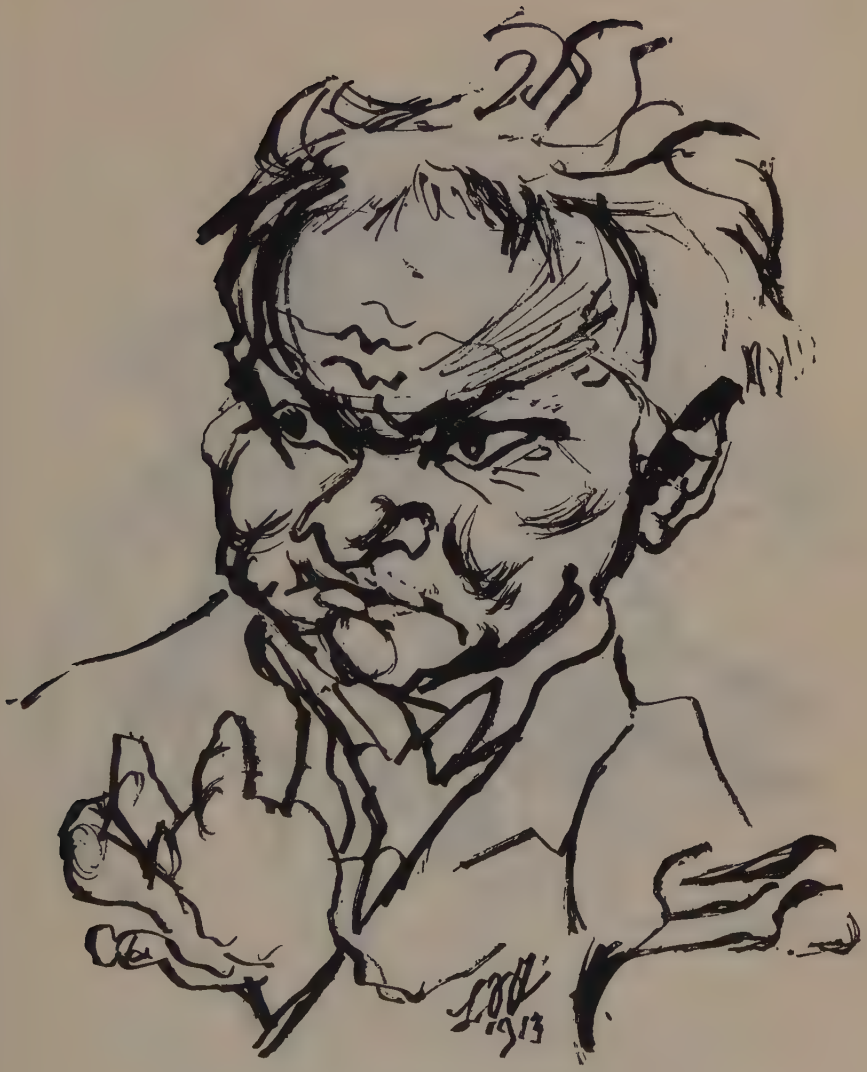


POLNISCHER LITERAT

MUSIKER

KNABE

E. W. LOTZ, GEFALLEN 1914

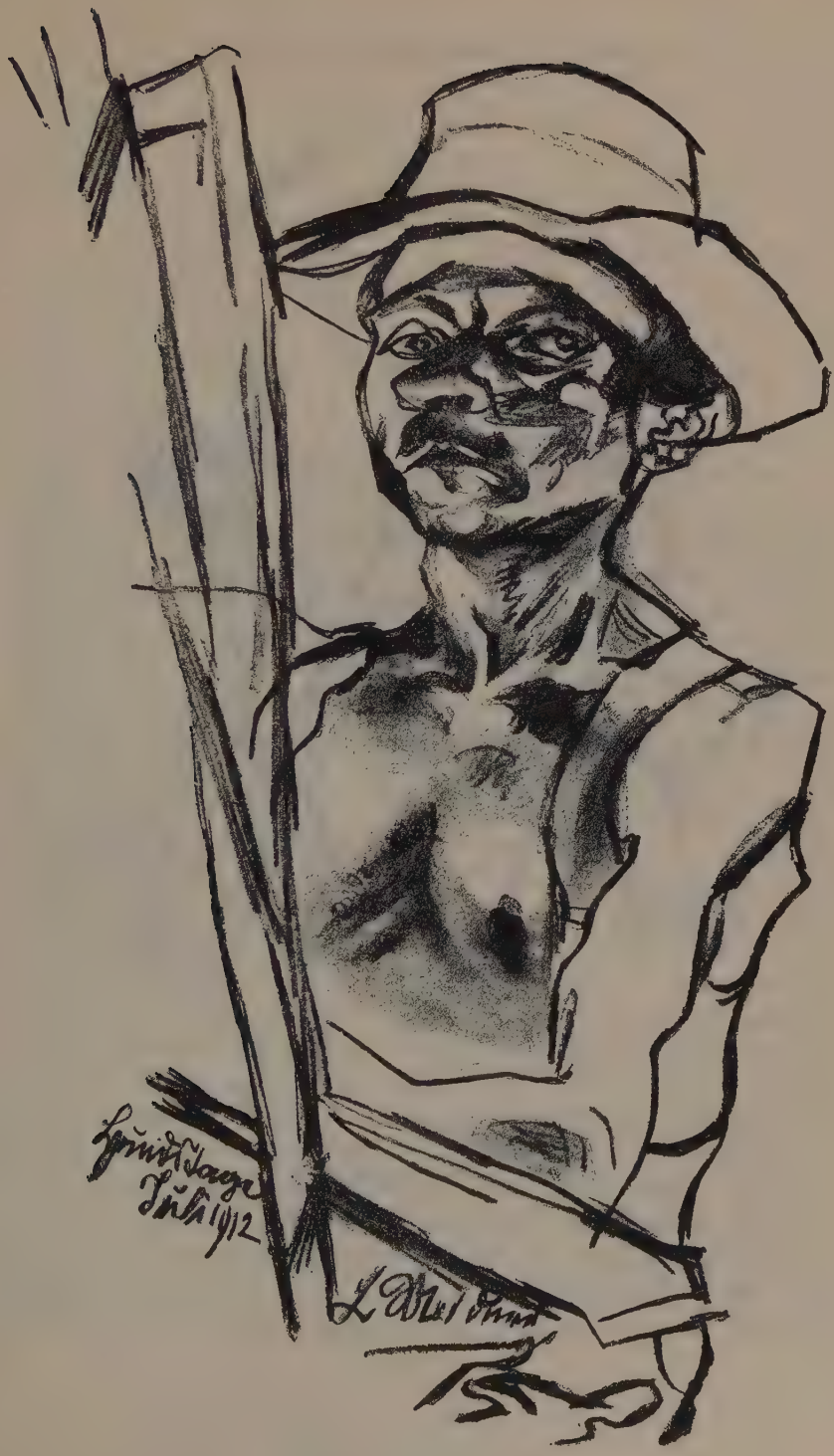


PAUL ZECH

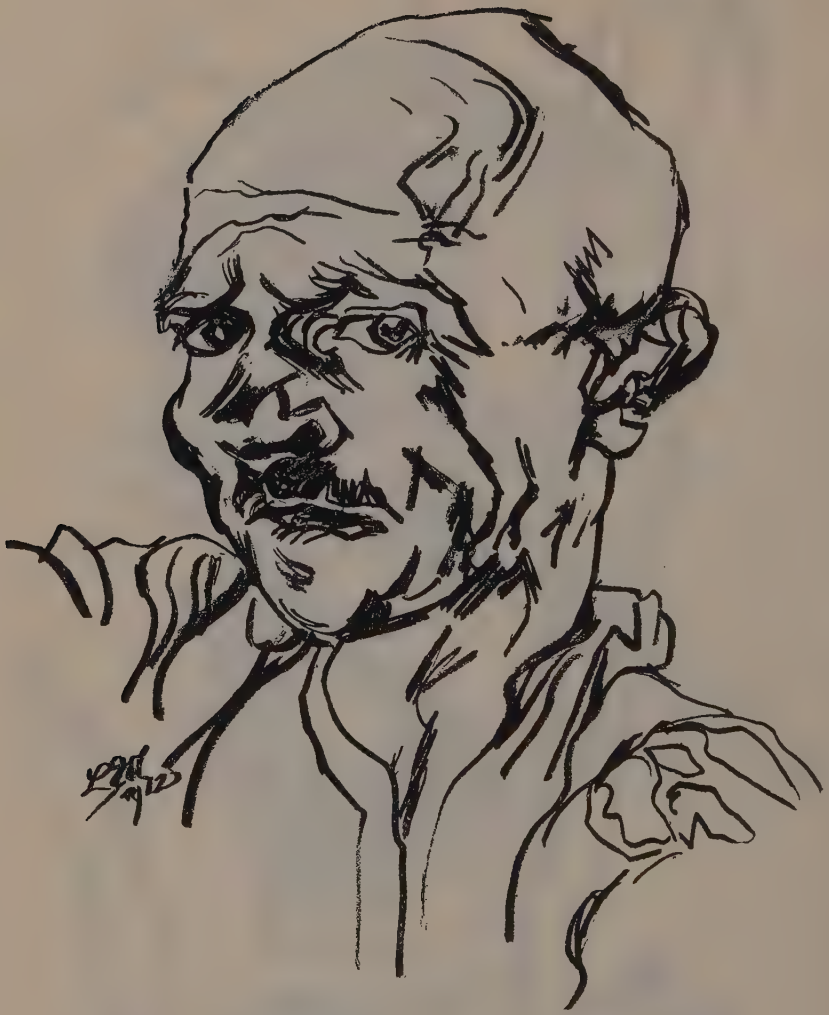
DICHTER JAKOB VAN HODDIS

EIN VERRÜCKTER

VORSTADTJUNGE



EIN MALER



SELBSTBILDNIS

Franz Kafka:

DIE VERWANDLUNG

I.

ALS Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheueren Ungeziefer verwandelt. Er lag auf seinem panzerartig harten Rücken und sah, wenn er den Kopf ein wenig hob, seinen gewölbten, braunen, von bogenförmigen Versteifungen geteilten Bauch, auf dessen Höhe sich die Bettdecke, zum gänzlichen Niedergleiten bereit, kaum schon erhalten konnte. Seine vielen, im Vergleich zu seinem sonstigen Umfang kläglich dünnen Beine flimmerten ihm hilflos vor den Augen.

»Was ist mit mir geschehen?« dachte er. Es war kein Traum, sein Zimmer, ein richtiges, nur etwas zu kleines Menschenzimmer, lag ruhig zwischen den vier wohlbekannten Wänden, über dem Tisch, auf dem eine auseinandergepackte Musterkollektion von Tuchwaren ausgebreitet war — Samsa war Reisender —, hing das Bild, das er vor kurzem aus einer illustrierten Zeitschrift ausgeschnitten und in einem hübschen, vergoldeten Rahmen untergebracht hatte. Es stellte eine Dame dar, die, mit einem Pelzhut und einer Pelzboa versehen, aufrecht dasaß und einen schweren Pelzmuff, in dem ihr ganzer Unterarm verschwunden war, dem Beschauer entgegenhob.

Gregors Blick richtete sich dann zum Fenster, und das trübe Wetter — man hörte Regentropfen auf das Fensterblech aufschlagen — machte ihn ganz melancholisch. »Wie wäre es, wenn ich noch ein wenig weiterschliefe und alle Narrheiten vergäße,« dachte er, aber das war gänzlich undurchführbar, denn er war gewöhnt, auf der rechten Seite zu schlafen, konnte sich aber in seinem gegenwärtigen Zustand nicht in diese Lage bringen. Mit welcher Kraft er sich auch auf die rechte Seite warf, immer wieder schaukelte er in die Rücken-

lage zurück. Er versuchte es wohl hundertmal, schloß die Augen, um die zappelnden Beine nicht sehen zu müssen und ließ erst ab, als er in der Seite einen noch nie gefühlten leichten, dumpfen Schmerz zu fühlen begann.

»Ach Gott,« dachte er, »was für einen anstrengenden Beruf habe ich gewählt! Tag aus, Tag ein auf der Reise. Die geschäftlichen Aufregungen sind viel größer, als im eigentlichen Geschäft zuhause, und außerdem ist mir noch diese Plage des Reisens auferlegt, die Sorgen um die Zuganschlüsse, das unregelmäßige, schlechte Essen, ein immer wechselnder, nie andauernder, nie herzlich werdender menschlicher Verkehr. Der Teufel soll das alles holen!« Er fühlte ein leichtes Jucken oben auf dem Bauch, schob sich auf dem Rücken langsam näher zum Bettpfosten, um den Kopf besser heben zu können, fand die juckende Stelle, die mit lauter kleinen weißen Pünktchen besetzt war, die er nicht zu beurteilen verstand, und wollte mit einem Bein die Stelle betasten, zog es aber gleich zurück, denn bei der Berührung umwehten ihn Kälteschauer.

Er glitt wieder in seine frühere Lage zurück. »Dies frühzeitige Aufstehen«, dachte er, »macht einen ganz blödsinnig. Der Mensch muß seinen Schlaf haben. Andere Reisende leben wie Haremsfrauen. Wenn ich zum Beispiel im Laufe des Vormittags ins Gasthaus zurückgehe, um die erlangten Aufträge zu überschreiben, sitzen diese Herren erst beim Frühstück. Das sollte ich bei meinem Chef versuchen, ich würde auf der Stelle hinausfliegen. Wer weiß übrigens, ob das nicht sehr gut für mich wäre. Wenn es nicht wegen meiner Eltern wäre, ich hätte längst gekündigt, ich wäre vor den Chef hingetreten und hätte ihm meine Meinung von Grund des Herzens aus gesagt. Vom Pult hätte er fallen müssen, es ist auch eine sonderbare Art, sich auf das Pult zu setzen und von der Höhe herab mit dem Angestellten zu reden, der überdies wegen der Schwerhörigkeit des Chefs ganz nahe herantreten muß. Nun, die Hoffnung ist noch nicht gänzlich aufgegeben, habe ich einmal das Geld beisammen, um die Schuld der Eltern an ihn abzuzahlen — es dürfte noch fünf bis sechs Jahre dauern —, mache ich die Sache unbedingt. Dann wird der große Schnitt gemacht. Vorläufig allerdings muß ich aufstehen, denn mein Zug fährt um fünf.«

Und er sah zur Weckuhr hinüber, die auf dem Kasten tickte. »Himmlischer Vater,« dachte er. Es war halb sieben Uhr, und die Zeiger gingen ruhig vorwärts, es war sogar halb vorüber, es näherte sich schon dreiviertel. Sollte der Wecker nicht geläutet haben? Man sah vom Bett aus, daß er auf vier Uhr richtig eingestellt war, gewiß hatte er auch geläutet. Ja, aber war es möglich, dieses möbelerschütternde Läuten ruhig zu verschlafen? Nun, ruhig hatte er ja nicht geschlafen, aber wahrscheinlich desto fester. Was aber sollte er jetzt tun? Der nächste Zug ging um sieben Uhr, um den einzuholen, hätte er sich unsinnig beeilen müssen, und die Kollektion war noch nicht eingepackt, und er selbst fühlte sich durchaus nicht besonders frisch und beweglich. Und selbst wenn er den Zug einholte, ein Donnerwetter des Chefs war nicht zu vermeiden, denn der Geschäftsdiener hatte beim Fünfuhrzug gewartet und die Meldung von seiner Versäumnis längst erstattet. Es war eine Kreatur des Chefs, ohne Rückgrad und Verstand. Wie nun, wenn er sich krank meldete? Das war aber äußerst peinlich und verdächtig, denn Gregor war während seines fünfjährigen Dienstes noch nicht einmal krank gewesen. Gewiß würde der Chef mit dem Krankenkassenarzt kommen, würde den Eltern wegen des faulen Sohnes Vorwürfe machen und alle Einwände durch den Hinweis auf den Krankenkassenarzt abschneiden, für den es ja überhaupt nur ganz gesunde, aber arbeitsscheue Menschen gibt. Und hätte er übrigens in diesem Falle so ganz unrecht? Gregor fühlte sich tatsächlich, abgesehen von einer nach dem langen Schlaf wirklich überflüssigen Schläfrigkeit, ganz wohl und hatte sogar einen besonders kräftigen Hunger.

Als er dies alles in größter Eile überlegte, ohne sich entschließen zu können, das Bett zu verlassen — gerade schlug der Wecker dreiviertel sieben — klopfte es vorsichtig an die Tür am Kopfende seines Bettes. »Gregor,« rief es — es war die Mutter —, »es ist dreiviertel sieben. Wolltest du nicht wegfahren?« Die sanfte Stimme! Gregor erschrak, als er seine antwortende Stimme hörte, die wohl unverkennbar seine frühere war, in die sich aber, wie von unten her, ein nicht zu unterdrückendes, schmerzliches Piepsen mischte, das die Worte förmlich nur im ersten Augenblick in ihrer Deutlichkeit beließ, um sie im Nachklang derart zu zerstören, daß man nicht

wußte, ob man recht gehört hatte. Gregor hatte ausführlich antworten und alles erklären wollen, beschränkte sich aber bei diesen Umständen darauf, zu sagen: »Ja, ja, danke Mutter, ich stehe schon auf.« Infolge der Holztür war die Veränderung in Gregors Stimme draußen wohl nicht zu merken, denn die Mutter beruhigte sich mit dieser Erklärung und schlürfte davon. Aber durch das kleine Gespräch waren die anderen Familienmitglieder darauf aufmerksam geworden, daß Gregor wider Erwarten noch zu Hause war, und schon klopfte an der einen Seitentür der Vater, schwach, aber schon mit der Faust. »Gregor, Gregor,« rief er, »was ist denn?« Und nach einer kleinen Weile mahnte er nochmals mit tieferer Stimme: »Gregor! Gregor!« An der anderen Seitentür aber klagte leise die Schwester: »Gregor? Ist dir nicht wohl? Brauchst du etwas?« Nach beiden Seiten hin antwortete Gregor: »Bin schon fertig,« und bemühte sich, durch die sorgfältigste Aussprache und durch Einschaltung von langen Pausen zwischen den einzelnen Worten seiner Stimme alles Auffallende zu nehmen. Der Vater kehrte auch zu seinem Frühstück zurück, die Schwester aber flüsterte: »Gregor, mach auf, ich beschwöre dich.« Gregor aber dachte gar nicht daran aufzumachen, sondern lobte die vom Reisen her übernommene Vorsicht, auch zu Hause alle Türen während der Nacht zu versperren.

Zunächst wollte er ruhig und ungestört aufstehen, sich anziehen und vor allem frühstücken, und dann erst das Weitere überlegen, denn, das merkte er wohl, im Bett würde er mit dem Nachdenken zu keinem vernünftigen Ende kommen. Er erinnerte sich, schon öfters im Bett irgendeinen vielleicht durch ungeschicktes Liegen erzeugten, leichten Schmerz empfunden zu haben, der sich dann beim Aufstehen als reine Einbildung herausstellte, und er war gespannt, wie sich seine heutigen Vorstellungen allmählich auflösen würden. Daß die Veränderung der Stimme nichts anderes war, als der Vorbote einer tüchtigen Verkühlung, einer Berufskrankheit der Reisenden, daran zweifelte er nicht im geringsten.

Die Decke abzuwerfen war ganz einfach, er brauchte sich nur ein wenig aufzublasen und sie fiel von selbst. Aber weiterhin wurde es schwierig, besonders weil er so ungemein breit war. Er hätte Arme und Hände gebraucht, um sich aufzurichten, statt dessen aber

hatte er nur die vielen Beinchen, die ununterbrochen in der verschiedensten Bewegung waren und die er überdies nicht beherrschen konnte. Wollte er eines einmal einknicken, so war es das erste, daß es sich streckte, und gelang es ihm endlich, mit diesem Bein das auszuführen, was er wollte, so arbeiteten inzwischen alle anderen, wie freigelassen, in höchster, schmerzlicher Aufregung. »Nur sich nicht im Bett unnütz aufhalten,« sagte sich Gregor.

Zuerst wollte er mit dem unteren Teil seines Körpers aus dem Bett hinauskommen, aber dieser untere Teil, den er übrigens noch nicht gesehen und von dem er sich auch keine rechte Vorstellung machen konnte, erwies sich als zu schwer beweglich, es ging so langsam, und als er schließlich, fast wild geworden, mit gesammelter Kraft, ohne Rücksicht sich vorwärtsstieß, hatte er die Richtung falsch gewählt, schlug an den unteren Bettpfosten heftig an, und der brennende Schmerz, den er empfand, belehrte ihn, daß gerade der untere Teil seines Körpers augenblicklich vielleicht der empfindlichste war.

Er versuchte es daher, zuerst den Oberkörper aus dem Bett zu bekommen, und drehte vorsichtig den Kopf dem Bettrand zu. Dies gelang auch leicht, und trotz ihrer Breite und Schwere folgte schließlich die Körpermasse langsam der Wendung des Kopfes. Aber als er den Kopf endlich außerhalb des Bettes in der freien Luft hielt, bekam er Angst, weiter auf diese Weise vorzurücken, denn wenn er sich schließlich so fallen ließ, mußte geradezu ein Wunder geschehen, wenn der Kopf nicht verletzt werden sollte. Und die Besinnung durfte er gerade jetzt um keinen Preis verlieren, da wollte er lieber im Bett bleiben.

Aber als er wieder nach gleicher Mühe aufseufzend so dalag wie früher, und wieder seine Beinchen womöglich noch ärger gegeneinander kämpfen sah und keine Möglichkeit fand, in diese Willkür Ruhe und Ordnung zu bringen, sagte er sich wieder, daß er unmöglich im Bett bleiben könne und daß es nur das Vernünftigste sei, alles zu opfern, wenn auch nur die kleinste Hoffnung bestünde, sich dadurch vom Bett zu befreien. Gleichzeitig aber vergaß er nicht, sich zwischendurch daran zu erinnern, daß viel besser als verzweifelte Entschlüsse ruhige und ruhigste Überlegung sei. In solchen Augenblicken richtete er die Augen möglichst scharf auf das Fenster, aber

leider war aus dem Anblick des Morgennebels, der sogar die andere Seite der engen Straße verhüllte, wenig Zuversicht und Munterkeit zu holen. »Schon sieben Uhr,« sagte er sich beim neuerlichen Schlagen des Weckers, »schon sieben Uhr und noch immer ein solcher Nebel.« Und ein Weilchen lang lag er ruhig mit schwachem Atem, als erwarte er vielleicht von der völligen Stille die Wiederkehr der wirklichen und selbstverständlichen Verhältnisse.

Dann aber sagte er sich: »Ehe es einviertel acht schlägt, muß ich unbedingt das Bett vollständig verlassen haben. Im übrigen wird auch bis dahin jemand aus dem Geschäft kommen, um nach mir zu fragen, denn das Geschäft wird vor sieben Uhr geöffnet.« Und er machte sich nun daran, den Körper in seiner ganzen Länge vollständig gleichmäßig aus dem Bett hinauszuschaukeln. Wenn er sich auf diese Weise aus dem Bett fallen ließ, blieb der Kopf, den er beim Fall scharf heben wollte, voraussichtlich unverletzt. Der Rücken schien hart zu sein, dem würde wohl bei dem Fall auf den Teppich nichts geschehen. Das größte Bedenken machte ihm die Rücksicht auf den lauten Krach, den es geben müßte, und der wahrscheinlich hinter allen Türen wenn nicht Schrecken, so doch Besorgnisse erregen würden. Das mußte aber gewagt werden.

Als Gregor schon zur Hälfte aus dem Bette ragte — die neue Methode war mehr ein Spiel als eine Anstrengung, er brauchte immer nur ruckweise zu schaukeln —, fiel ihm ein, wie einfach alles wäre, wenn man ihm zu Hilfe käme. Zwei starke Leute — er dachte an seinen Vater und das Dienstmädchen — hätten vollständig genügt, sie hätten ihre Arme nur unter seinen gewölbten Rücken schieben brauchen, ihn so aus dem Bett schälen, sich mit der Last niederbeugen und dann bloß vorsichtig dulden müssen, daß er den Überschwung auf dem Fußboden vollzog, wo dann die Beinchen hoffentlich einen Sinn bekommen würden. Nun, ganz abgesehen davon, daß die Türen versperrt waren, hätte er wirklich um Hilfe rufen sollen? Trotz aller Not konnte er bei diesem Gedanken ein Lächeln nicht unterdrücken.

Schon war er so weit, daß er bei stärkerem Schaukeln kaum das Gleichgewicht noch erhielt, und sehr bald mußte er sich nun endgültig entscheiden, denn es war in fünf Minuten einviertel acht, — als

es an der Wohnungstür läutete. »Das ist jemand aus dem Geschäft,« sagte er sich und erstarrte fast, während seine Beinchen nur desto eiliger tanzten. Einen Augenblick blieb alles still. »Sie öffnen nicht,« sagte sich Gregor, befangen in irgendeiner unsinnigen Hoffnung. Aber dann ging natürlich wie immer das Dienstmädchen festen Schrittes zur Tür und öffnete. Gregor brauchte nur das erste Grußwort des Besuchers zu hören und wußte schon, wer es war — der Prokurist selbst. Warum war nur Gregor dazu verurteilt, bei einer Firma zu dienen, wo man bei der kleinsten Versäumnis gleich den größten Verdacht faßte? Waren denn alle Angestellten samt und sonders Lumpen, gab es denn unter ihnen keinen treuen ergebenen Menschen, der, wenn er auch nur ein paar Morgenstunden für das Geschäft nicht ausgenützt hatte, vor Gewissensbissen närrisch wurde und geradezu nicht imstande war, das Bett zu verlassen? Genügte es wirklich nicht, einen Lehrjungen nachfragen zu lassen — wenn überhaupt diese Fragerei nötig war —, mußte da der Prokurist selbst kommen, und mußte dadurch der ganzen unschuldigen Familie gezeigt werden, daß die Untersuchung dieser verdächtigen Angelegenheit nur dem Verstand des Prokuristen anvertraut werden konnte? Und mehr infolge der Erregung, in welche Gregor durch diese Überlegungen versetzt wurde, als infolge eines richtigen Entschlusses, schwang er sich mit aller Macht aus dem Bett. Es gab einen lauten Schlag, aber ein eigentlicher Krach war es nicht. Ein wenig wurde der Fall durch den Teppich abgeschwächt, auch war der Rücken elastischer, als Gregor gedacht hatte, und schließlich hatte er glücklicherweise wagrecht den Boden erreicht, daher kam der nicht gar so auffallende dumpfe Klang. Nur den Kopf hatte er nicht vorsichtig genug gehalten und hatte ihn angeschlagen, er drehte ihn und rieb ihn an dem Teppich vor Ärger und Schmerz.

»Da drin ist etwas gefallen,« sagte der Prokurist im Nebenzimmer links. Gregor suchte sich vorzustellen, ob nicht auch einmal dem Prokuristen etwas Ähnliches passieren könnte, wie heute ihm, die Möglichkeit dessen mußte man doch eigentlich zugeben. Aber wie zur rohen Antwort auf diese Frage machte jetzt der Prokurist im Nebenzimmer ein paar bestimmte Schritte und ließ seine Lackstiefel knarren. Aus dem Nebenzimmer rechts flüsterte die Schwester, um Gregor

zu verständigen: »Gregor, der Prokurist ist da.« »Ich weiß,« sagte Gregor vor sich hin, aber so laut, daß es die Schwester hätte hören können, wagte er die Stimme nicht zu erheben.

»Gregor,« sagte nun der Vater aus dem Nebenzimmer links, »der Herr Prokurist ist gekommen und erkundigt sich, warum du nicht mit dem Frühzug weggefahren bist. Wir wissen nicht, was wir ihm sagen sollen. Übrigens will er auch mit dir persönlich sprechen. Also bitte mach die Tür auf. Er wird die Unordnung im Zimmer zu entschuldigen schon die Güte haben.« »Guten Morgen, Herr Samsa,« rief der Prokurist freundlich dazwischen. »Ihm ist nicht wohl,« sagte die Mutter zum Prokuristen, während der Vater noch an der Tür redete, »ihm ist nicht wohl, glauben Sie mir, Herr Prokurist. Wie würde denn Gregor sonst einen Zug versäumen! Der Junge hat ja nichts im Kopf als das Geschäft. Ich ärgere mich schon fast, daß er abends niemals ausgeht, jetzt war er doch acht Tage in der Stadt, aber keinen Abend war er von zu Hause fort. Da sitzt er bei uns am Tisch und liest still die Zeitung oder studiert Fahrpläne. Es ist schon eine Zerstreuung für ihn, wenn er sich mit Laubsägearbeiten beschäftigt. Da hat er zum Beispiel im Laufe von zwei, drei Abenden einen kleinen Rahmen geschnitzt, Sie werden staunen, wie hübsch er ist, er hängt drin im Zimmer, Sie werden ihn gleich sehen, bis Gregor aufmacht. Ich bin übrigens glücklich, daß Sie da sind, Herr Prokurist, wir allein hätten Gregor nicht dazu gebracht, die Tür zu öffnen, er ist so hartnäckig, und bestimmt ist ihm nicht wohl, trotzdem er es am Morgen geleugnet hat.« »Ich komme gleich,« sagte Gregor langsam und bedächtig und rührte sich nicht, um kein Wort der Gespräche zu verlieren. »Anders, gnädige Frau, kann ich es mir auch nicht erklären,« sagte der Prokurist, »hoffentlich ist es nichts Ernstes. Wenn ich auch andererseits sagen muß, daß wir Geschäftsleute — wie man will, leider oder glücklicherweise — ein leichtes Unwohlsein sehr oft aus geschäftlichen Rücksichten einfach überwinden müssen.« »Also kann der Herr Prokurist schon zu Dir hinein?« fragte der ungeduldige Vater und klopfte wiederum an die Tür. »Nein,« sagte Gregor. Im Nebenzimmer links trat eine peinliche Stille ein, im Nebenzimmer rechts begann die Schwester zu schluchzen.

Warum ging denn die Schwester nicht zu den anderen? Sie war

wohl erst jetzt aus dem Bett aufgestanden und hatte noch gar nicht angefangen sich anzuziehen. Und warum weinte sie denn? Weil er nicht aufstand und den Prokuristen nicht hereinließ, weil er in Gefahr war, den Posten zu verlieren und weil dann der Chef die Eltern mit den alten Forderungen wieder verfolgen würde? Das waren doch vorläufig wohl unnötige Sorgen. Noch war Gregor hier und dachte nicht im geringsten daran, seine Familie zu verlassen. Augenblicklich lag er wohl da auf dem Teppich, und niemand, der seinen Zustand gekannt hätte, hätte wohl im Ernst von ihm verlangt, daß er den Prokuristen hereinlasse. Aber wegen dieser kleinen Unhöflichkeit, für die sich ja später leicht eine passende Ausrede finden würde, konnte Gregor doch nicht gut sofort weggeschickt werden. Und Gregor schien es, daß es viel vernünftiger wäre, ihn jetzt in Ruhe zu lassen, statt ihn mit Weinen und Zureden zu stören. Aber es war eben die Ungewißheit, welche die anderen bedrängte und ihr Benehmen entschuldigte.

»Herr Samsa,« rief nun der Prokurist mit erhobener Stimme, »was ist denn los? Sie verbarrikadieren sich da in Ihrem Zimmer, antworten bloß mit ja und nein, machen Ihren Eltern schwere, unnötige Sorgen und versäumen — dies nur nebenbei erwähnt — Ihre geschäftlichen Pflichten in einer eigentlich unerhörten Weise. Ich spreche hier im Namen Ihrer Eltern und Ihres Chefs und bitte Sie ganz ernsthaft um eine augenblickliche, deutliche Erklärung. Ich staune, ich staune. Ich glaubte Sie als einen ruhigen, vernünftigen Menschen zu kennen, und nun scheinen Sie plötzlich anfangen zu wollen, mit sonderbaren Launen zu paradieren. Der Chef deutete mir zwar heute früh eine mögliche Erklärung für Ihre Versäumnis an — sie betraf das Ihnen seit kurzem anvertraute Inkasso —, aber ich legte wahrhaftig fast mein Ehrenwort dafür ein, daß diese Erklärung nicht zutreffen könne. Nun aber sehe ich hier Ihren unbegreiflichen Starrsinn und verliere ganz und gar jede Lust, mich auch nur im geringsten für Sie einzusetzen. Und Ihre Stellung ist durchaus nicht die festeste. Ich hatte ursprünglich die Absicht, Ihnen das alles unter vier Augen zu sagen, aber da Sie mich hier nutzlos meine Zeit versäumen lassen, weiß ich nicht, warum es nicht auch Ihre Herren Eltern erfahren sollen. Ihre Leistungen in der letzten Zeit waren

also sehr unbefriedigend, es ist zwar nicht die Jahreszeit, um besondere Geschäfte zu machen, das erkennen wir an, aber eine Jahreszeit, um keine Geschäfte zu machen, gibt es überhaupt nicht, Herr Samsa, darf es nicht geben.«

»Aber Herr Prokurist,« rief Gregor außer sich und vergaß in der Aufregung alles andere, »ich mache ja sofort, augenblicklich auf. Ein leichtes Unwohlsein, ein Schwindelanfall, haben mich verhindert aufzustehen. Ich liege noch jetzt im Bett. Jetzt bin ich aber schon wieder ganz frisch. Eben steige ich aus dem Bett. Nur einen kleinen Augenblick Geduld! Es geht noch nicht so gut, wie ich dachte. Es ist mir aber schon wohl. Wie das nur einen Menschen so überfallen kann! Noch gestern Abend war mir ganz gut, meine Eltern wissen es ja, oder besser, schon gestern Abend hatte ich eine kleine Vorahnung. Man hätte es mir ansehen müssen. Warum habe ich es nur im Geschäfte nicht gemeldet! Aber man denkt eben immer, daß man die Krankheit ohne Zuhausebleiben überstehen wird. Herr Prokurist! Schonen Sie meine Eltern! Für alle die Vorwürfe, die Sie mir da machen, ist ja kein Grund, man hat mir ja davon auch kein Wort gesagt. Sie haben vielleicht die letzten Aufträge, die ich geschickt habe, nicht gelesen. Übrigens, noch mit dem Achtuhrzug fahre ich auf die Reise, die paar Stunden Ruhe haben mich gekräftigt. Halten Sie sich nur nicht auf, Herr Prokurist, ich bin gleich selbst im Geschäft, und haben Sie die Güte, das zu sagen und mich dem Herrn Chef zu empfehlen!«

Und während Gregor dies alles hastig ausstieß und kaum wußte, was er sprach, hatte er sich leicht, wohl infolge der im Bett bereits erlangten Übung, dem Kasten genähert und versuchte nun, an ihm sich aufzurichten. Er wollte tatsächlich die Tür aufmachen, tatsächlich sich sehen lassen und mit dem Prokuristen sprechen, er war begierig zu erfahren, was die anderen, die jetzt so nach ihm verlangten, bei seinem Anblick sagen würden. Würden sie erschrecken, dann hatte Gregor keine Verantwortung mehr und konnte ruhig sein. Würden sie aber alles ruhig hinnehmen, dann hatte auch er keinen Grund sich aufzuregen, und konnte, wenn er sich beeilte, um acht Uhr tatsächlich auf dem Bahnhof sein. Zuerst glitt er nun einigemale von dem glatten Kasten ab, aber endlich gab er sich einen letzten Schwung

und stand aufrecht da, auf die Schmerzen im Unterleib achtete er gar nicht mehr, so sehr sie auch brannten. Nun ließ er sich gegen die Rückenlehne eines nahen Stuhles fallen, an deren Rändern er sich mit seinen Beinchen festhielt. Damit hatte er aber auch die Herrschaft über sich erlangt und verstummte, denn nun konnte er den Prokuristen anhören.

»Haben Sie auch nur ein Wort verstanden?« fragte der Prokurist die Eltern, »er macht sich doch wohl nicht einen Narren aus uns?« »Um Gottes Willen,« rief die Mutter schon unter Weinen, »er ist vielleicht schwer krank, und wir quälen ihn, Grete! Grete!« schrie sie dann. »Mutter,« rief die Schwester von der anderen Seite. Sie verständigten sich durch Gregors Zimmer. »Du mußt augenblicklich zum Arzt. Gregor ist krank. Rasch um den Arzt. Hast du Gregor jetzt reden hören?« »Das war eine Tierstimme,« sagte der Prokurist, auffallend leise gegenüber dem Schreien der Mutter. »Anna! Anna!« rief der Vater durch das Vorzimmer in die Küche und klatschte in die Hände, »sofort einen Schlosser holen!« Und schon liefen die zwei Mädchen mit rauschenden Röcken durch das Vorzimmer — wie hatte sich die Schwester denn so schnell angezogen? — und rissen die Wohnungstüre auf. Man hörte gar nicht die Türe zuschlagen, sie hatten sie wohl offen gelassen, wie es in Wohnungen zu sein pflegt, in denen ein großes Unglück geschehen ist.

Gregor war aber viel ruhiger geworden. Man verstand zwar also seine Worte nicht mehr, trotzdem sie ihm genug klar, klarer als früher, vorgekommen waren, vielleicht infolge der Gewöhnung des Ohres. Aber immerhin glaubte man nun schon daran, daß es mit ihm nicht ganz in Ordnung war, und war bereit, ihm zu helfen. Die Zuversicht und Sicherheit, mit welchen die ersten Anordnungen getroffen worden waren, taten ihm wohl. Er fühlte sich wieder einbezogen in den menschlichen Kreis und erhoffte von beiden, vom Arzt und vom Schlosser, ohne sie eigentlich genau zu scheiden, großartige und überraschende Leistungen. Um für die sich nähernden entscheidenden Besprechungen eine möglichst klare Stimme zu bekommen, hustete er ein wenig ab, allerdings bemüht, dies ganz gedämpft zu tun, da möglicherweise auch schon dieses Geräusch anders als menschlicher Husten klang, was er selbst zu entscheiden sich nicht

mehr getraute. Im Nebenzimmer war es inzwischen ganz still geworden. Vielleicht saßen die Eltern mit dem Prokuristen beim Tisch und tuschelten, vielleicht lehnten alle an der Türe und horchten.

Gregor schob sich langsam mit dem Sessel zur Tür hin, ließ ihn dort los, warf sich gegen die Tür, hielt sich an ihr aufrecht — die Ballen seiner Beinchen hatten ein wenig Klebstoff — und ruhte sich dort einen Augenblick lang von der Anstrengung aus. Dann aber machte er sich daran, mit dem Mund den Schlüssel im Schloß umzudrehen. Es schien leider, daß er keine eigentlichen Zähne hatte, — womit sollte er gleich den Schlüssel fassen? — aber dafür waren die Kiefer freilich sehr stark, mit ihrer Hilfe brachte er auch wirklich den Schlüssel in Bewegung und achtete nicht darauf, daß er sich zweifellos irgendeinen Schaden zufügte, denn eine braune Flüssigkeit kam ihm aus dem Mund, floß über den Schlüssel und tropfte auf den Boden. »Hören Sie nur,« sagte der Prokurist im Nebenzimmer, »er dreht den Schlüssel um.« Das war für Gregor eine große Aufmunterung, aber alle hätten ihm zurufen sollen, auch der Vater und die Mutter: »Frisch, Gregor,« hätten sie rufen sollen, »immer nur heran, fest an das Schloß heran!« Und in der Vorstellung, daß sie alle seine Bemühungen mit Spannung verfolgten, verbiß er sich mit allem, was er an Kraft aufbringen konnte, besinnungslos in den Schlüssel. Je nach dem Fortschreiten der Drehung des Schlüssels umtanzte er das Schloß, hielt sich jetzt nur noch mit dem Munde aufrecht, und je nach Bedarf hing er sich an den Schlüssel oder drückte ihn dann wieder nieder mit der ganzen Last seines Körpers. Der hellere Klang des endlich zurückschnappenden Schlosses erweckte Gregor förmlich. Aufatmend sagte er sich: »Ich habe also den Schlosser nicht gebraucht,« und legte den Kopf auf die Klinke, um die Türe gänzlich zu öffnen.

Da er die Türe auf diese Weise öffnen mußte, war sie eigentlich schon recht weit geöffnet, und er selbst noch nicht zu sehen. Er mußte sich erst langsam um den einen Türflügel herumdrehen, und zwar sehr vorsichtig, wenn er nicht gerade vor dem Eintritt ins Zimmer plump auf den Rücken fallen wollte. Er war noch mit jener schwierigen Bewegung beschäftigt und hatte nicht Zeit, auf anderes zu achten, da hörte er schon den Prokuristen ein lautes »Oh!« aus-

stoßen — es klang, wie wenn der Wind saust — und nun sah er ihn auch, wie er, der der Nächste an der Türe war, die Hand gegen den offenen Mund drückte und langsam zurückwich, als vertreibe ihn eine unsichtbare, gleichmäßig fortwirkende Kraft. Die Mutter — sie stand hier trotz der Anwesenheit des Prokuristen mit von der Nacht her noch aufgelösten, hoch sich sträubenden Haaren — sah zuerst mit gefalteten Händen den Vater an, ging dann zwei Schritte zu Gregor hin und fiel inmitten ihrer rings um sie herum sich ausbreitenden Röcke nieder, das Gesicht ganz unauffindbar zu ihrer Brust gesenkt. Der Vater ballte mit feindseligem Ausdruck die Faust, als wolle er Gregor in sein Zimmer zurückstoßen, sah sich dann unsicher im Wohnzimmer um, beschattete dann mit den Händen die Augen und weinte, daß sich seine mächtige Brust schüttelte.

Gregor trat nun gar nicht in das Zimmer, sondern lehnte sich von innen an den festgeriegelten Türflügel, so daß sein Leib nur zur Hälfte und darüber der seitlich geneigte Kopf zu sehen war, mit dem er zu den anderen hinüberlugte. Es war inzwischen viel heller geworden, klar stand auf der anderen Straßenseite ein Ausschnitt des gegenüberliegenden endlosen grauschwarzen Hauses — es war ein Krankenhaus — mit seinen hart die Front durchbrechenden regelmäßigen Fenstern, der Regen fiel noch nieder, aber nur mit großen, einzeln sichtbaren und förmlich auch einzelnweise auf die Erde hinuntergeworfenen Tropfen. Das Frühstücksgeschirr stand in überreicher Zahl auf dem Tisch, denn für den Vater war das Frühstück die wichtigste Mahlzeit des Tages, die er bei der Lektüre verschiedener Zeitungen stundenlang hinzog. Gerade an der gegenüber liegenden Wand hing eine Photographie Gregors aus seiner Militärzeit, die ihn als Leutnant darstellte, wie er, die Hand am Degen, sorglos lächelnd, Respekt für seine Haltung und Uniform verlangte. Die Tür zum Vorzimmer war geöffnet, und man sah, da auch die Wohnungstür offen war, auf den Vorplatz der Wohnung hinaus und auf den Beginn der abwärts führenden Treppe.

»Nun,« sagte Gregor und war sich dessen wohl bewußt, daß er der einzige war, der die Ruhe bewahrt hatte, »ich werde mich gleich anziehen, die Kollektion zusammenpacken und wegfahren. Wollt

Ihr, wollt Ihr mich wegfahren lassen? Nun, Herr Prokurist, Sie sehen, ich bin nicht starrköpfig und ich arbeite gern, das Reisen ist beschwerlich, aber ich könnte ohne das Reisen nicht leben. Wohin gehen Sie denn, Herr Prokurist? Ins Geschäft? Ja? Werden Sie alles wahrheitsgetreu berichten? Man kann im Augenblick unfähig sein zu arbeiten, aber dann ist gerade der richtige Zeitpunkt, sich an die früheren Leistungen zu erinnern und zu bedenken, daß man später, nach Beseitigung des Hindernisses, gewiß desto fleißiger und gesammelter arbeiten wird. Ich bin ja dem Herrn Chef so sehr verpflichtet, das wissen Sie doch recht gut. Andererseits habe ich die Sorge um meine Eltern und die Schwester. Ich bin in der Klemme, ich werde mich aber auch wieder herausarbeiten. Machen Sie es mir aber nicht schwieriger, als es schon ist. Halten Sie im Geschäft meine Partei. Man liebt den Reisenden nicht, ich weiß. Man denkt, er verdient ein Heidengeld und führt dabei ein schönes Leben. Man hat eben keine besondere Veranlassung, dieses Vorurteil besser zu durchdenken. Sie aber, Herr Prokurist, Sie haben einen besseren Überblick über die Verhältnisse, als das sonstige Personal, ja sogar, ganz im Vertrauen gesagt, einen besseren Überblick, als der Herr Chef selbst, der in seiner Eigenschaft als Unternehmer sich in seinem Urteil leicht zu Ungunsten eines Angestellten beirren läßt. Sie wissen auch sehr wohl, daß der Reisende, der fast das ganze Jahr außerhalb des Geschäftes ist, so leicht ein Opfer von Klatschereien, Zufälligkeiten und grundlosen Beschwerden werden kann, gegen die sich zu wehren, ihm ganz unmöglich ist, da er von ihnen meistens gar nichts erfährt und nur dann, wenn er erschöpft eine Reise beendet hat, zu Hause die schlimmen, auf ihre Ursachen hin nicht mehr zu durchschauenden Folgen am eigenen Leibe zu spüren bekommt. Herr Prokurist, gehen Sie nicht weg, ohne mir ein Wort gesagt zu haben, das mir zeigt, daß Sie mir wenigstens zu einem kleinen Teil recht geben!«

Aber der Prokurist hatte sich schon bei den ersten Worten Gregors abgewendet, und nur über die zuckende Schulter hinweg sah er mit aufgeworfenen Lippen nach Gregor zurück. Und während Gregors Rede stand er keinen Augenblick still, sondern verzog sich, ohne Gregor aus den Augen zu lassen, gegen die Tür, aber ganz all-

mählich, als bestehe ein geheimes Verbot, das Zimmer zu verlassen. Schon war er im Vorzimmer, und nach der plötzlichen Bewegung, mit der er zum letztenmal den Fuß aus dem Wohnzimmer zog, hätte man glauben können, er habe sich soeben die Sohle verbrannt. Im Vorzimmer aber streckte er die rechte Hand weit von sich zur Treppe hin, als warte dort auf ihn eine geradezu überirdische Erlösung.

Gregor sah ein, daß er den Prokuristen in dieser Stimmung auf keinen Fall weggehen lassen dürfe, wenn dadurch seine Stellung im Geschäft nicht aufs äußerste gefährdet werden sollte. Die Eltern verstanden das alles nicht so gut, sie hatten sich in den langen Jahren die Überzeugung gebildet, daß Gregor in diesem Geschäft für sein Leben versorgt war, und hatten außerdem jetzt mit den augenblicklichen Sorgen soviel zu tun, daß ihnen jede Voraussicht abhanden gekommen war. Aber Gregor hatte diese Voraussicht. Der Prokurist mußte gehalten, beruhigt, überzeugt und schließlich gewonnen werden, die Zukunft Gregors und seiner Familie hing doch davon ab! Wäre doch die Schwester hier gewesen! Sie war klug, sie hatte schon geweint, als Gregor noch ruhig auf dem Rücken lag. Und gewiß hätte der Prokurist, dieser Damenfreund, sich von ihr lenken lassen, sie hätte die Wohnungstür zugemacht und ihm im Vorzimmer den Schrecken ausgeredet. Aber die Schwester war eben nicht da, Gregor selbst mußte handeln. Und ohne daran zu denken, daß er seine gegenwärtigen Fähigkeiten, sich zu bewegen, noch gar nicht kannte, ohne auch daran zu denken, daß seine Rede möglicherweise wieder nicht verstanden worden war, verließ er den Türflügel, schob sich durch die Öffnung, wollte zum Prokuristen hingehen, der sich schon am Geländer des Vorplatzes lächerlicherweise mit beiden Händen festhielt, fiel aber sofort, nach einem Halt suchend, mit einem kleinen Schrei auf seine vielen Beinchen nieder. Kaum war das geschehen, fühlte er zum erstenmal an diesem Morgen ein körperliches Wohlbehagen, die Beinchen hatten festen Boden unter sich, sie gehorchten vollkommen, wie er zu seiner Freude merkte, strebten sogar danach, ihn fortzutragen, wohin er wollte, und schon glaubte er, die endgültige Besserung alles Leidens stehe unmittelbar bevor. Aber im gleichen Augenblick, als er da schaukelnd vor ver-

haltener Bewegung, gar nicht weit von seiner Mutter entfernt, ihr gerade gegenüber auf dem Boden lag, sprang diese, die doch so ganz in sich versunken schien, mit einem Male in die Höhe, die Arme weit ausgestreckt, die Finger gespreizt, rief: »Hilfe, um Gottes willen Hilfe!« hielt den Kopf geneigt, als wolle sie Gregor besser sehen, lief aber, im Widerspruch dazu, sinnlos zurück, hatte vergessen, daß hinter ihr der gedeckte Tisch stand, setzte sich, als sie bei ihm angekommen war, wie in Zertreutheit, eilig auf ihn und schien gar nicht zu merken, daß neben ihr aus der umgeworfenen großen Kanne der Kaffee in vollem Strome auf den Teppich sich ergoß.

»Mutter, Mutter,« sagte Gregor leise, und sah zu ihr hinauf. Der Prokurist war ihm für einen Augenblick ganz aus dem Sinn gekommen, dagegen konnte er sich nicht versagen, im Anblick des fließenden Kaffees mehrmals mit den Kiefern ins Leere zu schnappen. Darüber schrie die Mutter neuerdings auf, flüchtete vom Tisch und fiel dem ihr entgegeneilenden Vater in die Arme. Aber Gregor hatte jetzt keine Zeit für seine Eltern, der Prokurist war schon auf der Treppe, das Kinn auf dem Geländer, sah er noch zum letzten Male zurück. Gregor nahm einen Anlauf, um ihn möglichst sicher einzuholen, der Prokurist mußte etwas ahnen, denn er machte einen Sprung über mehrere Stufen und verschwand, »Huh!« aber schrie er noch, es klang durchs ganze Treppenhaus. Leider schien nun auch diese Flucht des Prokuristen den Vater, der bisher verhältnismäßig gefaßt gewesen war, völlig zu verwirren, denn statt selbst dem Prokuristen nachzulaufen oder wenigstens Gregor in der Verfolgung nicht zu hindern, packte er mit der Rechten den Stock des Prokuristen, den dieser mit Hut und Überzieher auf einem Sessel zurückgelassen hatte, holte mit der Linken eine große Zeitung vom Tisch und machte sich unter Füßestampfen daran, Gregor durch Schwenken des Stockes und der Zeitung in sein Zimmer zurückzutreiben. Kein Bitten Gregors half, kein Bitten wurde auch verstanden, er mochte den Kopf noch so demütig drehen, der Vater stampfte nur stärker mit den Füßen. Drüben hatte die Mutter trotz des kühlen Wetters ein Fenster aufgerissen, und hinausgelehnt drückte sie ihr Gesicht weit außerhalb des Fensters in ihre Hände. Zwischen Gasse und

Treppenhaus entstand eine starke Zugluft, die Fenstervorhänge flogen auf, die Zeitungen auf dem Tische rauschten, einzelne Blätter wehten über den Boden hin. Unerbittlich drängte der Vater und stieß Zischlaute aus, wie ein Wilder. Nun hatte aber Gregor noch gar keine Übung im Rückwärtsgehen, es ging wirklich sehr langsam. Wenn sich Gregor nur hätte umdrehen dürfen, er wäre gleich in seinem Zimmer gewesen, aber er fürchtete sich, den Vater durch die zeitraubende Umdrehung ungeduldig zu machen, und jeden Augenblick drohte ihm doch von dem Stock in des Vaters Hand der tödliche Schlag auf den Rücken oder auf den Kopf. Endlich aber blieb Gregor doch nichts anderes übrig, denn er merkte mit Entsetzen, daß er im Rückwärtsgehen nicht einmal die Richtung einzuhalten verstand, und so begann er, unter unaufhörlichen ängstlichen Seitenblicken nach dem Vater, sich nach Möglichkeit rasch, in Wirklichkeit aber doch nur sehr langsam umzudrehen. Vielleicht merkte der Vater seinen guten Willen, denn er störte ihn hierbei nicht, sondern dirigierte sogar hie und da die Drehbewegung von der Ferne mit der Spitze seines Stockes. Wenn nur nicht dieses unerträgliche Zischen des Vaters gewesen wäre! Gregor verlor darüber ganz den Kopf. Er war schon fast ganz umgedreht, als er sich, immer auf dieses Zischen horchend, sogar irrte und sich wieder ein Stück zurückdrehte. Als er aber endlich glücklich mit dem Kopf vor der Türöffnung war, zeigte es sich, daß sein Körper zu breit war, um ohne weiters durchzukommen. Dem Vater fiel es natürlich in seiner gegenwärtigen Verfassung auch nicht entfernt ein, etwa den anderen Türflügel zu öffnen, um für Gregor einen genügenden Durchgang zu schaffen. Seine fixe Idee war bloß, daß Gregor so rasch als möglich in sein Zimmer müsse. Niemals hätte er auch die umständlichen Vorbereitungen gestattet, die Gregor brauchte, um sich aufzurichten und vielleicht auf diese Weise durch die Tür zu kommen. Vielmehr trieb er, als gäbe es kein Hindernis, Gregor jetzt unter besonderem Lärm vorwärts, es klang schon hinter Gregor gar nicht mehr, wie die Stimme bloß eines Vaters, nun gab es wirklich keinen Spaß mehr, und Gregor drängte sich — geschehe was wolle — in die Tür. Die eine Seite seines Körpers hob sich, er lag schief in der Türöffnung, seine eine Flanke war ganz wundgerieben, an der weißen Tür

blieben häßliche Flecken, bald steckte er fest und hätte sich allein nicht mehr rühren können, die Beinchen auf der einen Seite hingen zitternd oben in der Luft, die auf der anderen waren schmerzhaft zu Boden gedrückt — da gab ihm der Vater von hinten einen jetzt wahrhaftig erlösenden starken Stoß, und er flog, heftig blutend, weit in sein Zimmer hinein. Die Tür wurde noch mit dem Stock zugeschlagen, dann war es endlich still.

II.

Erst in der Abenddämmerung erwachte Gregor aus seinem schweren ohnmachtsähnlichen Schlaf. Er wäre gewiß nicht viel später auch ohne Störung erwacht, denn er fühlte sich genügend ausgeruht und ausgeschlafen, doch schien es ihm, als hätte ihn ein flüchtiger Schritt und ein vorsichtiges Schließen der zum Vorzimmer führenden Tür geweckt. Der Schein der elektrischen Straßenlampen lag bleich hier und da auf der Zimmerdecke und auf den höheren Teilen der Möbel, aber unten bei Gregor war es finster. Langsam schob er sich, noch ungeschickt mit seinen Fühlern tastend, die er erst jetzt schätzen lernte, zur Türe hin, um nachzusehen, was dort geschehen war. Seine linke Seite schien eine einzige lange unangenehm spannende Narbe und er mußte auf seinen zwei Beinreihen regelrecht hinken. Ein Beinchen war übrigens im Laufe der vormittägigen Vorfälle schwer verletzt worden — es war schließlich ein Wunder, daß nur eines verletzt worden war — und schleppte leblos nach.

Erst bei der Tür merkte er, was ihn dorthin eigentlich gelockt hatte, es war der Geruch von etwas Eßbarem gewesen. Denn dort stand ein Napf mit süßer Milch gefüllt, in der kleine Schnitten von Weißbrot schwammen. Fast hätte er vor Freude gelacht, denn er hatte noch größeren Hunger, als am Morgen, und gleich tauchte er seinen Kopf fast bis über die Augen in die Milch hinein. Aber bald zog er ihn enttäuscht wieder zurück, nicht nur, daß ihm das Essen wegen seiner heiklen linken Seite Schwierigkeiten machte — und er konnte nur essen, wenn der ganze Körper schnaufend mitarbeitete —, so schmeckte ihm überdies die Milch, die sonst sein Lieblingsgetränk war, und die ihm gewiß die Schwester deshalb hereingestellt hatte,

gar nicht, ja er wandte sich fast mit Widerwillen von dem Napf ab und kroch in die Zimmermitte zurück.

Im Wohnzimmer war, wie Gregor durch die Türspalte sah, das Gas angezündet, aber während sonst zu dieser Tageszeit der Vater seine nachmittags erscheinende Zeitung der Mutter und manchmal auch der Schwester mit erhobener Stimme vorzulesen pflegte, hörte man jetzt keinen Laut. Nun, vielleicht war dieses Vorlesen, von dem ihm die Schwester immer erzählte und schrieb, in der letzten Zeit überhaupt aus der Übung gekommen. Aber auch ringsherum war es so still, trotzdem doch gewiß die Wohnung nicht leer war. »Was für ein stilles Leben die Familie doch führte,« sagte sich Gregor und fühlte, während er starr vor sich ins Dunkle sah, einen großen Stolz darüber, daß er seinen Eltern und seiner Schwester ein solches Leben in einer so schönen Wohnung hatte verschaffen können. Wie aber, wenn jetzt alle Ruhe, aller Wohlstand, alle Zufriedenheit ein Ende mit Schrecken nehmen sollte? Um sich nicht in solche Gedanken zu verlieren, setzte sich Gregor lieber in Bewegung und kroch im Zimmer auf und ab.

Einmal während des langen Abends wurde die eine Seitentüre und einmal die andere bis zu einer kleinen Spalte geöffnet und rasch wieder geschlossen, jemand hatte wohl das Bedürfnis hereinzukommen, aber auch wieder zuviele Bedenken. Gregor machte nun unmittelbar bei der Wohnzimmertür Halt, entschlossen, den zögernden Besucher doch irgendwie hereinzubringen oder doch wenigstens zu erfahren, wer es sei, aber nun wurde die Tür nicht mehr geöffnet und Gregor wartete vergebens. Früh, als die Türen versperrt waren, hatten alle zu ihm hereinkommen wollen, jetzt, da er die eine Tür geöffnet hatte und die andere offenbar während des Tages geöffnet worden war, kam keiner mehr, und die Schlüssel steckten nun auch von außen.

Spät erst in der Nacht wurde das Licht im Wohnzimmer ausgelöscht, und nun war leicht festzustellen, daß die Eltern und die Schwester so lange wachgeblieben waren, denn wie man genau hören konnte, entfernten sich nun alle drei auf den Fußspitzen. Nun kam gewiß bis zum Morgen niemand mehr zu Gregor herein, er hatte also eine lange Zeit, um ungestört zu überlegen, wie er sein Leben

jetzt neu ordnen sollte. Aber das hohe freie Zimmer, in dem er gezwungen war, flach auf dem Boden zu liegen, ängstigte ihn, ohne daß er die Ursache herausfinden konnte, denn es war ja sein seit fünf Jahren von ihm bewohntes Zimmer — aber mit einer halb unbewußten Wendung und nicht ohne eine leichte Scham eilte er unter das Kanapee, wo er sich, trotzdem sein Rücken ein wenig gedrückt wurde und trotzdem er den Kopf nicht mehr erheben konnte, gleich sehr behaglich fühlte und nur bedauerte, daß sein Körper zu breit war, um vollständig unter dem Kanapee untergebracht zu werden.

Dort blieb er die ganze Nacht, die er zum Teil im Halbschlaf, aus dem ihn der Hunger immer wieder aufschreckte, verbrachte, zum Teil aber in Sorgen und auch undeutlichen Hoffnungen, die aber alle zu dem Schlusse führten, daß er sich vorläufig ruhig verhalten und durch Geduld und größte Rücksichtnahme der Familie die Unannehmlichkeiten erträglich machen müsse, die er ihr in seinem gegenwärtigen Zustand nun einmal zu verursachen gezwungen war.

Schon am frühen Morgen, es war fast noch Nacht, hatte Gregor Gelegenheit, die Kraft seiner eben gefaßten Entschlüsse zu prüfen, denn vom Vorzimmer her öffnete die Schwester, fast völlig angezogen, die Tür und sah mit Spannung herein. Sie fand ihn nicht gleich, aber als sie ihn unter dem Kanapee bemerkte — Gott, er mußte doch irgendwo sein, er hatte doch nicht wegfliegen können — erschrak sie so sehr, daß sie, ohne sich beherrschen zu können, die Tür von außen wieder zuschlug. Aber als bereue sie ihr Benehmen, öffnete sie die Tür sofort wieder und trat, als sei sie bei einem Schwerkranken oder gar bei einem Fremden, auf den Fußspitzen herein. Gregor hatte den Kopf bis knapp zum Rande des Kanapees vorgeschoben und beobachtete sie. Ob sie wohl bemerken würde, daß er die Milch stehen gelassen hatte, und zwar keineswegs aus Mangel an Hunger, oder ob sie eine andere Speise hereinbringen würde, die ihm besser entsprach? Täte sie es nicht von selbst, er wollte lieber verhungern, als sie darauf aufmerksam machen, trotzdem es ihn eigentlich ungeheuer drängte, unterm Kanapee vorzuschießen, sich der Schwester zu Füßen zu werfen und sie um irgendetwas Gutes zum Essen zu bitten. Aber die Schwester bemerkte sofort mit Verwunderung den noch vollen Napf, aus dem nur ein

wenig Milch ringsherum verschüttet war, sie hob ihn gleich auf, zwar nicht mit den bloßen Händen, sondern mit einem Fetzen, und trug ihn hinaus. Gregor war äußerst neugierig, was sie zum Ersatze bringen würde, und er machte sich die verschiedensten Gedanken darüber. Niemals aber hätte er erraten können, was die Schwester in ihrer Güte wirklich tat. Sie brachte ihm, um seinen Geschmack zu prüfen, eine ganze Auswahl, alles auf einer alten Zeitung ausgebreitet. Da war altes halbverfaultes Gemüse, Knochen vom Nachtmahl her, die von festgewordener weißer Sauce umgeben waren, ein paar Rosinen und Mandeln, ein Käse, den Gregor vor zwei Tagen für ungenießbar erklärt hatte, ein trockenes Brot, ein mit Butter beschmiertes Brot und ein mit Butter beschmiertes und gesalzenes Brot. Außerdem stellte sie zu dem allen noch den wahrscheinlich ein für allemal für Gregor bestimmten Napf, in den sie Wasser gegossen hatte. Und aus Zartgefühl, da sie wußte, daß Gregor vor ihr nicht essen würde, entfernte sie sich eiligst und drehte sogar den Schlüssel um, damit nur Gregor merken könne, daß er es sich so behaglich machen dürfe, wie er wolle. Gregors Beinchen schwirrten, als es jetzt zum Essen ging. Seine Wunden mußten übrigens auch schon vollständig geheilt sein, er fühlte keine Behinderung mehr, er staunte darüber und dachte daran, wie er vor mehr als einem Monat sich mit dem Messer ganz wenig in den Finger geschnitten, und wie ihm diese Wunde noch vorgestern genug wehgetan hatte. »Sollte ich jetzt weniger Feingefühl haben?« dachte er und saugte schon gierig an dem Käse, zu dem es ihn vor allen anderen Speisen sofort und nachdrücklichst gezogen hatte. Rasch hinter einander und mit vor Befriedigung tränenden Augen verzehrte er den Käse, das Gemüse und die Sauce, die frischen Speisen dagegen schmeckten ihm nicht, er konnte nicht einmal ihren Geruch vertragen und schleppte sogar die Sachen, die er essen wollte, ein Stückchen weiter weg. Er war schon längst mit allem fertig und lag nur noch faul auf der gleichen Stelle, als die Schwester zum Zeichen, daß er sich zurückziehen solle, langsam den Schlüssel umdrehte. Das schreckte ihn sofort auf, trotzdem er schon fast schlummerte, und er eilte wieder unter das Kanapee. Aber es kostete ihn große Selbstüberwindung, auch nur die kurze Zeit, während welcher die Schwester

im Zimmer war, unter dem Kanapee zu bleiben, denn von dem reichlichen Essen hatte sich sein Leib ein wenig gerundet und er konnte dort in der Enge kaum atmen. Unter kleinen Erstickungsanfällen sah er mit etwas hervorgequollenen Augen zu, wie die nichtsahnende Schwester mit einem Besen nicht nur die Überbleibsel zusammenkehrte, sondern selbst die von Gregor gar nicht berührten Speisen, als seien also auch diese nicht mehr zu gebrauchen, und wie sie alles hastig in einen Kübel schüttete, den sie mit einem Holzdeckel schloß, worauf sie alles hinaustrug. Kaum hatte sie sich umgedreht, zog sich schon Gregor unter dem Kanapee hervor und streckte und blähte sich.

Auf diese Weise bekam nun Gregor täglich sein Essen, einmal am Morgen, wenn die Eltern und das Dienstmädchen noch schliefen, das zweite Mal nach dem allgemeinen Mittagessen, denn dann schliefen die Eltern gleichfalls noch ein Weilchen, und das Dienstmädchen wurde von der Schwester mit irgendeiner Besorgung weggeschickt. Gewiß wollten auch sie nicht, daß Gregor verhungere, aber vielleicht hätten sie es nicht ertragen können, von seinem Essen mehr als durch Hörensagen zu erfahren, vielleicht wollte die Schwester ihnen auch eine möglicherweise nur kleine Trauer ersparen, denn tatsächlich litten sie ja gerade genug.

Mit welchen Ausreden man an jenem ersten Vormittag den Arzt und den Schlosser wieder aus der Wohnung geschafft hatte, konnte Gregor gar nicht erfahren, denn da er nicht verstanden wurde, dachte niemand daran, auch die Schwester nicht, daß er die anderen verstehen könne, und so mußte er sich, wenn die Schwester in seinem Zimmer war, damit begnügen, nur hier und da ihre Seufzer und Anrufe der Heiligen zu hören. Erst später, als sie sich ein wenig an alles gewöhnt hatte — von vollständiger Gewöhnung konnte natürlich niemals die Rede sein —, erhaschte Gregor manchmal eine Bemerkung, die freundlich gemeint war oder so gedeutet werden konnte. »Heute hat es ihm aber geschmeckt,« sagte sie, wenn Gregor unter dem Essen tüchtig aufgeräumt hatte, während sie im gegenteiligen Fall, der sich allmählich immer häufiger wiederholte, fast traurig zu sagen pflegte: »Nun ist wieder alles stehengeblieben.«

Während aber Gregor unmittelbar keine Neuigkeit erfahren konnte,

erhorchte er manches aus den Nebenzimmern, und wo er nur einmal Stimmen hörte, lief er gleich zu der betreffenden Tür und drückte sich mit ganzem Leib an sie. Besonders in der ersten Zeit gab es kein Gespräch, das nicht irgendwie, wenn auch nur im geheimen, von ihm handelte. Zwei Tage lang waren bei allen Mahlzeiten Beratungen darüber zu hören, wie man sich jetzt verhalten solle, aber auch zwischen den Mahlzeiten sprach man über das gleiche Thema, denn immer waren zumindest zwei Familienmitglieder zu Hause, da wohl niemand allein zu Hause bleiben wollte und man die Wohnung doch auf keinen Fall gänzlich verlassen konnte. Auch hatte das Dienstmädchen gleich am ersten Tag — es war nicht ganz klar, was und wieviel sie von dem Vorgefallenen wußte — kniefällig die Mutter gebeten, sie sofort zu entlassen, und als sie sich eine Viertelstunde danach verabschiedete, dankte sie für die Entlassung unter Tränen, wie für die größte Wohltat, die man ihr hier erwiesen hatte, und gab, ohne daß man es von ihr verlangte, einen fürchterlichen Schwur ab, niemandem auch nur das Geringste zu verraten.

Nun mußte die Schwester im Verein mit der Mutter auch kochen, allerdings machte das nicht viel Mühe, denn man aß fast nichts. Immer wieder hörte Gregor, wie der eine den anderen vergebens zum Essen aufforderte und keine andere Antwort bekam, als: »Danke, ich habe genug« oder etwas ähnliches. Getrunken wurde vielleicht auch nichts. Öfters fragte die Schwester den Vater, ob er Bier haben wolle, und herzlich erbot sie sich, es selbst zu holen, und als der Vater schwieg, sagte sie, um ihm jedes Bedenken zu nehmen, sie könne auch die Hausmeisterin darum schicken, aber dann sagte der Vater schließlich ein großes »Nein«, und es wurde nicht mehr davon gesprochen.

Schon im Laufe des ersten Tages legte der Vater die ganzen Vermögensverhältnisse und Aussichten sowohl der Mutter, als auch der Schwester dar. Hier und da stand er vom Tische auf und holte aus seiner kleinen Wertheimkassa, die er aus dem vor fünf Jahren erfolgten Zusammenbruch seines Geschäftes gerettet hatte, irgendeinen Beleg oder irgendein Vormerkbuch. Man hörte, wie er das komplizierte Schloß aufsperrte und nach Entnahme des Gesuchten wieder verschloß. Diese Erklärungen des Vaters waren zum Teil das erste Erfreuliche,

was Gregor seit seiner Gefangenschaft zu hören bekam. Er war der Meinung gewesen, daß dem Vater von jenem Geschäft her nicht das Geringste übriggeblieben war, zumindest hatte ihm der Vater nichts Gegenteiliges gesagt, und Gregor allerdings hatte ihn auch nicht darum gefragt. Gregors Sorge war damals nur gewesen, alles daranzusetzen, um die Familie das geschäftliche Unglück, das alle in eine vollständige Hoffnungslosigkeit gebracht hatte, möglichst rasch vergessen zu lassen. Und so hatte er damals mit ganz besonderem Feuer zu arbeiten angefangen und war fast über Nacht aus einem kleinen Kommis ein Reisender geworden, der natürlich ganz andere Möglichkeiten des Geldverdienens hatte, und dessen Arbeitserfolge sich sofort in Form der Provision zu Bargeld verwandelten, das der erstaunten und beglückten Familie zu Hause auf den Tisch gelegt werden konnte. Es waren schöne Zeiten gewesen, und niemals nachher hatten sie sich wenigstens in diesem Glanze wiederholt, trotzdem Gregor später soviel Geld verdiente, daß er den Aufwand der ganzen Familie zu tragen imstande war und auch trug. Man hatte sich eben daran gewöhnt, sowohl die Familie, als auch Gregor, man nahm das Geld dankbar an, er lieferte es gern ab, aber eine besondere Wärme wollte sich nicht mehr ergeben. Nur die Schwester war Gregor doch noch nahe geblieben, und es war sein geheimer Plan, sie, die zum Unterschied von Gregor Musik sehr liebte und rührend Violine zu spielen verstand, nächstes Jahr, ohne Rücksicht auf die großen Kosten, die das verursachen mußte, und die man schon auf andere Weise hereinbringen würde, auf das Konservatorium zu schicken. Öfters während der kurzen Aufenthalte Gregors in der Stadt wurde in den Gesprächen mit der Schwester das Konservatorium erwähnt, aber immer nur als schöner Traum, an dessen Verwirklichung nicht zu denken war, und die Eltern hörten nicht einmal diese unschuldigen Erwähnungen gern, aber Gregor dachte sehr bestimmt daran und beabsichtigte, es am Weihnachtsabend feierlich zu erklären.

Solche in seinem gegenwärtigen Zustand ganz nutzlose Gedanken gingen ihm durch den Kopf, während er dort aufrecht an der Türe klebte und horchte. Manchmal konnte er vor allgemeiner Müdigkeit gar nicht mehr zuhören und ließ den Kopf nachlässig gegen die Tür

schlagen, hielt ihn aber sofort wieder fest, denn selbst das kleine Geräusch, das er damit verursacht hatte, war nebenan gehört worden und hatte alle verstummen lassen. »Was er nur wieder treibt,« sagte der Vater nach einer Weile, offenbar zur Türe hingewendet, und dann erst wurde das unterbrochene Gespräch allmählich wieder aufgenommen.

Gregor erfuhr nun zur Genüge — denn der Vater pflegte sich in seinen Erklärungen öfters zu wiederholen, teils, weil er selbst sich mit diesen Dingen schon lange nicht beschäftigt hatte, teils auch, weil die Mutter nicht alles gleich beim ersten Mal verstand —, daß trotz allen Unglücks ein allerdings ganz kleines Vermögen aus der alten Zeit noch vorhanden war, das die nicht angerührten Zinsen in der Zwischenzeit ein wenig hatte anwachsen lassen. Außerdem aber war das Geld, das Gregor allmonatlich nach Hause gebracht hatte — er selbst hatte nur ein paar Gulden für sich behalten —, nicht vollständig aufgebraucht worden und hatte sich zu einem kleinen Kapital angesammelt. Gregor, hinter seiner Türe, nickte eifrig, erfreut über diese unerwartete Vorsicht und Sparsamkeit. Eigentlich hätte er ja mit diesen überschüssigen Geldern die Schuld des Vaters gegenüber dem Chef weiter abgetragen haben können, und jener Tag, an dem er diesen Posten hätte loswerden können, wäre weit näher gewesen, aber jetzt war es zweifellos besser so, wie es der Vater eingerichtet hatte.

Nun genügte dieses Geld aber ganz und gar nicht, um die Familie etwa von den Zinsen leben zu lassen, es genügte vielleicht, um die Familie ein, höchstens zwei Jahre zu erhalten, mehr war es nicht. Es war also bloß eine Summe, die man eigentlich nicht anrühren durfte und die für den Notfall zurückgelegt werden mußte, das Geld zum Leben aber mußte man verdienen. Nun war aber der Vater ein zwar gesunder, aber alter Mann, der schon fünf Jahre nichts gearbeitet hatte und sich jedenfalls nicht viel zutrauen durfte, er hatte in diesen fünf Jahren, welche die ersten Ferien seines mühevollen und doch erfolglosen Lebens waren, viel Fett angesetzt und war dadurch recht schwerfällig geworden. Und die alte Mutter sollte nun vielleicht Geld verdienen, die an Asthma litt, der eine Wanderung durch die Wohnung schon Anstrengung verursachte, und die jeden

zweiten Tag in Atembeschwerden auf dem Sopha beim offenen Fenster verbrachte? Und die Schwester sollte Geld verdienen, die noch ein Kind war mit ihren siebzehn Jahren, und der ihre bisherige Lebensweise so sehr zu gönnen war, die daraus bestanden hatte, sich nett zu kleiden, lange zu schlafen, in der Wirtschaft mitzuhelfen, an ein paar bescheidenen Vergnügungen sich zu beteiligen und vor allem Violine zu spielen? Wenn die Rede auf diese Notwendigkeit des Geldverdienens kam, ließ zuerst immer Gregor die Türe los und warf sich auf das neben der Tür befindliche kühle Ledersopha, denn ihm war ganz heiß vor Beschämung und Trauer.

Oft lag er dort die ganzen langen Nächte über, schlief keinen Augenblick und starrte nur stundenlang auf dem Leder. Oder er scheute nicht die große Mühe, einen Sessel zum Fenster zu schieben, dann die Fensterbrüstung hinaufzukriechen und, in den Sessel gestemmt, sich ans Fenster zu lehnen, offenbar nur in irgendeiner Erinnerung an das Befreiende, das früher für ihn darin gelegen war, aus dem Fenster zu schauen. Denn tatsächlich sah er von Tag zu Tag die auch nur ein wenig entfernten Dinge immer undeutlicher, das gegenüberliegende Krankenhaus, dessen nur allzu häufigen Anblick er früher verflucht hatte, bekam er überhaupt nicht mehr zu Gesicht, und wenn er nicht genau gewußt hätte, daß er in der stillen, aber völlig städtischen Charlottenstraße wohnte, hätte er glauben können, von seinem Fenster aus in eine Einöde zu schauen, in welcher der graue Himmel und die graue Erde ununterscheidbar sich vereinigten. Nur zweimal hatte die aufmerksame Schwester sehen müssen, daß der Sessel beim Fenster stand, als sie schon jedesmal, nachdem sie das Zimmer aufgeräumt hatte, den Sessel wieder genau zum Fenster hinschob, ja sogar von nun ab den inneren Fensterflügel offen ließ.

Hätte Gregor nur mit der Schwester sprechen und ihr für alles danken können, was sie da für ihn machen mußte, er hätte ihre Dienste leichter ertragen, so aber litt er darunter. Die Schwester suchte freilich die Peinlichkeit des Ganzen möglichst zu verwischen, und je längere Zeit verging, desto besser gelang es ihr natürlich auch, aber auch Gregor durchschaute mit der Zeit alles viel genauer. Schon ihr Eintritt war für ihn schrecklich. Kaum war sie eingetreten,

lief sie, ohne sich Zeit zu nehmen, die Türe zu schließen, so sehr sie sonst darauf achtete, jedem den Anblick von Gregors Zimmer zu ersparen, geradewegs zum Fenster und riß es, als ersticke sie fast, mit hastigen Händen auf, blieb auch, selbst wenn es noch so kalt war, ein Weilchen beim Fenster und atmete tief. Mit diesem Laufen und Lärmen erschreckte sie Gregor täglich zweimal, die ganze Zeit über zitterte er unter dem Kanapee und wußte doch sehr gut, daß sie ihn gewiß gerne damit verschont hätte, wenn es ihr nur möglich gewesen wäre, sich in einem Zimmer, in dem sich Gregor befand, bei geschlossenem Fenster aufzuhalten.

Einmal, es war wohl schon ein Monat seit Gregors Verwandlung vergangen, und es war doch schon für die Schwester kein besonderer Grund mehr, über Gregors Aussehen in Erstaunen zu geraten, kam sie ein wenig früher als sonst, und traf Gregor noch an, wie er, unbeweglich und so recht zum Erschrecken aufgestellt, aus dem Fenster schaute. Es wäre für Gregor nicht unerwartet gewesen, wenn sie nicht eingetreten wäre, da er sie durch seine Stellung verhinderte, sofort das Fenster zu öffnen, aber sie trat nicht nur nicht ein, sie fuhr sogar zurück und schloß die Tür, ein Fremder hätte geradezu denken können, Gregor habe ihr aufgelauert und habe sie beißen wollen. Gregor versteckte sich natürlich sofort unter dem Kanapee, aber er mußte bis zum Mittag warten, ehe die Schwester wiederkam, und sie schien viel unruhiger, als sonst. Er erkannte daraus, daß ihr sein Anblick noch immer unerträglich war und ihr auch weiterhin unerträglich bleiben müsse, und daß sie sich wohl sehr überwinden mußte, vor dem Anblick auch nur der kleinen Partie seines Körpers nicht davonzulaufen, mit der er unter dem Kanapee hervorragte. Um ihr auch diesen Anblick zu ersparen, trug er eines Tages auf seinem Rücken — er brauchte zu dieser Arbeit vier Stunden — das Leintuch auf das Kanapee und ordnete es in einer solchen Weise an, daß er nun gänzlich verdeckt war, und daß die Schwester, selbst wenn sie sich bückte, ihn nicht sehen konnte. Wäre dieses Leintuch ihrer Meinung nach nicht nötig gewesen, dann hätte sie es ja entfernen können, denn daß es nicht zum Vergnügen Gregors gehören konnte, sich so ganz und gar abzusperren, war doch klar genug, aber sie ließ das Leintuch, so wie es war, und Gregor

glaubte sogar einen dankbaren Blick erhascht zu haben, als er einmal mit dem Kopf vorsichtig das Leintuch ein wenig lüftete, um nachzusehen, wie die Schwester die neue Einrichtung aufnahm.

In den ersten vierzehn Tagen konnten es die Eltern nicht über sich bringen, zu ihm hereinzukommen, und er hörte oft, wie sie die jetzige Arbeit der Schwester völlig anerkannten, während sie sich bisher häufig über die Schwester geärgert hatten, weil sie ihnen als ein etwas nutzloses Mädchen erschienen war. Nun aber warteten oft beide, der Vater und die Mutter, vor Gregors Zimmer, während die Schwester dort aufräumte, und kaum war sie herausgekommen, mußte sie ganz genau erzählen, wie es in dem Zimmer aussah, was Gregor gegessen hatte, wie er sich diesmal benommen hatte, und ob vielleicht eine kleine Besserung zu bemerken war. Die Mutter übrigens wollte verhältnismäßig bald Gregor besuchen, aber der Vater und die Schwester hielten sie zuerst mit Vernunftsgründen zurück, denen Gregor sehr aufmerksam zuhörte, und die er vollständig billigte. Später aber mußte man sie mit Gewalt zurückhalten, und wenn sie dann rief: »Laßt mich doch zu Gregor, er ist ja mein unglücklicher Sohn! Begreift ihr es denn nicht, daß ich zu ihm muß?« dann dachte Gregor, daß es vielleicht doch gut wäre, wenn die Mutter hereinkäme, nicht jeden Tag natürlich, aber vielleicht einmal in der Woche; sie verstand doch schließlich alles viel besser als die Schwester, die trotz all ihrem Mute doch nur ein Kind war und im letzten Grunde vielleicht nur aus kindlichem Leichtsinn eine so schwere Aufgabe übernommen hatte.

Der Wunsch Gregors, die Mutter zu sehen, ging bald in Erfüllung. Während des Tages wollte Gregor schon aus Rücksicht auf seine Eltern sich nicht beim Fenster zeigen, kriechen konnte er aber auf den paar Quadratmetern des Fußbodens auch nicht viel, das ruhige Liegen ertrug er schon während der Nacht schwer, das Essen machte ihm bald nicht mehr das geringste Vergnügen, und so nahm er zur Zerstreuung die Gewohnheit an, kreuz und quer über Wände und Plafond zu kriechen. Besonders oben auf der Decke hing er gern; es war ganz anders, als das Liegen auf dem Fußboden, man atmete freier, ein leichtes Schwingen ging durch den Körper, und in der fast glücklichen Zerstreutheit, in der sich Gregor dort oben be-

fand, konnte es geschehen, daß er zu seiner eigenen Überraschung sich losließ und auf den Boden klatschte. Aber nun hatte er natürlich seinen Körper ganz anders in der Gewalt als früher und beschädigte sich selbst bei einem so großen Falle nicht. Die Schwester nun bemerkte sofort die neue Unterhaltung, die Gregor für sich gefunden hatte — er hinterließ ja auch beim Kriechen hie und da Spuren seines Klebstoffes —, und da setzte sie es sich in den Kopf, Gregor das Kriechen in größtem Ausmaße zu ermöglichen und die Möbel, die es verhinderten, also vor allem den Kasten und den Schreibtisch, wegzuschaffen. Nun war sie aber nicht imstande, dies allein zu tun, den Vater wagte sie nicht um Hilfe zu bitten, das Dienstmädchen hätte ihr ganz gewiß nicht geholfen, denn dieses etwa sechzehnjährige Mädchen harrte zwar tapfer seit Entlassung der früheren Köchin aus, hatte aber um die Vergünstigung gebeten, die Küche unaufhörlich versperrt halten zu dürfen und nur auf besonderen Anruf öffnen zu müssen, so blieb der Schwester also nichts übrig, als einmal in Abwesenheit des Vaters die Mutter zu holen. Mit Ausrufen erregter Freude kam die Mutter auch heran, verstummte aber an der Tür vor Gregors Zimmer. Zuerst sah natürlich die Schwester nach, ob alles im Zimmer in Ordnung war, dann erst ließ sie die Mutter eintreten. Gregor hatte in größter Eile das Leintuch noch tiefer und mehr in Falten gezogen, das Ganze sah wirklich nur wie ein zufällig über das Kanapee geworfenes Leintuch aus. Gregor unterließ auch diesmal, unter dem Leintuch zu spionieren, er verzichtete darauf, die Mutter schon diesmal zu sehen, und war nur froh, daß sie nun doch gekommen war. »Komm nur, man sieht ihn nicht,« sagte die Schwester, und offenbar führte sie die Mutter an der Hand. Gregor hörte nun, wie die zwei schwachen Frauen den immerhin schweren alten Kasten von seinem Platze rückten, und wie die Schwester immerfort den größten Teil der Arbeit für sich beanspruchte, ohne auf die Warnungen der Mutter zu hören, welche fürchtete, daß sie sich überanstrengen werde. Es dauerte sehr lange. Wohl nach schon viertelstündiger Arbeit sagte die Mutter, man solle den Kasten doch lieber hier lassen, denn erstens sei er zu schwer, sie würden vor Ankunft des Vaters nicht fertig werden und mit dem Kasten in der Mitte des Zimmers Gregor jeden Weg

verrammeln, zweitens aber sei es doch gar nicht sicher, daß Gregor mit der Entfernung der Möbel ein Gefallen geschehe. Ihr scheine das Gegenteil der Fall zu sein, ihr bedrücke der Anblick der leeren Wand geradezu das Herz, und warum solle nicht auch Gregor diese Empfindung haben, da er doch an die Zimmermöbel längst gewöhnt sei und sich deshalb im leeren Zimmer verlassen fühlen werde. »Und ist es dann nicht so,« schloß die Mutter ganz leise, wie sie überhaupt fast flüsterte, als wolle sie vermeiden, daß Gregor, dessen genauen Aufenthalt sie ja nicht kannte, auch nur den Klang der Stimme höre, denn daß er die Worte nicht verstand, davon war sie überzeugt, »und ist es nicht so, als ob wir durch die Entfernung der Möbel zeigten, daß wir jede Hoffnung auf Besserung aufgeben und ihn rücksichtslos sich selbst überlassen. Ich glaube, es wäre das Beste, wir suchen das Zimmer genau in dem Zustand zu erhalten, in dem es früher war, damit Gregor, wenn er wieder zu uns zurückkommt, alles unverändert findet und umso leichter die Zwischenzeit vergessen kann«.

Beim Anhören dieser Worte der Mutter erkannte Gregor, daß der Mangel jeder unmittelbaren menschlichen Ansprache, verbunden mit dem einförmigen Leben inmitten der Familie, im Laufe dieser zwei Monate seinen Verstand hatte verwirren müssen, denn anders konnte er es sich nicht erklären, daß er ernsthaft darnach hatte verlangen können, daß sein Zimmer ausgeleert würde. Hatte er wirklich Lust, das warme, mit ererbten Möbeln gemütlich ausgestattete Zimmer in eine Höhle verwandeln zu lassen, in der er dann freilich nach allen Richtungen ungestört würde kriechen können, jedoch auch unter gleichzeitigem, schnellen, gänzlichen Vergessen seiner menschlichen Vergangenheit. War er doch jetzt schon nahe daran, zu vergessen, und nur die seit langem nicht gehörte Stimme der Mutter hatte ihn aufgerüttelt. Nichts sollte entfernt werden, alles mußte bleiben, die guten Einwirkungen der Möbel auf seinen Zustand konnte er nicht entbehren, und wenn die Möbel ihn hinderten, das sinnlose Herumkriechen zu betreiben, so war es kein Schaden, sondern ein großer Vorteil.

Aber die Schwester war leider anderer Meinung, sie hatte sich, allerdings nicht ganz unberechtigt, angewöhnt, bei Besprechung der

Angelegenheiten Gregors als besonders Sachverständige gegenüber den Eltern aufzutreten, und so war auch jetzt der Rat der Mutter für die Schwester Grund genug, auf der Entfernung nicht nur des Kastens und des Schreibtisches, an die sie zuerst allein gedacht hatte, sondern auf der Entfernung sämtlicher Möbel, mit Ausnahme des unentbehrlichen Kanapees, zu bestehen. Es war natürlich nicht nur kindlicher Trotz und das in der letzten Zeit so unerwartet und schwer erworbene Selbstvertrauen, das sie zu dieser Forderung bestimmte; sie hatte doch auch tatsächlich beobachtet, daß Gregor viel Raum zum Kriechen brauchte, dagegen die Möbel, soweit man sehen konnte, nicht im geringsten benützte. Vielleicht aber spielte auch der schwärmerische Sinn der Mädchen ihres Alters mit, der bei jeder Gelegenheit seine Befriedigung sucht, und durch den Grete jetzt sich dazu verlocken ließ, die Lage Gregors noch schreckenerregender machen zu wollen, um dann noch mehr als bis jetzt für ihn leisten zu können Denn in einen Raum, in dem Gregor ganz allein die leeren Wände beherrschte, würde wohl kein Mensch außer Grete jemals einzutreten sich getrauen.

Und so ließ sie sich von ihrem Entschlusse durch die Mutter nicht abbringen, die auch in diesem Zimmer vor lauter Unruhe unsicher schien, bald verstummte und der Schwester nach Kräften beim Herrausschaffen des Kastens half. Nun, den Kasten konnte Gregor im Notfall noch entbehren, aber schon der Schreibtisch mußte bleiben. Und kaum hatten die Frauen mit dem Kasten, an den sie sich ächzend drückten, das Zimmer verlassen, als Gregor den Kopf unter dem Kanapee hervorstieß, um zu sehen, wie er vorsichtig und möglichst rücksichtsvoll eingreifen könnte. Aber zum Unglück war es gerade die Mutter, welche zuerst zurückkehrte, während Grete im Nebenzimmer den Kasten umfangen hielt und ihn allein hin und her schwang, ohne ihn natürlich von der Stelle zu bringen. Die Mutter aber war Gregors Anblick nicht gewöhnt, er hätte sie krank machen können, und so eilte Gregor erschrocken im Rückwärtslauf bis an das andere Ende des Kanapees, konnte es aber nicht mehr verhindern, daß das Leintuch vorne ein wenig sich bewegte. Das genügte, um die Mutter aufmerksam zu machen. Sie stockte, stand einen Augenblick still und ging dann zu Grete zurück.

Trotzdem sich Gregor immer wieder sagte, daß ja nichts Außergewöhnliches geschehe, sondern nur ein paar Möbel umgestellt würden, wirkte doch, wie er sich bald eingestehen mußte, dieses Hin- und Hergehen der Frauen, ihre kleinen Zurufe, das Kratzen der Möbel auf dem Boden, wie ein großer, von allen Seiten genährter Trubel auf ihn, und er mußte sich, so fest er Kopf und Beine an sich zog und den Leib bis an den Boden drückte, unweigerlich sagen, daß er das Ganze nicht lange aushalten werde. Sie räumten ihm sein Zimmer aus, nahmen ihm alles, was ihm lieb war, den Kasten, in dem die Laubsäge und andere Werkzeuge lagen, hatten sie schon hinausgetragen, lockerten jetzt den schon im Boden fest eingegrabenen Schreibtisch, an dem er als Handelsakademiker, als Bürgerschüler, ja sogar schon als Volksschüler seine Aufgaben geschrieben hatte, — da hatte er wirklich keine Zeit mehr, die guten Absichten zu prüfen, welche die zwei Frauen hatten, deren Existenz er übrigens fast vergessen hatte, denn vor Erschöpfung arbeiteten sie schon stumm, und man hörte nur das schwere Tappen ihrer Füße.

Und so brach er denn hervor — die Frauen stützten sich gerade im Nebenzimmer an den Schreibtisch, um ein wenig zu verschnaufen —, wechselte viermal die Richtung des Laufes, er wußte wirklich nicht, was er zuerst retten sollte, da sah er an der im übrigen schon leeren Wand auffallend das Bild der in lauter Pelzwerk gekleideten Dame hängen, kroch eilends hinauf und preßte sich an das Glas, das ihn festhielt und seinem heißen Bauch wohltat. Dieses Bild wenigstens, das Gregor jetzt ganz verdeckte, würde nun gewiß niemand wegnehmen. Er verdrehte den Kopf nach der Tür des Wohnzimmers, um die Frauen bei ihrer Rückkehr zu beobachten.

Sie hatten sich nicht viel Ruhe gegönnt und kamen schon wieder, Grete hatte den Arm um die Mutter gelegt und trug sie fast. »Also was nehmen wir jetzt?« sagte Grete und sah sich um. Da kreuzten sich ihre Blicke mit denen Gregors an der Wand. Wohl nur infolge der Gegenwart der Mutter behielt sie ihre Fassung, beugte ihr Gesicht zur Mutter, um diese vom Herumschauen abzuhalten, und sagte, allerdings zitternd und unüberlegt: »Komm, wollen wir nicht lieber auf einen Augenblick noch ins Wohnzimmer zurückgehen?« Die Absicht Gretes war für Gregor klar, sie wollte die Mutter in Sicher-

heit bringen und dann ihn von der Wand hinunterjagen. Nun, sie konnte es ja immerhin versuchen! Er saß auf seinem Bild und gab es nicht her. Lieber würde er Grete ins Gesicht springen.

Aber Gretes Worte hatten die Mutter erst recht beunruhigt, sie trat zur Seite, erblickte den riesigen braunen Fleck auf der geblümten Tapete, rief, ehe ihr eigentlich zum Bewußtsein kam, daß das Gregor war, was sie sah, mit schreiender rauher Stimme: »Ach Gott, ach Gott!« und fiel mit ausgebreiteten Armen, als gebe sie alles auf, über das Kanapee hin und rührte sich nicht. »Du Gregor!« rief die Schwester mit erhobener Faust und eindringlichen Blicken. Es waren seit der Verwandlung die ersten Worte, die sie unmittelbar an ihn gerichtet hatte. Sie lief ins Nebenzimmer, um irgendeine Essenz zu holen, mit der sie die Mutter aus ihrer Ohnmacht wecken könnte, Gregor wollte auch helfen — zur Rettung des Bildes war noch Zeit —, er klebte aber fest an dem Glas und mußte sich mit Gewalt losreißen, er lief dann auch ins Nebenzimmer, als könne er der Schwester irgendeinen Rat geben, wie in früherer Zeit, mußte dann aber untätig hinter ihr stehen, während sie in verschiedenen Fläschchen kramte, erschreckte sie noch, als sie sich umdrehte, eine Flasche fiel auf den Boden und zerbrach, ein Splitter verletzte Gregor im Gesicht, irgendeine ätzende Medizin umfloß ihn, Grete nahm nun, ohne sich länger aufzuhalten, soviel Fläschchen, als sie nur halten konnte, und rannte mit ihnen zur Mutter hinein, die Tür schlug sie mit dem Fuße zu. Gregor war nun von der Mutter abgeschlossen, die durch seine Schuld vielleicht dem Tode nahe war, die Tür durfte er nicht öffnen, wollte er die Schwester, die bei der Mutter bleiben mußte, nicht verjagen, er hatte jetzt nichts zu tun, als zu warten, und von Selbstvorwürfen und Besorgnis bedrängt begann er zu kriechen, überkroch alles, Wände, Möbel und Zimmerdecke und fiel endlich in seiner Verzweiflung, als sich das ganze Zimmer schon um ihn zu drehen anfing, mitten auf den großen Tisch.

Es verging eine kleine Weile, Gregor lag matt da, ringsherum war es still, vielleicht war das ein gutes Zeichen. Da läutete es. Das Mädchen war natürlich in ihrer Küche eingesperrt und Grete mußte daher öffnen gehen. Der Vater war gekommen. »Was ist geschehen?« waren seine ersten Worte, Gretes Aussehen hatte ihm

wohl alles verraten. Grete antwortete mit dumpfer Stimme, offenbar drückte sie ihr Gesicht an des Vaters Brust: »Die Mutter war ohnmächtig, aber es geht ihr schon besser. Gregor ist ausgebrochen.« »Ich habe es ja erwartet,« sagte der Vater, »ich habe es euch ja immer gesagt, aber ihr Frauen wollt nicht hören.« Gregor war es klar, daß der Vater Gretes allzukurze Mitteilung schlecht gedeutet hatte und annahm, daß Gregor sich irgendeine Gewalttat habe zuschulden kommen lassen. Deshalb mußte Gregor den Vater jetzt zu besänftigen suchen, denn ihn aufzuklären hatte er weder Zeit noch Möglichkeit. Und so flüchtete er sich zur Tür seines Zimmers und drückte sich an sie, damit der Vater beim Eintritt vom Vorzimmer her gleich sehen könne, daß Gregor die beste Absicht habe, sofort in sein Zimmer zurückzukehren, und daß es nicht nötig sei, ihn zurückzutreiben, sondern daß man nur die Tür zu öffnen brauche, und gleich werde er verschwinden.

Aber der Vater war nicht in der Stimmung, solche Feinheiten zu bemerken, »Ah!« rief er gleich beim Eintritt in einem Tone, als sei er gleichzeitig wütend und froh. Gregor zog den Kopf von der Tür zurück und hob ihn gegen den Vater. So hatte er sich den Vater wirklich nicht vorgestellt, wie er jetzt dastand, allerdings hatte er in der letzten Zeit über dem neuartigen Herumkriechen versäumt, sich so wie früher um die Vorgänge in der übrigen Wohnung zu kümmern, und hätte eigentlich darauf gefaßt sein müssen, veränderte Verhältnisse anzutreffen. Trotzdem, trotzdem, war das noch der Vater? Der gleiche Mann, der müde im Bett vergraben gewesen war, wenn früher Gregor zu einer Geschäftsreise ausgerückt war, der ihn an Abenden der Heimkehr im Schlafrock im Lehnstuhl empfangen hatte, gar nicht recht imstande war, aufzustehen, sondern zum Zeichen der Freude nur die Arme gehoben hatte, und der bei den seltenen gemeinsamen Spaziergängen an ein paar Sonntagen im Jahr und an den höchsten Feiertagen zwischen Gregor und der Mutter, die schon an und für sich langsam gingen, immer noch ein wenig langsamer, in seinen alten Mantel eingepackt, mit stets vorsichtig aufgesetztem Krückstock sich vorwärts arbeitete, und wenn er etwas sagen wollte, fast immer stillstand und seine Begleitung um sich versammelte? Nun aber war er recht gut aufgerichtet, in eine

straffe blaue Uniform mit Goldknöpfen gekleidet, wie sie Diener der Bankinstitute tragen, über dem hohen steifen Kragen des Rockes entwickelte sich sein starkes Doppelkinn, unter den buschigen Augenbrauen drang der Blick der schwarzen Augen frisch und aufmerksam hervor, das sonst zerzauste weiße Haar war zu einer peinlich genauen, leuchtenden Scheitelfrisur niedergekämmt. Er warf seine Mütze, auf der ein Goldmonogramm, wahrscheinlich das einer Bank, angebracht war, über das ganze Zimmer im Bogen auf das Kanapee hin und ging, die Enden seines langen Uniformrockes zurückgeschlagen, die Hände in den Hosentaschen, mit verbissenem Gesicht auf Gregor zu. Er wußte wohl selbst nicht, was er vor hatte, immerhin hob er die Füße ungewöhnlich hoch, und Gregor staunte über die Riesengröße seiner Stiefelsohlen. Doch hielt er sich dabei nicht auf, er wußte ja noch vom ersten Tage seines neuen Lebens her, daß der Vater ihm gegenüber nur die größte Strenge für angebracht ansah. Und so lief er vor dem Vater her, stockte, wenn der Vater stehen blieb, und eilte schon wieder vorwärts, wenn sich der Vater nur rührte. So machten sie mehrmals die Runde um das Zimmer, ohne daß sich etwas Entscheidendes ereignete, ja ohne daß das Ganze infolge seines langsamen Tempos den Anschein einer Verfolgung gehabt hätte. Deshalb blieb auch Gregor vorläufig auf dem Fußboden, zumal er fürchtete, der Vater könnte eine Flucht auf die Wände oder den Plafond für besondere Bosheit halten. Allerdings mußte sich Gregor sagen, daß er sogar dieses Laufen nicht lange aushalten würde, denn während der Vater einen Schritt machte, mußte er eine Unzahl von Bewegungen ausführen. Atemnot begann sich schon bemerkbar zu machen, wie er ja auch in seiner früheren Zeit keine ganz vertrauenswürdige Lunge besessen hatte. Als er nun so dahintorkelte, um alle Kräfte für den Lauf zu sammeln, kaum die Augen offenhielt, in seiner Stumpfheit an eine andere Rettung als durch Laufen gar nicht dachte und fast schon vergessen hatte, daß ihm die Wände freistanden, die hier allerdings mit sorgfältig geschnitzten Möbeln voll Zacken und Spitzen verstellt waren — da flog knapp neben ihm, leicht geschleudert, irgendetwas nieder und rollte vor ihm her. Es war ein Apfel, gleich flog ihm ein zweiter nach, Gregor blieb vor Schrecken stehen, ein Weiterlaufen

war nutzlos, denn der Vater hatte sich entschlossen, ihn zu bombardieren. Aus der Obstschale auf der Kredenz hatte er sich die Taschen gefüllt und warf nun, ohne vorläufig scharf zu zielen, Apfel für Apfel. Diese kleinen roten Äpfel rollten wie elektrisiert auf dem Boden herum und stießen aneinander. Ein schwach geworfener Apfel streifte Gregors Rücken, glitt aber unschädlich ab. Ein ihm sofort nachfliegender drang dagegen förmlich in Gregors Rücken ein, Gregor wollte sich weiterschleppen, als könne der überraschende unglaubliche Schmerz mit dem Ortswechsel vergehen, doch fühlte er sich wie festgenagelt und streckte sich in vollständiger Verwirrung aller Sinne. Nur mit dem letzten Blick sah er noch, wie die Tür seines Zimmers aufgerissen wurde, und vor der schreienden Schwester die Mutter hervoreilte, im Hemd, denn die Schwester hatte sie entkleidet, um ihr in der Ohnmacht Atemfreiheit zu verschaffen, wie dann die Mutter auf den Vater zulief und ihr auf dem Weg die aufgebundenen Röcke einer nach dem anderen zu Boden glitten, und wie sie stolpernd über die Röcke auf den Vater eindrang und ihn umarmend, in gänzlicher Vereinigung mit ihm — nun versagte aber Gregors Sehkraft schon — die Hände an des Vaters Hinterkopf um Schonung von Gregors Leben bat.

III.

Die schwere Verwundung Gregors, an der er über einen Monat litt — der Apfel blieb, da ihn niemand zu entfernen wagte, als sichtbares Andenken im Fleische sitzen —, schien selbst den Vater daran erinnert zu haben, daß Gregor trotz seiner gegenwärtigen traurigen und ekelhaften Gestalt ein Familienmitglied war, das man nicht wie einen Feind behandeln durfte, sondern dem gegenüber es das Gebot der Familienpflicht war, den Widerwillen hinunterzuschlucken und zu dulden, nichts als zu dulden.

Und wenn nun auch Gregor durch seine Wunde an Beweglichkeit wahrscheinlich für immer verloren hatte und vorläufig zur Durchquerung seines Zimmers wie ein alter Invalide lange, lange Minuten brauchte — an das Kriechen in der Höhe war nicht zu denken —, so bekam er für diese Verschlimmerung seines Zustandes einen

seiner Meinung nach vollständig genügenden Ersatz dadurch, daß immer gegen Abend die Wohnzimmertür, die er schon ein bis zwei Stunden vorher scharf zu beobachten pflegte, geöffnet wurde, so daß er, im Dunkel seines Zimmers liegend, vom Wohnzimmer aus unsichtbar, die ganze Familie beim beleuchteten Tische sehen und ihre Reden, gewissermaßen mit allgemeiner Erlaubnis, also ganz anders wie früher, anhören durfte.

Freilich waren es nicht mehr die lebhaften Unterhaltungen der früheren Zeiten, an die Gregor in den kleinen Hotelzimmern stets mit einigem Verlangen gedacht hatte, wenn er sich müde in das feuchte Bettzeug hatte werfen müssen. Es ging jetzt meist nur sehr still zu. Der Vater schlief bald nach dem Nachtessen in seinem Sessel ein, die Mutter nnd Schwester ermahnten einander zur Stille, die Mutter nähte, weit unter das Licht vorgebeugt, feine Wäsche für ein Modengeschäft, die Schwester, die eine Stellung als Verkäuferin angenommen hatte, lernte am Abend Stenographie und Französisch, um vielleicht später einmal einen besseren Posten zu erreichen. Manchmal wachte der Vater, auf, und als wisse er gar nicht, daß er geschlafen habe, sagte er zur Mutter: »Wie lange du heute schon wieder nähst!« und schlief sofort wieder ein, während Mutter und Schwester einander müde zulächelten.

Mit einer Art Eigensinn weigerte sich der Vater, auch zu Hause seine Dieneruniform abzulegen, und während der Schlafrock nutzlos am Kleiderhaken hing, schlummerte der Vater vollständig angezogen auf seinem Platz, als sei er immer zu seinem Dienste bereit und warte auch hier auf die Stimme des Vorgesetzten. Infolgedessen verlor die gleich anfangs nicht neue Uniform, trotz aller Sorgfalt von Mutter und Schwester, an Reinlichkeit, und Gregor sah oft ganze Abende lang auf dieses über und über fleckige, mit seinen stets geputzten Goldknöpfen leuchtende Kleid, in dem der alte Mann höchst unbequem und doch ruhig schlief.

Sobald die Uhr zehn schlug, suchte die Mutter durch leise Zusprache, den Vater zu wecken und dann zu überreden, ins Bett zu gehen, denn hier war es doch kein richtiger Schlaf und diesen hatte der Vater, der um sechs Uhr seinen Dienst antreten mußte, äußerst nötig. Aber in dem Eigensinn, der ihn, seitdem er Diener war, ergriffen hatte, bestand er immer darauf, noch länger bei Tisch zu

bleiben, trotzdem er regelmäßig einschlief, und war dann überdies nur mit der größten Mühe zu bewegen, den Sessel mit dem Bett zu vertauschen. Da mochten Mutter und Schwester mit kleinen Ermahnungen noch so sehr auf ihn eindringen, viertelstundenlang schüttelte er langsam den Kopf, hielt die Augen geschlossen und stand nicht auf. Die Mutter zupfte ihn am Ärmel, sagte ihm Schmeichelworte ins Ohr, die Schwester verließ ihre Aufgabe, um der Mutter zu helfen, aber beim Vater verfing das nicht. Er versank nur noch tiefer in seinen Sessel. Erst bis ihn die Frauen unter den Achseln faßten, schlug er die Augen auf, sah abwechselnd die Mutter und die Schwester an und pflegte zu sagen: »Das ist ein Leben. Das ist die Ruhe meiner alten Tage.« Und auf die beiden Frauen gestützt, erhob er sich, umständlich, als sei er für sich selbst die größte Last, ließ sich von den Frauen bis zur Türe führen, winkte ihnen dort ab und ging nun selbständig weiter, während die Mutter ihr Nähzeug, die Schwester ihre Feder eiligst hinwarfen, um hinter dem Vater zu laufen und ihm weiter behilflich zu sein.

Wer hatte in dieser abgearbeiteten und übermüdeten Familie Zeit, sich um Gregor mehr zu kümmern, als unbedingt nötig war? Der Haushalt wurde immer mehr eingeschränkt, das Dienstmädchen wurde nun doch entlassen, eine riesige knochige Bedienerin mit weißem, den Kopf umflatternden Haar kam des Morgens und des Abends, um die schwerste Arbeit zu leisten, alles andere besorgte die Mutter neben ihrer vielen Näharbeit. Es geschah sogar, daß verschiedene Familienschmuckstücke, welche früher die Mutter und die Schwester überglücklich bei Unterhaltungen und Feierlichkeiten getragen hatten, verkauft wurden, wie Gregor am Abend aus der allgemeinen Besprechung der erzielten Preise erfuhr. Die größte Klage war aber stets, daß man diese für die gegenwärtigen Verhältnisse allzugroße Wohnung nicht verlassen konnte, da es nicht auszudenken war, wie man Gregor übersiedeln sollte. Aber Gregor sah wohl ein, daß es nicht nur die Rücksicht auf ihn war, welche eine Übersiedlung verhinderte, denn ihn hätte man schließlich in einer passenden Kiste mit ein paar Luftlöchern leicht transportieren können, was die Familie hauptsächlich vom Wohnungswechsel abhielt, war vielmehr die völlige Hoffnungslosigkeit und der Gedanke daran, daß sie mit einem Un-

glück geschlagen war, wie niemand sonst im ganzen Verwandten- und Bekanntenkreis. Was die Welt von armen Leuten verlangt, erfüllten sie bis zum äußersten, der Vater holte den kleinen Bankbeamten das Frühstück, die Mutter opferte sich für die Wäsche fremder Leute, die Schwester lief nach dem Befehl der Kunden hinter dem Pulte hin und her, aber weiter reichten die Kräfte der Familie schon nicht. Und die Wunde im Rücken fing Gregor wie neu zu schmerzen an, wenn Mutter und Schwester, nachdem sie den Vater zu Bett gebracht hatten, nun zurückkehrten, die Arbeit liegen ließen, nahe zusammenrückten, schon Wange an Wange saßen, wenn jetzt die Mutter, auf Gregors Zimmer zeigend, sagte: »Mach' dort die Tür zu, Grete,« und wenn nun Gregor wieder im Dunkel war, während nebenan die Frauen ihre Tränen vermischten oder gar tränenlos den Tisch anstarrten.

Die Nächte und Tage verbrachte Gregor fast ganz ohne Schlaf. Manchmal dachte er daran, beim nächsten Öffnen der Tür die Angelegenheiten der Familie ganz so wie früher wieder in die Hand zu nehmen, in seinen Gedanken erschienen wieder nach langer Zeit der Chef und der Prokurist, die Kommis und die Lehrjungen, der so begriffsstutzige Hausknecht, zwei drei Freunde aus anderen Geschäften, ein Stubenmädchen aus einem Hotel in der Provinz, eine liebe, flüchtige Erinnerung, eine Kassiererin aus einem Hutgeschäft, um die er sich ernsthaft, aber zu langsam beworben hatte — sie alle erschienen untermischt mit Fremden oder schon Vergessenen, aber statt ihm und seiner Familie zu helfen, waren sie sämtlich unzugänglich, und er war froh, wenn sie verschwanden. Dann aber war er wieder gar nicht in der Laune, sich um seine Familie zu sorgen, bloß Wut über die schlechte Wartung erfüllte ihn, und trotzdem er sich nichts vorstellen konnte, worauf er Appetit gehabt hätte, machte er doch Pläne, wie er in die Speisekammer gelangen könnte, um dort zu nehmen, was ihm, auch wenn er keinen Hunger hatte, immerhin gebührte. Ohne jetzt mehr nachzudenken, womit man Gregor einen besonderen Gefallen machen könnte, schob die Schwester eiligst, ehe sie früh und mittags ins Geschäft lief, mit dem Fuß irgendeine beliebige Speise in Gregors Zimmer hinein, um sie am Abend, gleichgültig dagegen, ob die Speise vielleicht nur verkostet

oder — der häufigste Fall — gänzlich unberührt war, mit einem Schwenken des Besens herauszukehren. Das Aufräumen des Zimmers, das sie nun immer abends besorgte, konnte gar nicht mehr schneller getan sein. Schmutzstreifen zogen sich die Wände entlang, hie und da lagen Knäuel von Staub und Unrat. In der ersten Zeit stellte sich Gregor bei der Ankunft der Schwester in derartige besonders bezeichnende Winkel, um ihr durch diese Stellung gewissermaßen einen Vorwurf zu machen. Aber er hätte wohl wochenlang dort bleiben können, ohne daß sich die Schwester gebessert hätte; sie sah ja den Schmutz genau so wie er, aber sie hatte sich eben entschlossen, ihn zu lassen. Dabei wachte sie mit einer an ihr ganz neuen Empfindlichkeit, die überhaupt die ganze Familie ergriffen hatte, darüber, daß das Aufräumen von Gregors Zimmer ihr vorbehalten blieb. Einmal hatte die Mutter Gregors Zimmer einer großen Reinigung unterzogen, die ihr nur nach Verbrauch einiger Kübel Wasser gelungen war — die viele Feuchtigkeit kränkte allerdings Gregor auch und er lag breit, verbittert und unbeweglich auf dem Kanapee —, aber die Strafe blieb für die Mutter nicht aus. Denn kaum hatte am Abend die Schwester die Veränderung in Gregors Zimmer bemerkt, als sie, aufs höchste beleidigt, ins Wohnzimmer lief und, trotz der beschwörend erhobenen Hände der Mutter, in einen Weinkrampf ausbrach, dem die Eltern — der Vater war natürlich aus seinem Sessel aufgeschreckt worden — zuerst erstaunt und hilflos zusahen, bis auch sie sich zu rühren anfingen; der Vater rechts der Mutter Vorwürfe machte, daß sie Gregors Zimmer nicht der Schwester zur Reinigung überließ; links dagegen die Schwester anschrie, sie werde niemals mehr Gregors Zimmer reinigen dürfen, während die Mutter den Vater, der sich vor Erregung nicht mehr kannte, ins Schlafzimmer zu schleppen suchte; die Schwester, von Schluchzen geschüttelt, mit ihren kleinen Fäusten den Tisch bearbeitete, und Gregor laut vor Wut darüber zischte, daß es keinem einfiel, die Tür zu schließen und ihm diesen Anblick und Lärm zu ersparen.

Aber selbst wenn die Schwester, erschöpft von ihrer Berufsarbeit, dessen überdrüssig geworden war, für Gregor, wie früher, zu sorgen, so hätte noch keineswegs die Mutter für sie eintreten müssen und Gregor hätte doch nicht vernachlässigt werden brauchen. Denn nun

war die Bedienerin da. Diese alte Witwe, die in ihrem langen Leben, mit Hilfe ihres starken Knochenbaues, das Ärgste überstanden haben mochte, hatte keinen eigentlichen Abscheu vor Gregor. Ohne irgendwie neugierig zu sein, hatte sie zufällig einmal die Tür von Gregors Zimmer aufgemacht und war im Anblick Gregors, der, gänzlich überrascht, trotzdem ihn niemand jagte, hin und herzulaufen begann, die Hände im Schoß gefaltet staunend stehen geblieben. Seitdem versäumte sie nicht, stets flüchtig morgens und abends die Tür ein wenig zu öffnen und zu Gregor hineinzuschauen. Anfangs rief sie ihn auch zu sich herbei, mit Worten, die sie wahrscheinlich für freundlich hielt, wie »Komm mal herüber, alter Mistkäfer!« oder »Seht mal den alten Mistkäfer!« Auf solche Ansprachen antwortete Gregor mit nichts, sondern blieb unbeweglich auf seinem Platz, als sei die Tür gar nicht geöffnet worden. Hätte man doch dieser Bedienerin, statt sie nach ihrer Laune ihn nutzlos stören zu lassen, lieber den Befehl gegeben, sein Zimmer täglich zu reinigen. Einmal am frühen Morgen — ein heftiger Regen, vielleicht schon ein Zeichen des kommenden Frühjahrs, schlug an die Scheiben — war Gregor, als die Bedienerin mit ihren Redensarten wieder begann, derartig erbittert, daß er, wie zum Angriff, allerdings langsam und hinfällig, sich gegen sie wendete. Die Bedienerin aber, statt sich zu fürchten, hob bloß einen in der Nähe der Tür befindlichen Stuhl hoch empor, und wie sie mit groß geöffnetem Munde dastand, war ihre Absicht klar, den Mund erst zu schließen, wenn der Sessel in ihrer Hand auf Gregors Rücken niederschlagen würde. »Also weiter geht es nicht?« fragte sie, als Gregor sich wieder umdrehte, und stellte den Sessel ruhig in die Ecke zurück.

Gregor aß nun fast gar nichts mehr. Nur wenn er zufällig an der vorbereiteten Speise vorüberkam, nahm er zum Spiel einen Bissen in den Mund, hielt ihn dort stundenlang und spie ihn dann meist wieder aus. Zuerst dachte er, es sei die Trauer über den Zustand seines Zimmers, die ihn vom Essen abhalte, aber gerade mit den Veränderungen des Zimmers söhnte er sich sehr bald aus. Man hatte sich angewöhnt, Dinge, die man anderswo nicht unterbringen konnte, in dieses Zimmer hineinzustellen, und solcher Dinge gab es nun viele, da man ein Zimmer der Wohnung an drei Zimmerherren

vermietet hatte. Diese ernsten Herren — alle drei hatten Vollbärte, wie Gregor einmal durch eine Türspalte feststellte — waren peinlich auf Ordnung, nicht nur in ihrem Zimmer, sondern, da sie sich nun einmal hier eingemietet hatten, in der ganzen Wirtschaft, also insbesondere in der Küche, bedacht. Unnützen oder gar schmutzigen Kram ertrugen sie nicht. Überdies hatten sie zum größten Teil ihre eigenen Einrichtungsstücke mitgebracht. Aus diesem Grunde waren viele Dinge überflüssig geworden, die zwar nicht verkäuflich waren, die man aber auch nicht wegwerfen wollte. Alle diese wanderten in Gregors Zimmer. Ebenso auch die Aschenkiste und die Abfallkiste aus der Küche. Was nur im Augenblick unbrauchbar war, schleuderte die Bedienerin, die es immer sehr eilig hatte, einfach in Gregors Zimmer, Gregor sah glücklicherweise meist nur den betreffenden Gegenstand und die Hand, die ihn hielt. Die Bedienerin hatte vielleicht die Absicht, bei Zeit und Gelegenheit die Dinge wieder zu holen oder alle insgesamt mit einemmal hinauszuwerfen, tatsächlich aber blieben sie dort liegen, wohin sie durch den ersten Wurf gekommen waren, wenn nicht Gregor sich durch das Rumpelzeug wand und es in Bewegung brachte, zuerst gezwungen, weil kein sonstiger Platz zum Kriechen frei war, später aber mit wachsendem Vergnügen, obwohl er nach solchen Wanderungen, zum Sterben müde und traurig, wieder stundenlang sich nicht rührte.

Da die Zimmerherren manchmal auch ihr Abendessen zu Hause im gemeinsamen Wohnzimmer einnahmen, blieb die Wohnzimmertür an manchen Abenden geschlossen, aber Gregor verzichtete ganz leicht auf das Öffnen der Tür, hatte er doch schon manche Abende, an denen sie geöffnet war, nicht ausgenützt, sondern war, ohne daß es die Familie merkte, im dunkelsten Winkel seines Zimmers gelegen. Einmal aber hatte die Bedienerin die Tür zum Wohnzimmer ein wenig offen gelassen, und sie blieb so offen, auch als die Zimmerherren am Abend eintraten und Licht gemacht wurde. Sie setzten sich oben an den Tisch, wo in früheren Zeiten der Vater, die Mutter und Gregor gegessen hatten, entfalteten die Servietten und nahmen Messer und Gabel in die Hand. Sofort erschien in der Tür die Mutter mit einer Schüssel Fleisch und knapp hinter ihr die Schwester mit einer Schüssel hochgeschichteter Kartoffeln. Das Essen dampfte

mit starkem Rauch. Die Zimmerherren beugten sich über die vor sie hingestellten Schüsseln, als wollten sie sie vor dem Essen prüfen, und tatsächlich zerschnitt der, welcher in der Mitte saß und den anderen zwei als Autorität zu gelten schien, ein Stück Fleisch noch auf der Schüssel, offenbar um festzustellen, ob es mürbe genug sei und ob es nicht etwa in die Küche zurückgeschickt werden solle. Er war befriedigt, und Mutter und Schwester, die gespannt zugesehen hatten, begannen aufatmend zu lächeln.

Die Familie selbst aß in der Küche. Trotzdem kam der Vater, ehe er in die Küche ging, in dieses Zimmer herein und machte mit einer einzigen Verbeugung, die Kappe in der Hand, einen Rundgang um den Tisch. Die Zimmerherren erhoben sich sämtlich und murmelten etwas in ihre Bärte. Als sie dann allein waren, aßen sie fast unter vollkommenem Stillschweigen. Sonderbar schien es Gregor, daß man aus allen mannigfachen Geräuschen des Essens immer wieder ihre kauenden Zähne heraushörte, als ob damit Gregor gezeigt werden sollte, daß man Zähne brauche, um zu essen, und daß man auch mit den schönsten zahnlosen Kiefern nichts ausrichten könne. »Ich habe ja Appetit,« sagte sich Gregor sorgenvoll, »aber nicht auf diese Dinge. Wie sich diese Zimmerherren nähren und ich komme um.«

Gerade an diesem Abend — Gregor erinnerte sich nicht, während der ganzen Zeit die Violine gehört zu haben — ertönte sie von der Küche her. Die Zimmerherren hatten schon ihr Nachtmahl beendet, der mittlere hatte eine Zeitung hervorgezogen, den zwei anderen je ein Blatt gegeben, und nun lasen sie zurückgelehnt und rauchten. Als die Violine zu spielen begann, wurden sie aufmerksam, erhoben sich und gingen auf den Fußspitzen zur Vorzimmertür, in der sie aneinandergedrängt stehen blieben. Man mußte sie von der Küche aus gehört haben, denn der Vater rief: »Ist den Herren das Spiel vielleicht unangenehm? Es kann sofort eingestellt werden.« »Im Gegenteil,« sagte der mittlere der Herren, »möchte das Fräulein nicht zu uns hereinkommen und hier im Zimmer spielen, wo es doch viel bequemer und gemütlicher ist?« »O bitte,« rief der Vater, als sei er der Violinspieler. Die Herren traten ins Zimmer zurück und warteten. Bald kam der Vater mit dem Notenpult, die Mutter mit den Noten und die Schwester mit der Violine. Die Schwester be-

reitete alles ruhig zum Spiele vor, die Eltern, die niemals früher Zimmer vermietet hatten und deshalb die Höflichkeit gegen die Zimmerherren übertrieben, wagten sich gar nicht auf ihre eigenen Sessel zu setzen, der Vater lehnte an der Tür, die rechte Hand zwischen zwei Knöpfe des geschlossenen Livreerockes gesteckt, die Mutter aber erhielt von einem Herrn einen Sessel angeboten und saß, da sie den Sessel dort ließ, wohin ihn der Herr zufällig gestellt hatte, abseits in einem Winkel.

Die Schwester begann zu spielen, Vater und Mutter verfolgten, jeder von seiner Seite, aufmerksam die Bewegungen ihrer Hände. Gregor hatte, von dem Spiele angezogen, sich ein wenig weiter vorgewagt und war schon mit dem Kopf im Wohnzimmer. Er wunderte sich kaum darüber, daß er in letzter Zeit so wenig Rücksicht auf die andern nahm, früher war diese Rücksichtnahme sein Stolz gewesen. Und dabei hätte er gerade jetzt mehr Grund gehabt, sich zu verstecken, denn infolge des Staubes, der in seinem Zimmer überall lag und bei der kleinsten Bewegung umherflog, war auch er ganz staubbedeckt, Fäden, Haare, Speiseüberreste schleppte er auf seinem Rücken und an den Seiten mit sich herum, seine Gleichgültigkeit gegen alles war viel zu groß, als daß er sich, wie früher mehrmals während des Tages, auf den Rücken gelegt und am Teppich gescheuert hätte. Und trotz dieses Zustandes hatte er keine Scheu, ein Stück auf dem makellosen Fußboden des Wohnzimmers vorzurücken.

Allerdings achtete auch niemand auf ihn. Die Familie war gänzlich vom Violinspiel in Anspruch genommen, die Zimmerherren dagegen, die zunächst, die Hände in den Hosentaschen, viel zu nahe hinter dem Notenpult der Schwester sich aufgestellt hatten, so daß sie alle in die Noten hätten sehen können, was sicher die Schwester stören mußte, zogen sich bald unter halblauten Gesprächen mit gesenkten Köpfen zum Fenster zurück, wo sie, vom Vater besorgt beobachtet, auch blieben. Es hatte nun wirklich den überdeutlichen Anschein, als wären sie in ihrer Annahme, ein schönes oder unterhaltendes Violinspiel zu hören, enttäuscht, hätten die ganze Vorführung satt und ließen sich nur aus Höflichkeit noch in ihrer Ruhe stören. Besonders die Art, wie sie alle aus Nase und Mund den

Rauch ihrer Zigarren in die Höhe bliesen, ließ auf große Nervosität schließen. Und doch spielte die Schwester so schön. Ihr Gesicht war zur Seite geneigt, prüfend und traurig folgten ihre Blicke den Notenzeilen. Gregor kroch noch ein Stück vorwärts und hielt den Kopf eng an den Boden, um möglicherweise ihren Blicken begegnen zu können. War er ein Tier, da ihn Musik so ergriff? Ihm war, als zeige sich ihm der Weg zu der ersehnten unbekannten Nahrung. Er war entschlossen, bis zur Schwester vorzudringen, sie am Rock zu zupfen und ihr dadurch anzudeuten, sie möge doch mit ihrer Violine in sein Zimmer kommen, denn niemand lohnte hier das Spiel so, wie er es lohnen wollte. Er wollte sie nicht mehr aus seinem Zimmer lassen, wenigstens nicht solange er lebte, seine Schreckgestalt sollte ihm zum erstenmal nützlich werden, an allen Türen seines Zimmers wollte er gleichzeitig sein und den Angreifern entgegenfauchen, die Schwester aber sollte nicht gezwungen, sondern freiwillig bei ihm bleiben, sie sollte neben ihm auf dem Kanapee sitzen, das Ohr zu ihm hinunterneigen, und er wollte ihr dann anvertrauen, daß er die feste Absicht gehabt habe, sie auf das Konservatorium zu schicken, und daß er dies, wenn nicht das Unglück dazwischen gekommen wäre, vergangene Weihnachten — Weihnachten war doch wohl schon vorüber? — allen gesagt hätte, ohne sich um irgendwelche Widerreden zu kümmern. Nach dieser Erklärung würde die Schwester in Tränen der Rührung ausbrechen, und Gregor würde sich bis zu ihrer Achsel erheben und ihren Hals küssen, den sie, seitdem sie ins Geschäft ging, frei ohne Band oder Kragen trug.

»Herr Samsa,« rief der mittlere Herr dem Vater zu und zeigte, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, mit dem Zeigefinger auf den langsam sich vorwärtsbewegenden Gregor. Die Violine verstummte, der mittlere Zimmerherr lächelte erst einmal kopfschüttelnd seinen Freunden zu und sah dann wieder auf Gregor hin. Der Vater schien es für nötiger zu halten, statt Gregor zu vertreiben, vorerst die Zimmerherren zu beruhigen, trotzdem diese gar nicht aufgeregt waren und Gregor sie mehr als das Violinspiel zu unterhalten schien. Er eilte zu ihnen und suchte sie mit ausgebreiteten Armen in ihr Zimmer zu drängen und gleichzeitig mit seinem Körper ihnen den Ausblick auf Gregor zu nehmen. Sie wurden nun tatsächlich ein wenig böse,

man wußte nicht mehr, ob über das Benehmen des Vaters oder über die ihnen jetzt aufgehende Erkenntnis, ohne es zu wissen, einen solchen Zimmernachbar wie Gregor besessen zu haben. Sie verlangten vom Vater Erklärungen, hoben ihrerseits die Arme, zupften unruhig an ihren Bärten und wichen nur langsam gegen ihr Zimmer zurück. Inzwischen hatte die Schwester die Verlorenheit, in die sie nach dem plötzlich abgebrochenen Spiel verfallen war, überwunden, hatte sich, nachdem sie eine Zeit lang in den lässig hängenden Händen Violine und Bogen gehalten und weiter, als spiele sie noch, in die Noten gesehen hatte, mit einem Male aufgerafft, hatte das Instrument auf den Schoß der Mutter gelegt, die in Atembeschwerden mit heftig arbeitenden Lungen noch auf ihrem Sessel saß, und war in das Nebenzimmer gelaufen, dem sich die Zimmerherren unter dem Drängen des Vaters schon schneller näherten. Man sah, wie unter den geübten Händen der Schwester die Decken und Polster in den Betten in die Höhe flogen und sich ordneten. Noch ehe die Herren das Zimmer erreicht hatten, war sie mit dem Aufbetten fertig und schlüpfte heraus. Der Vater schien wieder von seinem Eigensinn derartig ergriffen, daß er jeden Respekt vergaß, den er seinen Mietern immerhin schuldete. Er drängte nur und drängte, bis schon in der Tür des Zimmers der mittlere der Herren donnernd mit dem Fuß aufstampfte und dadurch den Vater zum Stehen brachte. »Ich erkläre hiermit,« sagte er, hob die Hand und suchte mit den Blicken auch die Mutter und die Schwester, »daß ich mit Rücksicht auf die in dieser Wohnung und Familie herrschenden widerlichen Verhältnisse« — hierbei spie er kurz entschlossen auf den Boden — »mein Zimmer augenblicklich kündige. Ich werde natürlich auch für die Tage, die ich hier gewohnt habe, nicht das Geringste bezahlen, dagegen werde ich es mir noch überlegen, ob ich nicht mit irgendwelchen — glauben sie mir — sehr leicht zu begründenden Forderungen gegen sie auftreten werde.« Er schwieg und sah gerade vor sich hin, als erwarte er etwas. Tatsächlich fielen sofort seine zwei Freunde mit den Worten ein: »Auch wir kündigen augenblicklich.« Darauf faßte er die Türklinke und schloß mit einem Krach die Tür.

Der Vater wankte mit tastenden Händen zu seinem Sessel und ließ sich in ihn fallen, es sah aus, als strecke er sich zu seinem ge-

wöhnlichen Abendschläfchen, aber das starke Nicken seines wie haltlosen Kopfes zeigte, daß er ganz und gar nicht schlief. Gregor war die ganze Zeit still auf dem Platz gelegen, auf dem ihn die Zimmerherren ertappt hatten. Die Enttäuschung über das Mißlingen seines Planes, vielleicht aber auch die durch das viele Hungern verursachte Schwäche machten es ihm unmöglich, sich zu bewegen. Er fürchtete mit einer gewissen Bestimmtheit schon für den nächsten Augenblick einen allgemeinen über ihn sich entladenden Zusammensturz und wartete. Nicht einmal die Violine schreckte ihn auf, die, unter den zitternden Fingern der Mutter hervor, ihr vom Schoße fiel und einen hallenden Ton von sich gab.

»Liebe Eltern,« sagte die Schwester und schlug zur Einleitung mit der Hand auf den Tisch, »so geht es nicht weiter. Wenn ihr das vielleicht nicht einsehet, ich sehe es ein. Ich will vor diesem Untier nicht den Namen meines Bruders aussprechen, und sage daher bloß: wir müssen versuchen, es loszuwerden. Wir haben das Menschenmögliche versucht, es zu pflegen und zu dulden, ich glaube, es kann uns niemand den geringsten Vorwurf machen.«

»Sie hat tausendmal Recht,« sagte der Vater für sich. Die Mutter, die noch immer nicht genug Atem finden konnte, fing in die vorgehaltene Hand mit einem irrsinnigen Ausdruck der Augen dumpf zu husten an.

Die Schwester eilte zur Mutter und hielt ihr die Stirn. Der Vater schien durch die Worte der Schwester auf bestimmtere Gedanken gebracht zu sein, hatte sich aufrecht gesetzt, spielte mit seiner Dienermütze zwischen den Tellern, die noch vom Nachtmahl der Zimmerherren her auf dem Tische lagen, und sah bisweilen auf den stillen Gregor hin.

»Wir müssen es loszuwerden suchen,« sagte die Schwester nun ausschließlich zum Vater, denn die Mutter hörte in ihrem Husten nichts, »es bringt euch noch beide um, ich sehe es kommen. Wenn man schon so schwer arbeiten muß, wie wir alle, kann man nicht noch zu Hause diese ewige Quälerei ertragen. Ich kann es auch nicht mehr.« Und sie brach so heftig in Weinen aus, daß ihre Tränen auf das Gesicht der Mutter niederflossen, von dem sie sie mit mechanischen Handbewegungen wischte.

»Kind,« sagte der Vater mitleidig und mit auffallendem Verständnis, »was sollen wir aber tun?«

Die Schwester zuckte nur die Achseln zum Zeichen der Ratlosigkeit, die sie nun während des Weinens im Gegensatz zu ihrer früheren Sicherheit ergriffen hatte.

»Wenn er uns verstünde,« sagte der Vater halb fragend, die Schwester schüttelte aus dem Weinen heraus heftig die Hand zum Zeichen, daß daran nicht zu denken sei.

»Wenn er uns verstünde,« wiederholte der Vater und nahm durch Schließen der Augen die Überzeugung der Schwester von der Unmöglichkeit dessen in sich auf, »dann wäre vielleicht ein Übereinkommen mit ihm möglich. Aber so —«

»Weg muß es,« rief die Schwester, »das ist das einzige Mittel, Vater! Du mußt bloß den Gedanken loszuwerden suchen, daß es Gregor ist. Daß wir es solange geglaubt haben, das ist ja unser eigentliches Unglück. Aber wie kann es denn Gregor sein? Wenn es Gregor wäre, er hätte längst eingesehen, daß ein Zusammenleben von Menschen mit einem solchen Tier nicht möglich ist, und wäre freiwillig fortgegangen. Wir hätten dann keinen Bruder, aber könnten weiter leben und sein Andenken in Ehren halten. So aber verfolgt uns dieses Tier, vertreibt die Zimmerherren, will offenbar die ganze Wohnung einnehmen und uns auf der Gasse übernachten lassen. Schau nur, Vater,« schrie sie plötzlich auf, »er fängt schon wieder an!« Und in einem für Gregor gänzlich unverständlichen Schrecken verließ die Schwester sogar die Mutter, stieß sich förmlich von ihrem Sessel ab, als wolle sie lieber die Mutter opfern, ehe sie in Gregors Nähe bliebe, und eilte hinter den Vater, der, lediglich durch ihr Benehmen erregt, auch aufstand und die Arme wie zum Schutze der Schwester vor ihr halb erhob.

Aber Gregor fiel es doch gar nicht ein, irgend jemandem und gar seiner Schwester Angst machen zu wollen. Er hatte bloß angefangen sich umzudrehen, um in sein Zimmer zurückzuwandern, und das nahm sich allerdings auffallend aus, da er infolge seines leidenden Zustandes bei den schwierigen Umdrehungen mit seinem Kopfe nachhelfen mußte, den er hierbei viele Male hob und gegen den Boden schlug. Er hielt inne und sah sich um. Seine gute Absicht

schien erkannt worden zu sein, es war nur ein augenblicklicher Schrecken gewesen. Nun sahen ihn alle schweigend und traurig an. Die Mutter lag, die Beine ausgestreckt und aneinandergedrückt, in ihrem Sessel, die Augen fielen ihr vor Ermattung fast zu, der Vater und die Schwester saßen nebeneinander, die Schwester hatte ihre Hand um des Vaters Hals gelegt.

»Nun darf ich mich schon vielleicht umdrehen,« dachte Gregor und begann seine Arbeit wieder. Er konnte das Schnaufen der Anstrengung nicht unterdrücken und mußte auch hier und da ausruhen. Im übrigen drängte ihn auch niemand, es war alles ihm selbst überlassen. Als er die Umdrehung vollendet hatte, fing er sofort an, geradeaus zurückzuwandern. Er staunte über die große Entfernung, die ihn von seinem Zimmer trennte, und begriff gar nicht, wie er bei seiner Schwäche vor kurzer Zeit den gleichen Weg, fast ohne es zu merken, zurückgelegt hatte. Immerfort nur auf rasches Kriechen bedacht, achtete er kaum darauf, daß kein Wort, kein Ausruf seiner Familie ihn störte. Erst als er schon in der Tür war, wendete er den Kopf, nicht vollständig, denn er fühlte den Hals steif werden, immerhin sah er noch, daß sich hinter ihm nichts verändert hatte, nur die Schwester war aufgestanden. Sein letzter Blick streifte die Mutter, die nun völlig eingeschlafen war.

Kaum war er innerhalb seines Zimmers, wurde die Tür eiligst zugedrückt, festgeriegelt und versperrt. Über den plötzlichen Lärm hinter sich erschrak Gregor so, daß ihm die Beinchen einknickten. Es war die Schwester, die sich so beeilt hatte. Aufrecht war sie schon da gestanden und hatte gewartet, leichtfüßig war sie dann vorwärtsgesprungen, Gregor hatte sie gar nicht kommen hören, und ein »Endlich!« rief sie den Eltern zu, während sie den Schlüssel im Schloß umdrehte.

»Und jetzt?« fragte sich Gregor und sah sich im Dunkeln um. Er machte bald die Entdeckung, daß er sich nun überhaupt nicht mehr rühren konnte. Er wunderte sich darüber nicht, eher kam es ihm unnatürlich vor, daß er sich bis jetzt tatsächlich mit diesen dünnen Beinchen hatte fortbewegen können. Im übrigen fühlte er sich verhältnismäßig behaglich. Er hatte zwar Schmerzen im ganzen Leib, aber ihm war, als würden sie allmählich schwächer und schwächer

und würden schließlich ganz vergehen. Den verfaulten Apfel in seinem Rücken und die entzündete Umgebung, die ganz von weichem Staub bedeckt waren, spürte er schon kaum. An seine Familie dachte er mit Rührung und Liebe zurück. Seine Meinung darüber, daß er verschwinden müsse, war womöglich noch entschiedener, als die seiner Schwester. In diesem Zustand leeren und friedlichen Nachdenkens blieb er, bis die Turmuhr die dritte Morgenstunde schlug. Den Anfang des allgemeinen Hellerwerdens draußen vor dem Fenster erlebte er noch. Dann sank sein Kopf ohne seinen Willen gänzlich nieder, und aus seinen Nüstern strömte sein letzter Atem schwach hervor.

Als am frühen Morgen die Bedienerin kam — vor lauter Kraft und Eile schlug sie, wie oft man sie auch schon gebeten hatte, das zu vermeiden, alle Türen derartig zu, daß in der ganzen Wohnung von ihrem Kommen an kein ruhiger Schlaf mehr möglich war —, fand sie bei ihrem gewöhnlichen kurzen Besuch an Gregor zuerst nichts Besonderes. Sie dachte, er liege absichtlich so unbeweglich da und spiele den Beleidigten, sie traute ihm allen möglichen Verstand zu. Weil sie gerade den langen Besen in der Hand hielt, suchte sie mit ihm Gregor von der Tür aus zu kitzeln. Als sich auch da kein Erfolg zeigte, wurde sie ärgerlich und stieß ein wenig in Gregor hinein, und erst als sie ihn ohne jeden Widerstand von seinem Platze geschoben hatte, wurde sie aufmerksam. Als sie bald den wahren Sachverhalt erkannte, machte sie große Augen, pfiff vor sich hin, hielt sich aber nicht lange auf, sondern riß die Tür des Schlafzimmers auf und rief mit lauter Stimme in das Dunkel hinein: »Sehen sie nur mal an, es ist krepiert, da liegt es, ganz und gar krepiert.«

Das Ehepaar Samsa saß im Ehebett aufrecht da und hatte zu tun, den Schrecken über die Bedienerin zu verwinden, ehe es dazu kam, ihre Meldung aufzufassen. Dann aber stiegen Herr und Frau Samsa, jeder auf seiner Seite, eiligst aus dem Bett, Herr Samsa warf die Decke über seine Schultern, Frau Samsa kam nur im Nachthemd hervor, so traten sie in Gregors Zimmer. Inzwischen hatte sich auch die Tür des Wohnzimmers geöffnet, in dem Grete seit dem Einzug der Zimmerherren schlief, sie war völlig angezogen, als hätte sie gar nicht geschlafen, auch ihr bleiches Gesicht schien das zu beweisen. »Tot?« sagte Frau Samsa und sah fragend zur Be-

dienerin auf, trotzdem sie doch alles selbst prüfen und sogar ohne Prüfung erkennen konnte. »Das will ich meinen,« sagte die Bedienerin und stieß zum Beweis Gregors Leiche mit dem Besen noch ein großes Stück seitwärts. Frau Samsa machte eine Bewegung, als wolle sie den Besen zurückhalten, tat es aber nicht. »Nun,« sagte Herr Samsa, »jetzt können wir Gott danken.« Er bekreuzigte sich, und die drei Frauen folgten seinem Beispiel. Grete, die kein Auge von der Leiche wendete, sagte: »Seht nur, wie mager er war. Er hat ja auch schon so lange Zeit nichts gegessen. So wie die Speisen hereinkamen, sind sie wieder hinausgekommen.« Tatsächlich war Gregors Körper vollständig flach und trocken, man erkannte das eigentlich erst jetzt, da er nicht mehr von den Beinchen gehoben war und auch sonst nichts den Blick ablenkte.

»Komm, Grete, auf ein Weilchen zu uns herein,« sagte Frau Samsa mit einem wehmütigen Lächeln, und Grete ging, nicht ohne nach der Leiche zurückzusehen, hinter den Eltern in das Schlafzimmer. Die Bedienerin schloß die Tür und öffnete gänzlich das Fenster. Trotz des frühen Morgens war der frischen Luft schon etwas Lauigkeit beigemischt. Es war eben schon Ende März.

Aus ihrem Zimmer traten die drei Zimmerherren und sahen sich erstaunt nach ihrem Frühstück um, man hatte sie vergessen. »Wo ist das Frühstück?« fragte der mittlere der Herren mürrisch die Bedienerin. Diese aber legte den Finger an den Mund und winkte dann hastig und schweigend den Herren zu, sie möchten in Gregors Zimmer kommen. Sie kamen auch und standen dann, die Hände in den Taschen ihrer etwas abgenützten Röckchen, in dem nun schon ganz hellen Zimmer um Gregors Leiche herum.

Da öffnete sich die Tür des Schlafzimmers, und Herr Samsa erschien in seiner Livree an einem Arm seine Frau, am anderen seine Tochter. Alle waren ein wenig verweint, Grete drückte bisweilen ihr Gesicht an den Arm des Vaters.

»Verlassen Sie sofort meine Wohnung!« sagte Herr Samsa und zeigte auf die Tür, ohne die Frauen von sich zu lassen. »Wie meinen Sie das?« sagte der mittlere der Herren etwas bestürzt und lächelte süßlich. Die zwei anderen hielten die Hände auf dem Rücken und rieben sie ununterbrochen aneinander, wie in freudiger Erwar-

tung einer großen Streites, der aber für sie günstig ausfallen mußte. »Ich meine es genau so, wie ich es sage,« antwortete Herr Samsa und ging in einer Linie mit seinen zwei Begleiterinnen auf den Zimmerherrn zu. Dieser stand zuerst still da und sah zu Boden, als ob sich die Dinge in seinem Kopf zu einer neuen Ordnung zusammenstellten. »Dann gehen wir also,« sagte er dann und sah zu Herrn Samsa auf, als verlange er in einer plötzlich ihn überkommenden Demut sogar für diesen Entschluß eine neue Genehmigung. Herr Samsa nickte ihm bloß mehrmals kurz mit großen Augen zu. Daraufhin ging der Herr tatsächlich sofort mit langen Schritten ins Vorzimmer, seine beiden Freunde hatten schon ein Weilchen lang mit ganz ruhigen Händen aufgehorcht und hüpften ihm jetzt geradezu nach, wie in Angst, Herr Samsa könnte vor ihnen ins Vorzimmer eintreten und die Verbindung mit ihrem Führer stören. Im Vorzimmer nahmen alle drei die Hüte vom Kleiderrechen, zogen ihre Stöcke aus dem Stockbehälter, verbeugten sich stumm und verließen die Wohnung. In einem, wie sich zeigte, gänzlich unbegründeten Mißtrauen trat Herr Samsa mit den zwei Frauen auf den Vorplatz hinaus, an das Geländer gelehnt, sahen sie zu, wie die drei Herren zwar langsam, aber ständig die lange Treppe hinunterstiegen, in jedem Stockwerk in einer bestimmten Biegung des Treppenhauses verschwanden und nach ein paar Augenblicken wieder hervorkamen, je tiefer sie gelangten, desto mehr verlor sich das Interesse der Familie Samsa für sie, und als ihnen entgegen und dann hoch über sie hinweg ein Fleischergeselle mit der Trage auf dem Kopf in stolzer Haltung heraufstieg, verließ bald Herr Samsa mit den Frauen das Geländer, und alle kehrten, wie erleichtert, in ihre Wohnung zurück.

Sie beschlossen, den heutigen Tag zum Ausruhen und Spazierengehen zu verwenden, sie hatten diese Arbeitsunterbrechung nicht nur verdient, sie brauchten sie sogar unbedingt. Und so setzten sie sich zum Tisch und schrieben drei Entschuldigungsbriefe, Herr Samsa an seine Direktion, Frau Samsa an ihren Auftraggeber und Grete an ihren Prinzipal. Während des Schreibens kam die Bedienerin herein, um zu sagen, daß sie fortgehe, denn ihre Morgenarbeit war beendet. Die drei Schreibenden nickten zuerst bloß, ohne aufzuschauen, erst als die Bedienerin sich immer noch nicht entfernen wollte,

sah man ärgerlich auf. »Nun?« fragte Herr Samsa. Die Bedienerin stand lächelnd in der Tür, als habe sie der Familie ein großes Glück zu melden, werde es aber nur dann tun, wenn sie gründlich ausgefragt werde. Die fast aufrechte kleine Straußfeder auf ihrem Hut, über die sich Herr Samsa schon während ihrer ganzen Dienstzeit ärgerte, schwankte leicht nach allen Richtungen. »Also was wollen Sie eigentlich?« fragte Frau Samsa, vor welcher die Bedienerin noch am meisten Respekt hatte. »Ja,« antwortete die Bedienerin und konnte vor freundlichem Lachen nicht gleich weiter reden, »also darüber, wie das Zeug von nebenan weggeschafft werden soll, müssen Sie sich keine Sorge machen. Es ist schon in Ordnung.« Frau Samsa und Grete beugten sich zu ihren Briefen nieder, als wollten sie weiterschreiben, Herr Samsa, welcher merkte, daß die Bedienerin nun alles ausführlich zu beschreiben anfangen wollte, wehrte dies mit ausgestreckter Hand entschieden ab. Da sie aber nicht erzählen durfte, erinnerte sie sich an die große Eile, die sie hatte, rief offenbar beleidigt: »Adjes allseits,« drehte sich wild um und verließ unter fürchterlichem Türezuschlagen die Wohnung.

»Abend wird sie entlassen,« sagte Herr Samsa, bekam aber weder von seiner Frau, noch von seiner Tochter eine Antwort, denn die Bedienerin schien ihre kaum gewonnene Ruhe wieder gestört zu haben. Sie erhoben sich, gingen zum Fenster und blieben dort, sich umschlungen haltend. Herr Samsa drehte sich in seinem Sessel nach ihnen um und beobachtete sie still ein Weilchen. Dann rief er: »Also kommt doch her. Laßt schon endlich die alten Sachen. Und nehmt auch ein wenig Rücksicht auf mich.« Gleich folgten ihm die Frauen, eilten zu ihm, liebkosten ihn und beendeten rasch ihre Briefe.

Dann verließen alle drei gemeinschaftlich die Wohnung, was sie schon seit Monaten nicht getan hatten, und fuhren in der Elektrischen ins Freie vor die Stadt. Der Wagen, in dem sie allein saßen, war ganz von warmer Sonne durchschienen. Sie besprachen, bequem auf ihren Sitzen zurückgelehnt, die Aussichten für die Zukunft, und es fand sich, daß diese bei näherer Betrachtung gar nicht so schlimm war, denn aller drei Anstellungen waren, worüber sie einander eigentlich noch gar nicht ausgefragt hatten, überaus günstig und besonders für später vielversprechend. Die größte augenblickliche Besse-

rung der Lage mußte sich natürlich leicht durch einen Wohnungswechsel ergeben, sie wollten nun eine kleinere und billigere, aber besser gelegene und überhaupt praktischere Wohnung nehmen, als es die jetzige noch von Gregor ausgesuchte war. Während sie sich so unterhielten, fiel es Herrn und Frau Samsa im Anblick ihrer immer lebhafter werdenden Tochter fast gleichzeitig ein, wie sie in der letzten Zeit trotz aller Plage, die ihre Wangen bleich gemacht hatte, zu einem schönen und üppigen Mädchen aufgeblüht war. Stiller werdend und fast unbewußt durch Blicke sich verständigend, dachten sie daran, daß es nun Zeit sein werde, auch einen braven Mann für sie zu suchen. Und es war ihnen wie eine Bestätigung ihrer neuen Träume und guten Absichten, als am Ziele ihrer Fahrt die Tochter als erste sich erhob und ihren jungen Körper dehnte.

Otokar Březina:

GEBET ⟨1897⟩

⟨Nachdichtung von Albert Ehrenstein⟩

Dein mächtiger Wille stieß aus unsern steinfahlen Wangen
das Blut ins Antlitz der Feinde,
und das Augenleuchten der Feinde machtest Du klar wie die Sterne
durch unsere Wolken.
Aus unserm Schweigen flatterte auf ihr Jauchzen,
unserer Grabblumen Knospenluft
sogen sie ein als süßesten Duft.
Aber unser Gespenst
schlich in ihr Träumen, kroch in den Reigen ihrer Lieder, Tänze,
und im einsamsten Schweben erlebten sie unsere Begegnung.

Deines Geheimnisses Schatten senkte sich kalt
— unserer Seelen Zwiespalt ist alt!
Unser reinstes Licht, das Du den Blicken entzündet,
beschlug urschrill ihren Spiegel,
und der Sommer ihrer reif tosenden Ernte flammte empor
Steppenbrand unseren Fluren.
Ihrer Stimme enthaucht Hauch glüher Winde,
die von altersher uns: wirbelnde Stürme,
Leid verschütteten Weinens, verzweifelt Gewimmer der Trümmer.
Gefahren schimmert ihr Lächeln,
vom Gedenken umwittert sangloser Siege Toter,
ach, ihre Düsterstirnen spiegeln den Schatten
unenträtselter Tode, verhängt vor Äonen.
In unsern und ihren Hirnen ringen verkrallt
die Stimmen der Tiefen, Echo der Vätergedanken,
Vermächtnis in Trauer und Schuld erstarrten Blutes.

Deines Geheimnisses Schatten sind kalt
— unserer Seelen Zwiespalt ist alt!

Allgegenwärtiger: Lächler ewigen Segens!
Endlos Umarmen unendlicher Welten!
Singender Pulsschlag der Herzen und Himmel!
Flamme stürzender Lust hinlöschender Augen!
Du, des Liebe gleich feurigem Schwefel grellt in die Gärten irdener Liebe
: Wir beten Gebete für Feinde, die wider uns schreiten im Lichtstreit des Lebens,
für Feinde jenseits unserer Kreise, unbekannt ob Entfernung Zeit und des Todes,
und für Feinde, die mit künftigen Morgen harren des Morgens unseres Stammes!
Deines Geheimnisses Schatten senkte sich kalt
— unserer Seelen Zwiespalt ist alt!
Wege zu Dir sind unsere Siege
— unsichtbar Siegen ist unser Besiegtsein.
Im Schwertgeklirr rauscht der Brudergesang sich mystisch umarmender Ähren!
Der Du Samen in blutigen Händen läßt aufblühen in Lilienweiße,
in der Freunde und Feinde bereitem Stahle
aller Morgen gemeinsame Sonne strahle!

Zahllose Flammen, von Ewigkeit wallend, verzehren das Dunkel,
unter ihnen die Sonne und der unbegreifliche Durst aller Welten!
Aber es wälzt sich immer aufs Neue aus kosmischen Höhen, wider das singende Lichtmeer.
Unsere Schmerzensschreie tönen dann wohl wie braves Summen der Bienen,
die da nahen den Stöcken mit holdem Honig, geerntet auf Zeitengefilden.

Deinen geheimnisvollen Feldzug, Führer, den Fähnlein hast Du befohlen,
gabst uns Helden, zu schauen über Zeiten und Aberzeiten,

ihre Blicke brachen nicht im Wandel der Stoffe,
das Lispeln ihrer Befehle ward zum Gewitter im Widerhall aller Tiefen,
Kraft gabst Du unserem Angriff, als des Lichtes Bereiche dröhnten von unseren Schritten,
Kraft dem feindlichen Arm, als wir die Siege des Morgens entwarfen bei nächtlichen Fackeln.
Neblig im Sonnensterben bangen unsere Tage.
Rosen säet auf die Fluren der Feinde unser Ermatten.
So irrt unser Weg bis zu den Grenzen der Zeitengebreiten.

Ewiger!
Schmerz aller Siege wälzt sich qualmend zu Dir im Azur anblühender Zukunft,
ein beschwörendes Opfer,
und all die gefalteten Hände, von Tränen erleuchtet, ruhen nach heiligem Freispruch.
Süß mach unsere Liebe, der Menschen Zahl niemals verringernd, immer nur mehrend!
Daß wir, stiller vor Schmerz, in der Seele gewahren die Quelle des Lichtes,
Schmerz und Licht sind Formen der Seele — Dein das Geheimnis!
Siehe, wir leugneten Liebe: da welkte der Rosenregen der Küsse auf Lippen der Kämpfer.
Aber in den Mittag des Ringens sing uns endlich Klingen
ätherischen Jubels im Tode versöhnter Seelen!
Euch Wangen, entflammt von der Erbschuld, kühle der Tau des neuen Schattens,
in dem sich die feindlichen Seelen umhimmeln innigen Gattens.

E. v. Aster:

KÜNSTLERISCHE UND WISSENSCHAFTLICHE PSYCHOLOGIE

WAS ist Kunst? Was ist ihr Sinn, ihr Ziel, ihre Aufgabe und Bedeutung für den menschlichen Geist? Was »soll« das Kunstwerk und wie muß es beschaffen sein, um »wirkliche«, »echte« Kunst zu sein? Seit diese Frage von Ästhetikern, Philosophen, Künstlern, Moralisten und kunstliebenden Laien gestellt und behandelt worden ist — also mindestens seit der Poetik des alten Aristoteles — hat man ihre Beantwortung in zwei verschiedenen Richtungen gesucht, ohne daß freilich diese Richtungen ganz klar unterschieden worden wären. Wenn Aristoteles der Tragödie die Aufgabe zuschreibt, unsere Affekte zu reinigen und von ihr verlangt, daß sie Furcht und Mitleid erwecke, wenn Kant das interesselose Wohlgefallen am Kunstwerk als den Zustand des Beschauers beschreibt, den das Kunstwerk in ihm hervorrufen soll, wenn im erbitterten Kampf um die »Berechtigung« bestimmter Kunstrichtungen das Schlagwort fällt von der Kunst, die anstatt des »Schönen«, wie es Sinn und Aufgabe der Kunst sei, vielmehr gerade das »Häßliche« suche, wenn Frau Meier ein Theaterstück entrüstet mit der Begründung ablehnt, daß sie doch ins Theater gehe, um sich angenehm zu unterhalten und zu amüsieren — so liegt bei aller Verschiedenheit der Höhe des eingenommenen Standpunkts doch ein gemeinsamer Gedanke zugrunde, ein Gedanke, der so oft wiederholt und gedacht worden ist, daß er fast zum Gemeinplatz geworden ist: der Gedanke, daß das Kunstwerk in erster Linie die Aufgabe hat, bestimmte Gefühle in uns zu wecken, gefühlsmäßig von uns »genossen« zu werden, daß in dieser Wirkung auf das Gefühl sein Sinn und sein Daseinsrecht bestehe.

Neben dieser scheinbar so selbstverständlichen Behauptung aber macht sich immer wieder ein anderer Gedankengang geltend — wenn

er auch bisher noch nirgends zu einer ganz klaren und vollbewußten Formulierung gekommen ist. Wenn Plato von der Kunst als einer »Nachahmung« der Dinge spricht und, um das Wesen der Kunst zu begreifen, das Wesen dieser Nachahmung zu fassen sucht, wenn Baumgarten die »sinnliche« Erkenntnis des Künstlers der »begrifflichen« Erkenntnis der Wissenschaft entgegen und zugleich parallel setzt, wenn in den Kreisen der bildenden Künstler immer wieder von den verschiedensten Seiten die Behauptung aufgestellt wird, daß nur der bildende Künstler richtig »sehen« könne und durch seine Künstlertätigkeit lerne, wenn in den Kreisen der Pädagogen und Ästhetiker das Thema einer Erziehung des Auges und Ohrs durch die Kunst zum Schlagwort geworden ist, wenn wir endlich gelegentlich einen Roman ablehnen, nicht etwa deshalb, weil er »Häßliches« schildert, sondern weil er »unwahr« ist (vielleicht sagen wir in der Sprache der Frau Meier »unnatürlich«), wenn wir also in einem ganz bestimmten Sinn vom Künstler »Wahrheit« verlangen — so liegt in allen diesen Wendungen der Gedanke, daß »Kunst« nicht nur mit unserm Gefühl, sondern auch mit den Dingen und mit der Erkenntnis der Dinge etwas zu tun hat, daß sie in einem gewissen Sinn nach demselben Ziel strebt, wie die Wissenschaft, nach »Wahrheit«, wenn sie auch sicherlich dieses Ziel auf einem anderen Wege zu erreichen sucht.

Wenn ich dies Ziel eben »Wahrheit« nannte, so dürfen wir unter dieser Wahrheit freilich nicht — und zwar weder in der Kunst, noch in der Wissenschaft — photographische Treue verstehen. Weder die Kunst noch die Wissenschaft »ahmt nach« in dem Sinn wie die Photographie das tut, sondern sie enthält eine »Erkenntnis« der Wirklichkeit. Wenn der Maler ein Porträt malt, so ist das Porträt so wenig eine einfache Kopie des gesehenen Kopfes, wie das von Galilei aufgestellte Gesetz des freien Falls der Körper zur Erde dasselbe ist, wie eine photographische Wiedergabe eines fallenden Körpers. Und daß die Figuren eines Dramas oder eines Romans keine wirklichen, sondern erfundene Menschen sind, beeinträchtigt so wenig die psychologische Wahrheit der Dichtung, wie es ein Einwand gegen das Fallgesetz ist, daß niemals bei einem Körper, der wirklich zur Erde fällt, absolut genau die Fallräume dem Quadrat

der Zeiten proportional wachsen, oder gegen den mathematischen Begriff der geraden Linie, daß es in der Wirklichkeit keine im strengen Sinn gerade Linie gibt. Die Formel des Fallgesetzes bildet nicht den Fall eines wirklichen Gegenstandes ab oder ahmt ihn nach, sondern sie enthält eine begriffliche Erkenntnis dessen, was beim Fall eines Körpers vorgeht, indem sie uns in dem ganzen Vorgang bestimmte Momente — Fallraum, Fallzeit, Fallbeschleunigung — unterscheiden lehrt und ihre bestimmte Beziehung zueinander in einem Begriff festlegt, den wir nun auf jeden weiteren fallenden Körper anzuwenden vermögen. Dieser Begriff ist gewonnen worden auf Grund des Studiums des Falls der Körper zur Erde, er enthält das »Verständnis«, das sich Galilei vom Wesen der physikalischen Erscheinung erarbeitet hatte, zugleich aber übermittelt er uns dieses Verständnis, diese physikalische Einsicht in die Struktur des Fallvorgangs, die wir nun bei jedem beliebigen fallenden Körper wiederfinden können.

Etwas ganz Entsprechendes aber gilt nun auch von der Arbeit des Künstlers. Der Maler studiert den Kopf, den er im Porträt, die Landschaft, die er im Bilde festhält. Er sucht den Zusammenhang der Formen, die Beziehung der Farben und Helligkeiten zueinander zu fassen. Er sieht Ähnlichkeiten und Unterschiede, wo der Laie nur ein ungeschiedenes Gemisch von Farbtönen erblickt, er erkennt violette, rote, grüne Nuancen, wo der Laie nur einen »grauen« Schatten, einen »blauen« Himmel, einen fleischfarbenen Körper sieht. Nur daß er das Ergebnis seiner Erkenntnis nicht in einen allgemeinen Begriff, sondern in ein Bild, in das Bild eines individuellen Gegenstandes faßt. Darum aber bleibt doch auch hier wie im Fall der Wissenschaft die Erkenntnis, die er uns übermittelt, eine Erkenntnis, die wir auf andere Gegenstände anwenden können. Es gibt viele Gegenstände, für deren farbige Eigenart uns erst durch ein Bild das Verständnis aufgeht, die uns die Arbeit des Malers gleichsam erst entdecken läßt. Wir haben gar nicht gewußt, daß ein Kohlkopf so aussieht, daß der spiegelnde Asphalt bei Regenwetter eine farbige Erscheinung dieser bestimmten Art ist — jetzt haben Dinge dieser Art, wenn wir sie in der Natur wiederfinden, ein Aussehen, eine bestimmte Struktur für uns gewonnen, so wie der Fall des schweren

Körpers zur Erde jetzt, wo wir ihn unter dem Gesichtspunkt des Fallgesetzes betrachten, eine bestimmte faßbare Struktur und Gliederung gewonnen hat.

Am deutlichsten aber tritt uns dieser Zusammenhang entgegen, wenn wir an die Beziehungen von Psychologie und Dichtung denken. Die Darstellung menschlicher Seelenzustände ist nicht die einzige Aufgabe der Dichtkunst, wie sie andrerseits nicht allein Aufgabe der Dichtkunst ist. Wo indessen ein Roman oder ein Drama nicht einen Vorgang, ein Stück Natur, ein Milieu sich zum Vorwurf nimmt, sondern eben Menschen, Charaktere darstellen will, da erwarten wir auch eben Seelenkenntnis und psychologisches Verständnis bei dem Autor zu finden. Und es verhält sich hier in der Tat genau so wie in dem vorher erwähnten Fall der malerischen Farb- und Formerkenntnis: Es gibt plötzliche psychologische Einsichten, die uns bei der Lektüre eines Dostojewskijschen Romans oder eines Ibsenschen Dramas aufleuchten, wir wissen sofort: Menschen der Art, wie sie uns hier geschildert worden sind, gibt es, wir bemerken mit einem Mal bei uns und bei Andern psychische Vorgänge, auf die wir bisher niemals geachtet haben, wir verstehen und entdecken seelische Zusammenhänge, die uns bisher unbekannt waren. So wenig nun wie die Musik mit der Akustik und die künstlerische Farb- und Formerkenntnis mit Optik und Geometrie zusammenfällt, so wenig sind künstlerische und wissenschaftliche Psychologie einfach dasselbe. Es ist etwas Andres, wenn der Dichter uns den Zusammenhang von Gedanken, Gefühlen, Vorstellungen und Handlungen in einer bestimmten von ihm geschaffenen Figur mit jener plastischen Anschaulichkeit verdeutlicht, die uns diesen Zusammenhang sichtbar oder besser fühlbar, erlebbar macht, stets gebunden an und bezogen auf diese einzelne Figur und doch sie zu einem Typus erhebend, der sie zu einem Fingerzeig für das Verständnis der eignen und fremden Natur für uns macht — und wenn der Psychologe die allgemeinen Gesetze formuliert, nach denen sich unsere Vorstellungen und Gefühle gegenseitig beeinflussen und bedingen, die abstrakten Ursachen, durch deren Zusammenwirken unser psychisches Leben beherrscht wird.

Andrerseits aber berührt sich wissenschaftliche und künst-

lerische Erkenntnis nirgend so eng wie hier. Es hängt das zum Teil zusammen mit der Richtung, die unsere Wissenschaft von der Körperwelt, die die Physik genommen hat, der ausschließlichen Richtung auf Rechnung und Quantifizierung unter Abspaltung gleichsam alles dessen, was sich nicht zahlenmäßig exakt fassen läßt. Zählen und Rechnen, Zerlegen in abstrakt gleiche Einheiten und Aneinanderfügen dieser Einheiten, Auflösen der qualitativen Einheit in eine Summe ist gleichsam das Urbild aller wissenschaftlichen Erkenntnis, der Weg, den die Wissenschaft zur geistigen Beherrschung der Dinge dem Menschen weist, den das »diskursive« unanschauliche Denken einschlägt, während die Kunst überall nach Veranschaulichung und Verbildlichung und das heißt nach qualitativer Einheit strebt. Dazu kommt als zweiter, keineswegs unwichtiger Punkt die Übereinstimmung im Darstellungsmittel. Die Wissenschaft ist überall auf das Mittel der Sprache, des Wortes angewiesen ‹wenn sie dasselbe auch bisweilen — in der mathematischen und chemischen Formelsprache — ihren Zwecken angepaßt umbildet und umschafft›, während speziell nur die Dichtung das Wort zum künstlerischen Darstellungsmittel macht. An und für sich ist nun aber das Wort eigentlich Zeichen eines Begriffs, setzt der Gebrauch von Worten zur Beschreibung eines Gegenstandes oder Vorgangs eine Beurteilung derselben mit Hilfe allgemeiner Begriffe voraus. Und den Weg der Beschreibung kann die Dichtung nirgends entbehren, wo sie nicht, wie etwa am ersten noch in der reinen Lyrik, sich nur auf die schon mehr musikalischen Mittel des Rhythmus und Klanges verläßt. So kommt es, daß die psychologischen Einsichten, die wir aus einem Roman schöpfen, oft nur der Verallgemeinerung, der Ablösung von dem speziellen Fall bedürfen, um zu wissenschaftlich-psychologischer Erkenntnis zu werden, ja daß uns bisweilen die Figuren eines Dichters Illustration einer psychologischen Doctrin, eines psychologischen Schemas erscheinen, mag dieselbe auch mehr dem Instinkt des Menschenkenners, als der bewußten vergleichenden Beobachtung und Überlegung entsprungen sein, so kommt es endlich, daß auch die Entwicklung der wissenschaftlichen Psychologie und der künstlerischen Menschenkenntnis sehr deutliche Parallelen und Beziehungen aufweist. Es gilt das einmal für das Metaphysische in der Psychologie, für

die Art wie der Mensch und das Menschenschicksal in das Ganze der Weltentwicklung hineingestellt und mit ihm in Beziehung gebracht wird, ferner für das Moralische, den Wertmaßstab, mit dem die psychischen Funktionen gemessen werden, endlich aber auch für das rein Psychologische, für die Auffassung des seelischen Lebens und seiner Gesetze und ihre gedanklichen und begrifflichen Grundlagen.

Das 17. und 18. Jahrhundert bietet für diese Beziehungen eine Reihe besonders klarer Beispiele, auf die ich indessen hier nur flüchtig eingehe. Für die Psychologie des 17. Jahrhunderts ist charakteristisch, daß es den Gedanken der ausnahmslos strengen Naturgesetzlichkeit und kausalen Bedingtheit alles Geschehens von der körperlichen, physikalischen Natur auf das Seelenleben überträgt. Spinoza, Leibniz und Locke finden sich bei aller Verschiedenheit ihres religiösen und moralphilosophischen Standpunkts im Determinismus, in der Ablehnung einer Willensfreiheit, die dem Menschen in bezug auf die ursächliche Bedingtheit seiner Handlungen eine Ausnahmestellung vor den übrigen Dingen in der Welt einräumte. Der Faktor nun, der das Fühlen, Wollen, Handeln des Menschen bestimmt, ist der Charakter, der Charakter aber erscheint als eine Summe fester und unveränderlicher Eigenschaften, genauer, als eine Summe von Leidenschaften, von Dispostionen zu bestimmten Affekten. Seine Bestimmtheit und Einheitlichkeit erhält der Charakter durch die in ihm dominierende Leidenschaft, die eine Leidenschaft, die seinem Tun und Denken den Stempel aufdrückt. So entsteht der Charakter des Eifersüchtigen, Ehrgeizigen, Stolzen, Jähzornigen, Grausamen, Geizigen, Furchtsamen. In jeder Psychologie der Zeit spielt eine Hauptrolle die Lehre von den »Affekten« — die Affekte aber, die passiones, wie das 17. und 18. Jahrhundert diesen Begriff faßt, sind nicht Gefühlserlebnisse, die man als Vorgänge und Abläufe im Bewußtsein analysieren, zergliedern, verfolgen und beschreiben will, sondern typische, fest umschriebene Neigungen, Gemütsrichtungen und Triebfedern, die als solche ein für alle Mal da sind und wirken, die man nur unterscheiden, klassifizieren, begrifflich bestimmen und benennen will. Man denkt bereits bei dieser Analyse der Leidenschaften an die »Vermögen« der Psychologie des 18. Jahrhunderts: Die »Leidenschaften« sind eigentlich »Vermögen«.

Zwischen den Leidenschaften oder Triebfedern einerseits und den Handlungen des Menschen andererseits, die ihnen entspringen, steht nun ein Drittes: Das Bewußtwerden der Leidenschaft oder des Gefühls, wir können direkt sagen: der Akt der Reflexion, in dem der Träger der Leidenschaft sich über seine Ab- und Zuneigung, über die Richtung seines Begehrens klar wird, in dem sie sich umsetzt in ein solches bewußtes Fühlen, Begehren, Wollen, Handeln.

Man beachte: das seelische Leben ist für die Psychologie des 17. und 18. Jahrhunderts seinem Wesen nach Bewußtseinsleben, das Bewußtsein das »Attribut« des Seelischen. Das heißt aber: Das Wesentliche der seelischen Vorgänge spielt sich ab im Lichte des Bewußtseins und wird durch die Reflexion — auch die Begriffe Bewußtsein und Reflexion fließen ineinander — in seinem Wesen erfaßt. Nicht als ob die Psychologen der Zeit niemals ein Unbewußtes gekannt oder angenommen hätten — Leibnizens »petites perceptions« sind ja das bekannteste Gegenbeispiel. Aber wo es eingeführt wird, wird das Unbewußt-Psychische als dem bewußten durchaus gleichwertig, nur eben zu geringfügig, zu »klein«, um für sich bemerkt zu werden, betrachtet, es muß sich erst gleichsam aufsammeln, um bemerkbar, erkennbar, bewußt zu werden und schließlich auch, um eine psychische Wirkung üben zu können. Das Bewußtsein ist ein reflektierendes Bemerken dessen, was in der Seele vorgeht, durch dies Bewußtsein und Bemerktwerden muß, was in der Seele vorhanden ist, hindurchgehen, um sich in ein Wollen, einen Entschluß, eine Handlung fortzusetzen. Die Handlung selbst erscheint daher als der bewußt gewordene Affekt, als die Wirkung eines bewußten Wollens, das sich einerseits auf ein Ziel richtet, das ihm der Affekt als lockend oder begehrenswert, oder gegen einen Gegenstand wendet, den ihm die Leidenschaft als hassenswürdig oder verabscheuungswürdig erscheinen läßt. Hier liegt nun zugleich der Punkt, an dem die Überwindung der Leidenschaft für den, der sie empfindet, möglich ist. Das bewußte Begehren und Fühlen, aus dem als »Motiv« die Handlung entspringt, nimmt für die psychologische Interpretation die Form eines Werturteils an, die Leidenschaft stellt dem von ihr Beherrschten ein Ziel als liebens- oder hassenswert vor, wie ich eben schon sagte, das Gefühl wird gleichsam zu einem gefühlten Urteil. Diese Reflexion,

dieses Werturteil, kann falsch sein, und wenn der Irrtum als solcher erkannt wird und zum Bewußtsein kommt, so muß die Kraft der Leidenschaft gebrochen sein. Oder noch anders: Alle Menschen streben im Grunde nach einem Ziel, nennen wir es einmal die »Glückseligkeit«. Die Leidenschaft nun läßt etwas als Glück erscheinen, was es nicht ist, sie erzeugt in diesem Sinne ein falsches Urteil, darum kann sie durch die »Vernunft«, die im Grunde auch ein Sich-klar-werden über eine Triebfeder, sogar über die letzte und höchste Triebfeder ist, paralysiert und überwunden werden.

Ich habe diese Dinge zunächst vorwiegend im Hinblick auf die wissenschaftliche Psychologie der Zeit dargelegt, aber es ist wohl nicht schwer, dieselben Züge im Drama und Roman wiederzufinden. Nehmen wir gerade die größten Menschenschilderer: Shakespeare, Molière, dann weiter Racine, Lessing. Es ist das Drama der Eifersucht, des Stolzes, der Liebe, das uns vorgeführt, es ist der Geiz, die Heuchelei, die Grausamkeit, die uns als Charakter und als Triebfeder des Handelns gezeigt wird. Diese Charaktere selbst, die Leidenschaften, sind etwas Gegebenes, im Menschen Vorhandenes, die Ereignisse, die dem Helden begegnen, sind nur die Anlässe, die ihr Hervorbrechen, ihr sich Äußern, ihr zum Bewußtsein-Kommen bedingen, anläßlich deren sie sichtbar werden. Eine Gestalt, wie etwa Hamlet, erscheint uns in gewissem Sinne »modern«, aber eigentlich ist es weniger die Person, als die Art der Schilderung [die freilich durch die Art der Person selbst mitbedingt ist], die uns »modern« anmutet: jene Schilderung, die dem »Charakter« selbst etwas Schillerndes, Schwebendes, Unbestimmtes, Werdendes gibt, die ihm die allzu klare Linienführung des Holzschnitts nimmt, Hamlet sieht auch selbst seinen Charakter in verschiedenem Licht, wie er die Dinge in wechselnder Beleuchtung, nicht durch die Färbung einer bestimmten »Leidenschaft«, sieht. Man spricht heute viel von »komplizierten« modernen Menschen, aber eigentlich sind die Menschen alle reichlich kompliziert und nur die Schilderung des Menschen kann mehr oder minder auf Vereinfachung und Schematisierung gestimmt sein. Man denke ferner daran, wie die Personen, an die wir hier denken, sich über die Triebfedern ihrer eigenen Handlungen klar sind, wie die Monologe dazu da sind, damit sie das aussprechen, was sie in Gegen-

wart anderer zwar denken und wissen, aber nicht äußern, dazu da sind, den lückenlosen Gedankengang bloß zu legen, der den von jener Leidenschaft beherrschten Menschen zu dieser bestimmten Tat führt. Lessing erörtert an einer Stelle der Dramaturgie die Gründe, aus denen das neuere Drama sich nicht durchgängig den Ausdruck der antiken Tragödie zum Muster nehmen dürfe und führt als einen derselben an, daß der Held des antiken Dramas nie allein sei, sondern stets in Gegenwart des Chores spreche. Sie müssen also »mit Zurückhaltung und Würde sprechen«, sie können »sich ihrer Gedanken und Empfindungen nicht in den ersten, den besten Worten entladen, sie müssen sie abmessen und wählen«. Jede Leidenschaft, so fügt er noch weiter hinzu, hat ihre eigene Beredsamkeit, die Beredsamkeit in der Natur und Wahrheit ist. Die Stelle ist bezeichnend für das, was ich eben als Aufgabe des Monologs ‹dem wir im Roman das Tagebuch an die Seite stellen können› bezeichnete, für die restlose psychologische Wahrheit, die man im Monolog, in dem die Rücksicht auf andere wegfällt, ohne weiteres erwartet, sie ist freilich auch charakteristisch für die Art, wie Lessing ohne Bedenken die psychologischen Absichten und Denkweisen, die er für die richtigen hält, auch der antiken Tragödie unterschiebt.

Nun tritt freilich das Charakteristische der Psychologie in der Dichtung des 18. Jahrhunderts auch nirgends so deutlich zutage als bei Lessing, in dem sich ja wissenschaftliche und künstlerische Arbeit wie bei keinem anderen Vertreter der Zeit verbinden und daher auch sich gegenseitig befruchten und beeinflussen. »Das Lehrreiche des Dramas«, so erklärt er direkt, »besteht in der Erkenntnis, daß diese Charaktere unter diesen Umständen solche Fakta hervorzubringen pflegen und hervorbringen müssen«. »Auf dem Theater sollen wir nicht lernen, was dieser oder jener Mensch getan hat, sondern was ein jeder Mensch von einem gewissen Charakter unter gewissen gegebenen Umständen tun werde«. »Nichts darf sich in den Charakteren widersprechen, sie müssen immer einförmig sich selbst ähnlich bleiben, sie dürfen sich jetzt stärker, jetzt schwächer äußern unter verschiedenen Umständen, aber keine von diesen Umständen müssen mächtig genug sein, sie von schwarz auf weiß zu ändern.« Freilich gibt es Charaktere, die selbst Widersprüche in sich enthalten, aber, fügt

Lessing charakteristischerweise hinzu, sie können eben darum kein Gegenstand der poetischen Nachahmung sein. Und sicherlich kann es für Lessing überhaupt niemals einen Widerspruch zwischen den Affekten, Strebungen und Charaktereigenschaften des Menschen und seinen Worten geben, vorausgesetzt, daß der Betreffende nicht bewußt heuchelt oder absichtlich mit seinen Äußerungen zurückhält, zwischen Wahrheit oder Natur und bewußter Zurückhaltung oder Heuchelei gibt es kein Drittes in dem, was ein Mensch sagt oder tut, der Monolog hat das letzte Wort in bezug auf die Erkenntnis dessen, was im Menschen ist und vorgeht.

Eine notwendige Folge dieser Auffassung des Charakters ist natürlich eine gewisse Starrheit des Menschen, ein Mangel an innerer Entwicklung. Nur insofern tritt eine Entwicklung ein, als es einzelnen Menschen gelingt, eine ihnen innewohnende Leidenschaft durch die »Vernunft« — das Wort in dem vorher erörterten Sinne genommen — nicht zu zerstören, das geht nicht, aber in ihrer Wirksamkeit als Triebfeder des Handelns zu bemeistern. Die menschgewordene »Vernunft« selbst, die Vernunft als Charakter endlich finden wir in Nathan verkörpert.

Damit nähern wir uns nun freilich schon dem, was ich vorhin das Metaphysische und Moralische in der Psychologie nannte und dem rein Psychologischen gegenüberstellte. Es mengen sich Wertungen ein, und zugleich wird die Frage des Menschenschicksals im Zusammenhang der Weltentwicklung aufgerollt. Typisch für die Rolle, die das Metaphysisch-Psychologische in der Dichtung spielt, ist der Begriff der »tragischen Schuld«, deren »Sühne« die Tragödie uns zeigen soll. Ich streife hier ganz kurz nur den einen Punkt, der mit dem Vorigen zusammenhängt. Für die Psychologie und Moralphilosophie des 18. Jahrhunderts gibt es nur eine »Schuld«, die der Mensch mit Bewußtsein begeht, denn die »Schuld« besteht in dem Sich-beherrschen-lassen durch die Leidenschaft, anstatt der Stimme der Vernunft, die zugleich die Stimme des Gewissens ist, Gehör zu schenken. So besteht auch die Gerechtigkeit in der Tragödie in dem im eigentlichen Sinn selbstverschuldeten Untergang des Helden. Für die antike Tragödie dagegen ist die Schuld — man denke an Ödipus und Orestes — nicht etwas, das mit seinem Charakter, sondern das mit seinem Schicksal

zusammenhängt, nicht der Charakter, nicht das Wollen macht den Verbrecher, sondern das objektive Übertreten eines Gesetzes der Natur, der Widerspruch, in den der Mensch, ob mit oder ohne sein Zutun, mit den ewigen Gesetzen des Schicksals gerät. Der ohne sein Wissen und Wollen begangene Vatermord und die ebenso eingegangene Ehe mit seiner Mutter beläd Ödipus mit der »Schuld«, die »gesühnt« werden, d. h. mit dem Fluch des Ausgestoßenen, der gelöst werden muß. Man sieht, es sind ganz andere moralische und metaphysische, d. h. auf den Zusammenhang von Einzelschicksal und Welt gerichtete Ideen, die die Aufklärung einerseits, die antike Tragödie andererseits beherrschen. Und einen an die Antike anklingenden Zug, wenn auch gewiß nicht derselbe, finden wir in der Romantik wieder, sonst hätte die Romantik nicht der Schicksalstragödie das Leben geben können.

Machen wir den Sprung vom 18. Jahrhundert zur Gegenwart. Man kennt die eigentümliche Szene aus Ibsens Wildente, in der das Thema der »Lebenslüge« erörtert wird — eine jener Stellen, an der sich die Grenzen zwischen wissenschaftlicher und künstlerischer Psychologie fast verwischen. Hjalmar, der alte Ekdal, Kandidat Molwig, sie alle haben sich ihre Lebenslage zurecht gemacht, d. h. sie haben sich eine Vorstellung von sich selbst, ihrem Tun, ihrem Wesen zurecht gelegt, eine Art Fiktion geschaffen, in der sie leben, an die sich ihr Bewußtsein klammert und die sie vor Selbstverachtung und Verzweiflung schützt. Bewußt oder unbewußt, willkürlich oder unwillkürlich, absichtlich oder unabsichtlich? Die Frage läßt sich nicht mit ja oder nein beantworten, weil die Begriffe hier ihren scheinbar so einfachen Sinn, die Gegensätze ihre Prägnanz verlieren. Neben den bewußten Zweckhandlungen im eigentlichen Sinn, den Handlungen, bei denen aus voll bewußten Motiven ein seiner Ziele klar und deutlich bewußtes Wollen hervorgeht, gibt es eine Fülle menschlicher Handlungen, Gedanken, Vorstellungen, die sinn- und zwecklos sind, ohne daß wir doch über ihren Sinn, Zweck, ihre Motive uns ohne weiteres klar wären, ja, die ihren Sinn und Zweck erst dadurch erfüllen, daß sie ihre eigentümlichen Motive und Gründe vor uns selbst verbergen, uns dem Bewußtsein fernhalten, daß sie uns die Wahrheit über uns selbst verbergen. Es gibt ein Vordergrunds-

bewußtsein, hinter dem sich ein anderes, hinter dem sich Gefühle, Wünsche, Gedanken verbergen, das wir zum Schutz vor uns halten, um jene andern Dinge, an denen wir eigentlich leiden, zum Schweigen zu bringen und am Aufsteigen zu verhindern.

Es ist offenbar ein ganz anderes Verhältnis von Motiv, Zweck und Handlung, von Bewußtsein und »Seele«, das hier vorausgesetzt ist, als wir es in der Aufklärungspsychologie sahen. Lessings, Goethes, Schillers Menschen sind sich stets klar über das, was sie fühlen und wollen, der Motivationsvorgang ihres Wollens vollzieht sich im vollen Licht ihres Bewußtseins — wo sie sich über diese Motive nicht klar sind, sind es eben widerstreitende Motive oder Strebungen, die in ihnen miteinander kämpfen. Fast alle Ibsenschen Figuren seiner späteren Zeit — die »Wildente« ist ganz und gar nicht das einzige seiner Dramen, in dem das Thema der »Lebenslüge« angeschnitten wird — machen eine bestimmte Entwicklung durch: sie werden sich erst allmählich über die Motive klar, aus denen sie etwas getan haben, sie durchdringen allmählich die Schleier, mit denen sie selbst gleichsam diese wahren Motive vor sich verbargen. Man denke an Frau Alving, an Rebekka West, an John Gabriel Borkman. Das mahnende Sich-Regen des Bewußtseins aber, daß wir eigentlich anders sind, als wir von uns denken und unser Vordergrundsbewußtsein uns zeigt, daß wir anders sind, als wir uns sehen — ein Gegensatz, der für die Psychologie des 18. Jahrhunderts, für das das Bewußtsein das Wesensattribut der Seele ist, nicht existieren kann — ist für Ibsen das Gewissen. Freilich kann das Gewissen auch überempfindlich sein und aus Überempfindlichkeit heraus seinerseits Dinge verfälschen. Das Gegenstück zu Hjalmar Ekdal ist Halvard Solneß, der Mann, der an dem überzarten und kränklichen Gewissen leidet, an der fortwährenden Sucht, über seine eignen Taten, Erfolge und Kräfte nachzugrübeln und sich infolgedessen nie getraut, so hoch zu steigen, wie er gern bauen möchte, der stets in seinem eignen Erfolg nicht das Zeugnis seiner Kraft, sondern das Werk der Helfer und der Teufelchen, des Zufalls mit andern Worten, sieht, des Zufalls, der unberechenbar ist und morgen seinen Dienst versagen kann, der in dem eignen Glück stets den Niedergang der andern, durch den es erkauft wurde, sieht und als lähmende Schuld empfindet.

Damit kommen wir auf einen neuen Punkt. Die Lebenslüge — oder ersetzen wir das Wort, in dem bereits eine abschätzige moralische Wertung steckt, durch ein neutrales: das Bild, das sich der Einzelne von sich selbst und seinem Tun macht, und in dem er lebt, hat eine gewisse Funktion, einen Sinn im Dienst des Lebens. Es ist etwas, das nicht nur vor Selbstverachtung schützt, sondern auch vor gewissen Hemmungen des Wollens und Handelns, das dem Wollen und Handeln Einheit und Stoßkraft erhält. Das »Vordergrundsbewußtsein« ist ein Mittel, dessen sich die Psyche im Kampf ums Dasein bedient, ein Erzeugnis des Selbsterhaltungstriebes, des Willens zum Leben. Das »Gewissen« — man denke jetzt nicht nur an Baumeister Solneß, sondern auch an Rosmersholm und Rebekka West — ist ein Zeichen des »gebrochenen« Willens zum Leben und zum Glück, des in diesem Sinn niedergehenden, der Instinktsicherheit und Zielsicherheit beraubten, degenerierten Lebens. Wir sind hier wieder fast schon an den Grenzen künstlerischer und wissenschaftlicher Psychologie angelangt und unwillkürlich denken wir an einen modernen Geist, in dem der Denker den Dichter überwiegt: an Friedrich Nietzsche. Die innere Verwandschaft, die zwischen Ibsens Lehre von der »Lebenslüge« und einem der originellsten Bestandstücke der Philosophie Nietzsches, seiner Theorie des Ressentiment besteht, ist unverkennbar.

Durch die Geschichte der Moral, lehrt Nietzsche, zieht sich eine doppelte Betrachtungsweise und Wertungsweise der Dinge, die ritterliche und die priesterliche Wertung, der Herren- und die Sklavenmoral, die Moral der Stärke und der Schwäche, die Moral, die zwischen »gut« und »schlecht« und die zwischen »gut« und »böse« unterscheidet. Für die ursprüngliche, die natürliche Wertung und Betrachtung der Dinge ist »gut« das Starke, Kräftige, Lebensfähige, »schlecht« das Geringe, Schwache, Lebensunfähige, Verkümmerte. Jene andre moralische Wertung aber, die Moral des Ressentiment, wie sie am deutlichsten in der Moral des Christentums zutage tritt, sucht die Stärke, die unbekümmert und frei sich ihrer Macht bedient, als ein Böses, ja als das Böse zu brandmarken, sie singt das Lob des Schwachen, des Demütigen, dessen, der sich seiner Macht freiwillig entäußert. Diese Moral ist im Grunde nichts weiter als ein Mittel, dessen sich die Unterliegenden, die

Schwachen, die Sklaven bedienen, um ihrerseits Macht zu gewinnen über die gebornen Herrennaturen, um deren Seele zu vergiften und schwach zu machen und ihr, der Schwachen, eignes gedrücktes Selbstgefühl zu heben, ein Mittel im Kampf ums Dasein, ein Mittel des Willens zur Macht. Die Moral des Ressentiment, die herrschende Moral also, das moralische Bewußtsein und die moralische Wertung ist eine Bewußtseinszone, die genau besehen ein bloßes Mittel ist, hinter dem sich etwas ganz andres verbirgt, nämlich einerseits Wille zur Macht und andrerseits gedrücktes Selbstgefühl und aus beidem mit Notwendigkeit entspringender Neid und Haß gegen den Glücklicheren und Mächtigeren. So ist die Moral des Ressentiment eine typische Ibsensche Lebenslüge.

Damit will ich nun nicht eine Beeinflussung Nietzsches durch Ibsen behaupten, so wenig wie ich eine direkte Abhängigkeit etwa Molières von der wissenschaftlichen Psychologie der Aufklärung annehme. Ich verkenne auch nicht die großen Unterschiede, die zwischen Ibsen und Nietzsche bestehen. Es handelt sich für mich nur um die Hervorhebung unverkennbarer gemeinsamer Züge in der psychologischen Einstellung und Denkweise, die unserer Zeit eigentümlich sind und die im 18. Jahrhundert unmöglich gewesen wären.

Man pflegt ja nun freilich Nietzsche im allgemeinen nicht gerade als einen Vertreter der wissenschaftlichen Psychologie im eigentlichen Sinn anzusehen, obgleich sich auch hierin seit einigen Jahren eine entschiedene Wandlung bemerkbar gemacht hat: auch in den Kreisen der »Zunft« macht sich allmählich die Überzeugung geltend, daß in Nietzsches Schriften psychologische Einsichten und Erkenntnisse stecken, an denen man nicht stillschweigend vorbeigehen kann. Ich stelle nun neben Nietzsche mit Absicht eine moderne Theorie, die, mag sie noch so umstritten sein und in vielen Punkten mit Recht scharf bekämpft werden, doch jedenfalls aus der Entwicklung der wissenschaftlichen Psychologie bezw. Psychiatrie selbst hervorgegangen ist, ich meine die Neurosenlehre des Wiener Psychiaters Sigmund Freud.

Daß es nervöse, psychische Erkrankungen gibt, die nicht auf angebbare oder auch nur vermutbare Erkrankungen oder Verletzungen bestimmter Hirnteile oder nervöser Organe zurückgehen, genauer gesprochen, sich nicht auf solche Krankheitsherde und die durch sie be-

dingten Zerstörungen zurückführen lassen, sondern auf seelische Ursachen deuten und auch auf dem Wege seelischer Beeinflussung — Hypnose, Suggestion, Beschäftigungstherapie — innerhalb gewisser Grenzen bekämpft werden können, wußte man seit langem. Eines der bekanntesten Beispiele sind die hysterischen Lähmungen, die äußerlich von den Lähmungen, die als Folge eines Schlaganfalls auftreten, nicht zu unterscheiden sind, aber ihrerseits keinerlei physiologischen Grund der Art aufweisen. Von diesen Erkrankungen, ihren Symptomen und ihrer Behandlung nahm Freud seinen Ausgang und das Resultat, zu dem sich seine Untersuchungen verdichteten, war die allgemeine Theorie, nach der die geistigen Erkrankungen dieser Art auf verdrängten Affekten ⟨oder wenn man lieber will, affektbetonten Vorstellungen⟩ beruhen und der auf sie gegründeten Heilmethode.

Ich gebe den Zentralpunkt der Theorie in etwas freier Umschreibung wieder. Ein Affekt, den wir durchleben, verliert für gewöhnlich allmählich an Schärfe, er stumpft sich ab und verläuft im seelischen Leben. Dabei ist aber eins Voraussetzung, nämlich daß wir uns dem Affekt entsprechend und mit Bewußtsein hingeben, daß wir ihn durchmachen und »abreagieren« und dadurch allmählich uns von ihm befreien. Und nun gibt es Affekte, bei denen dies normale Abreagieren nicht möglich ist, entweder, weil die äußeren Verhältnisse uns daran hindern, oder weil innere Hemmungen vorhanden sind, oder auch solche, die wir selbst nicht zum vollen Erleben kommen lassen wollen, weil sie etwas besonders Peinliches oder Quälendes für uns haben. Dann tritt jene in gewissem Sinn »aktiv« zu nennende Verdrängung des Affekts oder des Gedankens, an den der Affekt geknüpft ist, ein, verhindern ihn daran, ins Bewußtsein aufzusteigen, wir »vergessen« ihn, aber nicht, weil wir nicht an ihn denken, sondern weil wir nicht an ihn denken »wollen«. Daß aber dies Wollen nicht eine Willenshandlung im Sinn einer von bewußter Absicht geleiteten, auf einen motivierten Entschluß sich aufbauenden Handlung bedeutet, ist klar. Die solcher Art »vergessene« Vorstellung ist nun aus dem Bewußtsein verschwunden, oft so gründlich, daß sie gar nicht mehr erinnert werden kann, daß der Vorstellungsverlauf ihr gleichsam überall ausweicht, aber sie ist darum nicht vernichtet, sie klingt nicht ab und verläuft nicht, weil sie nicht abreagiert ist, sondern wirkt

vom Unbewußten her und bedingt nach Freud die hysterischen Symptome.

Ohne mich auf die genauere Form der Freudschen Theorie und die verschiedenen Wandlungen, die sie durchgemacht hat, im Einzelnen einzulassen, skizziere ich nur flüchtig zwei Beispiele, die zur Verdeutlichung dienen mögen. Erstens: Eine Dame leidet an einem ihr selbst unerklärlichen und unüberwindlichen Ekelgefühl, das sich jedesmal einstellt, wenn sie Wasser trinken will. Die psycho-analytische Behandlung fördert die Ursache der merkwürdigen Erscheinung zutage: der Patientin wurde eines Tages ein Glas Wasser angeboten, an dem vorher, wie sie sah, ein Hund geleckt hatte, sie konnte aus Höflichkeit nicht ablehnen, verdrängte gewaltsam und vergaß scheinbar den unangenehmen Eindruck und trank das Wasser. Die verdrängte Vorstellung bewirkte die hysterische Erscheinung, die verschwand, nachdem jene Ursache aufgedeckt und zum Bewußtsein gebracht war.

Ein anderes Beispiel, in dem die Dinge ein klein wenig anders liegen: eine Frau ist im Begriff, einen Ehebruch zu begehen, sie steht vor der Entscheidung, wenn sie morgen zu einer bestimmten Zeit zu dem Geliebten geht, ist der Schritt geschehen, wenn sie nicht geht, sind die Brücken zu ihm abgebrochen. Je näher der Moment kommt, desto mehr wächst die reine Qual des Konfliktes, über den sie nicht Herr zu werden vermag, desto dringender wird der Wunsch, daß die Entscheidung durch eine äußere Macht ihr abgenommen werde. Und als der Moment der Entscheidung kommt, stellt sich eine hysterische Lähmung beider Beine ein. Liegt hier keine Verdrängung ganz in dem Sinn des vorigen Beispiels vor, so doch etwas ähnliches: ein Verhalten des vom Affekt hin und hergerissenen Menschen, das sich bei genauer Betrachtung als eine Art Flucht vor einem Gedanken, einem Erlebnis darstellt, ein Sichflüchten vor dem Wollenmüssen und der Verantwortung des Wollens in das beruhigende Bewußtsein des Nichtkönnens, des Krankseins.

So wenig wie vorher die Ressentimentlehre Nietzsches, wollte ich hier Freuds Neurosenlehre verteidigen oder vertreten, am wenigsten in jener Form, nach der jeder verdrängte Affekt letzten Endes ein Wunsch sexuellen Inhalts sein sollte. Aber so viel Übertreibungen und Unrichtigkeiten hier immer mit unterlaufen mögen, hat Freud

doch das nicht zu unterschätzende Verdienst, auf jenes aktive und doch nicht bewußt aktive Verhalten des Seelenlebens, auf die Affekte und Vorstellungen, hinter denen sich andere verbergen, und die zur Verdrängung, zur Fernhaltung jener anderen dienen, hingewiesen zu haben. Und dieser Gedanke, das darf man schon jetzt sagen, wird aus der Psychologie und Psychiatrie nicht wieder verschwinden.

Zugleich aber ist klar, wie die psychologische Denkweise der Freudschen Theorie sich nah mit dem berührt, was über Ibsen und Nietzsche gesagt wurde. Ich sprach eben von einem Sichflüchten in die Krankeit, in das hysterische Symptom, der Ausdruck stammt aus der Freudschen Terminologie. Das will sagen: die krampfhaft festgehaltene Krankheitsvorstellung ist ein Schild, den sich der Betreffende vorhält — eine Lebenslüge, durch die er sich vor qualvollen und zerstörenden Seelenzuständen schützt. Denkt man weiter daran, daß auch unmotivierte Ab- und Zuneigungen, Liebe und Haß in den Kreis der hysterischen Symptome hineingezogen werden, so liegt die Erinnerung an Nietzsches Ressentiment überaus nahe.

Nun bringt Freud durchaus mit Recht jenes Verdrängen und jenes Sichflüchten in die Vorstellungen der Krankheit auch in Beziehung zu den biologischen Schutzmitteln des lebenden Organismus. Wenn wir peinlichen Vorstellungen in der bezeichneten Weise ausweichen und uns gegen ihr Aufsteigen ins Bewußtsein schützen, so hat dies Verhalten in der Tat sehr viel Ähnlichkeit mit der Art, wie unsere körperlichen Organe in einer Art unbewußter und automatischer Zweckmäßigkeit sich vor einem zerstörenden und unangenehmen Reiz schützen, mit der Art, wie das Auge vor einem blendenden Lichteinfall sich automatisch schließt, mit der Hand, die zufällig an den heißen Ofen geraten, reflektorisch zurückgezogen wird, mit der Art und Weise, wie die Zunge dem bitteren Geschmack ohne unser Zutun ausweicht. Das hysterische Phänomen eine biologische Schutzvorrichtung, und das Seelenleben selbst eben ein komplizierter Lebensvorgang, ein Ineinandergreifen von Entwicklungen und Reaktionen, in denen und durch die ein Organismus sich in seiner Umwelt zu erhalten, zu wachsen, sich und seine Machtsphäre zu behaupten und zu erweitern, die Umwelt sich anzupassen uud mit ihr zu einem Ausgleich zu kommen sucht. Es ist eine biologische Auffassung des Seelenlebens, die Freud vor Augen

hat, und die nun auch ebenso offenbar überall bei Nietzsche zugrunde liegt, ein Versuch, biologische Denkweisen und Kategorien in die Psychologie einzuführen. Hier liegt einer der Hauptpunkte, der diese Richtungen der Psychologie der Gegenwart vom 18. Jahrhundert unterscheidet. Für das 17. und 18. Jahrhundert ist Naturwissenschaft mechanisch-mathematische Physik und die mathematische Physik das Ur- und Vorbild aller Wissenschaft, ihre Erklärungsweise und Methode die Methode schlechthin. So ist auch ihre Psychologie eine Art Seelenphysik. Die Charaktereigenschaften sind die unveränderlichen Kräfte eines Seelenatoms, die sein Verhalten mit mechanischer Notwendigkeit regieren, so wie die anziehenden und abstoßenden Kräfte die Massen im Raum und ihre Bewegung ordnen und beherrschen. Zwischen dem 18. Jahrhundert und der Gegenwart aber steht Darwin. Nicht als ob es im engsten Sinn Darwinistische Ideen wären, die das Neuartige der naturwissenschaftlichen und psychologischen Denkweise der neuesten Zeit ausmachten, aber Darwins Lehre vom Kampf ums Dasein und der natürlichen Zuchtwahl rücken überhaupt die Betrachtung der Lebensprozesse und ihrer eigentümlichen Probleme in den Mittelpunkt der allgemeinen Beachtung. Gleichgültig wie man sich zu Darwins Selektionstheorie im einzelnen stellt, der Gedanke des Kampfes ums Dasein in allem Lebenden, der Anpassung und des Sieges des am besten Angepaßten, der Gedanke, daß das Leben mit jeder neuen Situation, in die es den Organismus stellt, nicht bloß neue Anlässe dafür bietet, daß unveränderliche Kräfte in ihm ihrer Richtung gemäß wirksam werden, sondern neue Aufgaben hinstellt, die er lösen, Schwierigkeiten, die er überwinden und zu deren Überwindung er neue Organe ausbilden muß — alles dies ist doch erst durch Darwin angeregt worden. Und damit auch die Übertragung aller dieser Gedanken vom Biologischen im engeren Sinn auf das Psychologische und Geistige und der wachsende Nimbus, mit dem sich der Begriff des Lebens wie ein neuentdeckter Begriff umkleidete, ein Nimbus, der ihn freilich auch nicht selten zu einem Mysterium zu machen und des festen Sinnes zu berauben drohte. Und in diesem Sinn dürfen wir auch sagen, daß Nietzsches Lehre von der Züchtung des Übermenschen, vom aufsteigenden und absteigenden Leben, schließlich vom Willen zur Macht als dem letzten Sinn des Lebens ohne Darwin nicht möglich gewesen wäre.

Man wird es darnach nicht mißverstehen, wenn ich von einer durch das Bekanntwerden der Darwinschen Lehren wesentlich angeregten biologischen Betrachtungsweise in der Psychologie und verwandten Disziplinen spreche und diese biologische der mechanisch-physikalischen Betrachtungsweise entgegenstelle. Die biologische Betrachtungsweise bedeutet nicht ein Zurückführen der Psychologie auf Biologie und die physikalisch-mechanische nicht ein Zurückführen der psychologischen auf die Gesetze der Mechanik. Nietzsches Psychologie ist nicht Biologie, und Lessings, Spinozas, oder Lockes Psychologie ist nicht Physik. Aber die Denkweise des ersteren ist eine von der Biologie, die des letzteren eine vom Beispiel der Physik her beeinflußte. Der eine sieht im Seelenleben ein sich wandelndes Gebilde, das, sich äußeren Lebensbedingungen anpassend, einen immer neuen Anblick gewährt, sich fortwährend schöpferisch betätigt, er versucht diese Schöpfungen und dies Sichwandeln aus den Aufgaben der neuen Situation zu verstehen; der andere sucht nach letzten unveränderlichen Elementen und den Kräften, die nach ewigen Gesetzen diese Elemente zusammenführen und voneinander trennen. Nun ist natürlich bei einer methodisch einigermaßen festgewordenen Wissenschaft, wie es die heutige Psychologie ist, das Eindringen eines neuen Gesichtspunktes der Betrachtung, hier des biologischen, nicht etwas, das sich von heute auf morgen vollzieht, in keiner Wissenschaft führen neue Gesichtspunkte sofort zu einer vollständigen Umgruppierung und Umwälzung der vorhanden Grundlagen, sondern sie haben stets nur eine allmähliche Ergänzung und Modifikation derselben zur Folge. Die Grundbegriffe und Methoden aber der heutigen Philosophie entstammen der Aufklärung, insbesondere im wesentlichen der englischen Philosophie des 18. Jahrhunderts, der Bewußtseinsanalyse Lockes und Humes; sind also physikalisch orientiert. Man braucht nur an die Vorstellungsmechanik und die Assoziationsgesetze zu denken. Sie werden auch meiner Meinung nach noch weiter unzweifelhaft eine Grundlage des Begriffsgerüsts der Psychologie ausmachen, aber interessant und deutlich sind doch die Wandlungen und Modifikationen zu beobachten, die die neueste Entwicklung, wie mir scheint, durchaus unter dem teils bewußten, teils unbewußten Einfluß der biologischen Betrachtungsweise genommen hat. Ich denke dabei nicht nur an solche Dinge, die wie

das viel diskutierte Prinzip der Ökonomie des Denkens und die pragmatistische Doktrin den biologischen Ursprung direkt verraten, sondern auch an den oft gehörten Vorwurf gegen die Assoziationspsychologie, daß sie zu automatisch sei, zu sehr das Bewußtseinsleben mosaikartig in einzelne Atome zerlege und deshalb seiner Einheit, dem Charakter des fließenden, der Bewegung, des Prozesses nicht gerecht werde, den alles Seelische zeige, und an die mannigfachen Versuche, in diesem Punkte die psychologische Theorie wirklichkeitsähnlicher zu gestalten, ferner an das Schlagwort des Voluntarismus und an die wachsende Tendenz, den eigenartigen Punkt zu fixieren, in dem das Willensleben prinzipiell vom bloßen Vorstellungsablauf sich scheidet. Die Aufklärungsphilosophie sucht überall das Wollen auf das Vorstellen zurückzuführen, wie für sie auch ganz nach dem Sokratischen Satz, daß Tugend »Wissen« sei, das Wissen des Guten ‹dessen, worin das »wahre Glück« des Menschen besteht› und das Tun des Guten ein und dasselbe ist.

Die Psychologie des Künstlers ist methodisch freier, weniger traditionell gebunden als die des Gelehrten, weniger auf ein methodisch geradliniges Fortschreiten angewiesen. Trotzdem zeigt sich auch hier an vielen Punkten das nur allmähliche Eindringen der neuen Gesichtspunkte, das anfängliche Sich-verbinden mit eigentlich aus anderer Quelle stammenden Formungen. Gerade da, wo der Darwinismus, die sogenannte naturwissenschaftliche Betrachtungsweise, bewußt und absichtlich aufgenommen und propagiert wird, stellt sie sich meist bei genauerem Zusehen noch als etwas äußerlich übertragen und dem älteren Schema aufgepfropft dar. Ich denke dabei z. B. an Zolas experimentellen Roman. Zolas Charaktere haben noch ganz das Starre und Unveränderliche der Charakteristik des 18. Jahrhunderts, sie sind noch ganz ebenso verkörperte einzelne Leidenschaften. Nur daß diese Leidenschaften nicht als etwas Letztes einfach hingenommen, sondern ihr Vorhandensein durch Vererbung und Milieueinfluß erklärt wird, aber auch wieder »erklärt«, wie die Physik erklärt: die Vererbung überträgt die, fast möchte man sagen fertige Leidenschaft vom Vater auf den Sohn, das Milieu gibt einer bestimmten Anlage Nahrung und läßt sie darum sich entwickeln ‹womit natürlich gar nichts gegen Zolas Schilderungskunst, insbesondere die Kunst seiner Milieuschilderung, gesagt sein soll›.

Auf der andern Seite ist vielleicht bei keinem der modernen Autoren die biologische Betrachtungsweise so in Fleisch und Blut übergegangen, als bei Strindberg. Nirgends scheinen die Figuren in einem bestimmten Sinn so zu leben wie bei ihm, bei keinem der großen modernen Schriftsteller ist die Schilderung so darauf eingestellt, das Seelenleben als eine Entwicklung im Kampf mit der Umwelt darzustellen, die Umwelt selbst anstatt als eine bloße Summe von äußeren Bedingungen, die bald diese bald jene Gedanken und Affekte im Menschen wachrufen, zu einer Summe von Erlebnissen in der Psyche selbst zu machen, mit denen der betreffende Mensch fertig werden muß. Das Bewußtseinsleben ein Fluß des Erlebens, das als ein ständiges Sichauseinandersetzen mit der Umgebung verstanden, in seinem Auf und Ab verfolgt werden soll.

Es ist nicht schwer, bei Strindberg das wiederzufinden, was bei Ibsen und Nietzsche charakteristisch erschien, die Lebenslüge, das Ressentiment. Woran liegt es, daß, im Strindbergschen Sinn gesehen, der Mann im Kampf der Geschlechter unterliegt? Kurz gesagt daran, daß die Frau »gewissenlos« ist, daß sie lügt, sich selbst im Sinn der Lebenslüge belügt, ohne daß die Wahrheit sich überhaupt in ihrem Bewußtsein geltend macht, daß sie immer und überall vor sich selbst ein unerschütterliches gutes Gewissen hat. Man denke an Stücke wie die »Gläubiger«, den »Vater«. Man beachte aber ferner, wie verschieden diese Dinge bei Strindberg und bei Ibsen ausgesprochen und für den Zuschauer deutlich gemacht werden. Wenn Strindbergs Figuren über ihr Verhältnis zueinander sprechen, wenn sie allgemein über die Beziehungen von Mann und Frau reflektieren, so ist es immer zugleich ein Ausdruck ihres Kampfes — eine ohnmächtige Rache, die sie aneinander nehmen, oder eine Rache an der Welt für die Niederlage, die sie erlitten haben, genau so, wie der Pessimismus vieler Menschen eine Rache ist, die sie an der Welt nehmen. Damit verglichen, mutet uns das Gespräch zwischen Gregers Werle und Dr. Relling über die Lebenslüge wie eine theoretische Auseinandersetzung, wie ein Kommentar des Dichters an. Bei Lessing bewegt sich die Unterhaltung zweier Menschen immer in Gründen und Gegengründen, ihr Denken und Sprechen ist stets ein bewußtes und logisches Nachdenken über etwas, wenn auch dies Nachdenken durch die Brille der Leidenschaft, des

Temperaments bisweilen getrübt ist. Bei Strindberg ist jedes Wort, das ein Mensch zum anderen oder zu sich selbst spricht, eine Phase des Kampfes, den er mit ihm führt, des Kampfes um die Macht, um Liebe, um Selbsterhaltung, eine Geste des Triumphes, des Ringens nach Liebe, des ohnmächtigen Wunsches nach Rache im Unterliegenden, des müden, zermürbten Flehens um Frieden und Ruhe. Leben ist Entwicklung, Anpassung, Verlauf, auf und ab, im Gegensatz zum erstarrten Tod, Leben ist beständiges Werden, im Gegensatz zum fertigen Sein. Bei keinem modernen Autor ist alles Bewußtsein in dem Maß Leben wie bei Strindberg.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, betone ich ausdrücklich: ich will mit alledem nicht Strindberg über Ibsen oder Ibsen und Strindberg über Lessing stellen, ich will nicht die Primanerfrage beantworten, wer von ihnen der größere, oder gar der größere Künstler ist. Wenn ich konstatiere, daß die mathematische Begriffsbildung des Archimedes von der des Newton typisch verschieden ist, daß die Newtonschen Problemlösungen zur Zeit des Archimedes nicht möglich gewesen wären, weil sie die ganze mathematische Denkweise der Antike in anderer Richtung geht, wenn ich endlich diese mathematische Denkweise der Antike als eine notwendige Vorstufe der neuzeitlichen erweise, so bedeutet das alles kein Urteil über das mathematische Genie eines Archimedes und eines Newton und am wenigsten einen Versuch, das eine am andern zu messen.

Zum Schluß auch an dieser Stelle noch ein Wort über die metaphysisch-psychologischen Tendenzen.

Es wurde schon vorhin aufmerksam gemacht auf die bedeutende Rolle, die der Begriff des Lebens auch als Wertbegriff spielt, auf den Nimbus, mit dem er sich direkt hie und da umgibt. Die charakteristische Wendung der Nietzscheschen Ethik besteht darin, daß, während die ganze bisherige Ethik nach dem Ziel oder Zweck des Lebens fragte, nach dem Ziel, das das Leben selbst eben als Mittel zu diesem Ziel wertvoll machte, Nietzsche diese Frage ablehnt durch den Gedanken, daß das Leben selbst, für sich genommen, Wert und Zweck ist, das Leben mit all seinem Wechsel von Lust und Schmerz, seinem beständigen Werden und Vergehen, seiner Endlichkeit und Begrenztheit in allen Dingen, aber auch seiner Fülle und seinem Reichtum.

Der höchste Typus des Menschen ist derjenige, der dem Leben mit allen seinen Grausamkeiten und schlimmen Seiten ins Auge zu sehen vermag und es trotzdem bejaht, dieses Leben bejaht, weil es ihm gefällt, weil er sich ihm gewachsen und in ihm heimisch fühlt, nicht weil er sich ein Jenseits oder eine goldene Zukunft vorlügt. Man sieht nun zugleich, wie hier bei Nietzsche mit den Absolut-Sätzen des Lebens und seines Wertes sich das Ideal der Wahrhaftigkeit verbindet. Wer dem Leben ins Auge zu sehen vermag, wer sich nichts vorlügt, ist der Typus des aufsteigenden, starken Lebens. So wird die Wahrhaftigkeit, die Fähigkeit, wahr zu sein, zum wichtigsten Prüfstein für den Wert des einzelnen Lebens. Die ersten Persönlichkeits-ideale, die Nitzsche aufstellt, an die er glaubt: das Ideal des tragischen Künstlers und das des Freigeistes, werden von ihm nacheinander verworfen, weil er ihre Stärke, ihre Überlegenheit, jedesmal als eine nur scheinbare, als auf einem Selbstbetrug beruhend, zu erkennen glaubt. Der tragische Künstler und der rein Erkennende fliehen im Grunde das Leben und flüchten sich in die Sphäre des ästhetischen Bildes oder des abstrakten Begriffs, sie verwandeln das Leben in ein Spiel der Phantasie oder des Verstandes: dann ist es auch leicht, sich vorzulügen, man habe die Schrecken des Lebens überwunden, um den Überlegenen zu spielen. Der Mensch der Tat, der Wirklichkeit, des Lebens selbst, der Übermensch ist auch der einzig innerlich wahrhafte Mensch. In alledem spricht das persönlichste Empfinden Nitzsches, er haßt nichts mehr als jenes sich selbst und andere Belügen. Darum war es die größte Enttäuschung seines Lebens, als er hinter der Größe und Freiheit Richard Wagners Kleinheit und Kleinlichkeit zu entdecken glaubte.

In dieser Unterstreichung des Wertes der Wahrhaftigkeit begegnet er sich mit Ibsen. »Freiheit und Wahrheit, das sind die Stützen der Gesellschaft«. Diese Wahrhaftigkeit ist zunächst Wahrhaftigkeit gegen andere, dann aber Wahrhaftigkeit gegen sich selbst. Freilich: Der moralische Optimismus der Stützen der Gesellschaft schlägt bald um, die »Wildente« zeigt uns hinter ihren komödienhaften Zügen einen tief tragischen Hintergrund. Der Fanatiker der Wahrheit, Gregers Werle, wird zur halbkomischen Figur, eben sein Wahrheitsfanatismus läßt ihn untergehen, aber nicht einmal in tragischer Größe und damit doch als Sieger untergehen, sondern das Leben geht mit spöttischer

Geste über ihn hinweg, die Ehe, die er auf Freiheit und Wahrheit gründen will, geht an der Freiheit und Wahrheit elend zugrunde, und wie zum Hohn zeigt sich daneben eine Ehe, in der wirklich die Ehegatten vollkommen wahr gegeneinander sind, und die gut dabei fährt — aber nur deshalb, weil eben Frau Sörby zu den Frauen gehört, die es einmal mit der Wahrheit anstatt mit der Lüge probieren und die der klugen Überzeugung sind, daß man mit der Wahrheit am besten fährt. Worin liegt der Pessimismus der »Wildente«? Nicht in dem Gedanken, daß es Menschen gibt, die zu schwach sind, die Wahrheit zu ertragen, und deshalb nur in Lüge leben können, sondern in der sich aufdrängenden Überzeugung, daß auch die Wahrhaftigkeit selbst, wo sie triumphiert, nur deshalb siegt, weil sie gerade hier als — rechte Lebenslüge am Platze war. Ist nicht schließlich der Wahrheitsfanatismus des Gregers Werle selbst seine Lebenslüge, die ihm über seine Lebensunfähigkeit, sein Lebensungeschick, sein Außenstehen, sein Gefühl, überall der Dreizehnte bei Tisch zu sein, gewaltsam hinweghelfen soll?

Zwei Ideale sind es, an die sich Nietzsches und Ibsens Liebe klammert: das Ideal des Lebens und das der Wahrhaftigkeit. Wie der berauschende Reichtum, die Fülle, Mannigfaltigkeit und Bewegung des Lebens die Sehnsucht und das Interesse des Dichters weckt, sehen wir bei Ibsen nirgends deutlicher, als in seinem Epilog, »Wenn wir Toten erwachen«, in dem das Leben, das Leben in dieser Welt, dieser »köstlichen, wundersamen, rätselvollen Welt«, der Arbeit des Künstlers entgegengestellt wird, die Leben in toten kalten starren Stein verwandelt. Das Zusammenstimmen beider Ideale — der Gedanke, daß der Wahrhafte zugleich der Lebensfähige und Kräftige ist, bedingt die optimistische, das unheilbare Auseinanderfallen beider bedeutet den unvermeidlichen Übergang zu einer pessimistischen Welt- und Lebensanschauung: die Liebe zur Wahrhaftigkeit und die Liebe zum Leben lassen sich nicht vereinigen, das Leben ganz so sehen wie es wirklich ist, und es dann doch bejahen, mit voller Intensität bejahen — jenes höchstgesteckte Ziel, um das Nietzsches ganzes Philosophieren ständig kreist, ist unmöglich.

Die Glücks- und Lebenssehnsucht, die optimistische Kampfstimmung Nietzsches und Ibsens ist bei Strindberg von vornherein nicht vor-

handen. Sie hat hier einem resignierten Pessimismus Platz gemacht. Lebensglück im positiven Sinn schaffen können — daran hat Strindberg nie geglaubt. Nur Erlösen von Qual, Lindern des Schmerzhaften des Lebens, Trost ist möglich. Und diesen Zweck hat für ihn auch die Wahrhaftigkeit — das Aufdecken der Lebenslügen. Im »Totentanz« wirft die zugleich leidende und schuldige Frau in quälendem Selbstvorwurf die Frage auf: Wer denn schuld sei an der Furchtbarkeit ihrer Ehe — und der Freund, dem gegenüber sie sich endlich einmal entladet und ausgesprochen hat, antwortet ihr: in dem Augenblick, den Du aufhörst zu fragen, wer die Schuld hat, wirst Du eine Erleichterung spüren. Versuche es als ein Faktum zu nehmen. Die Einsicht in die Tatsache, daß das Leben seiner innersten Natur nach nichts als Kampf und infolgedessen ein ständiges dem andern Wehetunwollen, ihn Unterdrückenwollen ist, und nie etwas anderes sein kann, erlöst uns wenigstens von einem: von dem quälenden Nachgrübeln darüber, ob man denn selbst an seinem und des anderen Geschick schuld sei, von dem Vorwurf des Gewissens. Man beachte die verschiedenen Gesichtspunkte, unter denen bei Nietzsche, bei Ibsen, bei Strindberg das Gewissen erscheint: als mahnendes Sichregen der Wahrheit gegenüber den einlullenden gefälligen Lebenslügen, als schwächende Reflexion gegenüber der unbekümmerten Kraft des Instinktes, als unnütze Qual des Selbstvorwurfs beim Rückblick auf die Verfehltheit, Sinnlosigkeit und Häßlichkeit des Lebenskampfes und der in ihm angewandten Mittel.

Das alles können indessen nur Andeutungen sein. Das Ideal der Wahrhaftigkeit, seine Bedeutung in der Gegenwart und die Wandlungen dieses Ideals ist ein Kapitel, das einer eigenen Behandlung bedarf.

Kasimir Edschmid:

LOLO

MEIN Mund ist voll von Pfeifen, meine Stirn brennt vor Sonne, mein Zimmer wälzt sich in Licht. Rasend vor Musik ist der Raum. Er ist wie ein großes Tier, das ich liebe um seiner starken Flanken und seiner schmalen Treue . . . O als dein Brief kam, ward Morgen irgendwie in meiner Müdigkeit, mein Bett hob sich um mich weiß und glänzend, und es ward ein blitzschneller Spalt in meinem Schlaf, und ich sah deinen Brief und lachte. Und schlief ein in mein Lachen hinein. Ja, es ward Morgen, eine kleine glühende Spanne nach zwei Nächten, die ich nicht schlief.

Sieh, ganz ist mein Mund voll Pfeifen. Wie war unser Tag neulich voll Lachen. Das Futter des Briefes ist herausgefallen, ich habe es gepackt, als es in Stufen nach dem Boden schwebte. Ich habe es gepackt und zerrieben vor Freude, und dann habe ich es geglättet und geküßt und verbrannt.

Du . . . unser Tag . . . als wir über die Brücke gingen. Keines sagte: ich habe dich viele Monate nicht gesehen. Nein. Niemand sagte so. Röte ging rauschend über den Himmel. Türme und Kuppeln schwammen strahlend und dunkel über die Glut des Abends. Wind riß die letzte Sonne durch unser Haar.

Lolo, wir sprachen. Doch unsere Augen zerrten am Himmel. Dann gingen wir ohne Worte. Und plötzlich blieben wir stehen: Du hast ein grünes Kleid . . . Du hast einen hellen Hut. Staunen faßte uns wie Kinder. Wir waren wie auf Inseln eine Begegnung. Du hast ein grünes Kleid . . . O wie war unser Tag voll Gelächter.

Das waren die alten Häuser am Main, auf die die Sonne noch einmal Strudel von Licht stürzte, daß sie erbebten. Das waren alte Pappeln und viele Fischernetze. Das waren viele Dinge, über die wir

hätten weinen mögen vor Sehnsucht, aber wir standen im Wind und lachten.

Wir saßen im Dom zwischen armen Leuten und den bösen mittleren Bedrückten, eingekeilt, du, Lolo mit den schönen Hüften. Wie strahlte uns die dunkele Ecke von Holz und das Fenster und das rote Licht. Auch hast du gekniet, einmal, es war eine Verzückung, meine Fingerspitzen rauschten vor Seligkeit, ich hätte dich töten können.

Du warst königlich geworden. Es war mit jedem Schritt, als ob du groß durch eine Wüste kämest. Und die Stille um dich war wie das verknirschte Geheul einer betäubenden Menagerie. Wie waren deine Schenkel stolz und wild. Immer war es: ich müsse ein Wort sagen, platzend von Kraft und überreif vor Süßigkeit und lächelnd mit meinen Händen über deine Wangen hinunterfahren über deine Hüften bis an die Knie, die ich jubelnd empfinde als eine Freudigkeit. Lolo, wie warst du schön, als dein Zimmer dich umgab und die Spiegel und deine Ringe, ich weiß es kaum noch, Sonne rast taumelnd über meinen Tisch. Du hattest viele köstliche Decken, Batik, wohl erinnere ich mich. Lolo, deine Brust schwebte leuchtend unter der Bluse wie das Elfenbein der Psalmen. Wie war dieser Tag dunkeläugig vor Staunen, süß von Gelächter.

Lolo.

Ich habe dich nicht geküßt.

Aber noch höher riß uns wie dieser Rausch die Stunde in dem großen Saal mit blitzendem Silber, dem Weiß, den Lichtern und der Musik von tausend redenden Menschen ... alles um dich wie ein Wirbel, der dich schmückte, geschart. Als wir einen schönen Fisch zwischen uns teilten und du den burgundischen Wein zwischen dem Rosa deiner Hände hieltest, der wie Wachs war und Öl und nach Erde schmeckte, herb und herbstlich. Wir redeten und unsere Silben liefen wie Schlittschuhläufer atemlos über die Ebene der weißen Decke aufeinander zu und trafen sich maßlos beseelt wie in einem endlosen Raum von Verzückung. Lolo, Traum und Rasen schwellten mich, als wir damals unter Menschen gingen, um allein zu sein.

Und vergiß nicht den kleinen Jungen, der uns den Weg zeigte, die Fassade des Römer in der Nacht, und daß ich einmal nach deiner Hand haschte.

Es war. Es war Ewigkeit. Auch dies.

Du hast mir, als wir noch sehr jung waren, du hast mir vor drei Jahren einmal ins Gesicht geschlagen.

Wie ist dein Gang nun königlich.

Deine Augen, in denen Gefahr ist und über denen ein ewiges Losschnellen hängt, sind mit Güte verdunkelt. Wie groß sie sind.

Als der Bahnhof mit dir entschwebte, als ich fuhr und deinen Rücken sah, der sich vor mir bewegte, fiel die Finsternis gelöschter Laternen wie prallender Regen auf die Halle, die zurücksank.

Ich werde dich auch nicht küssen, wenn du morgen kommst.

Blumen will ich an dein Bild heften an der Wand. Freude soll dich schwellen, wenn du hereintrittst. Vieles will ich dir schenken, viele Sachen, Spitzen und Bilder und Plastiken. Heute Nacht will ich dein Bild mit Blicken in den Raum werfen über meinem Haus, daß es, von meinen Augen rasend gehoben, gleich einem zuckenden Stern über den Himmel zischt. Aber ich werde dich nicht küssen.

Du . . . mein Blut ist wie ein Büffel auf der Steppe im Frühling nach dir. Ich will es dumpf machen, die Herzklappe schließen, daß sie schrundig anschwillt. Will lächeln und die Zunge in den Hals zurückstoßen, daß ich ersticke am eigenen Atem, der nach deinem Mund raucht. Fieber wird mich ausbrennen — ich werde deine Hand halten ruhig und selig wie ein Kind die Schnur seines Drachen, der groß und schön in einem flockigen Abend steht. Werde dem Blut befehlen, nicht weiter zu fließen als die Handgelenke, daß die Finger einfach bleiben. Mögen Katarakte in meine Knie stürzen. Du wirst nicht sehen, wenn sie zittern.

Denn es gibt einen Tag, der bleiben muß, aufgerissen und kühn über jeder Umarmung, die ihn vernichten würde . . . Gibt einen Tag, der bleiben muß . . . Freude ‹siehe› stirbt in jeder Umarmung. Unendliche Freude unseres staunenden Lachens am ersten Tage wird darin sterben. Lolo, Seligkeit soll einwachsen in unsere Seele zuerst und sicher, bis sie klar darin schwebt wie eine Kuppel in Kathedralen, wie ein Dolch in einem gerundeten Wappen. Darum Lolo, darum will ich mein Blut niederwerfen, wie Moses die Amalekiter hinschlug, indem er die Hand hochstieß, senkrecht in den Himmel.

Dies da ist mehr ‹und ich weiß es brennend und stärker aus vielen

Umarmungen› als eine schwere Nacht mit dir: daß ich später über alles hinweg, was komme, die reine unendlich große Luft der Ewigkeit spüre, wenn ich an dich denke, wie ich es tat, als ich nach Hause ging und den Brief fand, der dich ansagte... und als die Schatten noch unbeknospter Birken in Mond und Dämmerung auf den Asphalten froren . . . wie es steht in mir tänzerisch und steil auf der hochgerissensten Welle:

wie du auf der Alten Mainbrücke standest, Wasserruch dich umspannte, letzte Sonne, als der Fluß, ruhiger verströmend, dich plötzlich liebte, Horizont aufbrach um dich, gelb und ungeheuer und dich mit wilden Schreien die Mildheit hundert weißer Möven umflatterte . . .

und dann wie du durch den Laternenabend Frankfurts neben mir gingst in der fließenden Schönheit deines fürstlich grünen Kleides, und, die ich dir in einem Wagen am Ufer gekauft habe, die glasgoldenen Kugeln von zwei Apfelsinen in den Händen strahlend wie deine eigenen Brüste über die Kaiserstraße trugst.

Max Scheler:

ÜBER ÖSTLICHES UND WESTLICHES CHRISTENTUM

DAS russische Volk ruht ganz in der Rechtgläubigkeit. Die ist Alles, was es hat, doch mehr braucht es auch nicht, denn seine Rechtgläubigkeit ist Alles. Wer die nicht versteht, der wird auch Nichts von unserem Volke verstehen, ja der wird das russische Volk nicht einmal lieben können.« So Dostojewsky. Wichtiger in der Tat als alle Kenntnis neuester geistiger »Bewegungen« ist zur Beurteilung russischer Dinge ein klares Bild der russischen Christlichkeit und ihrer kirchlichen Form. Sie und sie allein neben der Sprache macht sogar die tiefste und zentralste Einheit dessen aus, was wir »Rußland« nennen. Sie ist älter als der Zarismus und Nichts spricht dafür, daß sie mit dem Verschwinden der Autokratie, daß sie mit einer einstigen siegreichen Revolution mitverschwinden würde. Auch der Zarismus ruht auf ihr und nicht umgekehrt. Eine »Westlerin« russischer Geburt kommt nach langjähriger Abwesenheit in ihre Heimat und unterhält sich mit einer Bauernfrau. Sie erzählt ihr, daß es dort, woher sie komme, keinen Zaren gäbe. »Ja, gibt es denn da auch keinen Gott?« — frägt die Frau. »An Gott« — ist die Antwort — »glauben die Menschen freilich auch da, aber Gott — das ist doch keine irdische Macht.« »Was« — so die Frau — »Gott ist keine irdische Macht? Aber wenn Gott keine irdische Macht wäre — wie würde sich da dann nicht Jeglicher schämen, einem Anderen zu befehlen und mehr zu sein als er.« Dieses wahre Geschichtchen gibt nicht nur den tiefen Gefühlsdemokratismus des russischen Volkes wieder, es zeigt auch, wie Herrschaft in Rußland vom Beherrschten wie vom Herrscher selbst empfunden wird: Als göttliche Verordnung, die allein die brennende Scham überwinden kann, »mehr« zu sein. Nach unten,

zur Demütigung stürzt die Seele. Und nur Gott kann sie halten, damit sie herrsche. Nicht nur der Zarismus hat in der religiös geformten Todessucht und Leidenssucht, in dem hier fast triebartig gewordenen »Hinhalten der linken Wange« — so die rechte den Schlag erhält — seine dispositionelle Grundlage: Auch der nationale und panslawistische Gedanke ist nur eine zeitgeschichtliche Form für die Rechtgläubigkeit, und zwar eine naturalistische Form, eine Anpassung an die Sprache westeuropäischer Ideen und Theorien. Das berühmte »allslawische Verwandtschaftsgefühl« ist als politische Realität Wind. Den National-Gedanken aber haben russische Intellektuelle aus dem Westen nach Rußland nachweislich eingeschleppt und ihm einen Völkergebilde aufzustülpen gesucht, das für ihn keine innere Voraussetzung in sich trägt. Er ist nicht aus dem russischen Menschentum spontan entsprungen. »Gott und der Zar«, nicht irgendein »Rußland, Rußland über alles« ist die Formel, in der der Russe seiner Einheit gedenkt. Man muß hier wirklich den ja auch für alles kernig Europäische so unsinnigen Jargon, nach dem Religion nur eine »Ideologie« für was Anderes, für ökonomische, nationale, rassenhafte Antriebe sei, Verbreitung der Orthodoxie z. B. eine »Ideologie« für — einen Hafen am Schwarzen Meere usw. usw., abstreifen, um zu verstehen. Das Häuflein Politiker bilde sich doch nicht ein, daß die Dinge das sind, wozu es sie in seinen meist sehr verwüsteten Köpfen gebrauchen will. Man könnte mit weit mehr Recht sagen, daß für die russische Landmasse der »Hafen am Schwarzen Meere« Nationalgedanke und Panslawismus »Ideologien« sind — nämlich Ideologien für seine Art tiefer organischer Christlichkeit. Der deutsche Gebildete holt seine Ideen über russisches Christentum meist aus den Romanen Dostojewskys, in denen auch faktisch sehr viel von seinem geheimnisvollen Wesen ausgebreitet liegt. Aber er vergesse nicht, daß Dostojewskys Bild von der Rechtgläubigkeit — so manches es mit Vorsicht aufgenommen lehren kann — bereits einen Kompromiß zwischen altrussischer Religiosität und dem aus dem Westen importierten Nationalgedanken darstellt. Wenn Dostojewsky den »großen Gott der Russen« oder den »russischen Christus« als die bloße »synthetische Persönlichkeit des russischen Volkes« auffaßt, so setzt er zuerst naturalistisch ein »Volk« d. h. Etwas, das ohne

diesen qualitativ eigenartig gefärbten »Christus« gar nicht als Einheit existiert und vergißt, daß es ohne diesen Christus nur eine Anzahl Völker in Rußland gibt — aber kein Volk. Dimitri Mereschkowsky sagt ganz richtig, bei Dostojewsky könne man die Formel »Das russische Volk ruht ganz in der Rechtgläubigkeit« auch umkehren in: »Die ganze Rechtgläubigkeit ruht im russischen Volk«. Und er setzt hinzu, daß dann nicht das Volk als Leib Gottes, sondern »Gott der Leib, die Fleischwerdung der Volksseele« sei, das Volk also absolut, Gott relativ. Das ist in der Tat — wie Mereschkowsky treffend bemerkt — nur eine Anwendung von Feuerbachs Theorie, nach der der Mensch Gott nach seinem Ebenbilde schaffe, um sich in diesem Idol selbst anzubeten. Man darf nicht Herrn Maurice Barrès fragen, was ein guter Katholik sei, und wenn auch Dostojewsky ein echterer Christ ist als Maurice Barrès, so darf man doch auch ihn nicht zuerst fragen, was ein russischer Christ sei. Dostojewskys Abweichungen von der orthodoxen Religiosität lassen sich alle auf eine Formel zurückführen: Was beim echten Gläubigen unbewußter Volks-Anthropomorphismus ist und was er sofort ablehnen würde, wenn er es als solchen erkännte, das ist bei Dostojewsky zum bewußten Russentum geworden und wird gleichwohl mit dem Wert des Christlich-Religiösen noch umkleidet. Und das ist — religiös gesprochen — die Sünde Dostojewskys.

Nehmen wir also zunächst unabhängig von ihm unseren Weg. Adolf von Harnack gibt in dem Sitzungsbericht der Preußischen Akademie vom 6. Februar 1913 ein ausgezeichnetes zusammenfassendes Bild der inneren Gegensätze der beiden christlichen Kirchen, ihres Geistes und Kultus, das vielleicht indes noch eine Vereinheitlichung in der Richtung verträgt, daß die von Harnack aufgeführten Unterschiede auf ein letztes Prinzip des religiösen Geistes zurückgeführt werden und die Differenz im inneren Frömmigkeitsgeiste beider Formen des christlichen Glaubens schärfer erwogen wird. Folgen wir zuerst Harnack.

Mit Recht wählt Harnack als westeuropäisches Vergleichsglied nur die römische Kirche — und keine der protestantischen Religionsformen. Es wäre eine völlige Verkennung der Größenordnung der hier vorliegenden Verschiedenheiten, den Protestantismus heranzu-

ziehen. Abgesehen von gewissen totgeborenen Versuchen einer Annäherung des Anglikanismus an die Orthodoxie, sind die Verbindungen zwischen ihr und dem Protestantismus nur wissenschaftlicher Art gewesen, d. h. »religiös wesentlich gleichgültige«. Die protestantischen Glaubensformen blieben bei allem Protest gegen die römische Kirche und trotz aller dogmatischen und kultischen Abweichung von den Grundelementen ihrer religiösen Lebenseinstellung umspannt. Dieser Sachverhalt ist umso merkwürdiger, als der auf die bloße Dogmatik und die kirchlichen Einrichtungen gerichtete Blick zwischen römisch-katholischer und orthodoxer Kirche weit weniger Unterschiede gewahren wird, als zwischen beiden Kirchen und den protestantischen Formen. Die auf Photius zurückgehende Differenz innerhalb des Trinitätsdogmas, betreffend den vom Sohn vermittelten oder unvermittelten Ausgang des heiligen Geistes vom Vater, auf die Dostojewsky so großes Gewicht legt, zeigt zwar ein gewisses Übergewicht an, das die griechische Logosidee ‹gegenüber der westlichen Kirche› über die persönliche Gestalt des Erlösers, ja die personalen Gestalten der Religion überhaupt, besitzt, und es mag damit zusammenhängen, daß auch der russische Christus etwas Flüchtigeres besitzt, einen flüssigeren und darin wohl auch der slawischen Seele angemesseneren Aggregatzustand, als die festgeschlossene Erlöserpersönlichkeit des Westens. Aber allzu wichtig ist diese rein dogmatische Differenz nicht. Sieht man aber auf Messe und Sakramente, auf Klerus und Laien, Mönche und Weltliche und die sonstigen dogmatischen Grundsätze, so verbirgt sich erst hinter diesen hier und dort gleichförmigen Schalen jener grundverschiedene Geist von Ost und West, der die protestantischen Formen als eine bloße Spielart eines religiösen Ganzen bemessen lehrt, das in denselben Grundeinstellungen des westlichen Europäertypus gründet. Mit vollem Recht urteilt Harnack: »Denn es bleibt doch dabei, daß es, gemessen an dem Geist der morgenländischen Kirche, einen abendländischen religiösen und sittlichen Geist als eigentümliche und geschlossene Größe gibt, in welchem Millionen von Katholiken mit Protestanten zusammenstehen.« Ein erster tiefer Differenzpunkt ist gegeben in der Auffassung des Erlösungsgedankens. In der westlichen Kirche wiegt bei weitem vor die Erlösung von der Sünde, in der östlichen die

Erlösung vom Tode und der Vergänglichkeit überhaupt. Man hat mit Recht die Rechtgläubigkeit als eine »Religion des Todes« bezeichnet. »Schrecklich und erschütternd« steht das Bild des Todes vor der Seele der Griechen und Rechtgläubigen. In der schwerlastenden russischen Schicksalsidee steht Gutes und Böses so tief verknotet, so unlösbar dem Gläubigen vor Augen, daß ihm nur die Rettung und Erlösung aus diesem ganzen Gewirre der Endlichkeit religiöser Gewinn dünkt. Ein einfaches »Heraus« aus Leibes- und Erdenbanden — nicht aber Einprägung des Göttlichen in den irdischen Lebensstoff, nicht die westeuropäische Abwechslung des nach Obensehens und des Nachuntensehens der religiösen Seele, sondern einfaches Nachobensehen, ist der religiöse Grundimpuls. Ein seeliges und »ewiges Leben mitten in der Zeit« auf Grund der erlebten Vergebung der Sünde tritt als Ideal vor den transzendenten Wundern zurück, die vom Tode erwartet werden. Dies aber hängt mit der Kausalvorstellung über Sünde und Endlichkeit eng zusammen. Für den westlichen Christen ist der »Tod der Sünde Sold«; für den Griechen ist — zum mindesten seit der hellenistischen Zeit, Keime dieser Idee liegen schon bei Platon vor — die Sünde der Sold des Todes, der Sold der Endlichkeit und Leiblichkeit überhaupt. Darum muß die Erlösung von der Sünde für den Westen auch die Erlösung vom Tode nach sich ziehen, wogegen für den Rechtgläubigen es immer erst der Glaube an die Erlösung vom Tode und von Erdenbanden ist, der ihm die Kraft erteilt, sich auch der Idee der Sündenvergebung gläubig zu bemächtigen. Analog ist auch die erlösende Kraft Christi anders empfunden. Die einzelnen Inhalte des Lebensganges Christi, die dem westlichen Christen vertraulich vor der Seele stehen, samt der freien Opfertat seines Kreuzestodes, in der er den Blick des Vaters dem Menschen gnädig sich neigen macht, werden hier verschlungen von der Idee der Menschwerdung, von der grenzenlosen Ergriffenheit darüber, daß Gott aus Liebe sich überhaupt in die Banden des Irdischen herabließ. Das besagt nicht, daß die Vertiefung in das Leiden Christi nicht gleichstark, ja vielleicht stärker wäre wie im Okzident. Gerade die slawische Leidenssucht, die zum Griechischen hier noch besonders hinzutritt, schließt das vollständig aus. Aber dieses Leiden Christi samt Christi Kreuzestod ist hier weit tiefer schon in der Menschwerdung

selbst angelegt, und nicht wie eine Reihe freier Taten, sondern wie ein in diesem großen einen Akte der Menschwerdung selbst schon vorgewußtes und mitaufgenommenes Schicksal rollt das Leben des Erlösers als einfache Explikation dieses Aktes bis zum Punkte seines Todes hinab. Nach diesen objektiven Unterschieden in dem Ziel der »Erlösung« und der erlösenden Kraft richtet sich aber auch die subjektive Aneignung der Erlösungsgnaden. Der abendländische Christ will an erster Stelle frei von der Sünde werden, sei es mehr durch bloße Gnade oder durch Gnade und eigene Mitwirkung, sei es mehr im Glauben an Christi stellvertretendes Strafleiden und sein sühnendes Blut, sei es durch ein Zusammenwirken dieses gnadengeborenen Glaubens mit bernhardinischer Nachfolge in Christi Liebeswirken. Erst davon mag er erwarten, daß ihm auch seine Augen für die himmlische Welt aufgetan werden. Hingegen ist Versenkung in das Mysterium der Menschwerdung und feiernder kontemplierender Vorgenuß der himmlischen Güter, die aus irdischer Ordnung überhaupt herausweisen, die seelische Grundstellung bei dieser Aneignung im Osten. Einstellung beim Gottesdienst in der Kirche, innere Haltung zu dem Meßvorgang, entsprechen diesem tiefen Unterschied. Die seelisch aktive Differenzierung der Elemente und Teile des ganzen gottesdienstlichen Vorgangs tritt weit zurück hinter der Gesamterhebung des Gemütes in eine andere Daseinssphäre, in eine höhere Welt, in der die Seele von den irdischen Verwirrungen ausruht. Bilder, Ritual, Weihrauch, Gesang, Priestergewänder, Reliquien ergeben zentriert auf die Opferhandlung eine einzige Gesamtwirkung, in der sich der Seele des Gläubigen der Himmel zu öffnen scheint. Das eigentliche Gebet tritt vor der Haltung der Anbetung überhaupt mehr zurück und ist zum mindesten von ihr als der tieferen Haltung umspannt. Im Gegensatze hierzu ist trotz wesentlich identischer Sakramente im Abendland die sündentilgende Opferhandlung das den Blickpunkt der religiösen Aufmerksamkeit primär fesselnde Moment, und »aus den Sakramenten hebt sich das Bußsakrament so gewaltig heraus, daß es sich alles unterordnet, ja auch Zweck und Ziel der Messe sich unterwirft« ⟨Harnack⟩. Gegenüber der Erhebung in eine himmlische Welt ist hier also Alles zentriert auf die Darbietung von Heilsgütern, die Schuld tilgen und gerecht

machen. Mit dieser Rückbeziehung alles Gottesdienstes auf das sittliche Heil der individuellen Seele ist schon gegeben, daß Sakramente und Ritual in dieser obersten Idee ihre Einheit und Ordnung finden, wogegen in der russischen Kirche die Erlöschung und Verschwebung des individuellen Geistes durch die Hineinführung der Gesamtheit der Gläubigen in den Himmel als Ziel des streng rituell geordneten Dienstes voransteht.

Ungemein scharf ist auch die innere Verschiedenheit, welche die Bilderverehrung im westlichen und östlichen Christentum aufweist. In Österreich findet sich häufig zu Christusbildern folgendes dazu geschrieben: »Dies Bildnus is Gott selber nit, Er wird halt nur bedeut damit.« Die Formel wehrt unfromme Identifizierung ab und gibt die prinzipielle Auffassung des westlichen Katholizismus von Bild und Nothelfer als die Beziehung eines Darstellungssymbols genau wieder. Dagegen kennt die griechische Kirche nicht nur neben dem reichen Bilderdienst auch eine besondere Bildertheologie, sie stellt auch ein ganz anderes Grundverhältnis auf zwischen Bild und Prototyp. Das heilige Bild ist seiner Form nach wahrhaft identisch mit dem Prototyp und nur seinem Stoffe nach ist es irdisch. In ihm verschmilzt also das Himmlische scheidewandlos mit dem Irdischen, und das Bild ist wie ein Fenster in den Himmel, aus dessen Totum es gleichsam ein Stückchen herausschneidet. Daß aus den beiden religiösen Welt- und Gottesanschauungen auch grundverschiedene Lebensideale hervorgehen, läßt sich erwarten. Da ist an erster Stelle das christliche Ideal des »vollkommenen« Lebens in der Form des Mönchtums und der Askese von tiefgreifender Inhaltsverschiedenheit. Innerhalb des westlichen Christentums finden wir eine reiche Typenwelt des mönchischen Ideals, wogegen dieses Ideal im Osten weit gleichförmigere Züge aufweist. Zwischen dem Lebensideal des heiligen Benediktus, in dem die Selbstheiligung dem tätigen Liebeswirken an die übrigen Glieder der Kirche weit vorhergeht, und das sich in wenig zentralisierten festen Niederlassungen von familienhafter Einheit auswirkt bis zum Werke des heiligen Ignatius, in dem der tätige Liebesgedanke sich alles unterwirft, das scharf zentralisiert und nach den beweglichen Zwecken des Missions- und sonstigen Kirchenbedarfs soldatisch geleitet das organische Zusammenwachsen von Mönch,

Volk und Landschaft verschmäht, finden sich Spielformen, die diesen Gegensatz in mannigfachsten Mischungen darstellen. Und doch — wie sehr auch die Schöpfung des Benediktus dem Orientalischen näher stehen möge — welch charakteristische Einheit ist dieses westliche Mönchsideal gegenüber dem griechischen! Vor allem fehlt hier fast völlig das höchste Idealbild, das die östliche Religiosität notwendig aus sich hervortrieb: Das des Einsiedlers, der auf einem Berge der Welt abstirbt und Gott kontempliert. Die Entwicklung des Mönchtums aber strebte im Westen vom benediktinischem Typus weg und bis heute dem des Ignatius zu. Das alte hellenistische Reinheitsideal zusammen mit einer negativen Entleiblichungstechnik, die schon im Leben an die Pforten des Paradieses hinführen soll, tötet im griechisch-orthodoxen Mönchsideal ebenso sehr den christlichen Liebesgedanken, wie den im Jesuitismus mit ihm innig eng vereinten kirchlichen Herrschaftsgedanken. Aus diesem Mönchstum aber rekrutiert sich nicht nur der Episkopat, es steht an Würde und Hoheit für das christliche Volksbewußtsein überhaupt in einer Distanz vom orthodoxen Weltklerus, die weit größer ist als in der römischen Kirche. Und umgekehrt tritt der Pope dem Volke nicht mit jener Autorität und Fremdheit gegenüber wie der katholische Priester; er versinkt viel stärker im Volksleben und fügt sich weit mehr seinen Sitten ein, als er sie einer Korrektur unterwürfe.

Von diesem höchsten Punkte des Vollkommenheitsideals bleibt aber auch das rechtgläubige Ethos des Laien abhängig. Und hier am ersten wird es uns möglich sein, uns jenem Einheitspunkt in den mannigfachen Differenzen zu nähern, von dem alle sonstigen Verschiedenheiten herfließen. Es gibt keinen Grundbegriff der christlichen Sittenlehre, der hier und dort nicht eine verschiedene Färbung erkennen ließe.

Ganz unverhältnismäßig stehen die passiven Tugenden des Dulders, Ertragers, der Demut vor den aktiven Tugenden, die Leidenskraft vor den heroischen Elementen des evangelischen Ethos einschließlich der aktiven Nächstenliebe voran; so sehr, daß auch Übel und Böses nicht als ein zu Bekämpfendes, sondern als ein zu Erleidendes vor der Seele stehen. Die Tolstoische Lehre vom »Nichtwiderstand gegen das Übel und das Böse«, geboren aus der Furcht,

durch Kampf gegen das Böse doch nur den Gesetzen seiner Mittel und dadurch ihm selbst indirekt zu verfallen, entspricht durchaus der Volksreligiosität. In dieser Sphäre des Übels und des Bösen aber stehen für die innere Anschauung auch alle Mittel und Systeme, die der Mensch gegen Übel und Böses entwickelt hat, Staat und Recht, Vergeltung, Strafe, Moral. Die moralische Entrüstung des Westeuropäers über Verbrechen, Prostitution, Laster aller Art ist durch diese innere Stellungnahme ausgeschlossen. Sie macht dem herzerweichenden Mitleiden Platz und der Verbrecher: das ist hier an erster Stelle der »Unglückliche«. Eine große moralische Weitherzigkeit, verbunden mit einem tiefen wie horizontlosen Hineinschauen in die Gewebe der inneren Schicksale, die in den Seelen Gutes und Böses so tief ineinanderflechten, ist eine der positiven Folgen dieser Haltung. Das Gefühl für die Tragik des Lebens, für die individuelle Unlokalisierbarkeit der Schuld und des Bösen ist daher hier so mächtig ausgebildet, daß eben in der Idee des Tragischen die ethische und die ästhetische Haltung zum Dasein überaus leicht zusammenfließen. Auch durch den Quietismus dieses sittlichen Ideals hindurch sind ethische und ästhetische Haltung viel tiefer geeint als im Westen, wie überhaupt diese Religiosität die ästhetischen Elemente des Hellenismus viel tiefer in sich aufgenommen hat wie das westliche Christentum ⟨Bilderdienst⟩. Ein Leontjew ist ebenso stark Ästhet wie Religiöser. ⟨Vgl. hierzu Masaryks Charakteristik.⟩ Sehen wir nun auf den Geist einzelner ethischen Kategorien, welche das russische orthodoxe Ethos mit dem christlichen der Westvölker zu teilen scheint. Die Religiösen beider Kirchen predigen die Demut. Aber diese Demut ist im Westen vor allem auf die Messung bezogen, welche die Person an sich selbst angesichts Gottes vornimmt, sie schließt Stolz, Selbstgefühl gegen den Nebenmenschen, gegen den Staat usw. nicht aus. Dagegen ist die Demut des orthodoxen Christus eine heftige Prostration vor allen Dingen, eine in den reinsten Erscheinungsformen fast wollüstige Glut gesuchter Selbsterniedrigung, die sich zumal beim Russen gern mit einer Art seelischen Masochismus verbindet. Gerade vor dem Sünder wirft sich dieser Mensch am liebsten auf die Knie, um seine Gemeinschaft in der Sünde zu bezeugen, um zu erweisen, daß er geheimer Mitgenosse seines großen Elends ist. Die westliche Demut

ist immer wieder bezogen auf die Neugewinnung sittlicher positiver Kräfte »in Gott«, die in ihr liegende Selbsterniedrigung wird ihr niemals heiliger Selbstzweck. Hier aber ist sie Selbstzweck. Und der Liebes- und Opfergedanke, der Kern christlicher Moral? Hier ist der Unterschied am stärksten und sichtbarsten. Gegenüber Gott überwiegt im Osten die Furcht und im besten Falle die Ehrfurchthaltung bei weitem jene der vertraulichen Vaterliebe. Diese im Grunde ja griechisch, d. h. als in sich selbst genügende und selbstgenugsame Seinsfülle primär gefaßte Gottheit hat eine Unannahbarkeit, eine metaphysische Ferne und bedarf so tausendfältiger starr geregelter ritueller Vermittlungen, daß sie der Liebe nicht mehr faßbar wird. »Furcht ist die Grundlage der wahren Religion« — so hat es Leontjew auf dem Berge Athos gelernt. Und wie ist die Nächstenliebe verstanden? Vor allem so, daß sie sich dem Gedanken der Askese, der Entselbstung und Entleiblichung wesentlich unterordnet. Und das ist vielleicht der zentralste Unterschied, der hier vorliegt. Im Westen steht die Askese immer noch irgendwie im Dienste der Gottes- und Nächstenliebe, sie will die Seele freimachen, damit sie diese großen positiven Akte vollziehe, die ihren Sinn und Wert in sich selbst tragen. Hier aber ist umgekehrt die Liebe zum Nächsten nur eines der Mittel, von sich selbst loszukommen, sie ist wesentlich Selbstflucht. Im Vollkommenheitsideal des mönchischen Einsiedlers kann sie darum auch ganz wegfallen und durch schärfere Mittel der Entleiblichung ersetzt werden. Und aus derselben Dienstschaft, in die hier der Liebesgedanke tritt, verstehen wir auch, daß diese Liebe an erster Stelle sich als Auflösung der Individualität in einem schrankenlosen Gefühl der Leidens- und Sündengenossenschaft darstellt — daß sie primär als Mitleiden, und zwar mit Betonung des Leidens, nicht des Mitgefühls — konzipiert und erlebt ist. »Mitgenossen im Elend«, so nennt schon der Grieche Mareion im 2. Jahrhundert seine Konfessionsgenossen. Analog hierzu ist es — wie ich anderwärts zeigte —, die Kreuzesgemeinschaft mit Christus, die eine Liebesgemeinschaft im Osten erst begründet. Diese Haltung wird durch das unpersönliche Gemeinschaftsgefühl der russischen Slawen und durch ihre starke Leidens- und Schmerzliebe noch gewaltig unterstützt — Erscheinungen, wie sie der russische Roman jedem vor Augen führt. Und das ist

nun das Merkwürdigste, daß trotz dieser religiösen Entwertung der Persönlichkeit und des Aktiven in ihr, trotz dieses weichen Zusammenschmelzens der Seelen im grenzenlosen Mitleiden dennoch jede Seele einen einsamen dunklen Weg sich gehen fühlt, daß gruppenhaft gesehen darum auch dem religiösen Partikularismus und Sektenwesen jede Tür offen steht. »Jeder steht im Dunkel für sich und sieht seinen Nächsten nur als traurigen Schatten vorüberziehen« ⟨Harnack⟩. Aber das ist nur die strenge Folge jenes Mittelcharakters der Liebe. Gleiches zeigt die Opferidee. Die Hingabe positiver Werte, des Glückes, des Lebens, des Reichtums und Besitzes gewinnt unter den östlichen religiösen Grundvoraussetzungen einen Selbstwert, der das Hinsehen auf das erübrigt, was dafür an Geistesfreiheit oder an höheren Gütern gewonnen wird. »Was will der Soldat, der in den Krieg geht« — frägt Dostojewsky. »Er will siegen und er setzt dafür sein Leben ein« — antwortet das westeuropäische Gewissen. Dostojewsky aber antwortet: »Er will sein Leben opfern.« So gewinnt denn auch Schmerz und Leid in dieser Christlichkeit einen ganz wesentlich anderen Sinn als im Christentum des Westens. Es ist weder bloß Strafleiden für die ererbte Sünde, noch bloß ein Agens der Läuterung. »Läutern« läßt sich nur ein vorausgesetzter positiver Wertgehalt, z. B. verschlacktes Gold. Das Leiden ist hier weit mehr. Es gewinnt für die orthodoxe Denkweise einen heilschaffenden Charakter, es führt irgendwie von selbst in den Himmel.

Die äußere Ausprägung dieses Geistes ist die orthodoxe Kirche. Dostojewsky machte sich die Sache etwas leicht. An der berühmten Stelle seines 1877 veröffentlichten Aufsatzes »Deutschland, das protestierende Reich« findet er den Hauptunterschied der westlichen von der östlichen Kirchenidee darin, daß die letztere »zuerst die geistige Vereinigung der Menschheit in Christo anstrebe und dann erst, kraft dieser geistigen Vereinigung Aller in Christo, die zweifellos sich aus ihr ergebende rechte staatliche wie soziale Vereinigung verwirklichen« wolle. »Nach der römischen Auffassung ist das Ideal dagegen das umgekehrte: zuerst sich eine dauerhafte staatliche Vereinigung in der Form einer universalen Monarchie sichern und dann nachher, meinetwegen auch eine geistige Vereinigung zustande zu bringen unter der Obrigkeit des Papstes, des Herrn dieser Welt.«

In jenem geheimnisreichen und furchtbaren Gespräch des Großinquisitors ⟨Brüder Karamasow I, V⟩ mit »Ihm« ⟨Jesus⟩ aber hat Dostojewsky wohl das Allerletzte seiner Überzeugung über die westliche Kirche niedergelegt. Der Herr erscheint nach 15 Jahrhunderten wieder auf der Erde und begegnet in Sevilla dem prachtvollen Zug des Hofes und des Klerus, in dessen Mitte der Großinquisitor schreitet. Alle erkennen »Ihn«. »Er aber wandelt stumm unter ihnen mit einem stillen Lächeln unermeßlichen Mitleids.« In dem folgenden Gespräch zieht der Großinquisitor den Herrn vors Gericht und zeigt ihm, daß er und seinesgleichen das soziale und politische Dynamit der evangelischen Freiheitsbotschaft durch die drei großen Narkotika des Wunders, des Geheimnisses und der Autorität langsam so interpretiert und umgebildet hätten, daß die gefährdete Ruhe und das Glück der Menschenherde wiederhergestellt worden sei. Das ist der springende Punkt des Vorwurfs, den Dostojewsky der westlichen Kirche macht: daß sie die auf das Glück Aller gerichtete Menschenliebe zu einer gegebenen, schwachen, religiös nicht umgebildeten Menschenherde zu ihrem geheimen Zentraldogma gemacht habe und darum ihr Oberhaupt, der Papst, das Schwert der Cäsaren angenommen und die Kirche als Staat, als Fortsetzung Roms, konstituiert habe. Jesus wollte sich selbst und den Geist geben, »denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein«, aber der Mensch braucht Brot und Ruhe vor dem Geist und vor der Liebe. So der Großinquisitor! »Und sollte ich — so fährt er fort — unser Geheimnis vor dir verbergen? So höre denn! Wir sind nicht mit Dir, sondern mit Ihm, das ist unser Geheimnis.« So erscheint Dostojewsky die westliche Menschenliebe geradezu ⟨ähnlich wie Leontjew⟩ als das teuflische Prinzip, ja unter dieser Kategorie wird ihm westlicher Katholizismus und moderner Sozialismus und Demokratie zu einer Einheit des Falschen und Verwerflichen — wie er denn auch einen baldigen Zusammenschluß der sozialen Demokratie mit dem Jesuitismus erwartet. Deutschland, das er ganz als protestantische Macht ansieht, wird zwar diesen vereinigten Kräften römischen Christentums und sozialer Demokratie widerstehen. Aber es wird über den »Protest« nicht hinaus zu einer neuen religiösen Position kommen, es hat »sein Wort« noch nicht gesagt und wird es wohl nie sagen. So ist der wahre

Christus nur in der Orthodoxie als dem Christentum des Geistes verborgen und nur durch seine Ausbreitung kann die Welt für Christus wiedergewonnen werden. Denn das Ziel des Prozesses der morgenländischen Kirchenentwicklung sieht Dostojewsky in der dem Abendland entgegengesetzten Verwandlungstendenz des Staates in die Kirche. Schon Mereschkowsky hat dieser sonderbaren Geschichtsphilosophie seines Meisters schroff widersprochen: »Die historische Wirklichkeit ist dem historischen Schema Dostejewskys vollkommen entgegengesetzt: Die Idee der universalen geistigen Vereinigung der Menschheit in Christo hat nur in der westlichen Hälfte des Christentums, im Katholizismus existiert — wenn auch ihre Realisierungsversuche schließlich erfolglos geblieben sind, während sich die östliche Orthodoxie von dieser Idee nicht einmal hat träumen lassen.« Ich führte Dostojewskys Auffassung nur an, um zu zeigen, wie der griechisch-russische Christ von den vorher dargelegten religiösen Grundanschauungen aus die westliche religiöse Entwicklung auffassen und werten muß, so er konsequent ist. Den westlichen Gedanken, es solle das Gute und Heilige auch Herrschaft und Macht in der Welt selbst gewinnen, kann er nur als falschen, teuflischen Kompromiß mit der Erde auffassen, und das aktive Liebes- und Gemeinschaftsideal westlichen Christentums kann er nur als Zugeständnis an die menschliche Schwäche, als Paktieren mit ihr verstehen. Legt man den Finger auf den Irrtum Dostojewskys, so ist klar: Dostojewsky sieht einen Verrat der Reinheit und Geistigkeit des Christentums da, wo faktisch ein ursprünglich anderer christlicher Geist in Herrschaft war, ein Geist, den er nie gesehen, nie in seiner eigenen evangelischen Verwurzelung begriffen hat. Verschiedener religiöser Geist muß aber auch verschiedene kirchliche Institutionen und eine grundverschiedene Stellung der Kirche zum Staate zur Folge haben.

Für diese Verschiedenheit des Geistes, wie wir sie in Vorhergehendem schilderten, gibt es aber einen höchsten Punkt möglicher Ableitung, der am klarsten wird, wenn man einen Vergleich zieht zwischen den eigentlichen Geistesvätern der griechischen Kirche: Clemens und Origines und dem einflußreichsten Kirchenvater des Westens, Augustin. Wie Harnack treffend zeigt, ist »die morgenländische Kirche

in kultureller, philosophischer und religiöser Hinsicht das versteinerte dritte Jahrhundert«. Sie ist Hellenismus auf der Stufe des 3. Jahrhunderts, und alle evangelischen Grundideen sind in die Gedanken und Lebensformen dieses Hellenismus eingezwängt. Die Annahme des großen Werkes des Plotin, Christus Konstantin durch die slawisch russische Welt bedarf zwar einer besonderen Erklärung in Wesen und Einstellungen dieser Rasse, hat aber an dem religiösen Geiste im Laufe der Jahrhunderte nichts Wesentliches geändert. Und was ist die Seele dieses Hellenismus? Allem voran dies, daß Gott oder das höchste Gut gemäß der alten platonischen Eroslehre nicht als der Urquell aller Liebe und Schöpferkraft, sondern als bloßes Ziel der zu Gott emporstrebenden Kreatur, als reines in asketischer Kontemplation zu fassendes und dann ästhetisch zu beschauendes und zu genießendes reines Sein vor der Seele steht. In der weiteren Idee eines Stufenreiches dieser Bewegung zu Gott, eines Reiches, das ebenso die gesamte Welt als die Ordnung der Gemeinschaft abspiegelt, ist die Wurzel für allen Byzantinismus und seine Form der Autoritätsidee gegeben. Dieser Gedanke ist nun auch der Zentralgedanke des Clemens und Origines. Augustin aber gelingt es zuerst, in dem großen Maßstabe seines Gedankensystems die christliche evangelische Geistesbewegung auch begrifflich zu fassen. Und hier steht allem voran derjenige Gedanke, den ich schon in dem Aufsatz Liebe und Erkenntnis ⟨Nr. 8 d. W. Bl.⟩ entwickelt habe. Die Idee des absoluten Seins ist bei Augustin selbst — und nicht nur die Vorstellungen über den Weg zu ihm und die Vereinigung mit ihm — vollständig umgebildet. Dieses Sein selbst ist Augustin bis in seinen Kern schöpferische Liebe und gleichzeitig allbarmherziger Drang der Selbstmitteilung, der Selbsterschließung. Ist aber solches das Wesen des absoluten Seins — sind es also nicht bloß nachträgliche durch Spekulation gefundene Bestimmungen seiner —, so kann es dem Menschen gar nicht anders zur Gegebenheit kommen als so, daß er seiner Seele Quell, unmittelbar in diesen Urquell alles bloß statischen Seins hineingestellt und von ihm gespeist erlebt, daß er also die Liebesbewegung, die ja eben Gott ist, nachvollzieht, mitvollzieht. Ist weiter ein Ziel dieser göttlichen Liebesbewegung Erbarmen mit dem Menschen, Liebe zum Menschen, so kann es Gottesliebe, die nicht zugleich Nächstenliebe

wäre, auch gar nicht mehr geben. Nicht zwei getrennte Akte sind es nach Augustin, in denen wir in der Gottesliebe Gott und in der Menschenliebe den Nächsten umfassen — etwa nur, um ein »Gebot Gottes« zu erfüllen. Und noch weniger ist wie bei jenen großen Alexandrinern die Nächstenliebe nur ein Glied im Gefüge der negativen asketischen Leistungen, durch die wir uns entleiblichen, entsinnlichen und hierdurch erkennend mit Gott in Berührung treten sollen. In der Kontinuität eines und desselben Aktus vielmehr, in welchem sich die Seele in der Gottesliebe zu Gott erhebt, neigt sie sich auch zum Menschen — und das wäre nicht der allbarmherzige Gott, sondern nur ein starrer hellenischer Semisgötze, den sie erfasset, bliebe das Ausschlagen der Gottesliebe in Nächstenliebe aus. Damit aber ist jene eigentümliche Doppelbewegung westlicher Religiosität des gleichzeitigen Hinauf- und Herabsehens, der Erhebung zu Gott und der Erwirkung des Göttlichen im Umkreise der Welt, in der Gottesidee und im Grundverhältnis des Menschen zu Gott selbst verwurzelt. In dieser Augustinischen Auffassung des Doppelgebotes der Gottes- und Nächstenliebe ⟨Matth. 22⟩ als eines dynamischen Aktes ist die Seele der westlichen Christlichkeit in klassischer Weise formuliert worden — ja die Seele der echten evangelischen Christlichkeit überhaupt. Und das ist das Wesentliche, daß die großen Theologen der griechischen Kirche Clemens und Origines und ihre Nachfolger im Gegensatze zu Augustin trotz alles Einzelkampfes gegen Neuplatonismus und Gnosis von der geistigen Bewegungsrichtung des Platonismus abhängig bleiben, von jener Richtung, die nur eine eindeutige Anregung nach »oben«, nach Gottverähnlichung durch Sprengung der Leibesbanden ist. Dieser »Platonismus« setzt immer irgendwie das Gute dem Geiste, das Böse dem Sinnlichen gleich. Er kennt keine Scheidung von Gut und Böse innerhalb des geistigen Willens selbst und andererseits keine Durchwirkung und Eingestaltung des Guten in die sinnliche Sphäre. Und analog muß er — vergl. meinen Aufsatz über »Liebe und Erkenntnis« — der Erkenntnis den Vorrang vor der Liebe geben und in einer kontemplativ ästhetischen Haltung zum Göttlichen endigen.

Von diesem höchsten Punkte des Gegensatzes lassen sich alle vorher entwickelten Unterschiedsmomente ableiten, und es mag am

Schlusse noch kurz gezeigt werden, wie aus ihm auch die Differenz der kirchlichen Institution hier und dort hervorgeht.

Es möchte zunächst als das Wunder der Wunder erscheinen, wie es denn möglich sei, daß eine ihrem Ursprung und Sinn nach so weltflüchtige, so passiv-kontemplative, so ästhetische, aus hellenistischer Dekadenz geborene feine und subtile, herbstliche Religiosität sich mit einem der größten Gewaltstaaten der Geschichte, mit der russischen Autokratie, verschmelzen konnte. Und wenn irgendwo, liegt hier das »Geheimnis« Rußlands — ein Geheimnis, das ganz zu lüften vielleicht niemals einem westlichen Menschen gelingen dürfte. Einen Schleier dieses Geheimnisses, der gehoben vielleicht noch am ersten in die tiefe leidende Ironie des Antlitzes des russischen Menschen schauen läßt, bildet das für uns meist ganz verdeckte Verhältnis, das auf dieser religiösen Grundlage das Bild irgendwelcher irdischen Macht und Herrschaft zum religiösen Sinn des Daseins in der Seele des russischen Menschen gewinnen muß. Was ich meine, läßt sich nur sehr schwer für unsere Ohren ausdrücken, und nur zuweilen tastet das Erleben an den Schleier dieses Geheimnisses heran. Suche ich Worte, so möchte ich sagen: Wenn der russische Christ sich dreimal, wenn er sich hundertmal als »getreuer Hund« irgendeines seiner vielen »Herren« verbeugt, wenn alle die vielen, vielen Seelenschichten seiner weiträumigen Seele — mit Ausnahme der letzten in den Gefühlen der Furcht, der Ehrfurcht, der Selbstdemütigung vergehen, so bleibt doch in der allerletzten Schicht etwas zurück, das ich nur als die Überlegenheit der heiligen Ironie bezeichnen kann: »Armer, lieber Mensch — wie schwer hat es dir Gott gemacht, daß du mich beherrschen mußt, daß du also mehr Teil haben mußt am grundsätzlich Bösen dieser Welt als ich!« Denn die Macht ist an sich böse — dies ist im Gegensatz zum westlichen Christentum russischer Glaube. Und das, das ist die innere Haltung, die — so tief sie alle letzte Achtung der Autorität ausschließen muß, alle Anerkennung ihrer letzten Rechtmäßigkeit, — doch jede Autorität, ja jede Art von Gewaltherrschaft verewigt, verewigen muß, da sie all das, was Aufstand, Revolution geben könnte, nämlich Macht oder gleiche Macht, gegenüber dem Herrn von vornherein in der Tiefe als das »Böse« ablehnt und ein Höheres in religiöser Form in der heiligen Ironie

schon zu besitzen glaubt. Den Gewaltaktivismus des Staates — eben diesen muß diese Christlichkeit in ihrer letzten Tiefe ersehnen, ihn muß die Überlegenheit der heiligen Ironie irgendwie bejahen, um sich selbst zu erhalten. Und nur ob dieser Haltung kann es geschehen, daß dieser russische Mensch in aller gewalttätigen Beherrschtheit so furchtbar frei, so innerlich ungebunden und unverpflichtet von allem Gesetz und Recht in seiner Seele bleibt, wie wir es nicht ahnen können. Wer gegen die Welt überhaupt revoltiert — wie sollte er revoltieren gegen einen Staat, gegen eine Herrschaft? Aber wie ist die gleichzeitige Grundhaltung des Herrn auf der gleichen religiösen Grundlage beschaffen, wenn er die Verbeugung sieht? In seinem tiefsten Zentrum wird der russische Christ immer mit schlechtem Gewissen herrschen und irgendwo sich immer »schämen«, daß er herrschen soll. Dieses »schlechte Gewissen« des Herrschers ist das Gegenspiel zur Überlegenheit der heiligen Ironie des Dieners. Wie die letztere Haltung aber jede wahre Achtung vor der Autorität ausschließt, so die erstere jede strenge Gewissenhaftigkeit und jeden Gesetzessinn in der Ausübung der Herrschaft. Ein Herrscher mit »schlechtem Gewissen« muß zur Willkür und Gewalt neigen, da ihm ja das Ganze der Sphäre seiner Herrschaft nicht im Göttlichen, sondern in der Sünde verankert ist. Mit gutem Gewissen haben in Rußland vielleicht nur Menschen germanischer Abstammung zu herrschen gewußt. Gerade durch dieses, hier typisierte seelische Grundverhältnis, das auch das von Kirche und Staat ist, fordern sich diese Christlichkeit und die Autokratie gegenseitig, ja stärken sich auf geheimnisvolle Weise.

In dem Medium dieser seelischen Verfassung wird nun aber die grundverschiedene Kirchenidee hier und dort leicht begreiflich. Aus Harnacks Gegenüberstellung der Hauptpunkte hebe ich kurz hervor: Die östliche Kirche ist reine streng rituelle Jenseitigkeitsanstalt, die den Gläubigen mit dem Vorgenuß der himmlischen Welt erfüllt. Die westliche Kirche ist — gemäß der Doppelbewegung des religiösen Impulses nach oben und nach unten — zugleich Jenseitigkeitsanstalt und Reich Gottes auf Erden. Darum muß sie nicht nur passive, sondern auch aktive Tugenden im Gläubigen zu entfalten suchen. Der Mönch steht im Osten im Ansehen hoch über dem Weltpriester, welcher

verheiratet ist und sich dem Volkstum und der Sitte eng anschmiegt. Der Mönch ist im Westen fast stets Priester und ist, wenn nicht dem Weltpriestertum faktisch untergeordnet, so doch mit ihm eng geeint. Der Weltpriester ist unverheiratet und dadurch dem Volkstum überlegen. Der östliche Weltpriester ist an erster Stelle priesterlicher Liturg, der durch strengste Befolgung des starren Rituals die Heilsgüter dem Gläubigen zuzuwenden hat. Die richterliche Seelenleitung tritt bei ihm zurück, wogegen sie im Westen die erste Stelle unter den Funktionen des Priesters hat. Die östliche Kirche soll, da sie ausschließlich mit der jenseitigen Bestimmung ihrer Glieder, nicht aber mit der organischen Durchdringung der Welt mit dem Geist des Evangeliums zu tun hat, keine staatsförmig aufgebaute Institution sein. Die westliche Kirche soll dies sein, da sie neben ihrer Jenseitigkeitsfunktion Christi Herrschaft auf Erden zu verbreiten hat. Die östliche Kirche hat als höchste Behörde nur eine heilige Versammlung, die mit unfehlbarer Sicherheit ausschließlich nach der Tradition Glaubens- und Sittenfrage entscheidet. Dagegen muß die westliche Kirche eine personale, stetig höchste Regierungsgewalt haben, welche zwar nach Würdigung der Tradition, aber gleichwohl ex sese unfehlbar entscheidet, dadurch aber der historischen Entwicklung und ihren Lagen weit anpassungsfähiger ist. Die orthodoxe Kirchenidee schließt eine Vielheit von orthodoxen Kirchen nicht aus, da alle auf die Welt gerichtete Aktivität dem religiösen Geiste nach ihr in den Staat verlegt ist, soll sich die Kirche dem Staate so organisch über- und unterordnen, daß sie ihn zwar rein geistlich und insonderheit sein Oberhaupt leitet, aber — so weit sie dieser Leitung gewiß ist — sich ihm in allem Übrigen unterordnet. Die westliche Kirche als Gottesreich auf Erden, als Gottesreich »auf« dieser, aber nicht »von« dieser Welt muß hingegen eine Einzige sein, und da die religiös-sittliche Aktion auf die Welt auch schon in die rein religiöse Lebensaufgabe aufgenommen ist, kann sie sich keinem Staate eingliedern, sondern muß ihre volle Selbständigkeit gegenüber den Staaten wahren. Ja, sie kann nur solche Staaten anerkennen, die sich dem primär von der Kirche verwalteten christlichen Sittengesetz unterordnen. Der römische Priester ist nicht dem Volkstum organisch eingeordnet, sondern kontrolliert nach Maßgabe der kirchlichen Oberleitung seine Sitte. Für

die östliche Kirche ist alle religiöse Wahrheit, da sich solche auf praktische Formung und Leitung wechselnder irdischer Angelegenheiten nie unmittelbar beziehen kann, sondern nur auf Lehre, Kultus, Liturgie im »christlichen Altertum« beschlossen. Alles Neue ist falsch, weil es neu ist. Ihr Ritual ist von starrstem Konservatismus. Auch die westliche Kirche kennt keine Entwicklung des Gehalts ihrer Glaubens- und Sittenlehre, wohl aber eine Entwicklung des geistigen Eindringens in diesen Gehalt und eine »Geschichte« seiner Formulierung. Darum können durch ihr Oberhaupt stets bestimmte Sätze als Glaubens- und Sittenlehre neu definiert werden. In Kultus, Disziplin und Sitte hingegen ist ein viel größerer Kreis des Veränderlichen anerkannt als im Osten.

Unter diesen Hauptpunkten der Differenz ist kein einziger, der sich nicht aus dem oben genannten Gegensatz des hellenistischen und des evangelisch-augustinischen Prinzips voll verstehen ließe — wenn hier auch nicht alle vermittelnden Glieder aufgedeckt wurden.

GLOSSEN

Hans Ehrenbaum-Degele.

Er war der Ritter in Goldrüstung.
Sein Herz ging auf sieben Rubinen.

Darum trugen seine Tage
Den lauteren Sonnenglanz.

Sein Leben war ein lyrisches Gedicht,
Die Kriegsballade sein Tod.

Er sang den Frauen Lieder
In süßerlei Abendfarben.

Goldnelken waren seine Augen,
Manchmal stand Tau in ihnen.

Einmal sagte er zu mir:
»Ich muß früh sterben.«

Da weinten wir beide
Wie nach seinem Begräbnis.

Seitdem lagen seine Hände
Oft in den meinen.

Immer hab ich sie gestreichelt,
Bis sie die Waffe ergriffen.

Else Lasker-Schüler.

Rundschau.

Die russischen Zeitschriften im Kriege.

Wer das geistige Leben Rußlands und seine mannigfaltigen sozialen, politischen und nationalen Strömungen erfassen will, kann an seiner Zeitschriftenliteratur noch weniger vorübergehen, als in jedem anderen Lande. Die Lektüre der russischen Zeitschriften ist jetzt, zu Kriegszeiten, eine dringendere Notwendigkeit, als zu Friedenszeiten. Die besonderen Bedingungen der geschichtlichen Entwicklung Rußlands haben es mit sich gebracht, daß die Monatsrevuen, die sogenannten »dicken Journale«, seit Mitte des XIX. Jahrhunderts die eigentlichen Träger des geistigen Fortschrittes wurden. Literatur, Kunst, Wissenschaft, Politik fanden in der Zeitschriftenliteratur eine ausgiebigere und freiere Beleuchtung, als das in der von der Zensur niedergehaltenen Tagespresse möglich war. Zugleich bildeten die bedeutendsten Zeitschriften — mangels breiterer politischer Betätigungsmöglichkeiten — Jahrzehnte hindurch die eigentlichen Sammelpunkte der politischen und geistigen Bewegung. Und selbst als nach der Einführung der Verfassung im Jahre 1905 die politische Differenzierung mit aller Macht einsetzte und die Tagespresse einen größeren Einfluß gewann, behielten die führenden Monatsschriften ihre Funktion bei, ein getreues Spiegelbild der Zeitströmungen zu geben und die Richtlinien für die innerpolitische Orientierung zu ziehen.

Es ist ohne weiteres klar, daß diese Funktion seit Beginn des Krieges um so wichtiger geworden ist, als die Tagespresse — mindestens bis zur letzten Zeit — in ihren Äußerungen recht stark behindert worden ist. Von den Monatsschriften kann das nicht ohne weiteres behauptet werden. In den fortschrittlichen Zeitschriften finden

sich zahlreiche Artikel, die an den inneren Zuständen freimütig Kritik üben und ohne Rücksicht auf den proklamierten »Burgfrieden« die sozialen und nationalen Probleme zur Erörterung stellen. Interessant und äußerst bezeichnend ist hierbei die Scheidung im Lager der »progressiven« Journalistik. Noch nie trat die parteipolitische Differenzierung in der noch vor einem Jahrzehnt fast geschlossen vorgehenden russischen Zeitschriftenliteratur so kraß hervor, wie im letzten Jahre. Während in einem Teil — bei mehr oder minder deutlich hervortretender Tendenz den Krieg als »bittere Notwendigkeit« hinzunehmen, solange er den Charakter eines Verteidigungskrieges trägt — im allgemeinen das Bestreben vorherrscht, die Grundsätze der Demokratie und der Internationalität hochzuhalten und den Kampf im Inneren auch im Kriege fortzusetzen, tritt ein anderer Teil der russischen Monatsschriften als Bannerträger der imperialistischen Bestrebungen des Großrussentums auf, die sich mit Vorliebe in das Gewand des panslavistischen Messianismus hüllen. In anderer Form tritt hier derselbe Ideengegensatz auf, der Ende der siebziger Jahre, vor und nach dem russisch-türkischen Krieg, die russische Journalistik in zwei Lager spaltete. Damals bildete der slavophile Messianismus Katkows, Leontjews, Dostojewskys die ideologische Hülle des Absolutismus und des großrussischen Nationalismus. Jetzt sucht der imperialistische Eroberungsdrang der liberalen Bourgeoisie diese Ideologie lebendig zu machen, um den Krieg zu heiligen, von dem sie sich — mindestens zu Beginn — Machtzuwachs nach außen und nach innen versprach. Aber nach wie vor ertönen diese Stimmen nur in vereinzelten Organen, und im großen und ganzen verhalten sich die führenden russischen Zeitschriften ablehnend gegenüber den Lockrufen nationalistischer Überhebung und imperialistischer Eroberungssucht.

Zur Kennzeichnung dieses Gegensatzes, der den Antagonismus zwischen der Liebe der russischen Demokratie und denen des aufstrebenden, machthungrigen großrussischen Bürgertums verrät, seien nachstehend zwei typische Repräsentanten der geschilderten Richtungen in der russischen Zeitschriftenliteratur charakterisiert:

»Russkoje Bogatstwo«*) (Russischer Reichtum), das Organ der sogenannten »Volkstümler«, um das sich ziemlich große Schichten der bäuerlichen Intelligenz und agrarsozialistischen »Intellektuellen« gruppieren, und »Russkaja Mysl« (Russischer Gedanke), das von Peter Struve herausgegebene Organ der liberalen Imperialisten war der slavophil-messianistisch gefärbten Jünger der Moskauer Idealistenschule.

Äußerst bezeichnend ist, wie N. Russanow in der Septembernummer des »Russkoje Bogatstwo« die Stellung dieses Organs zum Krieg und zum Militarismus formuliert:

»Der Militarismus als eine soziologische Erscheinung von erstklassiger Bedeutung, die mit ihren eisernen Wurzeln den gesamten Boden der gesellschaftlichen Beziehungen unserer Zeit durchschneidet, ist nicht das Werk eines einzelnen Menschen, einer einzelnen Natur, sondern das Ergebnis einer ganzen Reihe materieller und moralischer Faktoren. Hierzu gehört die Notwendigkeit der ständigen Erweiterung des Weltmarktes, der Erwerbung neuer Kolonien, mit einem Wort der Drang des Imperialismus. Hierzu gehören ferner die

*) Nach der Inhibierung dieser Monatsschrift im Oktober v. J. erscheint an ihrer Stelle das Organ »Russkija Sapiski« (Russische Schriften).

eigennützigen Spekulationen der herrschenden kapitalistischen und militärischen Kreise, der mächtigen bürgerlichen Presse, der Politiker und Diplomaten, mit ihren Operationen auf dem Gebiete der ausländischen Anleihen, der Regierungslieferungen und -Subsidien, des Börsenspiels und des wütenden Karrierismus der unproduktiven ‹militärischen› Berufe, hierzu gehören die Erwägungen der Könige und Minister, die Diversionen in der Richtung eines Krieges gegen äußere Feinde vornehmer, um den sozialen Kampf der arbeitenden Massen gegen die Privilegien des Kapitals und des Grundbesitzes abzuschwächen. Hierzu gehören endlich die tierischen Instinkte der gegenseitigen Entfremdung unter den Angehörigen verschiedener Nationen, Instinkte, die auf prähistorische Zeiten zurückgehen und stets darauf gerichtet sind, den berüchtigten »Erbfeind« zu finden, dessen Rolle in der Vorstellung des betreffenden Volkes bald der eine, bald der andere Nachbar ausübt. Hierher gehören aber auch die natürlichen Bestrebungen eines ganzen Volkes, seine Unabhängigkeit zu bewahren, das Joch fremder Eroberer abzuwerfen und sich das Recht zu erkämpfen, in seiner eigenen Sprache denken, schreiben und sprechen zu dürfen.«

In dem komplizierten Prozeß der Militarisierung Europas im letzten Viertel des XIX. Jahrhunderts habe Deutschland, kraft seiner geographischen Lage und seiner Geschichte eine besondere Rolle gespielt. »Es wäre sehr oberflächlich, ausschließlich in diesem kriegerischen Staat die Ursache jenes Zustandes zu erblicken, bei dem Europa von Jahr zu Jahr mehr und mehr unter das Joch der Rüstungen geriet. Unserer Ansicht nach ist eine schädliche Illusion, wenn die Chanvinisten der verschiedenen Länder, die mit Deutschland im Kriege liegen, jetzt versichern, es genüge, Deutschland zu zerschmettern, damit in Europa und in der ganzen Welt Glück, Freiheit, Friede den Menschen zum Wohlgefallen einkehren. Andererseits wäre es nicht wieder oberflächlich, vor den Besonderheiten der historischen Rolle des kriegerischen Deutschlands in der Mitte des militarisierten Europas die Augen zu schließen.«

Das Problem der Kriegsursachen, das hier nur kurz gestreift ist, wird in gründlicher Weise in einem Aufsatz von W. Maisky in der Januarnummer der »Russkija Sapiski« behandelt. Danach ist der Kampf zwischen Deutschland und England um die Weltherrschaft die Axe, auf der der Komplex der Kriegsereignisse ruht. Freilich ist Maisky keineswegs der Ansicht, daß der wirtschaftliche und politische Gegensatz zwischen Deutschland und England unbedingt jetzt zu einer kriegerischen Auseinandersetzung hätte führen müssen. Es sei vielmehr sehr gut denkbar gewesen, daß der Zusammenstoß bei größerer Geschicklichkeit der Diplomaten und der Zurückdämmung der kriegsschürenden Tätigkeit der Chauvinisten und Imperialisten vermieden worden wäre, und dies umso mehr als sich vor dem Kriege die Möglichkeit eines deutsch-englischen Ausgleiches in Vorderasien und Afrika darbot. Wäre Zeit gewonnen worden, so hätte das Wachstum der Demokratie diesseits und jenseits des Kanals möglicherweise einen Zustand geschaffen, »bei dem an Stelle des Faustrechtes bei der Lösung komplizierter nationaler Fragen humanere und kulturellere politische Methoden getreten wären.«

Es ist verständlich, daß bei der Schilderung der treibenden Kräfte, die zum Kriege geführt haben, nicht nur die Politik der feindlichen Staaten scharf kritisiert, sondern

auch die Schwächlichkeit derjenigen Gesellschaftskreise bedauert wird, deren Haltung vor dem Kriege zu der Erwartung berechtigt hatte, daß der Orkan des Krieges nicht widerstandslos über die Kulturstaaten Europas hinwegbrausen würde. Was aber dieser Kritik einen versöhnlichen Charakter verleiht, ist der Umstand, daß sie Hand in Hand geht mit der Kritik der heimischen Politik und der Zurückreichung der chauvinistischen Überhebung und der imperialistischen Eroberungssucht im eigenen Lande. So spottet A. Borisson in der Novembernummer der »Russkija Sapiski« über die Großmäuligkeit der gelben Presse und die chauvinistische Hoffnungsseligkeit der Zeitungsstrategen, die sich nicht genug tun können an großartigen Zukunftsplänen. »Die Spezialkorrespondenten einiger solider und geachteter Blätter schrieben schon im August: »Auf Wiedersehen in Berlin!« als handle es sich um eine kleine Vergnügungstour. Auf Wiedersehen in Berlin, auf Wiedersehen in Wien, auf Wiedersehen in Budapest! Einige Zeitungsstrategen kündigten sogar schon Ende August den Serben ein baldiges Rendezvous in Belgrad an... Ebenso leicht zerschneiden die Politiker, die Nationalökonomen und Soziologen der gelben Presse die »Flickermonarchie« (d. h. Österreich-Ungarn) in einzelne Stücke, verschieben die Staatsgrenzen gemäß den Grenzen der nationalen Territorien, gründen die »Vereinigten slawischen Staaten«, befreien eine Anzahl Völker, die ihre staatliche Sonderexistenz verloren haben, heben den Militarismus anf, gründen eine neue Ara. Alles dies vollstrecken die Titanen aus der gelben Presse mit der Feder, und die Titanen aus dem Spießbürgertum mit der Zunge während der Pause zwischen zwei Gängen beim Mittagsmahl.«

Mit aller Energie wendet sich der alte verdienstvolle Schriftsteller W. Mjakotin in der Septembernummer des »Russkoje Bogatstwo« auch gegen die Politiker, die das russische Volk auffordern, seine inneren Probleme beiseite zu schieben und seine »völkerbefreiende Mission« außerhalb der Grenze Rußlands zu erfüllen. Besonders scharf faßt er hierbei den Moskauer Universitätsprofessor Fürst E. Trubetzkoi an, der die eigenartige Geschichtsphilosophie konstruierte, wonach »die Besonderheit des russischen Patriotismus darin bestehe, daß er sich nie für die Idee des Vaterlandes als solcher begeisterte.« Das große Geheimnis des russischen Volksdaseins bestehe darin, daß Rußland stets geschlagen wurde, wenn es »nur für sich selber« kämpfte, aber »seine geistige Einheit und Integrität gewann«, wenn es andere Völker befreite. Diese »Befreiungsmission« bezeichnete Fürst Trubetzkoi als Aufgabe Rußlands, als den notwendigen Bestandteil jenes »Kampfes gegen den Germanismus«, der den Zweck des jetzigen Krieges ausmache. Mit aller Schärfe geißelte Mjakotin diese mit idealistischen Phrasen verbrämte Theorie, die er mit Recht als Variation der bekannten Hetztheorien der »Nowoje Wremja« bezeichnete.

Das Verdienst Mjakotins bestand aber nicht bloß in der Zurückweisung der panslavischen Befreiungslegende, sondern auch in der gleichzeitigen Aufrollung des innerrussischen nationalen Problems. Es sei, so führte er aus, ein Vergehen an der Zukunft Rußlands, wenn dem Volke lokkende Perspektiven außerhalb des Landes gezeigt würden. Im Inneren selbst müsse namentlich auf dem Gebiete der Nationalitätenfrage endlich Ordnung geschaffen werden. Es sei eine Lüge, wenn von der »inneren Eintracht« gesprochen werde. Die Lasten würden von allen getragen, aber die Un-

gleichheit in der rechtlichen Lage der »Hellenen« und »Indäer« bestehe weiter fort. Die Deutschen würden verfolgt, die Juden bildeten nach wie vor das Objekt grausamer Verfolgung, von einer Befreiung Polens könne noch nicht gesprochen werden, die Ukrainer würden seit Beginn des Krieges ärger als früher drangsaliert. Noch mehr, der Kampf um Galizien verschärfe das ukrainische Problem in Rußland selbst und die Russifizierung der eroberten galizischen Gebietsteile trage unabsehbare Konsequenzen in sich. Auf Grund aller dieser Warnungen, deren Berechtigung durch den weiteren Verlauf der Ereignisse schlagend erwiesen wurde, forderte Mjakotin, daß nicht der illusorische »Kampf gegen den Germanismus«, sondern die Lösung des innerrussischen nationalen Problems im Sinne der Freiheit und Gleichberechtigung auf die Tagesordnung gestellt wurde. Der Einwand die Forderung innerer Reformen während eines Krieges bedeute, »Schacher« und »Erpressung« sei absurd. »Wenn die Bürger eines Staates im Augenblick eines heftigen äußeren Kampfes für die innere Stärke des Staatskörpers sorgen, tun sie ein Werk, das unter anderem im Interesse des erfolgreichen Ausganges dieses Kampfes erforderlich ist. Und je heftiger der Kampf, desto bedeutungsvoller ist dieses Werk, desto aufmerksamer und ernster muß man ihm gegenüber sich verhalten und sich mit seiner Vollendung beeilen.«

Dieser Standpunkt Mjakotivs auf dem Gebiete der Nationalitätenfrage ist bezeichnend für die Haltung seines Organs in der inneren Politik überhaupt. Es akzeptiert den zu Kriegsbeginn proklamierten »Burgfrieden« nicht, sondern sieht in der bedingungslosen Kapitulation der oppositionellen Parteien den Grund dafür, daß die Regierung ihre anfängliche Reformgeneigtheit durch eine Verschärfung des reaktionären Kurses ersetzte. Wozu auch Reformen, wenn alle — wie die »Nowoje Wremja« sich ausdrückte — »über Nacht Nationalisten geworden waren?« Mit unbarmherziger Schärfe geißelte A. Peschechonow in der Septembernummer des »Russkoje Bogatstwo« die Feigheit und Schwächlichkeit der superklugen Führer der liberalen Opposition, die durch ihr bedingungsloses Abschwenken in das Lager der Regierung weder dem Lande, noch ihren eigenen Zielen, noch sogar dem »Werk der nationalen Verteidigung« einen Dienst erwiesen haben. Die Ereignisse in Rußland im zweiten Halbjahr des Krieges haben die Berechtigung dieser Kritik schlagend erwiesen. —

Einen besonderen Zug der fortschrittlich-demokratischen Organe der russischen Journalistik bildete das Bestreben, der nationalistischen Hetze gegen die Deutschen Einhalt zu gebieten und die auf dem Wege der Notgesetzgebung ausgearbeiteten Ausnahmegesetze gegen die deutschen Kolonisten zu bekämpfen. Eine Anzahl trefflicher Artikel sind in den »Russkija Sapiski« diesen Fragen gewidmet. Als Stichprobe sei folgender Auszug aus einem Artikel von S. Elpatjewski in der Novembernummer dieser Monatsschrift wiedergegeben:

»Ein engherziger Nationalismus ist jetzt unzeitgemäß. An dem Beispiel Deutschlands sehen wir, wie sehr ein überspannter Nationalismus mit der ihm entsproßten spezifischen Psychologie und eine engherzige, gehässige Auffassung der nationalistischen Parole nicht nur für andere Völker eine Gefahr bilden, sondern vor allem für das Land, das diesen Nationalismus lange und beharrlich kultiviert hat. Das ist nicht einmal ein Verbrechen, sondern ein Fehler,

ein falscher taktischer Zug. Und es ist ein Uglück, für das das Volk früher oder später hart büßen muß.«

»Ich möchte nicht« — fährt Elpatjewski fort — falsch verstanden werden. Ich spreche nicht vom deutschen Volke in seiner Gesamtheit. Hinter Preußen steht ein anderes Deutschland, hinter ... den herrschenden Kreisen, den militärischen Sphären, den Agrariern steht einfach das deutsche Volk. Jenes Volk, das einst die Reformation vollbracht, das Jahrhunderte hindurch ... Leuchten der Menschheit hervorgebracht hat, große Dichter, geniale Musiker, reine und edle Denker ...«

Die hier ausgedrückte Denkweise ist bezeichnend für breite Schichten der russischen demokratischen Intelligenz, für die Arbeiter, für die aufgeklärten Bauern. Aber ebenso bezeichnend für die Differenzierung des Bürgertums ist die Tatsache, daß gerade die angeführten Äußerungen von Elpatjewski in der Monatsschrift »Russkaja Mysl«, um das sich die imperialistischen und slavophilen Elemente des Liberalismus gruppieren, heftig angegriffen werden. »Wir sehen — schreibt E. Koltonowskaja in der Januarnummer dieser Zeitschrift — die Äußerungen jenes »anderen Deutschlands« nicht. Ein »anderes Deutschland« existiert nicht. In Deutschland gibt es keine Spaltung, keine Differenz. Es ist einig und in seiner Gesamtheit kriegerisch ... Die kriegerischen deutschen Schriftsteller der Jetztzeit ... sind die natürlichen Erben jener früheren »edlen Dichter und Denker«. Nicht ohne Grund beruft sich General Bernhardi auf Goethe und Schiller. Diese sind freilich nicht schuld, daß der deutsche Individualismus, dem sie Ausdruck gaben, bei ihren Enkeln eine solche mißgestaltete Form angenommen hat, aber ein Zusammenhang zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart ist unverkennbar.«

Man sieht, Frau Koltonowskaja hat sich ihre »Beweisführung« sehr leicht gemacht. Sie erklärt einfach, daß General von Bernhardi das geistige Erbe Goethes und Schillers repräsentiert und die Geschichte ist erledigt. Sogar Marx hat — wie sie erklärt — »Gedanken ausgesprochen, die sich der kriegerischen Psychologie Bernhardis sehr nähern«. Diese Aussprüche stehen in der erwähnten Zeitschrift keineswegs vereinzelt da. Es wird vielmehr aus allen Gebieten des Wissens einseitig Material zusammengetragen und in einer Weise »verarbeitet«, die die Abscheulichkeit, Verworfenheit, Raubgier des Gegners und die Reinheit und sittliche Höhe des eigenen Landes oder des Verbündeten nachweisen soll. Es ist mit einem Wort die altbewährte, bekannte Schablone. Und die Tatsache, daß sie mit dem Rüstzeug der modernen Gesellschaftswissenschaft prunkt und sich in die gleißenden Gewänder der idealistischen Philosophie und des wirtschaftlichen Liberalismus hüllt, beweist nur, daß der Teil der liberalen Bourgeoisie Rußlands, der den Grundsätzen der Demokratie untreu geworden ist, in der Auswahl seiner Mittel ebenso wenig wählerisch ist, wie seine Lehrmeister in den vorgeschrittenen Ländern des Westens.

Um es vorweg zu sagen: es ist keineswegs alles schlecht, was die »Russkaja Mysl« in den Kriegsmonaten veröffentlicht hat. Haß trübt wohl den Blick bei der Einschätzung des eigenen Handelns und führt oft zu Übertreibungen bei der Einschätzung des Gegners, er macht aber auch oft hellseherisch bei der Untersuchung der Mängel des Gegners. Würde beispielsweise die »Russkaja Mysl« die russische Geschichte, die russische Politik, den

russischen Imperialismus ebenso unter die Lupe genommen haben wie den deutschen, so wäre ihre Leistung verdienstvoll gewesen. So aber bildet die Kritik Deutschlands nur die zur Aufstachelung des Kriegsgeistes erforderliche Ergänzung zu der Theorie des großrussischen Nationalismus und Imperialismus, das in allen möglichen Variationen in dieser Zeitschrift gepredigt wird.

Der Redakteur der Zeitschrift, der frühere Marxist und spätere Herausgeber des 1904/5 in Stuttgart erschienenen liberalen Kampforgans »Oswoboshdenije« ⟨Befreiung⟩ Peter von Struve ist bekannt als Schöpfer des Programms eines »Großrußlands«, das seinen Schwerpunkt im Becken des Schwarzen Meeres haben und die kleinen slavischen Völker um sich sammeln soll. Dieses Programm vertritt er mit besonderer Energie seit Beginn des Krieges, und zwar mit der besonderen Hervorhebung der großrussischen Hegemonie und der strikten Zurückweisung sogar autonomistischer Bestrebungen ⟨namentlich in der Ukraine⟩. In derselben Richtung, nur idealistisch-mysthisch verbrämt, äußern sich in seiner Zeitschrift Fürst E. Trubetzkoi, S. Bulgakow, S. Frank, W. Ern, W. Iwanow, die sich als die Jünger des verstorbenen russischen Philosophen Wladimir Solowjow betrachteten, dessen Utopie einer Welt-Theokratie unter russischer Führung eine der Grundlagen der slawophilen Bewegung der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts bildete. Aber wenn selbst Solowjow schon in den neunziger Jahren an dem russischen Messianismus verzweifeln mußte, so vermögen die krampfhaften Gehirnverrenkungen seiner liberalen Epigonen jetzt erst recht nicht, diesen Leichnam zum neuen Leben zu erwecken. An und für sich sind diese Versuche schon durch ihre Groteskheit zur Unfruchtbarkeit verurteilt Betrachtet man sie aber als stilgemäße Verzierungen an dem recht nüchternen Bau des russischen Imperialismus, so kommt man zu recht lehrreichen Analogien mit ähnlichen Erscheinungen in anderen Ländern.

A. Stein.

Über Belgien.

I.

„Belgien heute und morgen."

Ulrich Rauscher hat, teils im Dienste der Frankfurter Zeitung, teils im Staatsdienst, Gelegenheit gehabt, sich mehrere Monate in Belgien aufzuhalten und so beobachtend und mitarbeitend Wesen und Resultat des sehr interessanten Okkupationsproblems am lebendigen Objekt zu studieren. Die durch dieses Studium gewonnenen Anschauungen und Aufschlüsse, die er selbst nur als beziehungs- und bedingungsweise richtig hingestellt haben will, hat er in einem lesenswerten Buch »Belgien heute und morgen« niedergelegt, das bei S. Hirzel, Leipzig, erschienen ist.

Käme es hier darauf an, nur eine literarische Kritik dieser Arbeit zu geben, so könnte man sich bündig fassen. Hier liegt tatsächlich eine der besten journalistischen Arbeiten vor, die in deutscher Sprache geschrieben wurden, eine der wenigen, die sich den parallelen Leistungen englischer Meisterjournalisten vergleichen darf. Hier ist Wissen ⟨ohne Pedanterie⟩, Beobachtungsgabe und Lebendigkeitssinn ⟨ohne Persönlichtuerei und Eigendünkel⟩, disponierende Klarheit und Darstellungskraft ⟨ohne feuilletonisierende Verschmocktheit⟩ so befriedigend vereinigt, daß das Buch als hoffnungsvolles Versprechen für die ersehnte Niveauverbesserung der deutschen Journalistik gelten kann.

Aber gerade wegen dieser vorzüglichen Eigenschaften kann man mit dem Buch weit besseres noch anfangen: es kann authentische Unterlage einer Untersuchung sein, welcher künftigen Lösung der Tendenz- und Prinzipfrage Belgien man bei uns — wahrscheinlich — zustrebt. Der Eindruck einer dahin gerichteten Lektüre des Buches soll hier kurz referierend, ohne Betonung eines eigenen Standpunktes, angedeutet werden.

Das Belgien von heute, das okkupierte, deutsch verwaltete Belgien, kann natürlich nur im Vergleiche zum ‹belgischen› Belgien von gestern erklärt und verstanden werden. Beim Herausarbeiten dieser Relationen wollte der Verfasser wohl nicht so sehr eine Apologie der deutschen Verwaltung und des deutschen Gouverneurs schreiben, sondern die noch vorhandenen Unterschiede und die noch erforderlichen Anähnelungen zeigen, die zuvörderst getilgt, beziehungsweise durchgeführt werden müßten, um — — sagen wir vorsichtig, um das Belgien von morgen und Deutschland zu kommensurablen Größen in einem zu errechnenden Beziehungsverhältnis zu machen.

Das Programm der deutschen Okkupation, wie es Rauscher definiert, ist allerdings tendenzfrei, von pflichtbewußter, charaktervoller Farblosigkeit: es will nur innerhalb der Übereinstimmung bürgerlicher und militärischer Bedürfnisse Ordnung und Arbeit fördern. Fast ebenso selbstverständlich ist es, daß hierbei die »legitime« Regierung der deutschen nach Kräften Schwierigkeiten bereitet, vielleicht nur impulsiv, wie ein eifersüchtiger Geschäftsführer dem andern, vielleicht auch in der psychologischen Erwägung, daß Deutschland umso weniger Annexionsappetit haben wird, je unangenehmer sich schon die provisorische Verwaltung des Landes gestaltet. Die friedensähnliche Ordnung und Arbeit im Lande leiden daher noch immer unter Streiks und Beamtendienstverweigerungen, die durch heimliche Geldunterstützungen seitens der exilierten Regierung ermöglicht werden. So ist der Zugsverkehr noch zu dünn, die Postbeförderung zu langsam, ein Drittel der Bergarbeiter noch immer beschäftigungslos, die Finanzfrage nur zum Notbehelf gelöst, die Lebensmittelversorgung trotz der amerikanischen Mitarbeit noch unsicher. Diese unterirdische Resistenz wird am deutlichsten in dem ziellosen Brüsseler Leben, in der Provinz geht es besser, wenn auch natürlich einzelne Industriezweige unter den augenblicklichen Umständen überhaupt nicht in Betrieb gesetzt werden können.

Aber ernstere Schwierigkeiten ergeben sich aus der organischen Gegensätzlichkeit der beiden Länder. Wenn heute Deutschland als das Musterland des Staatssozialismus und der in sich geschlossenen, nach außen unabhängigen Erzeugungsmethoden gelten kann, so ist Belgien gerade das Gegenteil davon. Ihm fehlt die Kongruenz von Volks- und Staatsbewußtsein, ihm fehlt jede staatliche und private soziale Fürsorge, und vollends sein oberstes Wirtschaftsprinzip ist es, nur verarbeitende Fabrik zu sein, vom Rohstofflieferanten wie vom Konsumenten gleich abhängige Fabrik aller möglichen Ganz- und Halbfabrikate. Zwischen den beiden Abhängigkeiten vom Rohstoff- und Absatzmarkt kann die konkurrenzfähige Billigkeit nur durch Erhaltung bedürfnislosester Arbeitskräfte erzielt werden. Das beeinflußt aber die ganze Gesellschaftsbildung des Landes. Das Schulwesen liegt noch im argen, der Aufstieg in eine bessere Situierung ist auch dem strebsamen Individuum sehr er-

schwert, selbst die Frauen- und Kinderarbeit war dort gestern praktisch noch nicht beschränkt. Das erschreckende Resultat davon erscheint in der Statistik: ein Drittel der Bevölkerung ist analphabetisch, ein Fünftel verharrt im Stande des Industrieproletariats ‹davon nur zwanzig Prozent sozialistisch oder christlich organisiert sind›, und jeder zweite Mensch des Landes ist berufslos, unproduktiv. In einen so gleichmäßig durchorganisierten Gemeinschaftskörper, wie ihn das moderne Deutschland vorstellt, würde sich also das Belgien von heute nur störend eingliedern lassen.

Mit dem anähnelnden Ausgleich dieser Gegensätze hat der deutsche Okkupationsdienst bereits begonnen: in der Gesetzgebung durch ein Verbot der Kinderarbeit, durch Zwangsverwaltung ‹die einer provisorischen Verstaatlichung nahekommt› zahlreicher Betriebe, die in Kapital oder Arbeit zum feindlichen Ausland in Beziehungen standen, durch die äußerliche Gleichsetzung aller »rein« belgischen Unternehmungen mit den deutschen. Die Finanzgebarung konnte noch nicht so endgültig gestaltet werden. Der Geldnot ‹die belgische Regierung hatte alle Münz- und Notenbestände und Notenpressen der Nationalbank mit sich weggeführt› wird durch die Ausgabe von monatlich 40 Millionen Franken Schatzanweisungen auf die neue Notenbank der Société Générale de Belgique gesteuert. Der Geldabfluß ins Ausland ist unterbunden, feindliche Bankguthaben sind beschlagnahmt, aus belgischen Guthaben werden Flüchtlingen nur Rückreisegelder, sonst keine Auszahlungen gewährt, ein Eingriff ins freie Privateigentum, der natürlich nur als Repressalie unternommen wurde. Requisitionen werden mit Anweisungen auf die Deutsche Reichsbank beglichen, zahlbar sechs Monate nach Friedensschluß, die aber sogleich von der Société Générale lombardiert werden. ‹Das ist nun freilich kein ganz sicheres Geschäft für die von der Requisition Betroffenen: die Belehnung wird wohl nicht über 70 oder 75 Prozent betragen, in neuen Interimsnoten, bei deren späterer Einlösung wahrscheinlich ein Disagio eingebüßt wird, dazu kommt der Zinsverlust und die Gefahr, falls beim Friedensschluß die restlichen Requisitionsforderungen auf den belgischen Staat zurückgewälzt werden, daß dieser gezwungen sein könnte, sie durch ein Notgesetz einfach zu streichen.› Einen Teil der neuen Schatzanweisungen behält die deutsche Regierung durch die Kontributionen selbst in der Hand und wird dadurch nötigenfalls eine spätere, von ihr vielleicht politisch unabhängige Restituierung des belgischen Geldmarktes kontrollieren können. Wie dem immer sei, Krieg ist Krieg, und die Finanzgebarung in einem okkupierten Land muß wohl die Interessen des Eroberers für alle Wechselfälle und in allen möglichen Richtungen vorausberücksichtigen.

Aber bei der Erwägung der Tendenzfrage Belgien sind nicht nur materielle, wirtschaftliche Momente wahrzunehmen, sondern auch ideelle, also nationale, kulturelle, dynastische. Das dynastische Moment erledigt Rauscher leichthin. Er sagt nichts gegen König Albert ‹gegen den schließlich nichts zu sagen ist›, sondern begnügt sich, dessen Geburtstagsredner im King Albert Book zu ironisieren. Er greift sich lieber Alberts anfechtbaren Vorgänger Leopold heraus, rollt noch einmal die Kongoschiebungen auf, womit ihm das Dynastische in Belgien genügend diskreditiert erscheint. Die kulturellen und sprachlich-nationalen Momente fallen in Belgien in dem innerpolitischen Gegensatz

zwischen Vlamen- und Wallonentum zusammen. Rauscher attackiert raffiniert genug die wallonische Kultur durch den bissigen Witz Octave Mirbeaus, der bekanntlich die belgischen Französlinge pamphletiert hat. Er unterstreicht die historische und »stammverwandtschaftliche« Bedeutung des Vlamentums, wenn er auch klug genug ist, uferlose »germanische« Theorien zurückzuweisen. Er ist unsentimental genug, der allgemeinen Kriegsnot des mehr oder minder unschuldigen Volkes überhaupt nicht zu gedenken, leistet sich vielmehr einen kleinen Exkurs über die historische »Gegebenheit« der flandrischen Schlachtfelder für den Austrag des uralten nord- und südeuropäischen Weltstreites. Das ist wohl auch noch eine neue und originelle Entschuldigung der deutschen Invasion in Belgien, endigt aber darüber hinaus in dem illuminierenden Satz: »Heute, trotz allem Spott die Idee des ewigen Friedens im Herzen, wollen wir für jeden kommenden Krieg die verwandten Menschenleben sparen, die wir diesmal opfern mußten, ehe wir an den wahren Feind herankamen.«

Vorher schon hat Rauscher einige aufklärende Andeutungen über das mutmaßliche Belgien von morgen gemacht. Die wirtschaftliche Zukunft Belgiens beruht im Aufschwung Antwerpens, eines Welthafens, der vorwiegend von deutschem Geld und deutschen Händen wächst. (Das ist keine kaptative Behauptung, dies wurde schon Jahre vor dem Krieg auch in französischen Schriften beklagt.) Die industrielle Zukunft Belgiens ist in hohem Maße abhängig von der Erbohrung neuer Kohle, und das erforderliche neue Kohlenland ist bereits entdeckt, in der Campine, einem belgischen Landstrich, der so recht handlich an Deutschland angrenzt.

Diese objektiv-diskreten Erörterungen spitzen sich zuletzt doch zu offener Pointe. Rauschers prinzipielles (und, ich wiederhole, wohlinformiertes) Glaubensbekenntnis in der belgischen Zukunftsfrage lautet:

»Wir wollen keine Reunionskammern einsetzen und sind weit entfernt von der oberflächlichen Annahme, Gebietszunahme sei ohne weiteres Machtzuwachs. Aber auch für die Deutschen von heute gilt, was Bismarck am 1. September 1870 in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung schrieb: ‚Ruhm- und Eroberungssucht darf uns nicht leiten, Großmut, wie er uns vielfach in der ausländischen Presse angesonnen wird, ebensowenig, sondern lediglich der Hinblick auf die Sicherung Deutschlands!' ... Kann jemand heute, im neunten Monat des Krieges, verkennen, was für unser Leben Rheinland und Westfalen und ihre Sicherung bedeuten? Aber wir müssen heute weiter denken, noch über die Notwendigkeit einer Sicherung hinaus. Nach dem Krieg wird eine Entfremdung der Nationen eintreten, was der Sieger den Besiegten seiner Sicherung wegen auferlegen muß, wird die Entfremdung vielleicht verstärken. Wenn er — oder sagen wir ruhig: wenn wir dabei in den Maßen der Notwendigkeit bleiben, die Bismarck umschrieben hat, so wird das auf jeden Fall nicht der Grund der Entfremdung sein, die aus der Bitterkeit des Mißerfolges heraufsteigt. Wir aber werden durch unsere Sicherung Europa vor neuer, baldiger Kriegsmöglichkeit sichern und zugleich auf dem Kontinent die erste Verkörperung eines solchen gerechten Gesamtwillens sein, der einst der Kern einer europäischen Form sein muß ... Heute rast der Mord mit allen Errungenschaften der Technik, und das Wort Europa klingt so sagenhaft, als sei's uns nur aus Jupiters Liebe bekannt.

Wenn man trotzdem über den Tag und das Jahr, vielleicht über das Jahrhundert hinausdenkt, so war es nie berechtigter als heute, wo eine jahrhundertealte Geschichte der Erfüllung entgegengeht.«

Es ist heute, in den Zeitläuften burgfriedlicher Diskussionsverbote, die sich auf inner- wie außenpolitische Tendenzen und Kriegsziele erstrecken, nicht leicht, gouvernementale Absichten zu erkennen oder zu erraten und vorbereitete Stellung dazu zu nehmen. Rauschers authentisches Buch ‹»zur Veröffentlichung zugelassen vom Stellvertretenden Generalstab Abteilung IIIB«› hat das Verdienst, uns dies wenigstens für einen Teil der schwebenden prinzipiellen Fragen ermöglicht zu haben.

Gf. K.

II.

Notizen über Belgien von Wilhelm Hausenstein.

Die Hauptessenz der Gefühle, die »die sonderbare Tatsache, die wir Belgien nennen« in Hausenstein auslöst, läßt sich bestätigen. Es ist ein Land ohne Linie, es ist das Land der bewegten Massen. Darum mußte van de Velde ‹der Entdecker der neuen Linie› aus seiner Heimat entweichen, von Rubens sank die Entwicklung zu Rhysselberghe, von der pathetischen Allmacht der Massenbewegung zur Hilflosigkeit ihrer flockigen Auflösung. Belgien besteht nur aus Eindrücken, aus Sensationen, die sich widersprechen, die aber gerade dadurch das Wesentliche dieses Landes, das im Laufe weniger Jahrhunderte reichsdeutsch, burgundisch, österreichisch, spanisch, französisch, holländisch und schließlich selbständig gewesen ist, kennzeichnen: die Zwiespältigkeit. Die abstrakte Art Hausensteins verbietet es ihm, der begrifflichen Darstellung Episoden einzufügen, man spürt aber, daß die psychologischen Epigramme, die er mit sinnlichem Vergnügen an der Arabeske zeichnet, der täglichen Wirklichkeit abgewonnen sind. Er hätte sehr wohl von Naturalistischem wie diesem berichten können: von den Umzügen, die tags und nachts durch die Brüsseler Straßen lärmten, die heute im theatralischen Rebellenschritt die Calotte zertrampelten, die morgen zur Ehre der schönsten Brauerpferde im Takt greller Tanzmusik die Beine schwangen. Von den wächsernen Herzen und den blechgestanzten Gliedern, die den Rockrüschen der heiligen Maria eingehakt werden, und von der internationalen Nacktheit in den Antwerpener Bordellgassen. Von den gepflegten Paradefenstern der gereihten Einfamilienhäuser und von den Aalen, denen zu Tausenden auf offenem Markt die Haut vom lebenden Leib abgezogen wird. Hausenstein berichtet von solchen Einzelheiten nichts, aber es ist ganz deutlich, daß sie ihn bewegten, als er niederschrieb: »Man begreift, daß aus diesem Lande die Kunst der Groteske und der Diablerie kommen konnte.«

In Belgien ist etwas von der Rastlosigkeit des Chaos, will man den Wirbeln der Erscheinungen in das Zentrum dringen, so trifft man auf die »intrigante Geste eines Drudenfußes.« Hausenstein versucht einige besonders hervorragende Architekturen des Landes auf die Formel zu bringen. Von dem Hofe des Justizpalastes in Lüttich, den er wie eine exotische Ausschweifung empfindet, sagt er: »Ist dies Gothik, letztes Flamboyant, oder orientalisierende Renaissance venezianischer Art, oder ist es Barock?« Vom Rathausplatz in Brüssel: »ein Innenraum, ein Salon, das Boudoir einer effeminierten Hauptstadt ... Diese Zunfthäuser und Gildenhäuser sind genau genommen gar nicht elegant, vielleicht sogar demi, ja ordinär. Aber das Ganze hat den

Reiz der femme bien faite.« Das Löwener Rathaus des Mathäus de Layens erinnert ihn an »die gothische Gottergebenheit des Ursulaschreins im Johannishospital in Brügge oder an das treuherzige Sebaldusgrab Vischers in Nürnberg, zugleich aber an irgendeine köstliche architektonische Laune aus der Zeit der Pompadour oder der Marie Antoinette.« An den Frauen, die Memling malte, findet er »eine choralartig getragene Schönheit. Aber diese Schönheit ist zugleich galant gespitzt. Ihr geistreich immaterieller Leib ist sinnlich bestrickend und raffiniert vornehm, ihre Nonnenschlankheit ist gebrechlich und anreizend wie venezianisches Glas.« Es mag mit den Absichten Hausensteins durchaus nicht übereinstimmen, aber der Eindruck kommt uns nun einmal und muß festgestellt werden: wie die moderne Lyrik unserer Jüngsten an die Romantik erinnert, die sogenannte Ausdrucksmalerei an die Nazarener, so mahnt die Betrachtungsweise Hausensteins an die empfindsame Reise aus der psychoanalytischen Zeit nach Goethe. Einmal bekennt er: »Empfindsameres gab es nicht als einen Sonntagnachmittag unter den Markisen eines kleinen Cafés am Rathausplatz zu Fournes...«

Ganz interessant ist es, wie Hausenstein die Doppelseligkeit Belgiens, die Mischung aus den Rasseerscheinungen der Wallonen und der Vlamen, die er als den anthropologischen und soziologischen Urgrund der belgischen Monstrosität begreift, auch an Exemplaren der neueren Zeit nachzuweisen versucht. Er stellt neben den sozialen Mystiker Laermans, neben Maeterlinck und neben den »mißlichen« Khnopff die Realisten Léon Frédéric, Lemmonier und Meunier: »Khnopff und Meunier sind wirklich polare Gegner . . . Dies bedeutet, daß das tote Flandern gegen die lebendige schwarze Erde steht.« Er vergleicht Breugel mit Rops. Er vergißt dabei, an Wirtz zu erinnern, an diese parvenuhafte Entartung und philiströse Verarmung der Genialität eines Hieronymus Bosch.

Dem Bosch, dem faizeur de dyables, widmet Hausenstein fast ein Kapitel, dieser »Zwangsbegabung für die marternden Grotesken«, diesem »pedantisch differenzierten System sadistischer Peinigungen des komisch Nackten«, dieser »wahnwitzigen Askese raffinierter Bestialität«. Es scheint nicht falsch zu sein, wenn Hausenstein von diesem Typ aus zernagte Fäden zu dem »liberalen Epicier-Enthusiasmus des Frankti-reurs« laufen läßt. Das Volk der Hahnenkämpfe, des Bogenschießens und der Kirmesfreuden, das sich in Rubens erschöpfte, ist nicht mehr im Stande, einem Staate die notwendige Substanz zu liefern. Auch dies beweist wieder die Zwiespältigkeit Belgiens, das, ohne eigentlich ein Staat sein zu können, ein Großstaat sein wollte, das »nicht genug provinziell konservativ war, um bedingungslos neutral bleiben zu können«, und das zur Weltmacht doch keinen anderen Weg fand, als den der Rückversicherung bei zweien der Elemente, die erst durch das Hinzunehmen des dritten, des deutschen, den Komplex Belgien politisch und kulturell verstehen machen.

Die 50 Seiten Broschürenformat, die Wilhelm Hausenstein über Belgien geschrieben hat, wollen keine aktenmäßige Darstellung geben. Gleich am Eingang des mit Bildtafeln durchschossenen ⟨bei Georg Müller erschienenen⟩ Heftes verrät uns der Autor seine artistischen Absichten: »Dies alles ist wahr. Dies alles ist unwahr.« Er will uns also mehr Empfindungen als Tatsachen geben: Nervenstenogramme eines ästhetisch gereizten Skeptikers.

Robert Breuer.

Der Berichterstatter.

Natürlich lesen wir draußen im Felde, antwortete der österreichische Urlauber auf eine Frage. Wir lesen heißhungrig alles, was uns zwischen die Finger kommt, jeder Reklamezettel, jede Liebesgabenhülle wird sorgsam aufgefaltet, glatt gestrichen und andächtig abbuchstabiert. Wir lesen bis zu den Geschäftsanzeigen in den Zeitungen Wort für Wort, mit größerer Inbrunst als je vorher Detektivgeschichten. Wir lesen auch die Kriegsberichte. Es ist nicht wahr, daß wir draußen nichts vom Kriege lesen wollen, im Gegenteil, wir sind vielleicht die letzten Leser, denen er noch nicht langweilig geworden ist. Wir fiebern ja danach, mehr von seinem Sinn, seinem Zusammenhang, seiner Organisation zu erfahren, deren bewußtseinslose Teilchen wir sind.

Nur geht es uns recht merkwürdig mit den Kriegsberichten — wir verstehen sie nicht. Da wird ein Krieg beschrieben, den wir gar nicht kennen. Wenn wir so lasen: »Unsere tapferen Truppen schlugen sich wie Löwen«, da hatten wir nicht die geringste Ahnung, was das wohl für Truppen sein konnten, wir grübelten stundenlang darüber nach, wie man das wohl anstellen müsse, um uns auch »wie Löwen« zu schlagen. Nein, von uns wurde nie etwas geschrieben, unsere Erlebnisse waren wohl zu gering für die Schilderung. Stand da zum Beispiel etwas in der Zeitung von der Feldwache von sieben Mann, die wir gestellt hatten, und die wir am Morgen alle sieben erfroren fanden? Es stand nichts darin. Aber vielleicht davon etwas, wie wir auf dem Rückzug von Iwangorod, nach zehntägigem keuchendem Grabenkampf, nach zwanzig Stunden Marsch, ohne soviel Rast dazwischen wie ein Atemzug dauert, ohne ein Stück Brot, vor Schlaf und Hunger umeinandertaumelnd wie Kinder, die erst gehen lernen — wie wir da also endlich über ein Zuckerrübenfeld kamen und es im Augenblick kahlfraßen, vor unserm Hauptmann, dem die Augen im Wasser schwammen, und der nicht mehr das Herz hatte, uns zurückzuhalten — und wie dann die Rüben furchtbar bei uns durchschlugen, daß den Leuten das Blut aus den Hosen lief, wie mancher daran in schrecklichen Krämpfen starb, den Heldentod im eigenen grünen blutigen Kot — stand davon etwas drin? Auch davon nichts.

Ich will nicht den Naiven spielen, ich begreife natürlich, daß es ein anderer Krieg ist für den Soldaten, ein anderer für den Berichterstatter. Unser Regiment wurde mit dem Vermerk »zur besonderen Verwendung« geführt, wir waren immer vornweg und dort, wo es am dicksten kam. Einen Berichterstatter haben wir daher nie gesehen, wir waren wohl auch nicht mehr präsentabel genug für eine Pressebesichtigung. Es ist wirklich ein ganz anderer Gesichtswinkel — —

Ich war bei der Kompagnie Gefechtsordonnanz. Von der Feuerlinie zum Stab des Majors hatte ich eine Viertelstunde zu laufen, meist im Gewehr- und Schrapnellfeuer, da beeilt man sich ein bißchen mehr, immerhin war es eine gute Viertelstunde. Vom Major zum Regimentsstab bin ich nie gekommen, ich weiß nicht, wie weit das ist. Von dort geht es erst zur Brigade, dann zum Divisionsstab, und die Entfernung währt im Quadrat der Ranghöhe. Dann geht's noch viel weiter zum Standort des Korpskommandanten, zur Armeeführung, schließlich zum Hauptquartier, und dahinter noch irgendwo, in fernem fremden Land, ist das Kriegspressequartier. So ist es wenigstens bei uns in

Oesterreich. Werden die Berichterstatter einmal nach vorn gefahren, so ist das eine ganze Automobilreise, deren Dauer von den Ereignissen nicht immer berücksichtigt und abgewartet werden kann — —

Einmal war das so, daß ich zwei Tage nach der Schlacht bei Limanowa mit einem Transport über das Schlachtfeld zurückkam. Es wimmelte da von Arbeitern, es gab ein fieberhaftes Stöbern wie in einer Hauswirtschaft vor Ostern. Es wurde gescheuert, gekehrt, geputzt, gewaschen, in den Gräben waren Soldaten dabei, alles blitzblank zu fegen, Staub zu wischen, als Blumentöpfe dekorierte Schrapnellhülsen aufzustellen. Da wurde ich doch neugierig und fragte. Die Herren von der Presse kommen morgen, hieß es. Sehen sie, so naiv sind die Soldaten, sie wollen alle eine gute Presse haben. —

Einmal habe ich doch einen leibhaftigen Berichterstatter gesehen. Nachdem ich mir eine Sehne zerrissen, Ischias und eine Herzneurose weghatte, wurde ich zurückgeschickt. Erst fuhren wir ein ganzes Ende mit dem Zug, dann hatten wir eine Stunde zum Lazarett zu laufen, und auf diesem Wege endlich — da stand er in der schönen Sonne und ließ uns Parade passieren —.

Er war ein eleganter Herr. Aus seinen braunen Ledergamaschen quollen flottkarierte Breeches, er trug einen tadellos geschnittenen Gürtelrock aus dornsicherem Tuch. Sein Batisthemd war wie blühender Jasmin, durch den weichen Piquéekragen hatte er einen schottischen Seidenscarf zu schmalem Knopf geschlungen, auf dem haarlosen Kopf saß ein verwegenes Plüschhütchen mit Gamsstutz. Korpulent, mit hängenden, gut rasierten, papierfarbenen Backen, blinzelte er uns durch den goldgefaßten Kneifer behäbig an. Er wirkte überwältigend, frisch aus der herrlichen Großstadt her wie zu einer noblen Jagdpartie geladen.

Er war sehr leutselig, muß man sagen. Grüßte, winkte mit den weißen, fleischigen Patschhändchen, griff an den Hutrand. Er lächelte in übermäßig anerkennendem Verständnis, sein ganzes Gesicht strahlte von fettem Wohlwollen, oh, er gönnte es uns durchaus und von Herzen, daß wir uns verhältnismäßig so billig vom Tode losgekauft hatten und nun in die sicheren Hintergründe des Krieges abschoben. Nur seine zerstreut, aber scharf blinzelnden Augen verrieten, daß er eben dabei war, uns in zwei glatte, schlagende, packend charakterisierte Sätze zu fassen, sich im Gehirn etwas vom »Feuer unter der Asche im stumpf ermatteten Blick der Verwundeten« und etwas von erfüllter Pflicht und so zu notieren. Aber als er damit, rasch genug, fertig war, da wurde er ganz menschlich kollegial, zog ein schwersilbernes Etui heraus und bot uns Zigaretten an, aber nicht doch, wir sollten ganz ungeniert zugreifen, bitte ganz ungeniert. Ganz Kamerad, nicht ein bißchen mehr von der Erhabenheit des Plastikers über seinen Rohstoff, nur noch Landsmann, unterstrichen Gleichgesinnter, Mitstreiter, Leidenspartner an der Tragödie des Vaterlandes, mit uns sein Letztes zu teilen bereit, Mitleidender und taktvoll Bemitleidender — — —

Im Feld ist eine Zigarette eine große Sache. Man kommt schließlich dazu, nie eine ganze Zigarette zu rauchen, man bricht sie immer entzwei. Aber ich weiß selbst nicht, was es war, hatten wir schon Fieber, waren wir schon bis zu vollständiger Unempfänglichkeit abgespannt, oder sonstwie — jedenfalls bemerkten es die meisten von uns gar nicht, daß er Zigaretten anbot —. *Gustaf Kauder.*

Vorworte zum Tagebuch italienischen Fähnrichs Georgi Quadro.

In Nummer 363 des »Berliner Tageblatts« veröffentlicht Herr Emil Szomory, Kriegsbericht-Erstatter i. V., das Tagebuch des italienischen Fähnrichs Georgi Quadro ‹»aus dem hervorgeht, wie der Krieg mit Italien begann«›. Vom 1. April 1915 bis 26. Mai. Es sei bis zum 15. Juli gleichen Jahres fortgeführt, jenem Tag, da der junge Italiener beim Generalsturm der versammelten drei piemontesischen Brigaden auf das österreichische Schanzwerk um den Krn tödlich zerfiel: sechsundzwanzig Schritte vor dem Drahtverhau auf eine Flattermiene geraten, turmhoch in die Sonne gesprengt, gespießt ‹... kleinster wirbelnder Napoleon ...›, zappelnde Spitze solch steifer Fontäne, die heilige dreifaltige Fahne bewahrt, als Schärpe um und um gewickelt — wie Kameraden Verwandten mitteilen.

Und in der Tat, höchst gewichtige Urteile des entbürgerten und politisch erzogenen Soldaten! Nüchtern klar, kein Zweifel, zugleich im Anflug von Träumen steter Brüderlichkeit schön beschwingt. Wallungen gemeinsten Rausches durchschwemmen langsam, methodisch fast den Hymnischen, in Einsamkeit verschickt wird, der einst kühn aneinanderschweißte, beseligt Geschwüren Frucht der Lippen aufdrückte, in Tränen aufgelöst den morschen Hund verschlang. Hah! Ekele öffentliche Phrase packt ihn. Krampfhaft sich wehrend fällt er —: er muß es! Er, hier ganz Tumult, Aufruhr-Katarakt, Empörer, knatteriges brausendes Höllengewitter, Wirrblitze entzüngeln verbogenem Leib, Geäst der hauenden Arme, spritzender Beine, Hydra tausendgliederig. Und endend sicher oft wieder jener wahrhaft göttlichen Einsicht teilhaft, schmelzender Phantasie, früher gewohnter, praktisch erübter.

Ja! uns allen zum Vorbild — exakt wird das so glänzend organisierte ‹da feixt er› System einer ‹hah› mißlichen Regierung erkannt, schüchtern prüft er, empfindsamste Fühler zitterig umtastend, deckt sehr auf, entschließt jäh, Erfinder plastischen Attributs, teilweise sogar, daß er sich überaus wohl gelingt im Versuch ‹solchen Systems› restloser Formulierung.

O! Gleißnerisch Spiel du! Zaubertoll!! O daß ihr es übtet! übtet! Seht zu! Abschnitte schälen sich, eine Distanz schrumpft, Kombinationen reihen, ein Mosaik glänzt! Skalen wirbeln! Aufgeholt Historisches. Dringt vor, fanatisiert, endlose Schächte lang, beharrlichst und nie müd, bis ins Motiv, den Kern. Gerüchte schwirren des Wegs, züngeln Verschwörungen. Gebirge Mord.

Georgi Quadro schafft die Analyse Staat!!!

Irgendwann einmal knickt der Finger am Hahn des Gewehres nicht rück: ein Schuß blieb ungelöst. Brechreiz schleift. Man schluckt. Achselzuckt. Irgendwann einmal. Und die Faust, die dünne ‹Mädchen-› Faust krallt! So protestiert man, aber auf jeden Fall seiner selbst aufs äußerste gesichert, des vergewissere man sich ja vorher genauest! so protestiert man: ohnmächtig-fahl, heulend-feig, voll sprühenden Alarms, beilaufenden Nebenbefehlen weniger folgsam usw.. Würgt fort immer. Stampft trotzig, stampft auf. Aber die väterliche Ohrfeige flunkert rings im Gazenetz der Sommerluft, und die Oberlehrer schwenken langstielige Viehpeitschen. Stampft auf, rüttelt die süßen Birkenbäumchen als die — hah! — grausen Eisenstäbe. Sättigt sich, verdrängt. Immer von vorneherein, immer von neuem wieder.

Und oben —: späteren Leidens Hemmschuherkenntnis. Komplexe schwellen enorm. Überwölben. Nah, unterm Zusammenbruch. Wie beugt doch Schattiges über! Man hockt ganz im Überfall, im Tiegel sozusagen. Vereinsamt. Krüppelig. Das Gewitter braust. Und spaziert in einem ⟨höchst realen⟩ Käfig. Geht ein daran — nochmals: nichts und nichts und nichts Imaginäres, Illusionistisches mehr, Fixiertes klatscht herein, Neurose ward! —, oeh... und unter.

Tragödie unseres jungen italienischen Fähnrichs Georgi Quadro —: tägliche, euerige, unsere. Und merkwürdig: Georgi Quadro, deß danken wir dir im Besonderen, wie wenig Freund du unirdischer Triumphe, reißendster Freiheits-Ekstatiker du! Du Gipfel heutiger Technik! Heros du neuester Wirklichkeit!!

*

Verlauf einer Kurve »Georgi Quadro«.

Feuerig blanken Komets Kulmination bei Gestirnsphären, Horizonte rollen Gletscherteppiche aus. Dantes, Schillers, Whitmans innerstes Gedenken. Da greifen ruckhaft Niederungen hoch: Regimentsmusiken plärren, Abschied der Familien, eine kleine Leutnantsfrau klafft, schmolz. Schweiß und Tränen. Gärten euch sommerbehirtet, Adria-Blau und Marmor-Wildnis, Gärten: ⟨weicheste, zarteste, blumigste⟩ euch Schöpfer im Gram regenbogenfarben geschminkte Mädchen biegen. Perlmutter-Gesichtchen langoval.

Georgi Quadro dehnt sich!

Ein klein wenig nur, daß die Gerade fällt. Aufgeschleudert sofort. Geschwank auf überkompensierter Ebene. Mehr dann, tiefer, einmal am 25. Juni um fünf Grade gleich ⟨und ohne wieder hochzukommen⟩, auf-ab, auf-ab, zickzackschnell dolomitik, bald aber entscheidend dunkelsten Küsten angenähert, wo heulend in tausendfacher Gestalt die Zauberinnen verschlüpft in simpelsten Gebrauchsgegenstand . . . wo heulend Sirenen locken. Inferno der Lazarette, Etappen-Chaos, Gerüst ältester Kathedrale granatenbahnumschriebenes. Verstümmelte Frontschweine ⟨so nennen sie sich⟩. Phantastisches Feuerwerk pufft. Bengalisches. Explodierter Oberst Lazzoni der fünften Karabinieri, ausgestülpten Antlitzes, drauf Därme, Zähne, ein Schlund ineinander sich ringelnd. Heimweh-Süße auf Postkarten. Giulietta. Schwefeläther dick. Blutbrühe. Verschleiern sie, entzogen sie ihm roh.

Es zerrt! zerrt! zerrt!

An flau und Blei Gewordenem.

Mit Verdis Aida-Triumphmarsch, dem Trompetenknall siebenfarben, kündigt sich der Beginn der Katastrophe an, Georgi Quadros keineswegs privater Katastrophe. Trompetenknall siebenfarben. Schleifen lang... an... aus.

»Auf zum Schlächterfest! Hoch das Schlächterfest!!«

Eviva la guerra! Ev..i..v..a nicht mehr vor Quadros Heldentod euch verhallend.

Ja, nicht nur er mit! nein —: Georgi Quadro allen voraus: heiß, keuchend, atemlos, schwindend, stürmerisch!

Eviva la guerra!

Pah, wer wollte denken, nach-denken auch! Genug. Man würde ja dann überhaupt ganz verrückt. Genug. Drum einfach alle Verbindungskontakte ausschalten, mit einem einzigen Griff, einem Ruck, seht es, so geht's, man macht es euch noch vor, obendrein, man lernt es euch an: spitzfindigst und gegen die bösen internationalen Fried-Lappen sophistisch-blöd vorgewappnet. Her damit, zwei Scheuklappen, einem Droschkengaul abgenommen. Die eine für

links, die andere ans rechte. Geht's?! Es geht herrlich!

Man muß nur praktisch sein!

Infam-stumpf. Worüber er auf einmal nicht alles lachen kann! Hölzernes, gepreßtes, höckeriges, buckeliges Gelächter. Grauenlos. Die Zote streicht. Der Klotz!

Schaum, der übers Gesicht leckt. Idiotisch verzerrt, grünlichen Schweißes — daß es wächsern fast glänzt — über und über gepudert.

Hundefratze. Sie! Grinsend, wiehernd, blökend.

Selbstisch. Patriotisch. Faselig. Verbürgert. Einsam. Eingekreist.

Eviva la guerra!

Eviva la guerra!

Fieber. Stickluft. Lungen zerreißen. Triefender Pferdekadaver. Arme Bauernlümmels zerhackt. Haar, Därme, Hirn, Fleisch —: ein Brei. Masse. Lafettenkoloß krümmt. Automobil-Lastwagen furchen. Kreuz und quer zerschnittenes Kornfeld. Blutig gescheiteltes. Messer gepeitscht. Gräben chlorkalktrüb zugeschüttet. Extremitäten ragen. Böden unterminiert vom Schrei der lebendig Begrabenen.

Wir aber funktionieren. Geölt. Fabelhaft. Tadellos. Bravo!

Eviva la guerra!

Wühlender ...

Vermächtnis des Verkommenen, dröhnend Vergewaltigers: zornhell früheres Brudersein anknüpfend —:

»Bürger! Soldaten! Brüder! Frauen! Bei allen eueren trunkensten Himmeln! Spannt es! Für Europa! Vorwärts! Alles Schwindel. O wie gut sie lügen! Versprachen sie euch nicht binnen vier Wochen den Krieg zu beendigen? Oesterreicher überrenne man einfach. Gradisca-Laibach-Wien! Abstreift euere Blindheit! Mütter, gebt euch nicht zufrieden, »Helden«-Mütter zu sein. Euch berauben zu lassen. Bestimmt, mit euerer Borniertheit wird als mit wichtigstem Faktor gerechnet. O Harlekinade von erlösten Provinzen! .. Schule, Eltern ... alles haben sie mit im Bund, alles zielt darauf hinab: und ihr sahet es, es vollzog sich gut. Und als Narren wirken die wenigen Widerstrebenden. Burgfriede. So heißt es weiter. Alles hat seinen Namen. Maul halten. O, sie haben sich trainiert. Von Rekorden und einer Meisterschaft kann gesprochen werden. Statistiken sehr klug gefälscht. Schreitet, schreitet zur Tat!!!«

Eviva la guerra!

Oft durchstrichen heißt es da weiter im Tagebuch auf der letzten Seite (verwischt überpunktiert von blutigeren Fingerabdrücken):

»Revolutioniert! Salandra, der Falschspieler. Der König ein bigotter Esel. Gründet, gründet oppositionelle Parteien, bildet die anarchistische Gruppe. Stürzt die ganze Regierung. Ein Wrack! Verflucht, bei den Meeren europäischen Bluts verflucht jeder junge Mann, der heute nicht aktivst Politik treibt. Allons! Interessiert euch!! Fordert das Militär auf! Studiert die Technik der Barrikadenkämpfe! Lernt Bakunin kennen! Nochmals, bei allen Göttern: befleißigt euch! Soll heißen —: politisiert!!«

Eviva la guerra!

Schon verklingend: »Sammelt euch!«

Flammender Stoß präzis-rapid, gestemmt und bohrend, schleudert Georgi Quadro in den Abgrund, stinkichten Krater, den Geschwüreschoß, den innersten Trichter Dantes, den Massengräberpfuhl.

Eviva la guerra!

Ein ganz klein wenig noch, vielleicht, tönt er zurück, rafft sich auf, vergebens, fern: nach! nach! nach! ... heilige Jungfrau Maria Mutter Gottes ... endlos monoton klappernder Anruf zwischendurch ... und die Fähnrichsphysiognomie, von Ver-

folgungsideen, Herzakten und Darmkrämpfen der Schützengrabenzeit aufs wüsteste entstellt, geht ⟨Narzissenglorie schneebraunen Jünglings aus Hellas⟩ für einen Moment auf, strahlt, rings im Schlamm, der ihn zähe klebt, verstopft. Brüllende Chöre der Mütter, und schwangerem Känguruh stechen die Brüste so —: Georgi Quadro...!!

Eviva la guerra!

Und platzt!

*

Schlußstrophe eines Programmgedichts mit politischer Tendenz, betitelt »An Europa«.

Zwischen heulenden Aufbrüchen, Saltomortale-Himmelfahrten, Indianergekreuch, ätzendem Verweilen in Granattrichtern geschrieben. Zwischen Verwundeten- und Munitionstransporten, bei Transporten aller Art. Während der Feuerkontrolle, in der Korrektur, inmitten Richtwinkel-Berechnungen, Horchübungen. Verse aus einer schier endlosen Flucht noch nie so seltsam übereinandergereihter, feiner denn Bajonette geschliffener Prismata gezogen.

Apokalyptischer Scherenfernrohr-Evangelist, umreigt von miauenden Einschlägerknospen, überströmenden Gletschergefilds der Marmolatapyramide brennend bedacht.

Gewiß: ein rotierendes Transparent, geschrieben für Millionen, weithin sichtbar, in flammenden, elastisch gekrümmten, vibrierenden, vorstürzenden Schriftzeichen über unseres Himmels maßlos erregten Ozean hingespannt: Taifungewölk, Gräbersud, Fluren- und Städtegeschmetter, Chlorgas buntest vermischt.

Zu Sonnenlüster brodelt auf ihr finsteren Generale!

Endloser Galerieen Porträts, sie tösen von der Wand.

Jetzt rücken heimwärts sie gen Schwalbentale.

Ein Frühjahrsdorf erglänzt auf welkester Hand.

Europa du..! Nationen aufgestrahlter Bau!!

In dir der Brüder neue Phalanx brennt!

⟨... einst Spiegelbild du gloriosen Firmaments...⟩

O —: daß zu dir so bald die Schlacht auftau!!!

Johannes R. Becher.

An Max Reinhardt.

Es läuft das Gerücht in der Stadt, Sie ließen den Admirals-Palast zu einem Theater für das dramatische Ballett umbauen. Möge es nur nicht ein Gerücht sein! Man ahnt in den Kreisen der Theaterleute und Stückeverfasser nicht, wie müde wir all der Worte sind, die uns das psychologische Bauchweh eines Herrn So und So und einer Frau So und So nahebringen und als wichtig einreden wollen. Wie müde wir der Anstrengungen sind, die sich die Schauspieler mit dem Deklamieren des Wallenstein und Herr Stern mit der Kostümierung der Braut von Messina geben! Die Schauspieler und Ausstatter werden in dem Maß wichtiger als das Stück unwichtig geworden ist — haben Sie das noch nicht gemerkt, verehrter Herr Direktor? Gilt nicht dieser Tatsache der dramatischen Gleichgültigkeit Ihr Denken so Tag wie Nacht, dieser Gleichgültigkeit entgegenzutreten mit immer neuen Tricks der Spielerei und Malerei und Maschinisterei? Kann nicht wirklich Herr Stern nach der Premiere des Kaufmann von Venedig einen Bekannten fragen: »Waren Sie gestern in meinem Stück?« Sie wissen und fühlen wie wir: »Schluck und Jau ist nicht gut. Um es zu spielen, muß ich Pallenberg spielen lassen.« Und so geht es mit allen diesen Stücken: Sie müssen sich die ungewöhnlichsten Schauspieler verschreiben — und oft sich ihnen —, weil mit diesen Trauer-

stücken allein kein Hund hinter dem Ofen hervor und in das Theater hineinzulocken ist. Nun verspricht das Gerücht die Erlösung des Mimikers von dem Zeug, das er vom »Dichter« zu reden bekommt, und des Malers von den Städten, Parken, Sälen usw., die er auf die Bühne stellen muß. Die nicht »modernen« Menschen, die schon lange nicht mehr in das Theater gehen, sollen wieder ein Theater bekommen, in dem sie nicht eine öde dramatisierte Zeitungsnotitz zwei drei Stunden lang über sich ergehen lassen sollen oder eine Gemäldeausstellung besichtigen. Sollen endlich das mimische Tanztheater haben, in dem der magische Mensch und nicht der moderne Mensch Erscheinung wird. Der Mensch kann sich nämlich in der rhythmischen Bewegung Gott sei Dank nur elementarisch ausdrücken und nicht modern differenziert und zerspältelt, er muß ganz da sein und nicht nur was vorstellen, er muß leben und nicht nur scheinen, er muß mit einem Wort nicht mit Hülfe gefälschter Wechsel unser Interesse erschleichen, sondern durch sein menschliches, das heißt pathetisches Dasein. Ist es übertrieben, vom dramatischen Ballet die Tragödie zu erhoffen, die wir, modern, nicht haben können? Aber vorläufig wollen wir das dramatische Ballett als unsere Erlösung vom gesprochenen Theaterstück begrüßen, an das Sie, verehrter Direktor, so viel Ihrer Kunst vergeblich verschwendet haben, denn diesen Stücken hilft kein Gott in unser Wohlwollen oder gar Gefallen.

Also das Tanztheater! Erlauben Sie einem alten Tänzer einige Ratschläge. Das Wichtigste ist der Fokine. Ich meine damit nicht den genialen Russen dieses Namens, sondern den Begriff, der er geworden ist. Ohne ihn geht es nicht. Ohne dieses rhythmische Genie, das in der Musik schwimmt, geht es nicht. Ohne dieses Genie, dem die Bewegung eingeboren ist, kein Ballett. Ohne ihn kann man wohl dasbekannte Ballettdivertissement machen, das wir von unseren Operntheatern kennen: drei Quadrillen Mädchen in abstehenden weißen Röckchen, der »Stern«, der mit den Füßen Koloratur singt, und der absurde hybride »Tänzer«, der wie eine muskulöse Frau aussieht, rote geschminkte Bäckchen hat und einen Mund wie ein kleines Herz, und der den »Stern« in der »Apotheose« immer so um die Taille faßt und den Habituées im Parkett hinhält, damit sie hineinbeißen. Dieses Divertissement ist eine sexuelle, aber keine künstlerische Angelegenheit, weshalb der Mann darin ja auch nicht verkommt, nicht anders als eben in diesem seltsamen Zwittergeschöpf. Und da diese Divertissements den Mann ausschließen, müssen sie auch immer ganz undramatisch sein ‹sie sind überdies auch noch völlig blödsinnig›. — Also, Sie müssen Fokine haben. Vielleicht erobern die deutsch-österreichischen Truppen auf ihrem unwiderstehlichen Siegesmarsch durch Rußland unterwegs auch den richtigen Fokine, der, glauben Sie mir, für das geplante Theater wichtiger ist, als die Eroberung von Grodno. Einen Fokine muß man haben. Alles andere läßt sich schaffen, wie man hier in Berlin sagt. Glauben Sie, verehrter Herr Direktor, nicht, daß es im Ballett die »Ausstattung« mache! Ich habe auf Proben die Russen in Zivil tanzen sehen, und es war hinreißend! Stern ist nicht Fokine, und Stern ist außerdem nicht Bakst. Aber bei den Russen war es nicht Bakst, der Maler, der diese Kunst des Ballettes schuf. Der stand neben Fokine und ließ sich aus dessen Inventionen der Bewegung die Farben einfallen, die er auf den billigsten Stoff der Tänzer malte. An Malern mit Phantasie und Laune werden Sie Mangel nicht haben. Auch an Musi-

kern nicht. Da ist z. B. der Komponist von »Don Juans letztem Abenteuer«, den ich für fähig halte, eine wundervolle dramatische Tanzsache zu komponieren. Und dann: wir haben so viel Programmusik, die uns im Konzertsaal schindet — man könnte sie endlich gut in Balleten verwenden. Nur Viktor Holländer geht nicht. Auch Gilbert nicht. Das sind für ihre Zwecke vielleicht achtbare Kompositöre, aber es fehlt ihnen doch der Geist, der hier nötig ist, und den von den Russen besonders Stravinsky hatte. Auch Oskar Fried könnte schöne Ballette schreiben, ich meine die Musik dazu. Also Maler, ja, Musiker auch, und Tänzer? Es gibt in den üblichen Balletten sicher junge Talente, die zu besserem da wären, als den Hinhälter des »Sterns« zu machen. Tänzerinnen? So viel Sie wollen. Ballettdichter? Vielleicht entdecken sie sich selber, wenn ein Theater da ist, das ihre Phantasie lenkt. Folgen Sie nur nicht dem Brauch, sich eines von einem Professor schreiben zu lassen, »zur Einweihung« gewissermaßen. Ich versichere Sie, es kommt nichts dabei heraus, und wenn es Willamowitz oder gar Röthe ist! Sie werden, gewiß, gern bereit sein, Röthe schon aus nationalen Gründen, um zu zeigen, daß wir das auch können und nicht aufs Ausland angewiesen sind, aber es wird nicht das Rechte sein. Mit einer getanzten Erstürmung von Kowno ist da nichts zu machen. Auch an unsere meist bekannten Dramatiker sich zu wenden, würde ich Ihnen nicht raten. Hauptmann wird Ihnen den im Film wie im Roman nicht bewährten Roman »Atlantis« fürs Ballett einrichten, und Rößlers »Fünf Frankfurter« würden getanzt und gemimt einen antisemitischen Eindruck machen, und den Zionismus soll ja das Tanztheater nicht propagieren. Und Vollmöller soll besser vorher nach Rom fahren und vom heiligen Vater die Absolution für die katholischen Ballette erbitten, die er nicht geschrieben hat. Aber: Walser, Max von Pulver, Hardekopf, Wedekind, Werfel, Einstein, Becher, Nadel, Ehrenstein, Schickele, Hofmannsthal, Beer-Hofmann: die könnten wohl ein Ballett schreiben, denk ich mir.

Aber was nützt das alles, wenn Sie nicht den Fokine, Ihren Fokine haben?! Sagen Sie nicht, man könne es mit Reiß oder Kahane versuchen. Sie haben sicher beide eine bewegte Phantasie, aber deshalb noch nicht die Phantasie der Bewegung. Ich glaube auch nicht, daß sie sich diese zutrauen. Nein, nein, es muß schon ein richtiger Fokine sein. Aber sie schufen so viel, verehrter Max Reinhardt — es wird Ihnen auch Fokine zu schaffen gelingen. *F. B*

Franz Werfel

TRAUM VON EINER NEUEN HÖLLE

ERSTER GESANG

Wald — Straße — Stern — Morgen — Erscheinung — Klamm — Brücke — Bann — Dante — Schulhaus — Gang — Türe — Aufschrift — Eintritt

Als, den wir alle kennen, sich der Wald
Der Mitternacht vor meinen Schritten teilte
Und leicht der Weg aufatmend wurde kalt,

Der hallend und doch lautlos weiterweilte,
Und zwischen Traum und Träumen dichtgebaut,
Umsäumt von Wildnis in den Morgen eilte,

Da hab ich meinen Stern zuerst geschaut,
Als ich des Weges ging in eine Weite,
Wo Wald und Traum sich seitwärts schon geblaut.

Es war die Welt des Tals zu meiner Seite
Noch nicht geboren, und sie wallte hin,
Endloser Heerde wolliges Geleite.

Da war es, daß der neue Stern erschien,
Der in mich eingriff, daß ich mich nicht kannte,
Nur eines wissend, wie erwacht ich bin!

Und eine kühle Frühe glutlos brannte,
Wie nie noch eine Frühe brennend war,
Die je ein Wind auf Nacht-Ruinen spannte.

Die Frühe brannte. Doch kein Ding war klar,
Denn sie war alles. Ich nur in ihr wachte.
Nichts als mein Wachsein war mir offenbar,

Als mich der unbekannte Stern entfachte
Und kühl und fremd mein Fühlen in mich riß,
Daß ich erwachend nur mein Wachen dachte.

Vor diesem Traum erschien wie Finsternis
Der Tag, in dem ich lachte, grüßte, sprach,
Und las und trank, und in die Speise biß.

Doch wird in Worten nicht mein Wachen wach,
Und wie der Stern in jeder Ader rollte,
Dies neu zu fühlen ist die Seele schwach.

Ich weiß, daß meinen Schritt ein Andrer wollte
Auf dieser Straße, die sich heller hob
An einem Fluß, der über Blöcken tollte.

Ein kleiner Wind, in meinem Rücken schnob,
Wie hinterm Herrn ein Hündlein keucht und klingelt,
Dann springt's zur Seite, bellt und streitet grob.

Ich aber ging von einem Tal umzingelt,
Das tieflebendig ohne Leben war,
Dem Lauf entlang, der wirr sich abwärts ringelt.

Und immer war ich meines Sterns gewahr,
Der ins Geäste meines Wesens zückte,
Und endlos blaß mir flatterte im Haar.

Die Straße klang, die nach den Bergen rückte.
Dort, fast erstickend, schien das Tal gepackt,
Das zitternd sich an grimmige Schenkel drückte.

Ich ging mit mir in einem fremden Takt
An schnellen Wassern jener Klamm entgegen,
Den Bergen windig und mit Wald beflaggt.

So schritt ich neben meines Herzens Schlägen,
Die wurden plötzlich schmerzhaft wirr und schnell,
Ich konnte kaum die Hand zur Brust bewegen,

Als aus des Morgens wachsendem Geröll
Entgegenwandernd Menschen mir erschienen,
Sie lachten sanft bestrahlt und waren hell.

Und ich erkannte sie, begegnend ihnen,
Die Eltern waren es — und noch so jung —
Und ein Spaziergang war in ihren Mienen.

Und hinter ihnen — o Erinnerung —
Die Schwestern liefen, und die eine schlug
Den Ball aus seinem Netz mit kleinem Schwung.

Zuletzt der Knabe traumzerfahren trug
Auf seiner Schulter einen grünen Fänger.
Ich selbst erkannte mich in jedem Zug,

Und wollte rufen, doch wie einem Sänger
Der höchste Ton zerbricht, so blieb ich stumm . . .
Sie, leichten Hauptes, zögerten nicht länger.

Nur noch von Ferne sahen sie sich um,
Aus Augen sehend, welche mich nicht sahen,
Durch mich, an mir vorbei, ins Morgentum.

Ich wartete, bis sie dahin geschahen.
Und konnte nicht zurück, wie's mich auch zog,
Und mußte den erzürnten Bergen nahen,

Wohin der Stern, die schwache Wolke flog.
Und in die Engnis tretend, die erdröhnte,
Folgt' ich dem Fluß, der roh sich niederbog.

Die Felsen, die mich überlaubten, krönte
An jedem Vorsprung Kruzifix und Bild,
Sie schwankten in dem Wasserwind, der stöhnte.

Der Himmel über mir war überfüllt,
— So klein und hoch — von Durcheinanderscharen
Wahnsinniger Vogelwirrnis schrill und wild.

Nun hob die Straße sich, um einzufahren
In eine Brück, die übers Wasser sprang,
— Mit Balken, die zerkratzt von Worten waren.

Es war die Brücke ein gedeckter Gang.
O Gang und Brücke! Doch am Brettgerüste
Verschmachtet eine Lampe ohne Trank.

Und ich trat ein, wo wüst das Licht mich grüßte.
Der Gang erklang und wurde lang und lang,
Als fände er nicht mehr die andre Küste.

Und auch mein Gehen wurde lang und bang,
Denn unter mir erweiterten sich Fugen,
Daß oft der tiefe Schaum dazwischensprang.

O Traum, den viele Kindernächte trugen,
O Traum der Brücke, die in Mitten brach,
Daß sanfte Wasser unsre Knöchel schlugen!

Ich schwankte unter altem Brückendach,
Das Licht hub an, im Rücken sich zu enden,
Und meinem Schwanken schwankten Schatten nach.

Und schwanker ward es in den schwanken Wänden,
Und alle Planken schwankten überm Schacht.
Ich stand vor Bann unfähig, mich zu wenden,

Und sank in eine mütterliche Nacht.
Da aber brach ein Wind in mich, und Leben,
Und Tosen ein, und süße Übermacht.

Mein Blut begann wie leichter Stoff zu schweben,
Ein Wille riß mein Antlitz morgenhin,
Und als ich aufsah, stand ein Mann daneben.

O Antlitz, das seit erstem Anbeginn
Gebaut aus Traum und Seinesündewissen!
O Blick, um Sieg nicht eitelnd und Gewinn!

O Mund, o Ausbruch stürzender Gewissen!
O Fläche, nicht von Willen überirrt,
Von Ernst umlaubt und leichten Finsternissen.

Vor diesem Antlitz bin ich abgeklirrt,
Und konnte meine Scherben nicht mehr halten,
Von Schatten überschüttet und verwirrt.

Und mir entgegen innige Gewalten,
Ein Wald von Ruhe beugte sich und schwoll,
Ein schwarzes Rauschen füllte meine Falten.

Ich aber hob ein Haupt von Spinnen voll
Hinein ins Reine, das ich nun erkannte,
In Wind und Spiegel, der vor mir erscholl.

Und hörte staunend, daß ich Worte nannte,
Und hörte fern mich rufen: »Dichter, sprich,
Gebild im Mantel, Antlitz, Du bist .....«

Er aber, der mein Wort zur Seite strich,
»Nenn meinen Namen nicht, den ich nicht trage,
Doch gib mir deine Hand, ich führe Dich«.

Er faßte mild mich an. Mit süßem Schlage
Bis in das Herz mir die Verwandlung fuhr,
Und ich verlor die Schwere meiner Tage.

Doch kurze Zeit hielt meine Hand er nur,
Bis wir auf wohlgepflegter Wiese standen.
Vor uns war Haus und Turm. Es schlug acht Uhr.

Das Haus, das wir vor unsern Augen fanden,
Aus meinen Jahren stieg es alt mir auf.
Ich sah die Buben, einzeln und in Banden.

Die einen langsam, andere im Lauf,
Die Bücher schleppend, unterm Arm, in Taschen,
Und jeder sah verstört zur Uhr hinauf.

Und meine Freunde sah ich auch. Mit raschen
Schlenkernden Winken riefen sie mich an,
Und machten in die Taschentücher Maschen.

»Heut ist Virgil« hört' ich noch einen, dann
Zertrat er ängstlich seine Zigarette.
Die Türe schloß sich hinterm letzten Mann.

Der Stern erbleichte über dieser Stätte.
Mein Führer aber rührte an das Tor,
Das tat sich auf mit durchgerissner Kette.

Und ich erkannte alten Korridor,
Die Bilder an den Wänden waren wieder.
Ich sah zur Alexanderschlacht empor.

Die kalte Treppe stieg ein Alter nieder,
Und fuhr in seinen Bart, und lachte knapp.
»Quo usque tandem,« fragte er mich bieder,

Und schüttelte den Kopf und lachte knapp.
Ich hörte ungeheure Schritte fallen,
Er aber schwand vor meinem Blick bergab.

Von ferne höhnte eine Türe knallend.
Mein Führer aber hob die Hand und ging
Voran durch Gänge schattenhaft und schallend.

Und an der Wand Insekt und Schmetterling,
Die in den Kästen aufgespießt sich spannten,
Entflatterten in einem wirren Ring,

Als sie den Meister meines Wegs erkannten,
Und schwärmten um sein Haupt als Fetzenkranz,
Verrückt durchsichtig kreisende Trabanten.

Am Ende aber sank der Gang, der ganz
Von reinlichen Figuren überhängt war,
Und tauchte ab in einen schwarzen Glanz.

Wo das Gewölbe endlich eingeengt war,
Blieb, der mich führt, vor einer Türe stehn,
Die rings von Dickicht tausendfach bedrängt war.

»Hier ist der tiefe Ort, um einzugehn«
Der Dichter sprach, »Willst Du die Inschrift lesen,
Die Worte, die auf uns herniedersehn?«

Ich sah der Türe mir vertrautes Wesen,
Die Klinke, Holz, von schwacher Farbe braun:
Direktorat war da, sonst nichts zu lesen.

Doch er befahl mir deutlicher zu schaun!
Ich aber sah die Inschrift, wie ich nahte
In fürchterlichen Lettern auf sich baun.

Die alte Schrift vor dem verruchten Staate,
Neun Verse! Alt im Ohr der Letzte schloß:
»Lasciate ogni speranza voi ch'entrate!«

Jetzt nahm aus einer Nische mein Genoß
Zwei Krüge, Wein und Honig, und sie schwenkend,
Mit dunklem Seim die Schwelle er begoß,

Mit wenig Tropfen eine Stelle tränkend,
Da schrie die Türe leicht, wir fuhren ein,
In grenzenloses Abwärts uns versenkend...

Nur zart und kühl auf meiner Schulter — klein —
Fühlt ich die Amsel meines Sternes sein.

Heinrich Mann:

ZOLA

JUGEND

DER Schriftsteller, dem es bestimmt war, unter allen das größte Maß von Wirklichkeit zu umfassen, hat lange nur geträumt und geschwärmt. Sache derer, die früh vertrocknen sollen, ist es, schon zu Anfang ihrer zwanzig Jahre bewußt und weltgerecht hinzutreten. Ein Schöpfer wird spät Mann. Zola war der poetisierende Jüngling, der sich hingibt und der glaubt, bevor er zweifeln und sich behaupten lernt. Absichtslos mit Kinderhänden werden Vorräte gesammelt an seelischer Triebkraft, tragendem Gefühl: Besitzergreifung seiner selbst, eine Art innerer Meisterschaft vor der produktiven, und eben sie wird dann den Arbeiter unverbraucht erhalten bis zum Schluß, ihn unnachsichtig tapfer bleiben lassen in Jahren, wo Andere schon nachgeben, wo Andere sich schon ergeben.

In Aix zuerst die Schülerzeit, die junge Schwelgerei an Natur und Erdenweite, die ersten Freunde. Wie unermeßlich blau der windige Himmel der Provence über ihren ausgedörrten Flußbetten, wenn damals die Knaben Baille, Zola und Cézanne, erhitzt und frei, das harte Gras eines fernen Hügels zum Polster jenes Paradieses nahmen, in dem vor sie hin die ersten Dichtungen traten. Sie lasen laut, die erhabenen oder süßen Wortgestalten wehten zum Himmel auf und versprachen noch mehr als er an Höhe, Farbe und Bewegtheit. Hier geschah es, daß sie sich berufen fühlten zum Leben, und wenn sie hätten zweifeln können, daß Welt und Worte soviel halten, sie hatten doch einander und schwuren, sich nie zu lassen.

Dann mußte er fort. Die Seinen waren seit dem Tode des Vaters immer mehr verarmt, ihre Lage wurde unhaltbar in der kleinen Stadt,

die ihre gute Zeit gesehen hatte. 1857 kehrt er in seine Geburtsstadt zurück, denn Paris war es, wo er siebzehn Jahre vorher, auf einer Reise seiner Eltern, geboren war, beendet das Gymnasium, erfolglos, weil hier in der Luft der Hauptstadt sofort die Literatur ihn allem andern fremd macht, und als Zwanzigjähriger, und verpflichtet, nun seinerseits der Mutter zu helfen, sieht er sich mittellos und ohne regelmäßige Anwartschaft auf irgendeinen Platz in der Gesellschaft, vor das Leben gestellt. Ein Gönner bringt ihn in den Docks unter, bis vier Uhr trägt Zola Zolldeklarationen ein, dann heim und schreiben. Abends das selbstgeschaffene Leben, am Tage die Notdurft: es verträgt sich nicht lange, der Lebensschüler muß wählen, er verläßt die Docks. Nun ist er ohne Stellung, aber frei, darf träumen nach Belieben, auch wenn er mit geliehenen Pfennigen sein schlechtes Zimmer bezahlt und, um essen zu können, im Bett bleibt, weil sein Rock versetzt ist. Er lernt die bittere Kälte kennen, nicht die des Winters der Armen nur, auch die Kälte der Welt, diese Verlassenheit von allen. Mahnend wird er umschlichen von abgehausten Wesen, die einst vielleicht waren, was er ist, von Laster und Schande. Die Säufer des Assommoir, die verfehlten Künstler in L'Oeuvre, und auch die Durchsuchung eines Absteigequartiers durch die Polizei, wie in Nana, alles liegt schon hier, ist hier schon mitgemacht und wäre hier erlebt, — wenn Erleben genannt werden darf, was ein Herabschauen ist aus irgendeiner entrückten Höhe, ein Mitgefühl wie das eines jungen Gottes, klarsichtig und geneigt, aber unberührbar im Innern. Denn das Elend dieser zwei Jahre, düster und vielleicht verhängnisvoll für gemeine Anfänger — Einen, der sich anders und darüber weiß, kann es nur bestätigen auf seinem besonderen Weg. Je morscher der Weg, umso leichter sein Schritt. Es ist nicht Mut, wenn er aushält, er kämpft noch gar nicht. Unschuldig dem Schicksal hingegeben, läßt er sich vollziehen, was in ihm ist. Verse schreiben viele, er weiß es, und alle glauben an sich. Aber er schreibt seine Verse. Er sagt: »Machen wir lyrische Gedichte — bis auf weiteres.« Er schreibt ohne Plan und sagt: »Ich weiß wohl, das ist nicht der Weg zu Meisterwerken.« Rückblickend wird er einst sagen: »Wenn ich nicht den Glauben an mein Werk hatte, ich hatte doch Vertrauen zu meiner Anstrengung.« Und daher hat er Zeit.

»Ich bin unwissend in allem, noch lange denke ich nichts herauszugeben, sondern tüchtig zu lernen.« Das Gedicht, um dessenwillen er zu streben meint, ist ohne Beziehung zu seiner Gegenwart und zu aller Gegenwart, eins der ahnungsvollen Jünglingswerke, die vorwegnehmen, — die mehr vorwegnehmen als der Stärkste später verwirklicht. Zola hat die soziale Geschichte eines Reiches gestaltet. Der junge Zola nimmt es mit dem Werden und der Entfaltung der ganzen Menschheit auf, bis in ihre unbekannteste Zukunft, bis zu ihrer gottgleichen Vollendung. Die Synthese, die er plant, ist ungeheuer, die später ausgeführte wird nur groß sein. Die Geburt der Welt, der erste Teil des Jugendgedichtes, geschieht in seinem wirklichen Werk durch eine einzige Figur, Adélaïde Fouqué, die Mutter des ganzen Geschlechts der Rougon-Macquart, Keim und Vorbestimmung ihrer Triebe, Laster, Krankheiten, und auch ihrer Größe. Die zwanzig Jahre einer bestimmten Zivilisation, die ihm für seine ganze Manneszeit Stoff genug sein werden, dem Jüngling sind es dreitausend. Und der dritte Gesang, vom Menschen, »der sich immer höher hinanschwingt auf der Leiter der Wesen«: auch ihn soll er einst erleben, aber dazwischen wird Arbeit und immer Arbeit liegen, viel Düsterkeit und Schmerz der Erde, und auch, mit allem Bittern und Wirren, die Tat. Der Gealterte endlich wird, da er den guten Kampf beendet, die Gewißheit von der Vervollkommnungsfähigkeit der Menschen halten und verkünden. Aber ohne Kampf greift danach schon der Jüngling. Denn Jünglinge lieben Begeisterungen, die sie noch nicht verdient haben. Gehoben und gespannt von dem Vorgefühl künftiger Kraft, wollen sie schon den berauschenden Saft trinken aus Leistungen, die nur erst Träume sind. Ihre Ohnmacht vor dem Leben, das sie mit den Augen zu entkleiden versuchen und doch nicht besitzen dürfen, macht sie recht unglücklich.

Der junge Zola flüchtet sich zu den Freunden in den endlosen Jünglingsbriefen, die alles auf einmal sind: Selbstzergliederung des Lernenden, Selbstbehauptung der noch so ungestützten Persönlichkeit, und Reibung an dem Andern, erster Kampf, erste Erkenntnis. Wie gern in solchen Briefen tut man vor dem Andern stark und faßt ihn hart an, — indes man doch in all der weiten fremden Welt nur eben den einen kleinen Punkt dort hinten weiß, der vertraut ist,

den Freund. Der in Paris Verlorene zittert um die Beiden, die zurückblieben. Er erinnert sie an ihren Schwur, durch das ganze Leben, die Arme verschlungen, mit ihm den gleichen Pfad zu gehen! Er fühlt ihre Schwäche und daß man unaufhaltsam auseinander gerät, in Baille stößt er schon auf den künftigen Spießbürger, in dem jungen Cézanne auf jenes Versagen, das einst, in L'Oeuvre, zu jener Tragödie führen soll, aber er klammert sich an diese Gemeinschaft von Hoffnung und Freundschaft. Die hochgespannte Zärtlichkeit des Zwanzigjährigen, sein Herz, wenn es von sich selbst betört, in offene Arme rennen will, alles den Freunden! »Der Tag wird kommen, wartet nur, wir werden einen langen Weg hinter uns haben, werden getrennt gewesen sein, in verschiedenen Welten gelebt haben, ungleich begünstigt vom Glück, und doch werden wir nur eine Seele haben, um den verwehenden Duft unserer Jugend zu atmen!« Und: »Ich sah Paul! Verstehst Du die ganze Melodie dieser drei Worte?« Liebevollster Eifer wird aufgewendet, um nur nicht überlegen zu scheinen. Haupt einer Schule wie Victor Hugo — er verwahrt sich schon hier dagegen, wo die Beschuldiger noch fern sind. Später werden sie auftreten, er wird sich immer verwahren. Was nicht hindert, daß er die beiden Jungen gewinnen möchte für vielerlei Einblicke und Überzeugungen. Nicht nachahmen! Die romantische Schule ist tot, trotz seiner eigenen Verse. Er möchte Jeanne d'Arc sprechen lassen, wie ein junges Mädchen wirklich spricht. Andererseits »ahnt man gar nicht«, wie wenig für die Dichtung diese Worte bedeuten: Wissenschaft, Zivilisation. ‹Später werden sie alles bedeuten.› Aber doch auch hier schon, das Tiefste und Zukunftsreichste in seinem Gewissen: »Der Roman soll nicht nur schildern, er soll bessern«. »Den Menschen anschwärzen, das kann mir nicht gefallen!« und eine Verteidigung des Volkes gegen die blöd feindseligen Begriffe der Bürger . . . Besonnene Prüfung in allem, schon hier trotz Jugenddrang, und niemals schön gefärbt. Seinen Zimmernachbar, einen untergegangenen Dichter, der seinen berühmten Altersgenossen nicht verzeihen kann, beurteilt der nachrückende Junge, trotz der unermeßlichen Überlegenheit seiner Jugend, ohne Flüchtigkeit, mitleidig höchstens, und gewiß mit Geringschätzung des Mannes, aber doch voll jenes Respektes vor der Erscheinung, der die beste Gewähr

seines künftigen Talentes ist. Der Zwanzigjährige glaubt keineswegs an die sittliche Hebung der Dirne, — die er vielleicht gerade versucht, in dem Absteigequartier, wo er wohnt. Aber auch an die Existenz einer moralischen Jungfräulichkeit glaubt er nicht, und dies können nur seine platonischen Träume ihm enthüllt haben. Diese Träume eines keuschen jungen Mannes sind schwermütig und gefaßt. »Ich habe immer nur im Traum geliebt, und geliebt worden bin ich nicht einmal im Traum.« Seine Grundstimmung außerhalb der Arbeitszeit wird unruhiger, Wechsel erfaßt sie von Sehnsucht und Trauer. Später wird es sich erklären, daß die Arbeit, nur sie, ihm zu dem starken Lebensgefühl hilft, das er sucht. Aber die Arbeit ist noch nicht geregelt, ist unsicher und enttäuschungsträchtig. Schwere Stunden in dem luftigen Belvédère, das er eines Tages bezieht, sieben Stock hoch, und drunten ganz Paris. Einer hat auch hier gehaust, der wohl glücklicher war, Saint-Pierre, der Verfasser von Paul et Virginie, eines Meisterwerkes und Ruhmestitels. Wie lange bis dahin! Alles säumt oder bleibt aus: auch die Freunde, die doch nachkommen sollten. Als Paul endlich da ist, machen die Malschulen ihn unsichtbar. Manchmal freilich wird bei Zola gemalt, und dazwischen tanzt man, raucht Pfeifen, macht Lärm. Ach! das Tanzen räumt nur wenig schwere Stunden fort, zu bald sitzt der Ernüchterte wieder am leeren Kamin, die Einsamkeit ist wie eine Krankheit, die Untätigkeit drückt, in Kälte und Armut der Gegenwart ist er darauf angewiesen, sich mit der Vergangenheit zu unterhalten — und mit der Zukunft.

Die Zukunft? Sollte man nicht vor ihr flüchten, in eine Grotte, in ein Mönchskleid? Die Zukunft! Taumelnd groß wird sie sein, reich unermeßlich, sieghaft bis zum Wahnsinn! Ach, die Zukunft: Wenn sie gut ist, wird sie die Mansarde sein, das Häuschen im Gebirge, stilles Traumvolk darin, auch zwei, drei Freunde, von weitem, mag sein, das schmeichelhafte Gemurmel der Menge, nur kein Kampf, kein Lärm und Kampf. Aber wie die bedrängte Jugend das Zimmer durchmißt, das enge Gehäuse so vieler Stürme, da liegt drunten, atmend wie ein Wesen, Paris. Atmend und wartend — auf den Armen, der in seine Flanke hinabsteigt, irrt und sucht, nach Brot, nach Erfolg, nach Chimären. Er selbst, Zola Emile aus Aix

in der Provence, ein Armer, keinem Bekannter, hat schon in hundert Gassen, dort und dort, die Leute angegangen um Stellungen, irgendeine, um das bißchen Leben. Er ballt die Faust: und vor ihm sein Vater! Schon sein Vater war dort unten atemlos nach Geld gelaufen, und als es ihm endlich versprochen war, als sie ihm erlaubt hatten, in Aix den Kanal zu bauen, da starb er, François Zola, Civilingenieur, zweiundfünfzigjährig, hinterließ die unkundige Frau und den Sohn von sieben Jahren. Was hatte er gehabt, was hält das Leben? Ganz jung hatte er in den Napoleonischen Armeen gedient, ein Venetianer, zur Befreiung seines Vaterlandes. Dann umhergereist und vom Zufall gezehrt, ein Abenteurer eigentlich. Von großer Lebenskraft wohl und mit Phantasie, denn später, als Leutnant in der Fremdenlegion, hat er eine Leidenschaft bestanden, die ihn auch die Ehre hätte kosten können. Endlich doch das Glück der Familie, gewiß, aber dafür mit fünfzig Jahren noch immer kämpfen müssen wie am ersten Tag. Das war alles. Der Sohn lehnt sich auf: wenn das alles ist, wozu dann, und er wirft den Blick hinab in Grauen und Haß auf dies Paris, dies fressende Tier, Sinnbild des Lebens, das ihn selbst nun erwartet. Eine Regung des Stolzes, er rafft sich zusammen. Wenn die Gefahr so furchtbar wäre, wie schön dann die Leistung, wie ergreifend dann der Mut aller der Kämpfer dort unten! Dies ist ein ewiges Schlachtfeld, dies ist eine lebende Epopöe! Dort unten vollziehen sich allstündlich, laut oder namenlos, Triumphe und Vernichtungen. Von dort unten steigt in einem ungeheuren Zusammenklang Schluchzen herauf und Frohlocken, der Atem der Gier, der Geruch der Angst, das Qualmen vieler Laster, der Schwung jedes Ehrgeizes, und mit allem, in allem ein Flügelschlag von Unschuld. Sie sind unschuldig dort unten, denn sie erfüllen die Bestimmung dieser Erde, sie arbeiten. Das Wort der Riesenstimme, die heraufsteigt aus Paris, ist Arbeit! Jede der Figuren im Gewimmel ist die Summe der unermeßlichen Arbeit aller! Dem Zuschauer hier oben zittert die Brust vom Drang der Brüderlichkeit. »Ich bin der Eure, gleiche noch dem letzten von euch, und mein Schicksal, wäre es selbst herausgehoben, wird, wie eures, die Arbeit sein. Ihr wißt noch nicht, wie dies groß ist, wie dies schön ist: fühlen, daß unsere Anstrengung die Anstrengung aller ist, daß jeder

tut, was alle wollen, und daß ich nur ausspreche, was ihr schon seid. Dennoch ist dies etwas Vereinzeltes und Schweres . . .« Sein Blick vertieft sich. Vorahnungen durchrauschen ihn, von Werken ohne gleichen, deren Held dies Paris sein wird, diese Zeit, diese Menschheit, deren größerer Held die Arbeit sein wird, die Anstrengung vorwärts, aufwärts. Er wird sie sich auferlegen und wird sie ihnen auferlegen, sie sollen ihm folgen . . . Und aus den heißen Gesichten des Jünglings hernieder senkt sich feierlich in sein Herz das Gewissen einer Verantwortung, die Sendung einer Führerschaft. Er läßt die Muskeln seines starken Körpers spielen, er stemmt die viereckigen Schultern gegen einen Druck von oben, seine breiten Hände greifen zu, wie nach dem Inbegriff des Lebens, forschend und planend umfaßt er mit den Augen nochmals dort unten das weite Gebiet seiner Zukunft. Sein Blick ist sanft und durch Kurzsichtigkeit ungewiß, sein Mund schmollend wie bei einem Knaben, der Ausdruck ernst, unruhig und bekümmert, — aber dies ist der kurze Schädel mit den rund und genau angewachsenen Haaren und der eigensinnigen Stirn, Zeichen einer Rasse, dies auch ihr Gesicht, Marmorglätte und leichte Erregbarkeit. Hier ist der Typus jener Menschenführer, die vom Mittelmeer herkommen, Cäsar, Napoleon, Garibaldi. Diese sind stark, wenig heiter, aber von warmer Seele. Ihre Taten sind machtvoll, und ihre Phantasie eilt immer über ihre Taten hinaus. Sie legen der Welt ihre Macht auf, gewiß um der Macht willen, aber auch zum Ruhm einer Idee. Sie sind Eroberer, und dann Zivilisatoren. Sie führen die Menschen, wie jeder sie führt, durch Wirrnis und Leiden, aber sie glauben, daß sie sie zum Glück führen . . . Der junge Führer unter seinem Mansardenfenster, im Angesicht von Paris, 1860 in einer Schicksalsstunde, schließt die Augen, spricht vor sich hin: Emile Zola, — lauscht, und möchte erraten, ob so die Welt einst lauschen wird.

ARBEIT

Er tritt in den Verlag Hachette ein und wird bei der Reklameabteilung beschäftigt, — was er als Förderung anerkennt, denn er weiß, für ihn heißt es, von unten hinaufdrängen und nicht verschmähen, auch den Betrieb der Literatur zu erlernen, bevor er sich ihrem Geist

nähert. Am Abend zu Haus schreibt er zarte kleine Novellen, Übergänge von der Lyrik, aus der er herkommt, zu seiner künftigen Prosa. Als die Contes à Ninon fertig und erschienen sind, wagt er den Schritt vom Buchhandel zum Journalismus. Villemessant, Gründer des Figaro, wird von ihm gewonnen, Zola sieht sich auf dem Weg zum Erfolg, da erfüllt sich zum ersten Mal seine lebenslange Bestimmung: Haß zu erregen. Er hatte Manet und die jungen Impressionisten gerühmt auf Kosten der Romantiker, die die Macht hatten. Genötigt, seinen »Salon« abzubrechen, versucht er es im Figaro noch mit einem Roman, noch immer zu zart, um aufzufallen, dann ist die Gunst seines Herrn erschöpft, er muß weiterziehen. Er tritt in andern Blättern auf, aber nichts konnte gelingen, solange er Meinungen oder Werke, die ihr fremd waren, in die Presse einschmuggelte. Den anderen Weg zeigt ihm der Herausgeber eines Marseiller Blattes, der ihm die Akten von lokalen Sensationsprozessen zugänglich machen will, damit der junge Mann ein Gegenstück zu den berühmten »Geheimnissen von Paris« schreibt. Zola, entschlossen sich den niedersten Arbeiten des Handwerkes zu unterziehen, nimmt an, und der Segen der Arbeit, an den er glaubt, geht schön in Erfüllung. Das Handwerk, die marktgängige Arbeit ist es, die seinem Willen zur Gestaltung die erste, fest weltliche Grundlage gibt. Hier in diesen Akten sind Menschen, die wirklich gelebt, die begehrt, genossen, sich schuldig gemacht und furchtbar gelitten haben. Hinter diesen Antworten vor Gericht steht mehr, als so dürre Worte sagen, die innere Vorgeschichte der Tat war schwieriger und stärker, weit grausamere Bußen werden erlebt als die, die ein Richter auflegt. Und neben den Mystères de Marseille, gleichzeitig Tag für Tag mit diesem Feuilletonroman, schreibt Zola das erste Werk seines eigenen Gepräges, Thérèse Raquin, ein pathologischer Dämonenspuk von Liebe und Verbrechen, hinter Gaslaternen im Alltag eines Pariser Durchgangs. Noch mehr, die Marseiller Akten liefern ihm den ersten Stoff der Rougon-Macquart. Sie zeigen, straffer beisammen und in einen entscheidenden Augenblick gesammelt, was auch im Leben sich ihm immer am stärksten aufgedrängt hat, das Überlaufen der Begierden, den Sturm des Zeitalters, der neuen Geschlechter auf die Genüsse. 1852, vor siebzehn Jahren führte

es zu allen Genüssen der Welt, wenn man Bonapartist war. Die Bonapartisten, das waren, menschlich gesprochen, die Lebensgierigsten: darum siegten sie. Zola stand auf bei diesem Gedanken, er staunte, auf einmal war die Formel gefunden für jene Menschen, die, jeder an seinem Platz und Anteil, ein Reich gegründet hatten. Die Spekulation, wichtigste Lebensfunktion dieses Reiches, die zügellose Bereicherung, der gigantische Genuß — alle drei theatralisch verherrlicht in Schaustellungen und Festen, die allmählich an Babylon mahnten, — und neben diesen blendenden Massen der Apotheose, hinter ihnen, von ihrem Strahlen noch unterdrückt, dunkle Massen, die erwachten, die hervordrängten. Das Erwachen der Masse! Auch das konnte eine Aufgabe sein? Ja, eben dies! Auch für die Literatur sollte die Masse erwachen! Der Auftrieb und Zukunftsdrang der Masse, dies war das Unerhörte, nun zu Bewältigende. Wie es begeisternd war, da es so schwierig war! Nicht nur darum. Diese Masse kam herauf mit Idealen, die Erfüllungen von morgen waren. Sie war die Menschheit von morgen! Auf ihr, auf ihr mußte das Licht der Apotheose liegen, das eine abgehauste Genießerbande sich anlog. Keine Ausnahmen darstellen, so sehr sie uns Künstler reizen. »Meine Thérèse und meine Madeleine sind Ausnahmen. Ich war durch den Gedanken an Stendhal zu dem Irrtum verführt, daß, durch Ausscheiden aus dem Alltäglichen, das Werk Rang bekomme. Und fort mit dem aristokratischen Künstlerstil, er liefert Kunstleckerbissen, die menschlich nicht mitzählen. Starke Werke wären mir lieber.« »Aber starke Werke?«, überlegt der Tastende. »Wo sind sie noch übrig nach den Meistern? Balzac hat alles analysiert, die ganze Gesellschaft, Typ für Typ, in Madame Bovary ist sogar das unendlich Kleine der Gefühle zerlegt . . . Also keine Analysen mehr, keine Seltenheiten! Nur noch durch die Menge der Bände, die Macht der Schöpfung, kann man zum Publikum sprechen.« Und er erkennt, daß die Masse, Gegenstand und Ziel seines Werkes, auch formal sein Prinzip werden muß. »Solid gebaute Massen müssen die Kapitel sein. Logisch und natürlich gewachsen, folgen sie, wie geschichtete Blöcke, die ineinandergreifen. Atem der Leidenschaft beseelt alles, von einem Ende des Buches zum andern. Aber jedes Kapitel, jede Masse muß sein wie eine Kraft für sich, die der Lösung zutreibt.«

Damit dies vollbracht werde, trage der Romancier in sich das rhythmische Wogen der modernen Demokratie, das Balzac nur erst heranrollen sah. Er sei endlich wieder der Sänger Aller, sei Homer! Sein Buch sei geschrieben wie von der Masse selbst! . . . Im Grunde gab es nur sie. Die Einzelnen zeigten, innerhalb eines Reiches und Zeitalters, alle so deutlich die gleiche Herkunft, als wären sie aus einer einzigen Familie gewesen. Eine Familie! Dunklen Ursprungs, nicht wahr? — wie die Bonaparte selbst, und vom Volk ausgehend, verzweigen sie sich in der ganzen zeitgenössischen Gesellschaft, steigen auf zu allen Stellungen, sind Minister oder Millionäre, — aber in ihren weniger begünstigten Exemplaren bleiben sie mager und stecken im schmutzigen Laster, statt im eleganten. Alle Vettern! Geht, habt euch nichts vorzuwerfen! Alle von derselben unbedachten Gier, Geschöpfe eines Augenblicks, den Keim des Todes schon in euch, wie euer Herr und Meister in den Tuilerien. Was soll nachkommen? Das Reich verbraucht wie sein Kaiser, und die typische Familie des Reiches — die Rougon-Macquart — zum Schluß so verdorrt, so zum Untergang reif wie die Dynastie. Verdorrt und verbraucht durch ihre Überanstrengung, — die nicht ohne Verdienst war, denn dies Reich, diese Dynastie und diese Familie haben in Krisen und Krämpfen eine neue Welt geboren, die nun bevorsteht, die Demokratie. Das wird sie rechtfertigen. Das wird die innerste Rechtfertigung und Weihe dieses nachsichtslosen Werkes sein, der Romanreihe, ihrer furchtbaren Geschichte. Wie aber wird der Ausgang des Werkes sein? Das letzte Wort? Wenn es nicht Zusammenbruch heißt, dann hat es kein letztes! »Für mein Werk, um seiner Logik willen, brauche ich den Sturz dieser Leute! So oft ich das Drama zu Ende denke, ihr Sturz ist immer das Ende. Wie in Wirklichkeit die Dinge stehen, ist es nicht wahrscheinlich, daß er bald eintritt. Aber ich brauche ihn.«

Dies sagte sich Zola 1869, indes er an seinem ersten Band schrieb. Und dann stürzte das Reich. Es stürzte auf einmal, über Nacht, und mit der vollen künstlerischen Rundung einer Katastrophe. So und nicht anders hatte ein Erfinder von Romanen sie vorhergewußt. Wer noch? Sie schien fern, schien undenkbar. Die sie wünschten, glaubten kaum an sie. Nicht einmal jenseits der Grenze, dort wo man sie vorbereitete und belauerte: jene fremden Persönlichkeiten,

die zu Weltausstellungen und politischen Freundesbesuchen nach Paris kamen, die hochstehende Sonne der Zivilisation genossen, am Hof des Kaisers charmant plaudern lernten in der Sprache des Beneideten, und unter der Hand Erkundigungen einzogen, ob dies alles nun bald reif sei für die Schlachtbank — auch sie hatten nicht diese Vorstellung vom Ausgang ihrer Wünsche, gewiß nicht diese. Die Katastrophe, allen unbekannt und ohnegleichen, fand sich vorweggenommen in Plänen zu einem Romanwerk. Einer, der äußerlich nichts vor Augen hatte, als was alle vor Augen hatten, Macht, Glanz und Erfolg, hatte diesem Reich und dieser Zeit dennoch stärker und tiefer in die Augen gesehen als alle. Die Geschichte vollzog sich im Sinn seines noch ungeschriebenen Buches. Die Katastrophe trat ein, als sei sie eine ästhetische Notwendigkeit, — als wäre er selbst, der sie vorherbestimmt hatte, der Richter, und sein Werk das Ziel des Geschehens gewesen. Ihm schien wahrhaftig eine mystische Bestätigung geworden. Er sagte später, daß er keinen Willen habe, nur die fixe Idee seines Werkes. Tatsächlich war dies Werk zu einer Sendung geworden und die Arbeit daran, die Arbeit in Krankheit, die Arbeit in Erfolglosigkeit und Armut, war auferlegt, war gut, war das einzige Gute. »Sich einem Werk geben,« sagt er, »ich versichere Ihnen, in dem Nichts aller Dinge ist dies noch die Unnützlichkeit, der wir am meisten Lebensgefühl verdanken.« Und gegen Ende seiner Tage: »Die Arbeit, der Gedanke an mein Werk, an die Pflicht, die ich erfüllen mußte, hat mich immer aufrecht erhalten.« Wobei es sicher ist, daß das Gefühl der auferlegten Pflicht allen Schöpfern gemein ist. Aber es wartet doch immer auf eine Weihe wie diese.

Da das Werk Sendung und Pflicht war, war es Kampf. Während des Krieges mit Deutschland, genötigt, sich mit Politik zu befassen und im Begriff, Unterpräfekt zu werden, sah Zola zuweilen seinen angefangenen zweiten Band an, voll der Frage, ob es denn wirklich hiermit aus sei für immer. Er überlegte noch einmal das schon Hingestellte, überzeugte sich wieder von seiner Notwendigkeit, entdeckte im instinktiv Geschaffenen die allgemeinen Ideen und legte jetzt die theoretische Grundlage für das Werk seines Glaubens. Er sagte sich, wenn er sein Buch las: »Ich habe die Gabe des Lebens.«

Mit Stolz setzte er hinzu: »Denn ich habe die tiefste Leidenschaft für das Leben!« Er ging weiter. »Was ist das, die Gabe des Lebens? ... Es ist die Gabe der Wahrheit!« Die Wahrheit lieben: anders wird keiner groß. Alle ihre Mächte lieben, Wissenschaft, Arbeit, Demokratie: diese große, arbeitende Menschheit, die hinauf will, los von den Beschönigungen und Ungerechtigkeiten der Vergangenheit. Sich als einen der Ihren fühlen und als nichts weiter, im Leben stehen wie alle Welt, dann kann man schildern, was alle Welt erlebt. Sich nur nicht abseits und besonders dünken, teilnehmen als einer unter vielen an der großen Untersuchung über das Jahrhundert, über das moderne Leben. Seine Zeit lieben! Wer sie nicht geliebt hat, die Romantiker etwa, geht bald niemanden mehr an. »Wer heute nicht mit der Wissenschaft ist, lähmt sich selbst. Man ahnt gar nicht, was für eine unbezwingliche Kraft es einem Mann giebt, wenn er das Werkzeug der Zeit in Händen hat und mithilft zu der natürlichen Entwicklung der Tatsachen. Dann trägt es ihn. Er kommt so schnell und so weit voran, weil er die Leidenschaften seiner Zeit hat, und weil seine Leistung vervielfacht wird durch die Arbeit der kreißenden Menschheit. In der Wissenschaft, vielmehr in dem wissenschaftlichen Geist des Jahrhunderts, findet sich der Geistesstoff, dem die Schöpfer von morgen ihre Meisterwerke entnehmen werden!« Hier ist die Idee der Vererbung: sie ist beim ersten Hinsehen nichts als ein Faktor der materialistischen Methode. Thérèse Raquin? Sie und ihr Liebhaber sind Menschentiere, nichts weiter. Erst auf die Länge, wenn man die erhabene und rührende Anstrengung des Menschengeschlechtes würdigen lernt, das aus seiner Tierheit und trotz aller Klammern, die es darin festhalten, nach Anderem langt: da ändert die Idee der Vererbung ihr Gesicht und ihre Bedeutung. Sie interessiert jetzt nicht mehr bloß medizinisch, sondern soziologisch und moralisch, als eins der Bande zwischen den Menschen, mit deren Hilfe sie gemeinsam ihrer höheren Bestimmung entgegengehen. Von der modernen Moral hat Claude Bernard, erster Meister der modernen Physiologie, gesagt, daß sie die Ursachen suche, sie erkläre und auf sie einwirke. Sie wolle bestimmen über Gut und Böse, wolle das eine pflegen, das andere ausrotten. Und wir? »Wir erweitern die Rolle der Experimentalwissenschaften, wir dehnen sie

aus auf das Studium der Leidenschaften und auf die Schilderung der Sitten. So entstehen unsere Romane, experimentelle Romane, naturalistische Romane, die Natur zerlegend und auf sie einwirkend. Über den Lügen der sogenannten Idealisten läßt sich keine Gesetzgebung gründen. Auf Grund aber der wahren Dokumente, die wir Naturalisten herbeibringen, wird man ohne Zweifel eines Tages eine bessere Gesellschaft errichten, die leben wird durch Logik und Methode. Da wir die Wahrheit sind, sind wir die Moral.« Er erhebt sich. »Höre dies, Jugend Frankreichs! Habe den Mut zur Wahrheit! Folge dem Physiologen Claude Bernard, laß hinter dir die mutlose Skepsis derer, die, wie Renan, nur den Ruf von Flötenbläsern haben, da sie doch den unvergänglichen Ruhm großer Denker hätten erstreben können.« Und im höchsten Glaubenseifer, durchdrungen von dem Heil, dessen Träger sein Werk ist: »Wir, die Frankreich wissend wollen, entlastet von den lyrischen Deklamationen, gewachsen im Kult der Wahrheit, die wir die wissenschaftliche Formel anwenden überall, in Politik wie in Literatur, wir sind die wahren Patrioten! Die Herrschaft der Welt wird der Nation gehören, die am klarsten beobachtet und am stärksten zerlegt!«

Ist dies noch eine Propaganda für Romane gewisser Art? Ist es nicht politische Agitation? Zola hat sie begonnen, als er den ersten Gedanken seines Werkes gegen das Kaiserreich richtete, und auf die kommende Republik. Wie die Republik dann da ist, betätigt er ihr Ideal, das in seinem Sinn das Ideal der Wahrheit ist. Er weiß, sein Werk wird menschlicher dadurch, daß es auch politisch wird. Literatur und Politik, die beide zum Gegenstand den Menschen haben, sind nicht zu trennen, in einer Zeit von psychologischer Denkweise und in einem freien Volk. Wenn um den Naturalismus die Welt leidenschaftlicher streiten wird als um andere literarische Formeln, so deshalb, weil der Naturalismus nicht nur der Kunst, sondern der Welt gehört. Zola, Darsteller und Inbegriff der arbeitenden Menschheit, lebt in derselben heißen, streiterfüllten Luft wie sie. Man soll ihn hören! Sein Werk ist ein Kampf, und um sein Werk her kämpft er in den Zeitungen, hämmert »den Nagel« täglich etwas tiefer in die Köpfe, schont niemand, kein fremdes Ideal, keinen verhaßten Ruhm, und »hat die Sucht, immer von sich selbst zu reden«.

Aber die es nicht gern sehen, die Freunde selbst und auch Flaubert, durchschauen wohl kaum, daß er nicht unbescheiden ist, sondern nur hart, und daß er nicht überheblich kämpft, sondern eben nur kämpft wie das Leben selbst. Er feiert den Kampf um das Dasein, und er führt und besteht ihn. Der Überschwang seiner Selbstbehauptung ist neunzehntes Jahrhundert, ist rauher Darwinismus, — und eben daher sein unzartes Trumpfen auf das Recht der naturwissenschaftlichen Bloßstellungen, mit eingeschlossen, was pornographisch hieß. Hätten sie Recht gehabt und wäre es ihm gleichgültig gewesen, daß eben diese Teile seines Werkes den Absatz erhöhten, was weiter. Das Schicksal des Ganzen war wichtiger als das von Teilen, und der Kampf des Lebens blieb geheiligt, ob keusch oder nicht. Er ist nie keusch, die Vehemenz der öffentlichen Leidenschaften, die den Grundton dieser Bücher gibt, macht ein Bacchanal aus der unsinnlichsten Szene. Allgegenwärtig ist die Zeitseele, die Seele der dargestellten Epoche. Der gesteigerte Ausdruck, die ständige Nähe des Äußersten in diesen Romanen sind mehr als französisch, sind gärende Demokratie, zweites Kaiserreich, sein Lebenstempo, kurz und gewaltsam, umwälzende Genußsucht, Gründungswut, die blind in die von ihr aufgerissenen Straßen stürzt. Den Gegensätzen des Stils hier, der nun flammt und nun sich wälzt, entsprechen dort die gesellschaftlichen Kontraste, die jähe Unmäßigkeit des Luxus und eine Not ohne Maß und Scham, der Kapitalismus noch im wilden Zustand, keine soziale Gesetzgebung, — und dieselbe Handlung umschlingt den Palast des Goldes und des Wahnsinns, wo ein Vater wohnt, wie die tierische Herberge seines unehelichen Kindes, jene Cité de Naples, Vision aus Lehm und Unzucht... Hier sucht Ihr Seele, zergliederte Seele? Eine andere als die der Zeit und des Reiches, Einzelseelen, in einsamer Ergriffenheit? Der Raum ist nicht groß, im Ganzen des Menschlichen, wovon diese Dichtungen leben, für die Vorgänge des Herzens und des Gewissens. Wer lebt überwiegend mit der Seele? Einige Einsame und manche Luxuswesen. Die Anderen handeln, sorgen und ertragen, das nutzlose Gefühl ist beschränkt auf Stunden ihres Daseins, und die Stunden zersplittern in flüchtige Blitze. Nicht anders aber vollzieht es sich bei Zola. In dem massigen Mechanismus des Lebens schluchzt manchmal eine

Menschenstimme auf: sagt nicht mehr kollektive Rollen her, spielt nicht Zeitleidenschaften, nackte Triebe oder Klassenbeschränktheiten ab, sondern schluchzt auf, wie Menschen eh und je. Dies ist, als sei man dem verschlingenden Triebwerk einer öffentlichen Straße überliefert, wo alles ineinander arbeitet, strebt und Zweck hat, — und plötzlich, hinter einem Fenster im Halbdunkel, kniet einer, ist allein und betet. Ergreifender so, als würde die ganze Straße beten.

Aus der Arbeit die Idee, aus der Arbeit auch der Kampf. Sein Vorgänger Flaubert wußte es noch nicht. Denn Flaubert hat nicht gekämpft, er hat verachtet, und die Idee erwuchs ihm nicht aus der Arbeit, sondern aus der Form. Er stellte nicht die arbeitende Menschheit dar, nur die Dummheit der Menschen. Er liebte nicht sein Jahrhundert, nicht die Mitlebenden, so umwälzend er wirkte, »nie wollte er zugeben, daß alles vereint marschiert, und daß die Nachrichtenpresse die jüngere, wenn auch vielleicht verwahrloste Schwester von Madame Bovary ist«. Denn er, romantischem Empfindungsprunk zu tief noch verpflichtet, hatte sich wohl durchgerungen bis zur Wirklichkeit, aber unter Opfern, aber mit Murren. Er würde die Wirklichkeit gern verlassen haben, er verließ sie, wo es anging. Dem alten, unfruchtbar gewordenen Spiritualismus entwachsen, verharrte er in Skepsis und gelangte unter allen zum tiefsten Einblick in das Nichts. So wert war ihm niemals die Wirklichkeit, die er doch bemeisterte, daß er ihr die Hervorbringung neuer Ideale zutraute. An solchen aber schuf Zola. Flaubert schrieb um des Schreibens willen. Wozu sonst? Er schrieb unter dem Kaiserreich. Er stellte es nicht, wie der Jüngere, dar, als es überstanden war, es drückte auf ihn und bestimmte ihn. Ästhetizismus ist ein Produkt hoffnungsloser Zeiten, hoffnungtötender Staaten. Flaubert war berühmt, war dabei ohne Feierlichkeit und hilfsbereit, ein guter Mann, und schuf doch um sich her weder Bewegung noch Wärme. Gealtert, war er nicht einmal ehrwürdig. Denn der Ästhet hat kein Alter. Autorität, Ehrwürdigkeit, jede hoch menschliche Wirkung ist bei dem Moralisten . . . Wird Zola so hoch steigen? Bald zehn Jahre seit seinem ersten Auftreten als Naturalist, und im Grunde kennt immer noch kein Mensch ihn. Er kämpft all die Zeit ohne Waffenstillstand. Sein Journalismus ergänzt ihm, wie es geht, die unzuläng-

lichen Einnahmen aus seinen Büchern — und überdies trainiert er ihn, denn Zola hat sich verpflichtet, zwei Bände jährlich zu liefern. Er hat geheiratet, in dem schwierigsten Augenblick, gerade vor dem Krieg, wohnt seither bürgerlich, in Gartenhäusern mit Gelegenheit, sich im Freien körperlich zu üben, und unter Arbeit, Kampf, Enttäuschung vergehen Jahre, unter drängenden Sorgen, Bankerott des Verlegers, neuem Kampf vergehen Jahre. Welche immer zunehmende Spannung, was für ein erbittertes Warten, wie vor einer noch verschlossenen Tür! Der Erfolg war ihm geschuldet! Nicht er allein, die Zeit, das Leben selbst forderten Erfolg für ihn, ihren Verkünder! Damals fanden Beobachter ihn so ruhelos, angstvoll, verwickelt und tief, so schwer zu fassen und zu durchschauen, daß sie ihn für das melancholische und erbitterte Opfer einer Herzkrankheit hielten. Die feine Modellierung seiner Züge fiel auf, die Skulptur der Lider, die merkwürdige Nase, vorn gespalten und beweglich wie die eines Jagdhundes — und dabei der bebende Zorn vor der verschlossenen Tür des Erfolges, dieses Pochen auf seine Jugend, das ewige Zurückkommen auf sich. »Die Sache ist die, ich habe so viele Feinde. Und es ist so schwer, von sich reden zu machen.« Wo war das Dachstübchen, darin er reine und unverwendbare Verse schrieb. Die hatten freilich keine Feinde. Jetzt waren die Fallstricke der Welt entdeckt, ihr Mangel an Gutherzigkeit und ihre Neigung, sich selbst zum Guten, gerade zum Guten, immer nur zwingen zu lassen. Der Gewitzigte übertreibt noch die Neigung. Da wir kämpfen müssen, stellt er sich auf einen äußerst gewaltsamen Kampf ein, — den die Welt vielleicht manchmal nicht weniger belächeln wird, als sie zu viel Naivität belächelt. Denn die Welt ist selten irgend jemandes vorgefaßter Feind, sie ist nur träge und mittelmäßig.

Und endlich der Erfolg. Er kam, wie er immer kommt, wenn Unerhörtes durchdringt: mißverständlich und mit bitterem Beigeschmack. Am Meeresstrand, vor der großen, einfachen Linie des Horizontes, hatte ein Träger einfacher und großer Menschlichkeit geahnt und gesucht. »Ich müßte etwas finden wie dies.« Dann schrieb er das Leben einer Frau aus dem Volk, ihren Weg in das Elend, mit einem Mann, der zum Trinker wird. Die Zeitung aber, die den Ro-

man brachte, mußte ihn abbrechen, der Lärm ward zu groß; und dieser Lärm behielt auch noch beim Erscheinen des Buches ebenso viel von einem Skandal wie von einem Triumph. Es ist wahr, L'Assommoir war ein Volksroman nicht nur dem Stoff zufolge, sondern dem Sinn nach und in der Arbeit selbst. Sogar die erzählenden Stellen waren in der Sprache der Personen gehalten, von denen erzählt ward; und nicht feiner als ihre Sprache waren ihre Handlungen. Fast alle diese Arbeiter lebten zu nahe am Laster hin, wenn sie ihm nicht schon gehörten, und von der untersten Klasse des Proletariates, seinen verlorenen Söhnen, waren sie nicht entschieden genug getrennt. Auch fügte es sich, daß die Untersten, diese Zuhälter, Drohnen des Proletariates, die, genau wie die oberen Drohnen, für jede Macht zu haben sind, wenn die Macht sie bezahlt, in L'Assommoir Revolutionäre waren. Doppelter Genuß! Der bürgerliche Leser ward geschmeichelt in seinem Haß auf das Volk und in seiner Lust am Gemeinen. Das Buch, in allen Bürgerhänden, ward von der bürgerlichen Kritik mit sämtlichen Dingen verglichen, die man nicht anfaßt. Hilfe und der erste Beifall, der nicht beleidigend war, kamen dem Urbild des naturalistischen Romans von einem Ästheten, Catulle Mendès. Auch dieser genoß; denn die Poesie der Demokratie, hier zeigte es sich das erste Mal, ist üppiger und hinreißender als jede andere. Hier waren Bilder kraftgesättigt, das Erwachen von Paris, der Schritt der Arbeiterbataillone, Coupeau und Gervaise machen Hochzeit, und die schnell berühmte Prügelszene in der Waschküche. Hier war mehr. Nicht die realistische Literatur nur, wie vorher in einem Roman der Goncourt, ergriff Besitz von den Arbeitern und ihrer Welt: das moderne Menschentum tat es im Namen des sozialen Gewissens, Miterlebens, im Namen seiner tiefen Brüderlichkeit. Das Bittere des Buches und seine Härte waren agitatorisch, bedeuteten Zorn und Aufruf. Einseitig war die Idee vor Leidenschaft, und die Gewaltsamkeit war verklärt, weil ein Mensch, bürgerlicher Literat seines Standes, mit seinem Innersten die Grenzen überschritt der Barbaren, der noch nicht Nachgerückten, des unbekannten Volkes. Barbaren — er verheimlicht es nicht, er gibt noch darauf, zu ihrer Barbarei, er scheint zu verleumden, so sehr will er wahr sein. Aber in solcher Inbrunst der Wahrheit, die nie genug tut, ist

Protest und Forderung, ist Führerwille. »Hinauf, Menschen! Heraus aus eurem Schmutz, den ich nachmale, eurem Elend und eurer Schande, die ich nackt hinstelle, hinauf mit mir, arbeitend ihr und ich! Wir sind Brüder, nicht viel Worte davon. Es heißt seine Pflicht tun.« Geistige Liebe ist hier die Wahrheit, geistige Liebe, und der Tatwille des Geistes in ihr schon beschlossen. Herangereift während der langen Anstrengungen der Rougon-Macquart, worin das Volk überwiegt, erklärt er sich eines noch fernen Tages ohne Scheu und Rückhalt. Man gebe acht auf diesen großen Künstler, der liebt. Sie tun es sonst nicht. Der Erfolg eines Zola, mißachtet zuerst und niederen Ursprungs, hat sich veredelt, seitdem er nicht mehr anwachsen konnte, und seine höheren Stufen sind noch kaum erreicht . . . Wessen Wirkung trägt so weit? Keine, als die des Reinen und Geraden. Er kennt nicht Eitelkeit, nicht weltliche Rücksicht auf eine zufällige Gesellschaft und ihre Dummheit. Noch weniger kennt er Spiegelfechterei des Geistes, die gedrehten Widerlegungen der bescheidenen Vernunft, die Verachtung seiner Zeit, den Zweifel am Fortschritt, die Menschenfeindschaft jener vorläufigen Talente, die in ihrem Geistesadel sich den Herren zurechnen und aus Dünkel auf ihr Fertiggemachtes das Weiterarbeiten der Menschheit für Chimäre erachten. Sie lieben nicht. Man achte auf den, der liebt.

Dieser Erfolg, heiß erkämpft, spät heimgetragen, konnte nicht betören. Der Siebenunddreißigjährige sieht dem Erfolg, wenn er ihm endlich begegnet, weniger harmlos in sein fragwürdiges Gesicht, als ein angenehmes junges Blut, dem die Mitwelt, weil sie gut gelaunt ist, den unverdienten Kranz aufsetzt. Was blieb, was immer nachzitterte, war das Gefühl einer überstandenen Gefahr. Auch diesmal hätte es gehen können wie sonst: von dem und jenem entdeckt und wieder fallen gelassen, gelesen oder auch nicht. Ein Band schien kühn und ärgerte oder warb, ein anderer enttäuschte, weil er gewissen Politikern nicht gefiel, galt der dritte für erledigt. Eine so geringe Macht war dieser Autor, noch nach sechs Bänden seines Werkes. Er stand im Begriff, endgültig eingereiht zu werden, nicht unter die Mittelmäßigkeiten, aber wohl unter die Talente, die gruppenweise auftreten und auch gruppenweise wieder verschwinden. Er war ein Realist, im Gegensatz zu dem Nachtrab der Romantik.

Nirgends, außerhalb einer kleinen und einflußlosen Freundesschar, hat ihm gegenüber Verständnis aufgeblitzt, Vorgefühl eines einzigen Vorganges: das Heraufkommen eines Führers. 1877, als endlich L'Assommoir entschied und Raum schaffte, stand alles auf der Schneide. Noch einer oder zwei von diesen Auftritten in halber Öffentlichkeit, und dem Namen Zola war für die Dauer des lebenden Geschlechts, wenn nicht für immer, die Schwungkraft genommen. Er selbst war damals durchdrungen von seiner Lage, und blieb immer unfähig zu vergessen, daß das Leben auf der Schneide stehen kann. Der Erfolg wiegt ihn nicht in Sicherheit. »Niemals wieder werde ich einen Roman schreiben, der aufrührt wie L'Assommoir, einen Roman, der geht wie Nana.« Der Erfolg steigert seine Unruhe, bis zu Zweifeln, ob er verdient sei. »Unsere Erfolge hängen immer auch mit dem Lyrismus zusammen, der sich trotz allem einschleicht in unsere Werke. . . Das Beste sind vielleicht meine kritischen Schriften . . . Denn die Kritik ist für mich einfach eine Art historischer Roman, Anatomie einer Persönlichkeit, die gelebt und Dokumente hinterlassen hat.« Das Beste ist vielmehr diese Fähigkeit, ganz zu vergessen, was schon erreicht ist, im Geheimsten sich noch immer arm und verkannt zu fühlen, und wenn die Siege zu leicht fallen wollen, neue Kämpfe herauszufordern. Sein Kampf um den Eintritt in die Akademie war vor allem eine Erweiterung der Lebensgebiete, auf denen er kämpfte. Er hatte sie redlich verachtet. Als aber sein Ruhm und seine Macht sie überholt und sie ihm nichts mehr zu bieten hatte außer einer offiziellen Bestätigung seines tatsächlichen Besitzstandes, da gerade würdigte er sie dieses aussichtslosen Kampfes. Er hatte »zu viel Sinn für das Leben«, um Ehren auszuschlagen. Alles erobern im Namen der Wahrheit!... Auch mit dem Theater kämpfte er im Namen der Wahrheit, und ebenso zwecklos. Er kannte das Theater, er hatte ihm seinen Rang erteilt. »Das ganze Genie der Zeit erscheint gesammelt im Roman, er nur wird die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts einst kennzeichnen.« Da er die Breite und die Fülle hatte, das umfassende Leben einer arbeitenden Demokratie, was suchte er in einem abgesonderten Raum, wo nur gesprochen wird, und wo Episoden privater Natur stattfinden? Sein Reich war vom Menschlichen das Allgemeine. Wenn es nicht höher

war, ganz sicher war es mächtiger. Die Dramatisierungen seiner Romane blieben Romane. Ihr großer Bühnenerfolg bewies gerade so wenig wie der geräuschvolle Mißerfolg der Kleinigkeiten in drei, vier Akten, die er bei Seite und ohne große Überzeugung, noch für das Theater schrieb. Aber nach der triumphalen Premiere von Nana war er tieftraurig, und nach dem Durchfall einer Komödie bleich, betäubt, gramversunken. Und eben dies, die ewige Leidenschaft des Anfängers, der Krampf der Entscheidung, die Verzweiflung nach Niederlagen, waren Bürgschaften einer nie verbrauchten Kraft des Erlebens, und eines Weges, der immer noch hinanging. Er kämpfte, also wuchs er. Jeden Morgen sich an den Tisch setzen mit dem einzigen Glauben an die Arbeit, an den Willen zur Arbeit — und mit der Furcht, man könne keine zwei Zeilen mehr schreiben. In diese drei Arbeitsstunden alles zusammenpressen, was du hast, was dein Leben hergibt. Nichts fühlen als die Arbeit, nachher nicht wissen, daß die ganze Zeit ein Hund geheult hat oder daß Gewitter war. Entnervt nachher bis zu Krisen wie die eines jungen Menschen, der in der Angst des Examens, nun gilt es, seinen Aufsatz beendet hat. Er ist fertig, das Tagwerk ist getan, man geht umher, zerstreut, ohne jemand zu erkennen, aber doch nicht in Gedanken, denn man denkt heute nichts mehr. Man denkt nur, wenn man schreibt. Man liest nicht einmal, außer für seinen unmittelbaren Gebrauch. Alles Verwendete vergißt man sofort, und auf Unverwendbares verzichtet man achselzuckend. Was wir nicht kennen, werden wir nie darstellen: wozu sich Gedanken machen über Gott und Jenseits. Zola hat nur mit Mühe eine abstrakte Idee festgehalten. Wenn eine Wissenschaft ihm nahe kommen sollte, mußte sie sich auf den Menschen beziehen, und er gehörte nicht zu denen, die bei dem Begriff »Wirtschaft« sich Zahlenreihen vorstellen, sondern er sah bewegte, getönte Menschenmengen, er roch sie sogar. Jeden Augenblick, solange er Le Ventre de Paris schrieb, konnte er den Geruch wachrufen, den in den Markthallen die hoch aufgeschichteten Hühner haben. Er sah, was er sich vor Augen rief, in Farben, in verstärkten Farben, — indes die Linien durcheinanderliefen, unter den Schlägen der Bewegung, die immer in ihm war. Bewegung, das ist Ursprung, Haupttugend und Endziel der französischen Romane, die er schrieb ... Ach! Niemand

verschließt sich ungestraft gegen alles, was ihn hemmen will in seiner Leidenschaft, was ihn zerstreuen und an der Oberfläche erhalten will. Auch hier ist der Mißbrauch einer einzigen Fähigkeit gebüßt worden. Zuerst mit Vereinsamung. Menschen gewähren selten das gehobene Lebensgefühl, zu dem das Werk verhilft. Nicht einmal Nutzen kann man aus ihrer Erscheinung ziehen, man hat sie, wenn man darstellte, schon längst übertroffen und hinter sich gelassen. Und der Alleingebliebene verfällt in Wunderlichkeiten und Nötigungen, die abergläubische Vorliebe für gewisse Zahlen, oder das Berühren von Gegenständen, die Glück bringen sollen: wiederaufgelebte Elemente aus den Köpfen längst entschwundener Südländer, die seine Vorfahren waren, Rache der Unvernunft an seiner allzu hohen Vernünftigkeit. Was aber ist dies? Mitten in Glück und Gelingen beschleicht ihn Trauer. Noch soeben, bei der Arbeit, während einer Diskussion mit den Freunden, hat sein Glaube geflammt, plötzlich, da das Räderwerk des Geistes abgestellt ist, tritt Zweifel ein, Versuchung, sich zurückzuziehen aus der Öffentlichkeit, — vernehmbar werden die Zuflüsterungen des Nichts. Sinnestäuschungen erscheinen, und es kommt Todesangst. Die Furcht, nicht fertig zu werden, legt sich um jedes Werk, legt es wie in ein Leichentuch. Seine Mutter stirbt, der Sarg ist breiter als die Tür, er wird durch das Fenster hinabgelassen, — und fortan zieht dies Fenster ihn grauenvoll an bei Tag und bei Nacht: wer von uns Übriggebliebenen wird zuerst dort hinausfahren? Die Mutter war es, die ihm ihre nervösen Störungen vererbt hatte. Gegen das dreißigste Jahr brechen sie aus, verschlimmert durch die Nachwirkung des vergangenen Elends, des trockenen Brotes, fruchtlosen Ehrgeizes, und nachhaltig gemacht durch eine Überanstrengung, die zur immer strengeren Regel wird. Die Arbeit ist nachgerade wie ein Laster, das nur so lange aufrecht hält, als man es vollzieht. Zwei Tage ohne zu arbeiten, eine verdammte Seele. Acht Tage, er würde krank werden. Er ist krank. Sein Herz täuscht ihm ein schweres Leiden vor, er hat kurze, schlechte Nächte, matt und mit Zagen sitzt er schon eine Stunde nach dem Aufstehen, denn der frischen Stunden sind wenige, vor seinem Werk. Dies war der selbstgewisse Büffler und Geldmacher, den seine Gegner beschrieben. Schwer trug er an seiner Arbeit, dieser Sendung.

Und trug doch leicht. Die Arbeit hatte selbst in sich alle Heilmittel für ihre unvermeidlichen Folgen. Die Manien verloren ihr gegenüber den Ernst, vergessen waren alle Schmerzen, und der Tod war fern. Für die Arbeit kämpfte man, nie entmutigt, gegen jeden Schatten, der herbeiwachsen wollte. Wenn der ungeübte Körper sich verfettete, ward ihm dieselbe geduldige Anstrengung gewidmet wie der Arbeit, für die er tauglich bleiben mußte. »Er hat die Kraft,« hatte Flaubert gesagt. Die Kraft aber war auch hier gemacht aus Entsagung, Willen und Intensität. »Das Genie gibt die Natur wieder, aber intensiv,« so dachte Zola, so dachte er wohl von sich selbst. In guten Stunden hat er mit Zuversicht der »strotzenden Schöpfer« gedacht, »die eine Welt mit sich tragen,« und die schließlich immer weiterkommen als Subtile und Angenehme. Dies war in Wahrheit sein Grundbewußtsein, — da es das Grundbewußtsein der strotzenden Schöpfer ist. Zweifel trafen nur die Gegenwart, die kleine Leistung dieses Morgens. Aber alle die kleinen Leistungen zahlloser Morgenstunden aufeinandergelegt, ergaben ein Werk und eine Zukunft, die ohne Zweifel waren. Freilich sah er doch lieber in kein früheres Buch hinein, aus Furcht vor peinlichen Entdeckungen. Denn wir sind vielfältig, und gläubig und ungläubig in einem. Dieser hier, Neuropath und morbid, streift, wenn es gilt, alles ab und ist gesünder als die Gesunden, von einer Gesundheit höheren Ranges. Seine kurzsichtigen Augen, die sich unermüdlich über alles neigen, was dienen kann, nehmen genauer wahr als die meisten andern Augen. Alle seine Sinne, mit ihrer Unbestechlichkeit, nötigen ihn, wahr zu sein, stellen ihm fortwährend als unausweichliches Gesetz die Wahrheit hin. Hätte er die Neigung, starke Farben zu geben und, einer überwältigenden Bewegung zuliebe, zu vergröbern, möchte er schwül und brutal sein, womit man modern ist und nichts weiter: die Wahrheit ruft ihn vom Abgrund fort. Die Wahrheit, Seele seiner Arbeit, steht ihm dafür, daß nicht weniger Glück als Leiden dem wird, der arbeitet. Wie fest stand er da, dieser Mann, seine Wahrheit im Herzen, und im Hirn die Kraft, sie durchzuführen! Wie stand er fest in der Zeit, ihrer so sicher wie seiner zwanzig Bände, in denen sie darin war, unweigerlich: die Natur selbst, gesehen durch ein Temperament. Glücklicher Standpunkt, an jener Stelle, wo

Romantik zusammentraf mit Wissenschaft, die Romantik unschädlich, nur noch Diktion, nur noch Mittel zur Wirkung, der wissenschaftliche Geist aber jung, lebenumspannend, stark wie seither nie. Da ließ er denn aus Dokumenten, die ihm alles brachten, Plan, Charaktere, Handlung, eine Wirklichkeit sich bilden und vollenden, die dennoch nur seine war, — aber die Zeit nahm sie entgegen, sie bestätigte seine Wahrheit! Warum? Er konnte das größte Gedicht des materialistischen Jahrhunderts, konnte La Terre schaffen, und es konnte totgeboren sein, weil in seiner Stadt, seinem Land die meisten nicht sehen wollten, was war. Er hätte den Anfang eines Reiches, La Fortune des Rougon, und in dem Anfang schon den Keim des Endes erschauen und doch in einem Volk schreiben können, wo Konsequenzen nicht eintreffen, alle Halbheiten weitergeschleppt werden, und wo die Wirklichkeit ihn nie bestätigt, ihm nie auch La Débâcle nachzuschreiben gegeben hätte. Aber der vollkommene Beruf und die restlose Organisiertheit für eine zu leistende Arbeit bedeuten vielleicht, daß hier die Zeit einen Auftrag erteilt hat, und verbürgen schon das Glück. Und so hatte er Glück, schuf im Glück, litt sogar im Glück. Er hat sich immer als braven Mann empfunden, — denn alles stimmte, und ein braver Mann ist der glückliche Mann. Die großen Ängste, die großen Gefahren blieben, er wußte sie bereit wie je, dennoch hat man sich auf der Lebenshöhe nachgerade bei ihnen eingewöhnt und fühlt sich auch unter Raubtieren zuweilen nicht unbehaglich. »Ich bringe hervor und bin gesund.« Dies war nicht mehr der tief Unruhige, der ausgezehrt wie von einer inneren Krankheit, unter eine Gesellschaft trat, sich in den Stuhl fallen ließ wie erdrückt, und das Glück für nichts erklärte, — indes draußen die Welt von seinem Namen voll war. Das Leben, das er arbeitend so leidenschaftlich feierte, war manchmal auch dann gut, wenn er sich ihm einfach hingab. Sein Haus, das erarbeitete Haus in Médan, fortwährend vergrößert, war ein Bild der Wahllosigkeit eines großen Arbeiters vor den Früchten seiner Arbeit. Marotten und kostspieliges Gerümpel, Wappen aller Städte, wo seine Vorfahren gehaust hatten, im Billardzimmer, sein Arbeitszimmer eine Kirche, ungeheuer hoch und so voll Mittelalter, daß Flaubert, ergriffen, darin das Zimmer Sankt Julians des Gastfreundlichen sah,

— in der Dämmerung aber spielte der Verfasser von Germinal auf dem Harmonium. Der Typus des reich gewordenen Bürgersmannes ward in diesem Fall ausgebaut durch den Ungeschmack des Genies. Er wollte das Moderne, aber schön, wollte das Schöne, aber klar und bestimmt, und so wollte er als erklärtes Ideal: eine Maschine aus Diamant. Geld freilich schien ihm vor allem den Wert seiner Launen zu haben, er schätzte es nicht nach der Arbeit, durch die es hervorgebracht war. Alle anderen Werte des Lebens bestanden neben der Arbeit, in ihrem Schatten nur, so wert sie waren. Die gute Frau, die die seine war, ging so leise wie er es brauchte, die weite Straße mit, die er sich baute. Er dachte sie nicht nur für sich zu bauen, er hat geglaubt, viele würden nachkommen, »Naturalisten« wie er, und ihn ablösen. Freundschaft ist immer für ihn der reine Bund geblieben, der sie einst in seiner frühen Zeit gewesen war, nie wurde sie zur Verknüpfung von Interessen. Schüchtern vor Menschen, weil er von ihrem Wert gerade so überzeugt war wie von seinem, vollzog er jede Annäherung immer nur wie eine ernste Handlung. Freundschaft hatte das Gewicht der wahren Liebe. Flaubert, der eine noch lebende Goncourt, Daudet und Zola: Vertrautheit und Freimut. Keine starren Individualitäten, jede eine verhandelnde Macht, sondern biedere Mitkämpfer. So wenigstens empfand er seine besten Erinnerungen aus dem literarischen Leben, wenn sie zusammen gesessen hatten, die Geister aufeinander stießen, sich für mehrere Tage Bewegung mitteilten, und man dabei gewiß war, im Grunde sei man einig. Flaubert tot, Daudet mißtrauisch, halb feindlich: als Trost blieben einige Altersgenossen, die ihm anhingen, und dann die Jungen. Sie sollten zu ihm kommen als Gleichberechtigte, nicht zu einem unantastbaren Meister, nur zu dem Kameraden, der als Beispiel dient. Ein großer Mann, wohl, aber ein demokratischer großer Mann! So hatte er, wie in jener frühen Zeit, Gesellen, mit denen er gemeinsame Arbeit zu tun meinte, hatte Gesinnungsgenossen, die er für unwandelbar hielt, strahlte aus, indem er lebte, und liebte, weil er reich war. Dann entfremdete sich ihm dieser und jener, andre versagten, es gab auch welche, die verrieten. Selbst Eckermann stirbt, der gute Alexis, die ergebene Seele, die nie fehlt, wo so viel Kraft ist. Allein zum Schluß,

keine nachrückende Truppe, nur ein General, aber sein Name, dieser Name aus zwei hellen Noten, verkündet wie ein nahendes Hornsignal immer lauter, was er tut, und daß er lebt. Kein anderer wird so laut, das Jahrhundert hat keinen aus Arbeit gemachten Ruhm, der diesem gleicht. Sein Werk, alle die aus seinem Zimmer hervorgegangenen Bände, millionenfach in den Händen der Welt, der Welt, so weit sie ist, bestätigen ihr die höchste Macht, der sie anhängt, die Arbeit. Zola in seinem Zimmer, abgeschieden und doch öffentlich, liebt in seiner Macht, die er von allem am meisten liebt, die Macht der Arbeit, den Aufstieg der arbeitenden Menschheit. Da er sich vom selben Wesen weiß wie sie, wird er eines Tages, als ihr Gefahr droht, alles was er ist und vermag, für sie einsetzen. Im Namen der Wahrheit, die sein Werk beseelt hat, wird er die Demokratie retten. Seine Tat wird der Abschluß seiner lebenslangen Arbeit sein. Aus Arbeit ward ihm Kampf, Idee, Erfolg, Leiden und Glück. Aus ihr auch Macht. Und aus ihr, was von ihm bleiben soll, sein Werk, dies große Gedicht.

ERDENGEDICHT

Homerische Landschaften, und darin griechisches Idyll, viel Leidenschaft auf öffentlichem Markt, hohe Unschuld und große Abgefeimtheit, heroische Ziele, die Verwirklichungen aber erbärmlich zugleich und tragisch: dies ist der Beginn des zwanzigbändigen Gedichts. La Fortune des Rougon setzt ein als Hoheslied des Volkes, eines Volkes im Süden, denn Plassans liegt, wo Aix liegt, — seiner Wärme, Triebkraft, seines liebreichen Menschentums und Willens zur Erhebung gegen Herren und Erniedriger. Diese Gegend ist weit und frei wie diese Seelen, mit Mondlicht jetzt eben auf den Abhängen fernhin, und gegen den fernsten, hinter der letzten Wolke grauen Öllaubs, rollt das Meer. Ein Blick von oben! Durch eine Erdfalte, verloren in der Weite, wimmelt es von Wesen, die herbeistreben, Menschenwesen, Seelen eines gemeinsamen Dranges. Sie mehren sich, aus Seitenwegen kommt Zulauf rottenweise, Waffen blinken auf, bäurische Geräte, die Waffen sein sollen. Der Geruch der Armen zieht mit ihnen, über ihnen, getragen von einem Mädchen in rotem Mantel, schwebt ihre rote Fahne, und auch ihr Gesang steigt auf, die Hymne

der Revolution. Dennoch sind dies keine Revolutionäre mehr, sie waren es vor drei Jahren, 1848, heute heißen sie nur noch Insurgenten. Die Zeit geht vorbei an ihnen mit fremdem Gesicht, zielbewußte Begierden siegen über ihre unsichere Begeisterung. Nach einer kurzen Wallung des sittlichen Wollens ist wieder einmal der Sinn für das Wirkliche bei den Menschen obenauf gelangt und die härteste Militärmacht kündet sich an. Sieger noch vor kurzem und einig mit dem Herzen des Landes, sind diese nun überlebter, irrender Aufruhr, der im Mondlicht durch schlafendes Land zieht, das wandelnde Ideal, hochherzig und unwissend, dem Tod schon geweiht, bevor es kämpft. Im Schatten der Stadt aber wachen die, die das gemeine Leben verstehen wie einen Kumpan, mit ihm verbrüdert sind und dasselbe Geschäft haben. Das sind die »Bürger«. Ihnen sagt ihre Natur: eine idealistische Republik kann nicht leben, geboten ist es, den Gewalten beizuspringen, die sie umbringen. Der neue Imperialismus wird Macht und Genuß zu verteilen haben, nicht früh genug kann man sich ihm nützlich erweisen: unter der Hand, versteht sich, und mit Vorbehalt, falls es anders käme. Die Familie Rougon, schäbig bisher trotz Bedenkenlosigkeit, und von allen Begierden gehetzt, macht sich zum bonapartistischen Agenten, kanalisiert Haß und Furcht der Spießbürger vor dem Volk, und arbeitet auf hundert Schleichwegen für den einen großen Augenblick, in dem Blut fließen soll. Denn nur Blut trifft die Einbildungskraft und macht unwiderruflich. Nur auf schlüpfriges Blut werden die festen Reiche gegründet. Der Ordnung hilft man am sichersten zum Sieg durch ein Verbrechen. In Paris tun die Bonaparte es, in Plassans die Rougon. Was in Paris Geschichte ist und Staatsstreich heißt, in der kleinen Stadt ist es lumpige Schufterei, die Tuilerien, die erobert werden sollen, sind hier das Haus des Steuereinnehmers. Aber der Aufstieg der Rougon hat den gleichen Ursprung wie der jener andern Familie, auch sie haben verraten, auch bei ihrem Siegesfest liegt vergessen unter dem Bett ein Schuh mit blutigem Absatz. Sie haben fette, schlaffe Körper, verunstaltet durch Beschäftigungen, die weder geistige noch körperliche Arbeit sind. Es scheint, daß sie kein Recht auf Furchtbarkeit haben. Auch werden sie nur furchtbar um eines kleinen, gemeinen Nutzens willen. Man möchte sie nicht fürchten müssen,

wie man die großen Menschenschlächter fürchtet. Wenn aber die Stunde kommt, gleichen sie diesen. Hier wie dort treibt die Angst dem Verbrechen zu, »Not kennt kein Gebot«, sagen auch sie, bevor sie es begehen, und im Schlummer, wo das Geschehen zum Gleichnis wird, macht es nichts aus, daß es nur Krämersleute sind, die träumen. Fahl und schwitzend in ihren Laken, sehen sie einen Blutregen fallen, dessen Tropfen sich am Boden in Goldstücke verwandeln. Ein Kaisertraum. Wer sagt, daß sie nicht auch wachend mit großen Gedanken einhergehen können? Einige sind Träumer der Macht, unvergleichbar jenen elenden Begierden, deren sie sich bedienen. So ist Félicité, Rougons Frau: der Weib gewordene Wille eines Geschlechts, hinaufzugelangen. So ihre Söhne, der Minister und der Spekulant. Der dritte Sohn aber, Doktor Pascal Rougon, spricht: »Ich werde beschuldigt, ich sei Republikaner. Gut, das kränkt mich nicht. Ich bin es wohl wirklich, wenn man damit einen Menschen meint, der das Glück Aller herbeiwünscht.« Denn diese Familie und diese Menschheit sind eingeteilt in solche, die an die Macht glauben, und andere, die das Glück wollen. Diese bilden das Volk, jene sind Bürger. Dem Bürger stehen nicht, wie noch bei Flaubert, nur die Geistigen gegenüber. Auch die Geistigen stehen ihm gegenüber, aber mit dem Volk. Die Gegenspieler des Bürgers sind größer geworden, denn er selbst ist gewachsen. Das scham- und hemmungsloseste aller Reiche, die er sich bis damals schuf, öffnet seine Schwelle. Die Fähigkeit, die einzige, mit der er sich erheben kann über sich selbst, die Spekulation, wird grenzenlos. Schon hier, im ersten Band dieser Geschichte eines Bürgerreiches, fühlt man einen Hexensabbath kommen ohnegleichen, und fühlt, auch die Stunde kommt dann, da alles fortgefegt wird und reinere Kräfte wirken dürfen. Geschrieben ward dies, als sie nahe war, die leidende Ungeduld hat mitgeschaffen, wann stürzt das Reich? Das Volk, dessen Tag bevorsteht, ist hier verklärt, wie nur Sehnsucht verklärt. Gegenüber dem Bürger, kniffflich-verbrecherisch und mißlungen in seiner halben Denkfähigkeit, erhebt das Volk sich ganz aus einem Stück, wie der Sturm einer einzigen, nur gefühlten Idee. Die Volkskinder lieben einander rein, mit der Reinheit antiker Liebender, Schmutz und Geruch ihrer Arbeit sind verflüchtigt, als seien sie zurückgekehrt aus Jahrtausenden. Immer ist Poesie für Zola nur in

den rauhen Lebenskreisen, unter Menschen, die sie nicht suchen. Ihnen folgt seine Sehnsucht. Und seine Erinnerung. Denn Zola hat es noch in sich und wird es immer in sich behalten, wie frei, gütig und vom Adel der edelsten Natur beseelt jenes Volk war, das Volk am Mittelmeer, dem er angehört hatte, bevor er Großstädter ward. Ein Idealbild des Volkes, der wahren Menschheit, wird ihn heimlich begleiten durch sein ganzes Werk, bis in seine hoffnungslosesten Schilderungen des Wirklichen. Im Alter endlich wird es alles überstrahlen, alles Wissen, alle Bitterkeit, und allein übrigbleiben. So kam es, weil er ein Grieche war. Grieche — das ist ein Auge, das in reine Ferne zu sehen gewöhnt und Erdenräume zu überblicken fähig ist. Er wird in die Abgründe der Gesellschaft tauchen, wird sich zu Leidenschaften versteigen, die die Welt und Gott vergessen haben, — und wird doch immer alles Menschliche umfangen wissen von weitem Himmel, bestimmt sich aufzulösen, Schicksale, Familien, Reiche, und einzugehen in die ewige Erde. Er dichtet aus der Höhe, das rasendste Leben sieht er doch nur in kleinen Erdfalten vor sich gehen. Sein Gedicht gilt der Erde.

Und so sieht er Gleichnisse, schafft in Gleichnissen. Der Roman der Pariser Markthallen wird zum Sinngedicht der Mageren und der Dicken, der triumphierenden Menschheit und der besiegten. Die Geschichte eines Ministers rollt sich ab, wie ewig auf Erden das Wesen der Macht sich abrollt, typisch bis zur Ungreifbarkeit, und wieder sinnlich durch die Kraft der Idee. Dies ist der Machtmensch, der Herr schlechthin, und ganz unnütz, wenn er nicht Herr sein darf. Die zwecklose Wucht der massigen Schultern! — bei einem gestürzten Machthaber, der auf seine Rückkehr wartet und nur wartet, ohne geistige Interessen, ohne eine Tätigkeit außer der Macht, und zu allem bereit, damit er sie wieder ausüben darf, bereit zur Verleugnung seiner ganzen Vergangenheit, ja, käme es darauf an, zum Spiel mit dem Leben seines Fürsten, — denn der war immer nur der Vorwand für den Machttrieb seines treusten Dieners . . . Was ist Nana? Zuerst ist sie »das Gedicht der männlichen Begierden«. Zum Schluß »fehlt nicht viel«, daß ihr mit Blattern bedeckter Körper das gegen den Tod kämpfende Frankreich des zweiten Kaiserreiches bedeute. Und nichts fehlt, daß sie mehr bedeute, »eine Naturkraft«,

unwissend über das Böse, das sie tut. Großstadt, die Tochter des ausgesogenen Volkes rächt es an den Reichen, kraft ihrer vergifteten Schönheit. Die Gosse spritzt ihnen in das Gesicht, und sie krepieren daran. Kreislauf des Lasters, Kreislauf des Todes, Menschengetriebe, großartig wie Natur, Poesie des Äußersten, im dumpfigsten Winkel atmet noch immer Pan, Großstadt, aber Stein ist Erde. Der Jüngling, der davon träumte, die Menschheit aller Zeiten zu schildern, die Jahrhunderte, nicht das Jahrhundert, hat mitgeschaffen hier. Er hat immer mitgeschaffen, »das Erhabene, das mein verdammter Schädel nicht lassen kann zu träumen«, — und einmal, auf der gebieterischesten Höhe des ganz gereiften Mannes, ist der Jüngling von einst seinem Traum näher gekommen, als Menschen hoffen dürfen, von sich und ihren Träumen. Dies Wunder heißt La Terre — und ist das Werk der äußersten Wahrheit, unnachsichtig wie Evangelien sind, und nicht weniger gewaltig als sie. Was wäre noch zu verklären oder zu erkämpfen, hier, wo das Handelnde die Erde selbst ist, sie, die ihre Geschöpfe gebiert und frißt, sie, die ihnen keine Spanne Freiheit zuläßt von ihrem Gesetz, keine Begierde, die nicht Erde, keinen Gedanken, der nicht Erde wäre, Mutter und Anstifterin sie, jeder guten Tat und jedes Verbrechens. Je näher bei ihr, um so unerbittlicher der Mensch. In diesen Bauern lebt nur das Eine: Erde besitzen, — und wären dafür die Eltern totzuschlagen. Noch wenn sie lieben, hält die Erde ihre Kinder in ihrem Schmutz fest, eine Verlobung geschieht in einem Bach von Jauche, und rührend wird der Mensch nur eben durch seine Untrennbarkeit von ihr, seine Hingebung an diese gefräßige und undankbare Erde. Denn was gibt sie zurück, für so viel Arbeit, so viel Leidenschaft? Was stillt sie, von allen Hoffnungen auf ein besseres Leben, auf Glück, Emporstieg, Veredlung? Sie stillt nur gerade den Hunger, und gibt nur gerade das Brot. Sie läßt sich befruchten, und in alle Ewigkeit ist ihre Frucht die gleiche. Fruchtbarkeit, die zwecklose Unzucht ist: so lebt sie, so leben ihre Kinder. Wo ein armes menschliches Arbeitstier im Tod zusammenbricht auf der weiten gefurchten Erde, die es nicht sieht, da, einige Heuhaufen weiterhin, hat ein anderes Weib sein erstes Geschäft mit dem Mann. Schicksale von Tieren! — und eine Kuh und eine Frau entbinden gemeinsam Wand an Wand, in dem durchdringendsten Erdengeruch,

den beschriebene Seiten je ausgeatmet haben. Ein Esel aber betrinkt sich, wie die Menschen. Das Erdenleben ist grotesk, idyllisch oder furchtbar, in allem aber gefühllos, dies ist die Wahrheit. Die Erde hat die Gefühllosigkeit eines Riesenrückens, worauf Insekten wimmeln. Im ungeheuren Raum verschwinden Jammer und Gier der Insekten. Was bleibt, ist Weite. Was bleibt, ist Ewigkeit. La Terre zieht hin wie durch Zeitlosigkeit, episch ohne Grenzen, die Kapitel sind Atemzüge der Ewigkeit, die Kapitel der Jahreszeiten, die Kapitel des Unwetters, der Sonne, der Feste, der Verbrechen, das Kapitel vom Winter und vom Tod. La Terre spielt immer und endet nirgends.

Gleichwohl ist auch dies ein Roman der Zeit, das Kaiserreich wird auch hier gerichtet. Man fürchtet und haßt es, wie die beiden bösen Hunde, die »Kaiser« und »Massaker« heißen. Die Agrarkrise, die das Land erschüttert, ist das Werk dieses Reiches der Spekulanten. Das schlimmste aller denkbaren Regimente, der kapitalistische Militarismus, treibt dies Volk einer Katastrophe zu, und ist es nicht der Krieg, dann wird es die Revolution sein. Die Drohung der Revolution geht mit der Handlung mit, steigert sie und wird genährt von ihr. Die Bauern, zuerst nur belustigend und des Mitleids wert in ihrer Erdgier, bekommen die erste Mahnung nur im Rausch und scheinbar sinnlos zu hören, von einem der Ihren, der verlumpt ist und der pfeift auf die Erde, der sie vertrinkt, weil sie ein schlechtes Geschäft ist, eine Falle, ein Aussauger. Dann verdüstern sich die Dinge, die Irrungen der Erdgier scheinen unentwirrbar: da spricht ein Wanderredner von der Enteignung, dieser gewaltsamen Rettung aus aller Not. Endlich steht einer auf, der alles mit angesehen hat, was unter Menschen vor sich geht, und der immer vorsichtig geschwiegen hat, steht auf in ausbrechendem Fanatismus und schreit nach Blut, aber da ist schon der Mord da, der Mord aus Erdgier. Was wollt ihr, verstrickt wie ihr seid in eure Schicksale, und bestimmt, euch immer tiefer zu verstricken bis zu dem Ende, das nur eures ist? Denn verstrickt wie ihr und ohne Ausblick zurück oder vorwärts, wie ihr, werden eure Kinder sein! Wieder und wieder wankt über die Erde, die er zu sehr geliebt hat, der alte Bauer, ein Opfer seiner Kinder. Er trat sie ihnen ab, nicht früher, als bis die Kraft

ihm versagte, und wird nun gehetzt von ihnen um der geringen Ersparnisse willen, des Ertrags eines ganzen Lebens im Kampf mit der Erde. Sie aber, was bietet sie ihrem abgenützten Liebenden? Verstecke, nichts weiter, Verstecke, wenn er dahinflieht in der Scham des Entblößten, im Zorn des Ohnmächtigen. Das Mitleid der Kleinsten selbst verwandelt sich in Gelächter. Und der nicht sterben kann, wird umgebracht, in einem wüsten Entsetzen, von seinen Kindern. Seht ihn an, die ewige Menschengestalt, und sagt, was euch zu hoffen bleibt. Welche Auflehnung, welche Umwälzung könnte euch erlösen von der Erdgier, eurer irdischen Gier! Die Bauern sitzen beisammen des Abends, alle bei derselben Kerze, und lesen sich aus dem Kalender ihre Geschichte vor, die Geschichte ihrer vergangenen Leiden und ihres langen Ringens. Alle Tatsachen, die sie hören, rechtfertigen die Revolution, die dann kam, aber das tiefe Gefühl ihres unheilbaren Elends entwertet sie ihnen. Notwendig und vergeblich ist unser Kampf. Der Kalender, den die Bauern lesen, ist eine Propagandaschrift für das Kaiserreich. Das Kaiserreich soll das Glück bringen. Aber kein Reich bringt das Glück, und jedes Reich und jeder neue Drang der Geschlechter hat nur gerade den Wert eines Erdkrumens, den du in die Hand nimmst, zerreibst und fallen läßt. Die Erde ist zu groß für euch, ihre Unempfindlichkeit widersteht eurem Eifer, euer Hasten bricht sich an ihrer Langsamkeit. Tausend eurer Geschlechter verschlingt sie, und nichts ist geschehen. Dennoch müßt ihr weinen und bluten für sie, wie Hagel und Reif auf ihre Ernten niedergehen. Dennoch müßt ihr arbeiten und hervorbringen wie sie. Einmal, wer weiß, wird die Unsterbliche, die noch aus unseren Verbrechen und Erbärmlichkeiten Leben schafft, ihr unbekanntes Ziel enthüllen.

So ist es, der Weg ist dieser, für Geister wie diesen. Der werdende Mann faßt Fuß, bewältigt Bruchstücke der Wirklichkeit, nimmt Richtung im Leben, haßt, fordert und kämpft zweckhaft. Dann werden die Gebiete größer, die er sinnvoll beherrscht, Vergeistigung durchhellt seine Welt. Der Stoff scheint, erreicht man einen Punkt, nur Vergleich noch für Dinge, die hinausreichen über Stoff und Zeit, hinaus über unsern Willen, man bildet, als ob man spielte. Der Geist, der Menschenglück plante, lebt nun so sehr ins ungemessen

Weite, daß Glück und Elend der Menschen, wechselnd und sich ergänzend, ihm zu Einem werden. Stunden kommen, da ist er bloß noch schauend da, nicht mehr wollend, es sei denn das Alf, und den Tod nicht weniger als das Leben. Dann hat er vollbracht.

Dann hätte er vollbracht, — wenn es nicht Ereignisse und Gesichter des Lebens gäbe, in die auch ein so erhöhter Geist nicht mehr von oben herab, gelassen hineinsieht, sie reichen ihm bis an das Herz, und seiner Hand, die nachformen möchte, graut es. Eine Katastrophe kann das eigene Land treffen, von dem auch ich lebe, und mit dem ich untergehen würde. La Débâcle war für Zola, bevor er daranging, kaum ein Roman, zu furchtbar quälte ihn der Drang, alles zu sagen, alles zu bewältigen, es sollte nur »ein Gang« — welch ein Gang! — durch den Krieg und den Bürgerkrieg sein. Die Gewohnheit der Meisterschaft hat dennoch gesiegt, die tausend übermenschlichen Abenteuer scheinen endlich nur da, damit Menschentum durch sie erhärtet werde. Schlachten des Lebens, er hatte niemals anderes dargestellt, dies aber ist der Kampf um das Dasein, ohne Maske, mehr, ohne Haut, nur ein Herz, das gefaßt und ernst ist, soll diesen auf sich nehmen. Er hat es auf sich genommen, ihn durchzuleben, tiefer und bewußter als zwanzig Jahre früher jene Menschen, denen er auferlegt ward. Horch! Hier ist der ungeheuerste Zusammenklang, den Schicksale geben können, und mitten hinein! — da hat jedes eine Stimme, wie ein verirrtes Kind.

Das Land ist weit, wie je, wenn Insurgenten oder Bauern in den Erdfalten wimmelten, auch hier trifft das Licht, aus großen heroischen Wolken schräg hinschießend, einen langen Zug von Wesen, ein wanderndes Volk: die Armee, eine der Armeen, die durch das Land ziehen, das sie verteidigen sollen. Die Armee zieht Wälder entlang, durch die Täler von Flüssen, zwischen Äckern, die in der Weite Samtstücken gleichen, zieht dahin, macht Halt und geht den gleichen Weg wieder zurück. Offiziere sprengen durcheinander, die Generale halten auf Hügeln und suchen vergebens, zu begreifen. Aus der Truppe steigen muntere Prahlereien auf, und nicht lange, so sind es Verwünschungen. Die Soldaten fiebern danach, dem Feind zu begegnen, fiebern nur, nichts geschieht, und nicht lange, so verwandeln sich die heroischen Wolken, wie von selbst, in den schweren

und angstvollen Himmel der Niederlage, der vorbestimmten Niederlage. Sie fühlen sie kommen, unsichtbar, wie der Feind selbst, — und können sich nicht wehren, können nur hungern, wenn man sie hungern läßt, sich erschöpfen in Hitze und Entmutigung, können nur Flüche mitnehmen aus Dörfern, die sie sinnlos aufgeben, und den verstörten Gebärden der Flüchtlinge nachsehen. Mißtrauen in die Führer, Auflehnung, Angst, Entsetzen sogar, und kein Feind war da. Aber sie ahnen sich umgangen von ihm, eingefangen und ihm ausgeliefert. Warum sehen nur die Führer es nicht, wenn zuletzt alle es sehen? Und sie marschieren, marschieren wie gebannt, ohne Glauben, ohne Hoffnung, sie sagen: zur Abschlachtung. Gerüchte unerkennbaren Ursprungs greifen um sich von verlorenen Schlachten, einem Hinterhalt, einer Übermacht, gegen die kein Heldenmut aufkommt. Was geht denn vor? Es stand doch fest, daß Preußen überrumpelt, von allen Seiten angefallen und in wenigen Wochen erdrückt sein würde? Statt dessen rühren sich weder Österreich noch Italien, der Kaiser soll leidend sein und unentschlossen. Keine Vorräte in Belfort, von den 400000 Mann, die wir vorgeblich haben, fehlt fast die Hälfte, und der Feind hat das Fünffache. Ihm hilft ganz Deutschland, uns nicht einmal die eigenen Armeen, die nie zur Stelle sind. Wir können nach jedem neuen Schlag nur sagen: hätten auch wir 120000 Mann gehabt, und genug Geschütze, und Führer, die nicht solche Pinsel wären! Sie meinen es wohl nicht bös, aber war es nicht einfach und logisch, gleich im Tal der Marne die festesten Stellungen einzunehmen? Sie haben keinen Plan, keine Einfälle, und nicht einmal Glück. Wir machen uns etwas vor, und Frankreich wird umgeschmissen von einem kleinen Volk, das man verachtet hatte . . . Und während ein Gesetz und ein geheimer Wille sie immer enger zusammentreibt in dem Kessel, worin Sedan liegt, geht ihr Marsch nicht nur durch ein gekrampft harrendes Land, er geht durch das Reich, das Reich der Machthaber, Verdiener, Genießer, das so lange geprunkt und gelärmt hat, und über das jetzt endgültig gerichtet wird. Der Marsch des bewaffneten Volkes führt in es selbst hinein, es geht in sich, sein Innerstes soll nun herausgewendet werden in den Krisen, die es erschüttern werden. Aus allen Winkeln kommen Menschen herbei, bekannt und ähnlich wie eine

Familie, Bauern aus La Terre, Großbürger aus l'Argent, Frauen aus La Curée. Sie leben alle noch einmal auf, sie, deren Wesen und Zusammenwirken das »Reich« war, und begleiten seinen Abtanz mit ihren letzten Bewegungen, gesehen durch Pulverdampf und Blutdunst. Der Bauer ist noch einmal hart und geizig, patriotisch auch, wenn er es dadurch werden kann, daß er dem Feind verreckte Tiere verkauft. Der Großbürger, eine Stütze des Kaisertumes, solange es die Geschäfte beförderte, verleugnet es, da es zusammenbricht. Der Hofgeneral, über dessen Karriere es zusammenbricht, sprengt nur wütend davon. Aber ein Oberst ist da, er bittet seine Leute wie ein Vater, das Gute zu tun, steht weithin sichtbar mit seinem großen Pferd im Feuerregen der zum voraus verlorenen Schlacht, und dann stirbt er aus Gram, nicht über das Reich, nur über Ehre und Vaterland. Unter den Frauen findet sich im Licht der Katastrophe nicht nur die, deren leichte Liebe noch schnell den eleganten Offizier beglückt in der Nacht bevor er fällt, hervor tritt jene, die ihre ganze Seele gibt. Sie ist sanft, und sie hat die Klugheit und den Mut der Liebe. Ihr Kapitel, ihr wunderbarer Lauf, durch das unsichtbare Gitter fliegender Geschosse, ihren Mann zu suchen, den sie dann wiedersieht an der Mauer, im Augenblick, da er füsiliert wird: ihr Kapitel steht jenem anderen gegenüber in La Terre, als der alte Bauer über die liebeleere Erde wankt. Auch hier Untergang, aber was weiterlebt, ist nicht nur dunkle Erde, es ist Liebe, und sie wird aufbauen. Das Heer enthält gieriges, idealloses Volk, Geschöpfe des sterbenden Reiches, es enthält den Offizier, der für wenig mehr ins Feuer geht, als für die Vorrechte seines Standes, aber auch die Helden der Arbeit und der Vaterlandsliebe sind schon darin, die hinüberleben sollen in die Republik. Auch zeigt sich, hager und hakennäsig wie Don Quichotte, der Ritter der alten napoleonischen Siegeslegende. Nie wird er sie zerrissen sehen von der neuen, so furchtbaren Wirklichkeit, wie er selbst am Ende die Fahne zerreißt, damit sie gerettet werde. Für ihn ist immer noch und bis in die tiefste Niederlage, »dort drüben der Sieg«, er bleibt kindisch tapfer, erhaben beschränkt, und muß sterben, um zu ahnen, was vorgeht: kein forsches Abenteuer, wie er immer geglaubt hatte, sondern grauenhafter Daseinskampf, nur Herzen erlaubt, die gefaßt und ernst sind.

Herzen wie Jean Macquart, der die Heimaterde bearbeitet hat, bis sie ihn entmutigte, und sie nun verteidigt. Herzen wie Maurice, der verlorene Bürgerssohn, der sich darbringend alles sühnen will, seine eigenen Vergehen und die des Reiches, denn er ist das nervenerschöpfte Erzeugnis des Reiches. Ihm steigen nach der ersten Begeisterung des Kriegsausbruches Zweifel auf, wer hat Recht, aufrecht bleibt ihm nur das Gesetz, das unausweichliche, das zu gegebener Stunde ein Volk gegen ein anderes wirft. Sie stehen beieinander, ganz vorn, in allem was geschieht und erlitten wird, der Bauer und das Stadtkind, der Einfache und der Subtile, der, der kämpft, weil er stark ist, und der, der im Krieg das Leben der Völker und seine eigene Heilung sieht. Dieser haßt zuerst jenen, das gleiche Gewissen führt sie zueinander, am Ende scheinen sie ein einziges Wesen aus Qual und Mitleid. Indes sie aber um ihren Kalvarienberg ringen, besteigt dort hinten ein Anderer den seinen. Es ist der Kaiser. Er war schon immer, geheim und hinter Schleiern, der zusammengefaßte Sinn seines Reiches, wie es glänzte, wie es sich zersetzte, und auf Höhepunkten, selten und kurz, erschien er. Hier nun erscheint er oft. Hier geht das Reich unter, da ruft es seinen Meister, es wird ihm erst recht ähnlich und verwandt, nun es untergeht. Er besteigt seinen Kalvarienberg. In Durchblicken ist er zu sehen, wie er, jedesmal ein Stück höher, ganz allein dahinwankt, um endlich den Gipfel des Leidens zu erreichen. Er wird mitgeführt von der Armee wie ein unnütz kostbares Gepäckstück, er und seine silbernen Küchengeräte. Er ist noch immer der Verschwörer von einst, der Träumer, dem die Kraft ausgeht im Augenblick des Handelns. Er ist krank, ein Kiesel im Fleisch eines Mannes, und Reiche stürzen ein. Er soll als Held sterben, damit das Reich vielleicht nicht stürze. Die Armee wird in das Verderben geschickt, zur Rettung einer Dynastie, und auch ihn treibt man hinein. Er weiß es, er hört hinter sich, von Paris her, eine Stimme: »Vorwärts, ohne dich umzusehen, unter dem Regen, im Schmutz, der Vernichtung entgegen, und spiele die letzte Karte aus für das Reich! Vorwärts, und auf den gehäuften Leichen deines Volkes stirb als Held, denn bewundern muß die Welt und ergriffen sein, soll sie den Deinen verzeihn!« Er hört die Stimme und gehorcht, er hat diese fatalistische Größe. Geschminkt sitzt er

zu Pferd, reitet hinaus in das Feuer der Schlacht, und hält. Er hält und wartet, trüb und gleichgültig. Die Kugel kommt nicht, der Kaiser kehrt um, ergeben in sein Schicksal. Wie ein Gespenst sehen die Truppen ihn vorbeireiten. Gegenüber, auf einem Hügel in der Ferne, wohnt der König Wilhelm der Schlacht bei, aller Gefahr entrückt, und wie auf dem Thronsessel einer Galaloge. Für ihn arbeiten Menschen und Dinge, Napoleon handelt einsam, er will sterben. Er ist ein Mensch und steht für sich, wenn er ausgekämpft hat, tritt Schweigen ein. Der Andere rechnet mit Generationen, er glaubt sich wohlaufgehoben im Plan der Jahrhunderte. Den Kaiser kennt nur noch dies Schlachtfeld. Dem Gang des allgemeinen Unheils folgt auch seins, Wegmale sind sein inneres Leiden, die unterdrückten Schmerzen, die Schminke auf seiner Leichenblässe, und seine Tapferkeit trotz allem, unnütz wie die Tapferkeit seines Heeres. Die volle Auflösung ist da, die Verzweiflung und Übergabe. Da hat auch er sich aufgegeben, verhehlt nichts mehr und schreit. Er schreit vor Schmerzen, — aber ihrer der größte ist, daß weiter die Kanonen donnern, daß immer noch zwecklos Menschen sterben. Der König Wilhelm sieht reuelos zu, bis er müde wird, denn dies heißt Sieg. Napoleon fährt hin zum König, er hat ihm seine Person angeboten, in dem einzigen Gedanken, seinen Truppen bessere Bedingungen zu verschaffen, und nach der Unterredung weint er. Er nimmt in das Elend und in die Gefangenschaft sein armes Herz mit, das niemals ganz einem Imperator gehörte, und das heute im Leiden wohl mehr als jemals das Herz des Träumers ist, des Menschenbeglückers und Sohnes der Revolution. Er war nicht fest und fühllos genug für das vollkommen unmenschliche Militärreich, zu dem er verpflichtet war. Vielleicht war auch das Reich nicht sich selbst gewachsen, nicht seinem eigenen Ideal? Zu viele Keime von Menschlichkeit durchbohrten, aufsprießend, seinen Panzer. Es war recht, daß es stürzte, aber in La Débâcle, zwanzig Jahre nach den Ereignissen, herrscht nur noch Schicksal, und kaum noch Haß. Was ist denn gestorben? Reiche, die Schranken aufrichten vor dem Glück ihrer Völker, Reiche, die unter Panzern die Menschenliebe ersticken, verderbte und gewalttätige Reiche, sie mögen hinsinken, sie geben den besten Dünger für die Saat einer verjüngten Menschheit. Jean und Maurice bleiben, als der Kaiser

entschwindet. Sie bleiben umarmt, überwunden ist Fremdheit und Feindschaft; sie tragen, jeder der Retter des andern, den Freund durch den Wirbelsturm der Gefahren bis an die Schwelle eines erneuten Vaterlandes. Wohl ist, als sie es erreichen, der eine gestorben, und grausam gestorben von der Hand des Andern in dem Bruderkrieg, der letzten Wendung der Katastrophe. Gleichwohl bleibt, daß sie die Lager der Not und ihr teures Brot geteilt haben miteinander und vermischt sind ineinander, Bürgerssohn und Volkskind, bis über den Tod. Über den Tod hinweg gehen diese beiden in das verjüngte Leben hinein, das Demokratie heißt.

GEIST

Demokratie aber ist hier ein Geschenk der Niederlage. Das Mehr an allgemeinem Glück, die Zunahme der menschlichen Würde, Ernst und Kraft, die wiederkehren, und eine Geistigkeit, bereit zur Tat: Geschenke der Niederlage. Was besagt das, Niederlage? Wie der König Wilhelm auf seinem Hügel das unausbleibliche Ergebnis der Schlacht erwartet, die Augen auf dem ungeheuren Schachbrett und dem Menschenstaub, den er zu lenken meint, da steigt aus dem Acker vor ihm ein Schwarm Lerchen, steigt in den Himmel, wie Seelen steigen. Sie hat er nicht gelenkt, die Seelen lenkt er nicht, wehe denen, die sich lenken ließen. Was besagt das, Sieg? Dem unbekannten Ziel der ewigen Erde nähern wir uns vielleicht ebenso sehr durch unser Leiden, wie durch unseren Kampf. Gleichwohl müssen wir kämpfen. Wir dürfen nicht zugeben, daß in Weite und Ewigkeit zuletzt alles sich aufhebe, dürfen nicht im Schauen verharren, und müssen kämpfen. Die Wahrheit ist da, wir tragen ihren Keim in uns, wir entwickeln ihn durch Arbeit. Wer die Wahrheit hat, erwirbt den Sieg. Niederlage ist eine Bestätigung, daß ihr in Lüge lebtet. Was entscheidet in La Débâcle? Daß dem Heer der Glaube fehlt. Niemand im Grunde glaubt an das Kaiserreich, für das man doch siegen soll. Man glaubt zuerst noch an seine Macht, man hält es für fast unüberwindlich. Aber was ist Macht, wenn sie nicht Recht ist, das tiefste Recht, wurzelnd in dem Gewissen erfüllter Pflicht, erkämpfter Ideale, erhöhten Menschentumes. Ein Reich, das einzig auf Gewalt bestanden hat und nicht auf Frei-

heit, Gerechtigkeit und Wahrheit, ein Reich, in dem nur befohlen und gehorcht, verdient und ausgebeutet, des Menschen aber nie geachtet ward, kann nicht siegen, und zöge es aus mit übermenschlicher Macht. Nicht so verteilt die Geschichte ihre Preise. Die Macht ist unnütz und hinfällig, wenn nur für sie gelebt worden ist und nicht für den Geist, der über ihr ist. Wo nur noch an die Macht geglaubt wird, eben dort hat sie aufgehört, zu sein . . . Und seht, wohin sie euch bringt! Viele hatten ihr im Frieden widerstanden, hatten gehöhnt, gehaßt und sich zurückgezogen; die Herren des Reiches waren weithin verachtet. Jetzt, da die Feinde dastehen, die eure Herren euch gemacht haben, müssen noch die Letzten sich unterwerfen. Denn jetzt sind die Unterdrücker wirklich, was zu sein sie so lange frech behaupteten: das Vaterland! Nicht nur mitkämpfen müßt ihr für sie, die das Vaterland sind, ihr müßt mit fälschen, mit Unrecht tun, müßt euch mit beschmutzen. Ihr werdet verächtlich wie sie. Was unterscheidet euch noch von ihnen? Ihr seid besiegt, schon vor der Niederlage.

Aber das hätte nicht kommen müssen, — und es darf nicht wiederkommen! Zola verlangt: »Die Lüge soll abgetan sein, zusammen mit dem falschen Glanz des abgetanen Reiches. Seit unseren Niederlagen sind wir gewachsen und wachsen täglich durch die Pflege der Wahrheit. Besiegt wurden wir damals von dem wissenschaftlichen Geist. Jetzt, zwanzig Jahre später, besitzen wir ihn, wir, es ist ein großer Sieg über uns selbst, niemand taste ihn an! Wir haben die Republik, — und sie ist nicht nur eine Form, sie ist das Wesen der politischen Wahrheit selbst, die voraussetzungslose Anerkennung alles dessen, was werden will, des wirklichen Lebens. Sie ist offener Kampfplatz für das Bedürfnis nach Gleichheit, das herandrängt mit der siegreichen Demokratie. Sie erlaubt endlich, den Prozeß einzuleiten, der über die Zukunft jener Schicksalsmenschen und Genies entscheiden soll, der großen Männer. Sind sie denn notwendig zum Glück Aller? Sogar in der Kunst war der Schöpfer zuweilen ein Volk. Jähe Auftriebe von oben her bewirken um so tiefere Rückfälle, die Aufwärtsbewegung sollte von unten kommen, der geistige Fortschritt sollte in breiterer Front geschehen, die mittlere Fläche sollte höher liegen. Das Glück sei ein Ergebnis des Gleichgewichts!

Keine zu geistige Auslese, kein zu unwissendes Volk! Keine großen Männer! Sie sind eine soziale Gefahr, sind ein Ungeheuer, das Entsetzen der Kleinen, deren Anteil es frißt. Die Natur muß alles tun, es auszurotten, es auf das gemeine Maß zurückzubringen, Bruder unter Brüdern. Und eben an dieser Einheit arbeiten vielleicht, ohne es zu wissen, die Demokratien. Sie arbeiten, anstatt für große Männer, an menschlicher Größe. Sie sind ergreifend, durchwühlt wie sie sind von den Problemen der Arbeit und ihrer Gesetze, und so überströmend von menschlichem Leiden und Mut, von Mitgefühl und Liebe, daß ein großer Künstler, der sie schildern würde, nie leer werden könnte in Hirn und Herz... Und sie arbeiten an der Versittlichung. Die Republik beweist es noch durch ihre Skandale. Die schroffe Öffentlichkeit eines Panamaskandals straft das schöne Ideal der Massen vom Staat weit weniger Lügen, als die Monarchie es tut mit ihrer Fassade aus Anständigkeit, Ordnung und würdigem Gedeihen. Eine Monarchie wird freilich kein Panama haben, sie unterdrückt den Skandal, schafft die Leichen beiseite, und die Fassade strahlt weiter in der Sonne. Laßt sie aber einstürzen, und dahinter klafft Fäulnis. Die Lügen der Monarchien werden beendet durch Revolutionen, wie keine Republik sie gekannt hat... Der Volksstaat ist das Leben und die Gesundheit. Wollet doch nicht hören auf die leidigen Propheten des Niederganges, die meinen, daß ohne Lüge und Unterdrückung nichts Menschliches Bestand habe. Es sind Menschen, die an das Leben nicht glauben. Sie wissen nicht, daß es weiterblüht und Recht behält gegen alle Gewalt. Die Anschläge der Gewalt gegen das Recht des Lebens sollen immer unzulänglicher werden, das verdient die Menschheit, die so viel gelitten hat. Manches ist erreicht, zum Sieg der Wahrheit. Es darf nicht wieder verloren gehn!«

Manches ist erreicht, denn wir haben gearbeitet, haben zwanzig Bände geschrieben und wenigstens Teilsiege erkämpft für die Wahrheit. Der Anfänger Zola sagte einst zweifelnd: »Ich leugne nicht die Größe der Anstrengung, die heute gemacht wird, ich leugne nicht, daß wir der Freiheit, der Gerechtigkeit mehr oder weniger nahekommen können. Nur ist mein Glaube, daß die Menschen immer Menschen bleiben werden, Erdengeschöpfe, bald gut, bald böse, je

nach den Umständen. Wenn meine Personen zum Guten nicht durchdringen, liegt es daran, daß wir erst am Anfang unserer Vervollkommnungsfähigkeit stehen.« Denn er selbst stand damals am Anfang, und die Anstrengung, die er vorhatte, konnte lange währen. Freiheit, Gerechtigkeit? »Ich glaube eher an einen stetigen Marsch, der Wahrheit entgegen. Aus der Kenntnis der Wahrheit allein können bessere soziale Zustände entstehen.« Denn dies war sein eigener Weg. Im Beginn schien er düster, die Eindringlichkeit des ersten Naturalismus war eben erzeugt durch das Fieber seiner Verzweiflung, er wirkte mit seiner Sucht, leiden zu machen beim Anblick des Lebens. Und er machte leiden in agitatorischer Absicht — geheim zuerst, dann offen: in dem Maße, wie er geistiger ward. Vergeistigt aber wurden Zola und sein Werk durch Arbeit, Arbeit am Wirklichen, den Willen zum wirklich Wahren. Sein Werk wiederholt, indem es wird, das Werden der Welt selbst: zuerst die Materie, und aus ihr, durch Arbeit, durch Bewegung, erwächst der Geist und die Herrlichkeit des Menschen. Wir kämpfen, nichts ist also unmöglich. Rührend und groß Im Augenblick, da er selbst beginnt, beginnt die Vervollkommnungsfähigkeit. Und die Menschheit kann nicht zurückgeblieben sein, als er selbst auf seinem Gipfel steht. L'Assommoir ist noch nichts als eine Predigt der Tatsachen. In Germinal klingt überall das Evangelium der künftigen Menschheit an, es wird hörbar im Erdboden selbst, aus dieser doch so langsamen und gleichgültigen Erde ertönt es von den Hammerschlägen der Bergarbeiter dort unten, und am Ende will es ausbrechen und Wirklichkeit werden. »Menschenkeime trieben dort unten, ein schwarzes Heer von Rächern keimte langsam in den Furchen, wuchs herauf für die Ernte des kommenden Jahrhunderts, sein Keimtrieb war daran, die Erde zu sprengen.« — Auch in L'Argent will es sie sprengen. Hier arbeitet nicht mehr nur der dumpfe Drang der Proletarier und nicht mehr nur die Rache eines Nihilisten, jemand ist da, der das bevorstehende Menschenglück in ein System bringt. Es könnte bevorstehen, das System scheint lückenlos, ein Traumbild steigt daraus auf, die glückselige Stadt, der entgegen die Menschen wandern seit so vielen Jahrhunderten. Dabei ist dies der Roman des Geldes, die kurze Herrlichkeit eines Börsenpiraten, heftig

aufflammend in der schrankenlosen Apotheose des Kaiserreichs als seine treffendste Erfüllung. Aber »jedesmal, wenn ich mich jetzt in einen Stoff vertiefe, stoße ich auf den Sozialismus«. Auf die Möglichkeit des Glückes trotz allem, des Glückes jenseits der Katastrophen. Die Menschheit ist für Katastrophen gemacht, so sehr liebt sie das Leben. Mut! Das Geld bewirkt Zusammenbrüche wie diesen, Schande und Elend wie diese hier, — und schafft doch Leben. Seht die Liebe: viel unnützer Schmutz, aber ohne sie wäre es mit der Welt aus. Das Leben will geliebt werden, obwohl es böse und gewalttätig ist. Der Weg der Menschheit führt zu etwas sehr Schönem, durchaus Heiterem, — aber durch Katastrophen. Hier angelangt, ruft Zola aus: »Optimist, o! mit all meinem Wesen, gegen den dumpfen Pessimismus, die schimpfliche Ohnmacht zu wollen und zu lieben.« — Selbst La Bête humaine ist keine Unterbrechung der anschwellenden Kraft des Hoffens. Dort waltet das Urböse, aber sein Dasein scheint Wahnsinn. Fühlbar wird, daß alle jene Verzerrung, jener Sklavenaufstand des Untermenschlichen etwas Vorläufiges ist, ein düsterer Zwischenfall auf dem glänzenden Weg zur Höhe, den der Mensch geht. Wohl sind wir umdroht von Wahnsinn, Verderbnis und den tödlichen Gefahren unseres Zusammenlebens. »Wenn ich mich auf die enge Regel des Positivismus versteife, so darum, weil sie die Brustwehr ist gegen das irre Schweifen der Geister.« Der wissenschaftliche Geist ist der große Erneuerer, der Zukunftbringer und Vorbote eines gesunden Menschentumes. Seid wahr, ihr werdet leben! verheißt noch La Débâcle. Und den Kreis des großen Werkes beschließt le Docteur Pascal, Arzt und Glaubensheld der Wissenschaft. Der ewige Wiederbeginn des Lebens, dem er dient, die Hoffnung auf die Zukunft, auf das stetige Bemühen der arbeitenden Menschheit, dies steht am Ende. Es ist kein Ende. »Mir schien es tapfer, wenn ich aus der entsetzlichen Familie Rougon-Macquart am Schluß ihrer Geschichte ein letztes Kind geboren werden ließ, das unbekannte Kind, vielleicht den Messias von morgen. Eine Mutter, die ihr Kind stillt, ist sie nicht das Bild der Welt, die gerettet weitergeht?«

Die Welt geht weiter, das Werk aber ist beendet. Was nun? Das Werk von dreiundzwanzig Jahren, empfangen in der Jugend, hinaus-

gewachsen wohl über den ersten Plan, aber doch immer noch dies Werk, in dem man wurzelte, jetzt hat es sich losgelöst, der Zweiundfünfzigjährige muß allein weiterziehen. Wohin? Er ist gefeiert worden. Die Tatsache des Vollendeten, das so ungeheuer ist, hat ihren Eindruck gemacht. Bei dem Bankett, nach dem Erscheinen des letzten Bandes, hat ein Freund gesprochen: »Freuen Sie sich, lieber, illustrer Freund, denn voll der Geniekraft, Neues zu verwirklichen, haben Sie schon ein riesenhaftes Denkmal errichtet. Die Männer meines Alters hat es zuerst zum Staunen genötigt, dann mußten wir uns neigen in Bewunderung. Und wieder Staunen, aber mehr noch Geistesfreude, wird es für Menschen aller Zeiten bedeuten.« Aber Vollendung und Feier entsprechen so wenig als jemals seinem inneren Gefühl. Vor dem Abschluß des Werkes dachte er manchmal, daß es dann weiser sein werde, nichts mehr zu schreiben, auszuscheiden aus der Literatur, zu einem anderen Leben überzugehen und das bisherige als beendet anzusehen. Die Ermüdungen der Arbeit waren schwer, zuletzt wurden sie zu schwer. Beim Herannahen der Fünfzig kamen dem alten Arbeiter Zweifel, ob er sein Leben gut angewendet habe. War es nicht ein Martyrium gewesen, das Viele nicht wert, das um seinetwillen versäumt war? »Ja,« gestand er damals, »ich kann kein junges Mädchen vorbeigehen sehen wie das dort, ohne mir zu sagen: ist dies nicht besser als ein Buch?« Tiefe Unruhe, und in der Umwälzung, Gefahr seines Lebensalters, kehren, jetzt zu Ende des Werkes, die Schrecken der Nerven wieder, die den Anfang bezeichneten. Neues erleben! Früher hätte er frei sein wollen, um für das Theater zu schreiben. Jetzt ist er frei, und so oft er ein Theater betritt, kommt ihm Überdruß an der Körperlichkeit des Dargestellten, an den fortwährenden Vergewaltigungen des Geistes. Er möchte über Ideen schreiben, schon an seinem Doktor Pascal reizt ihn fast nur, daß er die Leidenschaft des Geistes befriedigen darf. In dem Nebelstern aber, woraus ein neuer Plan werden soll, bilden sich die ersten festen Punkte, als er nach Lourdes kommt. Die Umstände waren schlecht, er wollte abreisen, aber »der Anblick dieser Kranken, dieser Bresthaften, dieser sterbenden Kinder, die man vor das steinerne Bild trug, dieser flach zu Boden geworfenen Beter! Der Anblick dieser Stadt des Glaubens, erstanden aus der Halluzination dieses vierzehn-

jährigen kleinen Mädchens! Der Anblick dieser mystischen Stadt im Jahrhundert des Unglaubens!« — »Ja,« sagte Frau Zola, »es hatte Farbe.« Und er, mit Schroffheit: »Auf Farbe kommt es nicht an. Was hier zu schildern ist, sind aufgewühlte Seelen.« Dies war das Erste. Vormals begann er mit dem Anpacken eines Stoffes, heute ergreift ihn das Ungreifbare. »Romane! Immer dasselbe!« Auch die Massenregie der kranken, irren und verlorenen Menschheit hat er in seinem Roman von Lourdes geübt, und mit der alten Meisterschaft. Dennoch ist dies nur der Beginn einer Untersuchung über den Geist. Les Trois Villes sind die Untersuchung über den Geist, wie Les Rougon-Macquart die Untersuchung über das Leben waren.

Der wissenschaftliche Geist — wie wirkt er auf die Welt? Wo findet er die günstigsten Bedingungen? Welche Mächte stehen ihm entgegen? Wie verhält es sich mit dem Wiederaufleben des Glaubens, das jetzt, 1892, den Mystizismus herbeiführt, in der Literatur und anderswo?... Hier ist Lourdes, dumpfer Zauber des alten Glaubens, modernisiert und herabgesunken bis zur Spekulation auf Krankheit, Schmutz, Elend, die alle in Geld umgesetzt werden von dieser Bank der Unwissenheit und der Hoffnung. Welche Hoffnung bliebe hier dem, der die Wahrheit will? Tiefes Mitleid scheint die einzige Brücke. Lassen wir alles sich abwickeln wie in einer Oper, die Verstiegenheiten des malerischen Massenleidens, diese Prozessionen, die um Wunder beten, dies Bad der gequälten Seelen in schlechtem Schmutzwasser. Hoher Lyrismus des Mitleidens ist Lourdes. — Rom ist weniger. Auch dort entrichtet das Elend den Tribut, der Vatikan braucht allzusehr ein Lourdes. Er aber steht entfernt und unbeteiligt, er hat ein kaltes Amt. Hemmnisse der Wahrheit sind hier nicht Leiden und Verzückung: es ist die Macht. Dem wahrheitsuchenden Priester antwortet der Papst: »Die Wissenschaft muß die Magd der Religion sein.« Die Wahrheit und die Macht, das sind die Feinde. Die Wahrheit hat auf Erden nur eine befreundete Stätte, die neue Demokratie. Öffne dich, Paris! Zeig schnell, denn wir haben nicht nochmals Zeit für zwanzig Bände, das Brodeln her in deinem Kessel, diese bewegte Menschheit, unweise, leidenschaftlich, grauenhaft, aber bewegt und darum Gebärerin des Geistes. Zerstörung schafft! Die

Hand, die Bomben formen wollte, schafft ein wissenschaftliches Instrument. So vielen wütenden Kämpfen der Selbstsucht entsteigt dennoch die Liebe, das Ideal der künftigen Menschenwelt, das gelobte Land, das nicht wir, aber unsere Kinder erreichen werden. »Mein Kind« dachte Zola, denn er hatte mit fünfzig Jahren nochmals geliebt und war endlich fruchtbar geworden. Er sollte also hinausleben über sich selbst: nicht nur in den Geschöpfen seiner Kunst, mag sein, sie sind stärker, flammender, folgerichtiger, und sie dauern länger, — aber fortleben in einem Wesen, das um ihn weiß, und das lieben kann! Das Bewußtsein des Fortlebens hat ihn damals erfüllt bis zu reiner Gläubigkeit. In seinem Roman von Paris ist er sozialistischer Apostel und Verkünder des demokratischen Glaubens. Er selbst, der Kenner und Eroberer des machtvollsten Lebens, und nicht mehr, wie in L'Argent, irgendein unwirksamer Träumer, setzt sich ein. Er singt sein Hoheslied zum ersten Mal aus ganz befreiter Brust. Seine Lyrik ist nicht länger beschwert und verdunkelt durch Mitleid und durch Wissen. Er ergibt sich einem inneren Wissen, das über die Erfahrung hinausgeht. Er hat vor Augen die Gewißheit, vom Himmel, wo sie so lange versteckt gehalten waren, die Wahrheit und die Gerechtigkeit herabzureißen auf die Erde. Der wissenschaftliche Geist, der jenen Himmel zerstört hat, wird ihn wieder aufbauen auf Erden. Hierfür haben wir zu leben, hierfür zu kämpfen.

Da steht nun Zola! Er hatte doch nur geformt und gemacht, und ist nun dahin gelangt, daß er aufruft und prophezeit. Der »Sinn für das Leben« war sein fester Boden gewesen, von ihm aus gewann er sein Reich, jetzt aber erstreckt sich sein Sinn für das Leben auf Dinge, die noch ungeboren hinter dem Leben sind, in der Zukunft, im Geist. Er ist so geworden im Schaffen. Er ist so geworden durch Schaffen. Die Erfahrungen der Weltbeherrschung vermittelst Kunst haben ihn die Weltüberwindung gelehrt, die Geist heißt. Die größte Kunst war doch nur der Weg des Geistes. Geistige Liebe war, unerklärt, schon in der ersten Menschendarstellung dieses Künstlers. Sie erklärt sich, und es ist Wille zur Vergeistigung. Wer auf so großen Vorgängen fußt, wer den Geist erlebt und erfahren und in langer Arbeit den Willen erworben hat, aufzustehen für ihn, ist von dem Geschlecht, das Zola nachfolgte und ihn ansah, ein Intellektueller genannt worden. Nur er.

Intellektuelle sind weder Liebhaber noch Handwerker des Geistes. Man wird es nicht, indem man gewisse Berufe inne hat. Man wird es noch weniger durch das lüsterne Betasten geistiger Erscheinungsformen, — und am wenigsten sind jene Tiefschwätzer gemeint, die gedankliche Stützen liefern für den Ungeist, die sich einbilden, sie hätten Erkenntnisse, und jenseits aller Erkenntnisse könnten sie die Ruhmredner der ruchlosen Gewalt sein. Keineswegs die selbstgenügsame Erkenntnis macht den geistigen Menschen aus, sondern die Leidenschaft: die Leidenschaft des Geistes, die das Leben rein und den Menschen ganz menschlich will. Der Intellektuelle erkennt Vergeistigung nur an, wo Versittlichung erreicht ward. Er wäre nicht, der er ist, wenn er Geist sagte, ohne Kampf für ihn zu meinen. Er ist gewillt, Vernunft und Menschlichkeit auf den Thron der Welt zu setzen, und ist so beschaffen, daß sie ihm schon jetzt als die wahren Mächte erscheinen, als jene, die, Zwischenfällen zum Trotz, zuletzt doch jedesmal allein aufrecht bleiben. Die Geschichte gehört in immer steigendem Maße ihnen, schon haben sie für sich den stärkeren Teil der Wirklichkeit, wer ihnen entgegentritt, erleidet Niederlagen, die immer schimpflicher werden. Selbst die äußersten Entscheidungen können nur in ihrem Namen getroffen werden. Ein Krieg kann notwendig und sittlich sein, aber er sei die Krönung eines langen Ringens nach Wahrheit. Besiegt wird der Ungeistige ... Dies war der gemeinsame Glaube des höchsten Europas in dem Augenblick, bevor es imperialistisch ward. Kurzer Höhepunkt, aber Ibsen und Nietzsche stehen auf ihm, mit Zola. »Freiheit und Wahrheit sind die Stützen der Gesellschaft,« sagt der Eine, und der Andere ruft Voltaire an, um über das Menschliche, Allzumenschliche zu philosophieren. Jene haben dann wohl zweifeln gelernt, und haben sich abgewendet. Der Geist, für den sie einstanden, war zuletzt nur ihrer, sie hatten nur sich, dem Menschen mißtrauten sie. Zola war er selbst, wenn er ihm eine Zukunft zutraute, die erhaben zugleich und rein wäre. Er war in Übereinstimmung mit der Geistesart seines Volkes, wenn er sowohl gütig für den Menschen wie Dämon der Vernunft war. Er war gütig, jemand, der ihn gehaßt hatte, hat es ihm in das Grab nachgesagt, war tief sittlich, Erzieher zur Arbeit, Erzieher zum Glück, und hat uns

Menschen eine der beiden idealen Städte erbaut, die an den äußersten Enden des europäischen Gedankens stehen. »Alle beide sind hochherzig und voll Frieden. Aber die Stadt Tolstois ist die Stadt der Entsagung. Die von Zola erbaute ist die Stadt der Arbeit.« Und er war Dämon der Vernunft, reizbar überaus gegen die Lüge, und am reizbarsten, wollte sie ihn selbst und die Seinen beschleichen. Groß geworden von innen heraus, durch das Bemühn um die Wahrheit, verstand er auch die Größe und Vollendung seines Volkes nur so, daß sie vom Innern her geschähe. Es sollte in der Wahrheit leben und nur für die Wahrheit kämpfen. Kampf nach außen hat selten gereinigt, er ist die Gelegenheit der Oberflächlichen und der Vorwand niedriger Leidenschaften und Gelüste. Gereinigt und erhöht werdet ihr durch inneren Kampf! Der Krieg, der euch, gilt es das Äußerste, helfen mag, ist der Bürgerkrieg! . . . So hat er empfunden, denn er hat danach gehandelt. Der Intellektuelle empfindet so. Er lebt für keine schwachblütige Mittelmäßigkeit. Der Geist ist kein Wiesenbach, entschlossene Menschenliebe geht nicht friedlich in Gartenwegen. Ereignisse können machen, daß er Klüfte aufreißt und daß sie tötet. Durch die Leidenschaft des Geistes war der Großbürger Voltaire eine Naturkraft, — und Zola, bürgerlicher Arbeiter, Verächter politischer Schaukämpfe, sieht sich eines Tages dämonisch getrieben, einzugreifen in das Gefüge der Wirklichkeit, zu sprengen, Haß zu peitschen, Handlungen zu begehen, deren Folgen er nicht zügeln könnte, und Menschen vor starrende Abgründe zu führen: die nächsten Menschen, sein Volk, seine Freunde, sich selbst . . .

TAT

Er war soeben reif geworden, vorzutreten aus seinem Werk und zu handeln, da gelangten die um den Hauptmann Dreyfus treibenden Dinge auf den Punkt, wo sie eines handelnden Geistes bedurften. Niemanden hätte es überraschen dürfen, daß Zola handelte, es war bedingt durch alles, was man über ihn hätte wissen müssen; der zusammenfassende Abschluß seines Werkes war diese Tat. Und das Glück dessen, der von der Zeit einen Auftrag hat, wollte es, daß er und die Dinge sich fanden. Er ging ihnen entgegen, schon lange bevor sie sichtbar wurden. 1891, er schrieb an la Débâcle,

wunderte ein Beobachter sich, wie er in Schritt und Sprache etwas rücksichtslos Tatkräftiges mitbringe, als sei er vor einer Schlacht. Das Jahr darauf gesteht er, daß er sprechen möchte und sich übe. Ein Schweigen, und dann die Klage, daß ihm die Gabe fehle, er müsse sich vorbereiten, und er scheue sich, plattes Zeug zu reden. Man will ihm den leidenschaftlichen Wunsch anmerken, es wäre anders, er könnte das Glück seiner Laufbahn vervollständigen und auf seinen Dichterruhm noch die Volkstümlichkeit des Politikers pfropfen. Ohnmächtiger Ehrgeiz also! — denn wann hätten Zeitgenossen sich um eine Erklärung bemüht, die nicht die billigste wäre. Eben damals hatte er es abgelehnt, sich in die Kammer wählen zu lassen. Das Mandat sei eine zu schwere Pflicht für ihn, er müsse sein Werk beenden. Um leichten Erfolg war es ihm niemals zu tun gewesen, wie hätten rednerischer Glanz oder Siege, die nur äußerlich waren, ihm genügen sollen. Sprang er in die Politik ein, dann mußte schwerer Sinn und Ideenkampf werden, wo zu lange nur das Getriebe der Mittelmäßigkeiten gewesen war. Der Zweifel aber war für ihn eben, ob der Mittelmäßigkeit hier beizukommen sei. In der Politik war sie vielleicht sogar geboten? Die Erfahrung sprach dafür, Männer von geistigem Rang, berühmt durch Leistungen anderer Art, waren in ihr erfolglos geblieben. Man wollte sie nicht, man hatte ihnen nicht Zeit gelassen, irgendeinem Unternehmen die Spur ihres Geistes aufzudrücken. Wahrscheinlich konnten sie es gar nicht, — weil sie nicht hatten, was der Politiker braucht: die Unbesorgtheit um das Ganze und Endgültige, die Anbequemung an ein mißliches Hinleben von einem Tag zum andern, in der Hoffnung auf ein Ergebnis, das nie erreicht wird. Wir Andern waren gewöhnt, abzuschließen und unsern Namen darunter zu setzen. Die Tat, für die wir geschaffen wären, mußte komponierbar sein, wie ein Werk, und mußte den symbolischen Wert eines Werkes haben. Wo war diese Tat? Zola fragte sich umsonst, wie der Graben auszufüllen wäre, der verhängnisvolle Graben, der immer breiter ward zwischen der geistigen Auslese der Nation und denen, die sie regierten. In seinen Anfängen hatte er das politische Handwerk verachtet, wie nur je ein Literat. Jetzt sah er wohl, was die Politik in Wirklichkeit war: »das leidenschaftlich bewegte Feld, auf dem das Leben der Völker ringt, und wo Ge-

schichte gesät wird für künftige Ernten von Wahrheit und Gerechtigkeit.« Literatur und Politik hatten denselben Gegenstand, dasselbe Ziel und mußten einander durchdringen, um nicht beide zu entarten. Geist ist Tat, die für den Menschen geschieht, — und so sei der Politiker Geist, und der Geistige handle!

Aber eines Herbsttages im Jahr 1897 erfuhr Zola, es sei so weit gekommen, daß die Politik ihre Handlungen gegen den Menschen richte, und der Geist bleibe fern und unbeteiligt. Der Mensch trug einen Einzelnamen, was der Greifbarkeit des Vorganges nützte, es war der Hauptmann Dreyfus, deportiert seit drei Jahren nach der Teufelsinsel für einen Verrat militärischer Geheimnisse, den mit höchster Wahrscheinlichkeit ein Anderer begangen hatte. Lange hatte man zweifeln können, Zola war zu Beginn der Sache in Rom und gab nicht acht, und auch dann noch blieb ein einfacher Irrtum des verurteilenden Kriegsgerichtes zu vermuten. An jenem Herbsttag 1897 sah er in Schriftstücke, die seine Überzeugung, hier geschehe ein großes Verbrechen, sofort unerschütterlich machten. Dennoch wurde damals, er bemerkte dies später selbst, vor allem der Fachmann des Romans »verführt, ja begeistert« durch eine Fabel von solcher Stärke. »Und Mitleid, Glaube, Wahrheits- und Gerechtigkeitsdrang, sind hinterher gekommen.« Er bemerkt dies, und ohne Scham spricht er es aus. Wir sind von einer Art, daß das Leiden des Menschen uns zuerst nur die Erregung beibringt, als sollten wir schaffen. Aber es ist dieselbe fruchtbare Erregung, die hilft . . . Er sieht einen Greis, und fast nur ihn, für die Wahrheit einstehen: Scheurer-Kestner, Elsässer und Senator, arbeits- und ehrengesättigt, wagt alles, nimmt auf sich, was kommen will, lieber als daß er das Grauen trüge, zu wissen und nicht gesprochen zu haben. »Ihm war nicht unbekannt, welche Stürme er aufregen würde, aber Wahrheit und Gerechtigkeit sind über allem, denn sie allein sichern die Größe der Nationen. Es kann geschehen, daß politische Interessen sie für Augenblicke verdunkeln, aber jedes Volk, das nicht sein einziges Daseinsrecht gründen würde auf sie, wäre heute ein verurteiltes Volk.« Der Leitsatz ist gesprochen, die Dinge können ihn nur steigern. Zehn Tage später ruft Zola schon aus: »Ich habe in Erbitterung gelebt und im Haß auf Dummheit und Unehrlichkeit, ja in einem solchen Durst nach

Wahrheit und Gerechtigkeit, daß ich eine Vorstellung bekommen habe von dem großen Seelenschwung, der einen friedlichen Bürgersmann mitten in das Märtyrertum schleudern kann.« Das Unerträglichste an diesem Zeitpunkt ist, daß man nicht herausfahren darf mit der Wahrheit, solange noch die Untersuchung schwebt gegen den wahren Verräter Esterhazy. Man muß zusehen, wie die Schmutzpresse und der Antisemitismus das Hirn der Öffentlichkeit zerrütten, wie die Vaterlandsliebe ausgebeutet wird, um das am Falschspruch schuldige Kriegsgericht zu decken, und wie in der öffentlichen Schande und dem allgemeinen Überdruß die Regierenden doch nichts zu tun wagen. Und allem würde man vielleicht zusehen, nicht aber dieser neuen Jugend, die alles dies mitmacht. Zola hatte sie schon heraufkommen sehen. Es hatte angefangen mit zu viel Lilien und weißen Jungfrauen in den Gedichten und zu wenig Sinn für das moderne Leben, die arbeitende Demokratie. Literarischer Ästhetizismus war auch hier der Vorbote politischer Laster. Vergebens hatte er sie beschworen, hatte mit aller Leidenschaft und der bittersten Ironie geworben bei seinen jungen Verächtern für seine Sache, die Wahrheit: jetzt gingen sie hin und huldigten einem Lehrer, der den Bankerott der Wissenschaft ankündigte, gingen hin und pfiffen auf Scheurer-Kestner. Große Traurigkeit, die hochherzige Jugend, die ihren Überschwang an Herzenskraft zu Betrügern trägt. Große Hoffnung gleichwohl, dieselbe Jugend, denn in ihr, wenn überhaupt, soll doch sein absterbendes Geschlecht über sich hinaus leben, freieren Geistes noch und mit noch mehr Liebe zum Leben, zur Arbeit, zur Fruchtbarkeit der Erde, — die endlich wohl die Ernte reifen lassen wird, unter strahlender Sonne die überquellende Freudenernte.

Inzwischen aber standen die Dinge so, daß schon der Aufruf an die Jugend broschiert erscheinen mußte; die Zeitungen hatten sich ihm verschlossen; der Ruhm seines Verfassers war nicht mehr Entschuldigung genug für den Kampf, den er der Welt aufzwang. Der Ausgang der Untersuchung gegen den wirklichen Verräter war klar vorauszusehen. Das Kriegsgericht sprach ihn denn auch frei. Zola hatte schon gesagt: »Der erste Akt ist aus, der Vorhang ist gefallen über dem grauenhaften Schauspiel. Hoffen wir, daß das morgige uns den Mut zurückgibt und uns tröstet.« Er hatte dies nicht nur ge-

hofft. Er war sicher, dem ersten Akt folgte ein anderer, worin das Maß der Leiden voll ward und die Wendung kam. Denn hier war nicht nur eine notwendige Tat des Gewissens, hier war die komponierbare Tat, ersehnt von dem Künstler, der sie eines Tages fertig sehen wird wie ein Werk. Und die Wahrheit, die aus diesen begrenzten Tatsachen hervordrängte, war ein Gleichnis der ewigen Wahrheit selbst. »Die Wahrheit ist unterwegs, nichts hält sie auf. Ein erster Schritt ist getan, ein weiterer wird getan werden, und noch einer, und dann der entscheidende — mit mathematischer Sicherheit.« So tat er den nächsten, — und der war revolutionär, das Aussprechen der Wahrheit, die Viele kannten und die niemand zu nennen wagte, das Aussprechen mit aller Gefahr für ihn selbst und für das Land. Das Blatt hieß L'Aurore, und es war der 13. Januar 1898, als man die Wahrheit las, dreihunderttausend Mal: die selten vernommene Wahrheit des Geistes über den Staat, des Menschen über die, die es nicht sein wollen. Zola schrieb an den Präsidenten der Republik, Felix Faure, den gewesenen Gerber, der für seine Person den Vorreiter eingeführt hatte. Er schrieb ihm, nicht um die Ehre des Heeres handle es sich, denn das Heer ist das ganze Volk. »Wir wollen seine Würde, wenn wir die Gerechtigkeit wollen.« Es handelt sich um Generale und Obersten, die ungesetzlich geurteilt und ihr falsches Urteil gegen einen Unschuldigen aufrecht erhalten haben mit Lügen und Fälschungen, die es verstärkt haben durch den Befehl an ein zweites Kriegsgericht, den Schuldigen freizusprechen. Und Zola nannte alle Namen, klagte jeden an, nach dem Maß seiner Teilnahme an dem Verbrechen. Ihm sei nicht unbekannt, welchen strafrechtlichen Folgen er sich aussetze. Aber er greife ein, um den Ausbruch der Wahrheit und der Gerechtigkeit zu beschleunigen. Eile sei geboten. »Wenn man die Wahrheit eingräbt, ballt sie sich zusammen unter der Erde, und ihre Sprengkraft wird so groß, daß an dem Tag, da sie ausbricht, alles mit ihr auffliegt.« Er sagte noch: »In meinen Nächten würde das Gespenst des Unschuldigen umgehen, der dort drüben in grausamster Marter büßt für ein Verbrechen, das er nicht begangen hat.« Und: »Ich habe nur eine Leidenschaft, die des Lichts, und handle im Namen der Menschheit, die so viel gelitten und ein Recht auf das Glück hat.«

Dies waren seine Gründe, aber wessen noch? Ein Mensch leidet. Wenn er der einzige wäre! Sein Leiden vollzieht sich eindrucksvoll und malerisch auf jener Teufelsinsel, fern in einem violetten Meer, wo eine gewisse Anzahl Wächter Tag und Nacht um ihn herumsteht. Andere leiden mit weniger äußerem Aufwand, aber ebenso empfindlich, — und können vielleicht auch nichts dafür. Unschuldig! Das ist ein sozialer Begriff, er hat der Verteidigung der Gesellschaft zu dienen. Man wird niemanden für unschuldig erklären, dessen Unschuld die Gesellschaft bedrohen würde. Dieser Unschuldige müßte, da zwischen ihm und der obersten Leitung des Heeres zu entscheiden wäre, höchst gefährlich werden: das ist offenbar das einzige, was gesunder Sinn zu sehen hat in der Sache. Gesunder Sinn läßt sich nicht irreführen von dem Übereifer eines literarischen Geistes, Systemmachers und Auf-die-Spitze-treibers. Dem Ideologen folgt doch niemand? Man hat doch von der Gabe der Selbsterhaltung genug, um ihn allein zu lassen? Unmenschlich muß niemand sein, auch der Staat nicht, wenn die schädliche Agitation für den Gefangenen nachläßt, wird auch die Strenge seiner Behandlung nachlassen. Und der Wiederholung seines Falles wäre vorzubeugen durch die Abschwächung der Mißstände, die möglicherweise zu seiner falschen Verurteilung geführt haben. Es geschehe sachlich und ohne Berufung auf seine ungelegene Unschuld. So wäre es überall, kein lebenskräftiger Staat läßt sich ins Unrecht setzen. Mitgefühl und Wahrheitsdrang in Ehren, aber auch der Wortführer der Unschuld hat nicht das Recht, die Gesellschaft aufzustören und ihre Wehrkraft zu schwächen, er darf den Bürger nicht in Zwietracht stürzen und in seinen Geschäften beunruhigen. Dies wäre unvermeidlich, wenn jeder, dem es einfiele, gewissen Verantwortlichkeiten nachgehen dürfte, bis sie zu Höhen führen, die um der Staatsvernunft willen über der Gerechtigkeit und über der Wahrheit bleiben müssen. Moral hat nichts mit Macht zu tun. Möchte es selbst zu erweisen sein, daß Generale gelogen und gefälscht haben, so können bekanntlich Schurken ein Volk zu Siegen führen. Die Vernunft des Staates ist höherer Art als eine Einzelvernunft, die sich wichtig machen will und schreit. Man lasse sie schreien! Zola wurde gewiß allgemein durchschaut als ein unruhiger Streber und Reklamesucher auf Kosten des öffentlichen Wohles? Außer den geschäftlich beteiligten Mitläufern nahm doch

wohl niemand ihn ernst? Zweifellos schwieg man ihn tot? Grub um so tiefer die Wahrheit ein, nach der er schrie, und ihn mit? . . . Nein! Nicht hier, nicht diesmal. Menschen waren da, denen die Macht nicht über ihr Gewissen ging, und ihre eigene Ruhe nicht über Herz und Gesinnung. Menschen waren da, Parteien fanden sich, ein Volk stand auf. Viele prüften sich, wie Zola es verlangte in seinem Brief an Frankreich. »Prüfe dein Gewissen: war es wirklich dein Heer, das du verteidigen wolltest, da doch niemand es angriff? Hattest du nicht vielmehr das jähe Bedürfnis, dem Säbel zuzujubeln? Nimm dich in acht, du gehst auf die Diktatur zu. Und weißt du, wohin noch? Zur Kirche.« Die innere Knechtschaft mit der äußeren, dies verbarg sich unter dem Vorwand der Staatsvernunft und des Patriotismus, viele sahen es, die ihr Volksheer liebten. Sie glaubten nicht, daß man lügen und Knecht sein müsse, um stark zu sein. Sie glaubten vielmehr, das Stärkste sei die Wahrheit. Sie hatten Beweglichkeit, Wohlwollen und heiteren Glauben an das Leben genug, um die Wahrheit für heilsam und schöpferisch zu halten, sollte sie auch Krisen bewirken. Manche waren ohnehin so gesinnt, daß weder Heer noch Staat ihnen erlaubt schienen, wenn es denn ihr inneres Gesetz war, daß sie uns erbärmlich machten. Die meisten aber wurden sich durch dieses eindringliche Beispiel der Natur ihres eigenen, besonderen Staates bewußt, und daß wenigstens er also auf der Wahrheit stand, — da der Versuch, zu fälschen, ihn so sehr erschütterte. Königreiche konnten nach ihrer Meinung mit der Lüge auskommen, ihre Republik nicht. Dies wurde ihnen zum Anlaß, sich klar und grundsätzlich von denen zu scheiden, die auch in Königreichen hätten leben können. Zola stellte fest, was vor allem sein Werk war: »Derart sind nach und nach zwei Parteien aneinander geraten: einerseits die ganze Reaktion, alle Widersacher der wahrhaften Republik, die wir haben sollten, alle Geister, die, ihnen selbst vielleicht unbewußt, für die Autorität sind, sei sie religiös, militärisch, politisch, drüben der ganze Zukunftsdrang, alle durch die Wissenschaft befreiten Gehirne, alle, die nach Wahrheit und Gerechtigkeit streben, die glauben an den immerwährenden Fortschritt, und daß seine Eroberungen eines Tages endlich verwirklichen werden, was irgend möglich ist an Glück.« Die meisten von diesen waren durchaus alltäglich, Bürger oder Arbeiter, durch ihre

Lage auf die nächstliegenden Sorgen verwiesen und ihretwegen vielfach geschieden. Diesmal waren sie einig. Die Bürger und das Volk dieser Klassenrepublik waren einig in einer Sache der Sittlichkeit. Arme und auch Reiche glaubten nicht, daß es genug sei, wenn sie verdienten und sogar selbst die Steuergesetze machten: höchst merkwürdig, sie bestanden auf Werten, die man nicht sieht. Die wichtigsten Interessen des auch hier regierenden Kapitalismus konnten es doch in dieser Bourgeoisrepublik nicht hindern, daß alles, Geschäft, Politik und die Sicherheit des Landes selbst, überrannt wurde von einem erbitterten Idealismus. Von nun an stürzte jedes Ministerium, das Ruhe herzustellen dachte, wenn es die Wahrheit tiefer eingrub. Das Heer zerrüttete sich durch Widerspruch von innen. Die Familien spürten in sich die öffentliche Erschütterung, den Geschäften drohte sie mit einer Katastrophe. Überall Mißtrauen, Unsicherheit, Wühlerei und Aufbegehren: eben der Zustand der Geister, der hundert Jahre früher Blut gefordert hatte, gedämpft nur durch die Erfahrungen der hundert Jahre und weil die Vernunft fortgeschritten war, sogar bis in das geheime Herz ihrer Feinde. Die Revolution schien auferstanden, vielmehr, man sah, sie war nie tot gewesen, und sie war aus einem Stück; heute wie je waren ihre Menschen zur Stelle und erkannten sich wieder. Erkannte man Zola nicht wieder? Er hatte, sein eigener Rousseau, sein eigener Condorcet, den Vernunftrausch erlebt von Gleichheit und unbegrenzter Vervollkommnung und ging nun jenen bitter ekstatischen Weg, auf dem man begreifen lernt, warum Danton fallen mußte, und wie Robespierre ward. Niemand vertrat auf so festem Lebensgrund wie er den Inhalt dieses Zeitpunktes; die Leidenschaft seines Geistes war genährt wie keine; das Weithingültige des Kampfes war in ihm. Ihn vor allen sahen die Völker an, die den sittlichen Kämpfen Frankreichs so ergriffen zusehen, als seien es ihre eigenen und sie hätten sie nur nicht gewagt. Er hatte, wie je, die Gabe der großen Wirkung. Seine Tat, wie ein Werk mit seinem Namen darauf, war millionenfach in den Händen der Welt.

Dafür trug er die größte Verantwortung und opferte am meisten. Denselben 13. Januar, als sein Brief an den Präsidenten erschien, beschloß die Kammer die gerichtliche Verfolgung gegen ihn. Der Kriegsminister, einer der von ihm angeschuldigten Generale, mußte

die Klage einreichen, beschränkte sie aber vorsichtig auf fünfzehn ausgesuchte Zeilen. Während fünfzehn Gerichtssitzungen stand Zola vor den Geschworenen, und als er am Schluß der Verhandlung das Wort an sie richtete, wußte er längst, sie würden ihn verurteilen. Der Vorsitzende des Ministerrats selbst hatte in öffentlicher Parlamentsrede es ihnen zur nationalen Pflicht gemacht. Zu diesem Druck auf ihr Gewissen kam ein anderer, die Kundgebungen vor dem Gericht, auf der Straße, wo der Angeklagte und seine Freunde bei jedem Erscheinen umlärmt, beleidigt, bedroht wurden. Von der Reaktion bezahlte Lumpe, in Gemeinschaft mit den Mitgliedern klerikaler Vereinigungen, täuschten eine Volksbewegung vor, und die Polizei griff jedesmal erst dann ernstlich ein, wenn es erwiesen schien, daß nur eine Art Schlacht den Angeklagten schützen konnte vor der gerechten Entrüstung des Volkes. Die Geschworenen sahen dem zu, mit Gefühlen, die zweifellos bestimmt wurden durch ihre eigenen Interessen. Zola sagte es ihnen in das Gesicht. Er hielt sich nicht lange auf bei dem Vorwurf, er sei ein Verräter am Heer. Einst hatte er geschrieben: »Der Krieg ist nachgerade eine zu ernste, zu furchtbare Angelegenheit, als daß er noch Lügen vertrüge. Ich bin tief überzeugt, wenn das Gelüge des falschen Patriotismus wieder anginge, würden wir wieder geschlagen werden.« Die Volksrichter nun dort vor ihm dampften von falschem Patriotismus. Idee und Wahrheit wären nie zu ihnen eingedrungen durch all den Dampf, es galt, sie selbst anzupacken. Er sagte ihnen zuerst, daß sie das Herz und die Vernunft von Paris seien und natürlich kein Wort glaubten von den erbärmlichen Fabeln, die über ihn und seine Sache im Umlauf seien. Sie seien gewillt zu der Wahrung ihrer durchaus berechtigten Interessen, die sie begreiflicherweise für die Interessen der ganzen Nation hielten. Die Einnahmen sänken, gab er ihnen zu, Geschäfte würden immer schwieriger, eine Katastrophe drohe, und so lese er in ihren Gesichtern den Entschluß, den sie fertig mitgebracht hätten: der Sache ein Ende zu machen. Denn was bedeute ein Unschuldiger auf der Teufelsinsel gegen die Interessen eines großen Landes. »Wenn Sie mich verurteilen, liegt Ihrem Wahrspruch der Wunsch zugrunde, die Geschäfte möchten sich wieder heben.« Er sprach zu diesen Richtern aus der Demokratie mit leidenschaftlicher

Schonungslosigkeit, wie niemals, weder zu einem Volk noch zu seinen Chorführern gesprochen ward. Sie sollten nicht glauben, ihm und seiner Sache könnten sie etwas anhaben! Möchten sie ihn treffen, sie würden ihn nur größer machen! »Sehe ich aus wie ein Verkaufter, Lügner oder Verräter?« Und er scheute sich nicht, ihrer mittelmäßigen Denkart seine Leistung vorzuhalten, seine vierzig Bände, werbend mit Millionen Zungen für den Ruhm Frankreichs. Ihr Werk aber, was sei ihr Werk? Seine, bei ihnen schon beschlossene Verurteilung vertiefe noch die Erschütterung und stelle alles in Frage, was Frankreich bedeute an Rechtlichkeit und menschlicher Gesinnung. Die Wahrheit aber schreite fort unaufhaltsam. Die sogar, die ihn anklagten, wüßten um sie. Er aber beschwöre sie. »Dreyfus ist unschuldig, ich schwöre es. Zum Pfand setze ich mein Leben und meine Ehre.« Er wiederholte den Schwur und gab jedesmal mehr hin. »Bei allem, was ich erobert habe.« Bei seinem Namen, bei seinem Werk. »Alles das soll stürzen und vergehen, wenn Dreyfus nicht unschuldig ist! Er ist unschuldig.« Bei diesem äußersten Bekenntnis sah er auf von dem Papier, woraus er las, und sah wohl in betroffene Gesichter. Seine Stimme, gewohnt zu schweigen, während das von ihm geschaffene Leben sich laut abspielte um ihn her, seine Stimme trug nicht genug, um die ganze Leidenschaft seines Geistes zu tragen, man hörte nur das abgeschwächte Echo. Hinter seinen kurzsichtigen Augen, dieser turmartigen, gefurchten Stirn erschien ihnen von der Macht und Ewigkeit der Idee nur ein fernes, blasses Spiegelbild, und nur einen Augenblick lang. Kaum daß sie, während er alles, alles hingab, von einer Ahnung berührt wurden und erschraken, als zeigte sich ein Geist. So kommt zu den Menschen der Geist. Aber die Lichter brennen, gleich sehen sie wieder die Wirklichkeit, ihre sogenannte Wirklichkeit, und haben sich zurück . . . Zola war verurteilt.

Er geht zum Kassationshof, der das Urteil aufhebt, wird von neuem angeklagt, diesmal nur noch auf Grund von drei Zeilen seines Briefes, und wieder verurteilt. Am selben Abend fuhr er, damit das Urteil ihm nicht zugestellt und nicht rechtskräftig werden konnte, nach London. Es war die notwendige Taktik, er und die Seinen mußten Herren der Sache bleiben und sie hinziehen, bis sie neue Ereignisse zum Ausbruch brachte. Aber es war das Schwerste, was er auf

sich nahm: die Verbannung, und den Verdacht, er fliehe das Gefängnis. Er ging in einer dunkeln Nacht, sah die Lichter seines Vaterlandes verlöschen, und erwog, daß er es nun fliehen mußte, weil er es ehrenhaft und gerecht gewollt hatte. Sich verstecken müssen in fremdem Land, lächerliche Abenteuer bestehen aus Unkenntnis der Sprache, der Neugier ausweichen und nur bestehen durch die Verschwiegenheit: dies war nun der Hintergrund für seine einsamen Gedanken, den tiefen Schmerz des Ausgestoßenen, der die Nachrichten der Heimat nur noch vernimmt wie den Widerhall von Wahnsinn und Entsetzen. Er wartet auf das unbekannte Ereignis, das ihn zurückruft, glaubt es gekommen, als einer der Verbrecher, die unter seinen Gegnern sind, Selbstmord begeht, wartet weiter, aber wartet fruchtbar. Er arbeitet. Da er nicht handeln darf, keine Stimme mehr hat und verschollen sein muß, bekämpft er schaffend das Nichts, das herandrängt und ihn verschlingen möchte, ihn, die Wahrheit, den Menschen, — kämpft mit aller Leidenschaft seines Herzens für die Rechte des Lebens. Gleichnishaft und überwirklich malt er Fécondité hin, das Traumbild schrankenloser Lebensfülle, die Forderung nach all dem Leben, das abfällt, das die Menschen verschwenden und im Keim töten. Sie sind geizig, sind ungläubig und meinen ihren Leiden vorzubeugen, wenn sie es sich versagen, fruchtbar zu sein. Sie sollen wissen, daß Ungläubigkeit schon Ohnmacht ist. Habet die Kraft, die Erdteile zu bevölkern, die noch leer liegen! Kein menschlicher Fortschritt, der nicht durch Übervölkerung erzwungen wäre! Das Gewimmel der Elenden hat die Völker aufgerüttelt bis zur Eroberung von Wahrheit und Gerechtigkeit. Aus Fruchtbarkeit Zivilisation. Aus ihr in Zukunft auch die Gleichheit, denn unter einer demokratischen Verfassung kann ein Volk nur glücklich sein, wenn die Sitten einfach und die Lebenslagen fast gleich sind. Die möglichste Lebensfülle bringt die möglichste Menge Glück. Wir sind nur da, das Leben zu verbreiten, jede eurer Empfängnisse ist erhaben, heilig, und vielleicht die entscheidende . . . Einige Jahre früher hatte eine nicht weniger große Leidenschaft am andern Ende Europas die Tötung alles Lebens gepredigt: aus Liebe, und um des Geistes willen, wie diese hier das Evangelium der Fruchtbarkeit. Zola war sehr allein damals, doch lebte sein ferner Bruder Tolstoi.

Aber wenn er dann aufsah von seinem Werk der Menschenverklärung und um sich her ein englisches Dorf sah und nun, wandernd und immer allein, von fern noch einmal die Krise durchlebte, die sein Land niederwarf: wie überwältigend der Abstand zwischen dieser Wirklichkeit und seinem Traum! Wann kam wohl sein Buch zu dem Volk, für das er es schrieb. Welche noch furchtbarere Katastrophe mußte vielleicht eintreten, bevor sie das tiefste aller Übel erkennen konnten in der Unterdrückung der Fruchtbarkeit? Wirkungen ohnegleichen waren sein gewesen, und doch hatte Vergeistigung ihn nun so weit über die Volksgenossen hinausgeführt, daß gewisse nationale Ereignisse ihn abgesondert erscheinen ließen, wie einen Feind. In Zeiten, die aufgeregt sind und sich darum groß fühlen, gilt es, um seinem Volk vertrauenswürdig zu scheinen, nichts mehr, daß man ihm Meisterwerke geschenkt hat. Man schreie Hoch! Man lasse ein Stück aufführen, worin Fahnen geschwenkt werden. Zola erinnerte sich wohl, einst kritisch aufgestanden zu sein gegen die Tyrannei der vaterlandsseligen Nichtskönner, die auch in ruhigen Zeiten auf gewissen Bühnen sich austoben durften. Jetzt, in den aufgeregten, war das gesamte Land eine patriotische Schmiere. Kein Raum mehr für den, der nicht die ganze nationale Größe auf die Anbetung des Säbels beschränkt. Man sucht nach dem Wurm in seinem dastehenden Werk, es muß immer schon brüchig und eine Gefahr gewesen sein. Man untergräbt den Boden ihm selbst: ist er auch nur ein echter Volksgenosse? — und noch in dem längst vergangenen Leben seines Vaters müssen Flecken entblößt werden, die man hineinfälscht. Zola hat alles Leiden durchgemacht dessen, der, zur Achtung vor den Erscheinungen geboren, sie eines Tages verachten lernen muß: verachten von Grund aus, verachten, was gegenwärtig ist, alles was nicht unter den wohltätigen Schleiern der Vergangenheit oder Zukunft liegt und zu träumen erlaubt oder zu hoffen. O! sein Volk verachtet niemand, es ist ewig, es hat Zeiten gehabt, für die wir ihm danken, und wird groß sein, wenn das kleine Geschlecht, dem wir durch Zufall beiwohnen, lange vorüber ist. Aber dies kleine Geschlecht unserer zufälligen Zeitgenossen stellt uns nun einmal die nächsten, erkennbarsten Vertreter des menschlichen Geschlechtes. An seine Geistesform sind wir hundertfach gebunden. Seine

Geistesform zu entwickeln und zu erhöhen sind wir hundertfach verbunden. Sie wollten ihn ausschließen! Die Unglücklichen, sie vermaßen sich, ihn zu einem Abtrünnigen zu stempeln, — und waren selbst bestimmt, seinen Stempel zu tragen. Wenn anders seinem Volk eine Zukunft gehörte, bestimmte auch er sie. Mehr, als es ihm mitgegeben hatte, sollte er diesem Volk hinterlassen. Lange nach ihm mochten Züge von ihm national heißen, die es ohne ihn nicht geworden wären. Euer Volkstum wird mehr als heute es selbst sein durch mich, ich lebe euch vor, was ihr werden sollt. Ich, ein Abtrünniger? Ob ich das Vaterland liebe oder nicht: ich bin es selbst. Daß ich mich jetzt ausschließe, verbannt bin und schweige, ist ein großes Zeichen, und mein Land selbst richtet es sich auf. Nicht ohne den Widerstand seiner besten Kräfte überläßt es sich diesem verwickelten Rückfall in untermenschliche Zustände, der ihm heute bereitet wird. Die Wortführer und Anwälte, die er findet, seine Logiker, Propagandisten, Drauf- und Durchgänger mögen sich später verantworten, wenn sie es können, das eine steht fest von vornherein: sie haben es leichter. Ihre Gesinnung verlangt nicht, daß sie Verbannung und Schweigen ertragen. Im Gegenteil ziehen sie Nutzen daraus, daß wir andern schweigen und verbannt sind, man hört nur sie, es ist ihr günstigster Augenblick. Nicht mehr als menschlich, wenn sie ihn wahrnähmen und ihren vorgeblichen Patriotismus noch lauter beteuerten, als sie es vielleicht tun würden, wenn nicht wir andern damit in Vergessenheit zu bringen wären. Man müßte sie sich ansehen, ob es nicht auch sonst schon die waren, die das Profitieren verstanden. Waren sie etwa Kämpfer? Oder lag es vielleicht in ihrer Art, was die Macht — die Macht der Menschen und der Dinge — herbeiführte, zum Besten zu wenden, und auch zu ihrem eigenen Besten? Wie, wenn man ihnen sagte, daß sie das Ungeheure, das jetzt Wirklichkeit ist, daß sie das Äußerste von Lüge und Schändlichkeit eigenhändig mit herbeigeführt haben, — da sie sich ja immer in feiner Weise zweifelnd verhielten gegen so grobe Begriffe wie Wahrheit und Gerechtigkeit. Wir fanden nichts daran, in der ästhetischen Duldsamkeit der friedlichen Zeiten. Ihr Talent wirkte modern, ihr Geschmack war oft der zarteste. Gaben sie sich pessimistisch, leugneten sie geistreich den Fortschritt und gar die

Menschheit, indes es ihnen nie beikam, zu leugnen, was bestand und gefährlich war: wir sahen gewollte Paradoxe darin, verwöhnten Überdruß am Einfachen und Echten, keineswegs stichhaltig, weder vor ihrer eigenen Vernunft, noch vor den Ereignissen. Im äußersten Fall, nein, dies glaubten wir nicht, daß sie im äußersten Fall Verräter werden könnten am Geist, am Menschen. Jetzt sind sie es. Lieber als umzukehren und, es zurückbannend, hinzutreten vor ihr Volk, laufen sie mit seinen abscheulichsten Verführern neben ihm her und machen ihm Mut zu dem Unrecht, zu dem es verführt wird. Sie, die geistigen Mitläufer, sind schuldiger als selbst die Machthaber, die fälschen und das Recht brechen. Für die Machthaber bleibt das Unrecht, das sie tun, ein Unrecht, sie wenden nichts ein als ihr Interesse, das sie für das des Landes setzen. Ihr falschen Geistigen dreht Unrecht in Recht um, und gar in Sendung, wenn es durch eben das Volk geschieht, dessen Gewissen ihr sein solltet. Euer Volk hat den Auftrag von der Geschichte, aber an welche trostlose Geschichte glaubt ihr denn, da ihr nicht an den menschlichen Fortschritt glaubt? Euer Volk ist Abriß und Bestimmung der Menschheit, — die ihr leugnet. Euer Volk ist heilig, ist die Idee selbst, die erste freilich, die ihr nicht bezweifelt. Es hat die tiefsten Erkenntnisse, und jenseits von ihnen darf es handeln wie ein reiner Tor, dies ist sein Vorrecht und sein Ruhm. Es bedarf keiner Erziehung, noch des Beispiels der anderen Völker, die sämtlich verfallen und verurteilt sind, was nicht hindert, daß ihre Besiegung ein Beweis wäre für seine schicksalhafte Größe. Der ganze nationalistische Katechismus, angefüllt mit Irrsinn und Verbrechen, — und der ihn predigt, ist euer eigener Ehrgeiz, dürftiger noch, eure Eitelkeit. Entschiede sich das Schicksal eures Volkes etwa nicht durch laute patriotische Abenteuer, sondern in innerer Arbeit, innerem Fortschritt, was würde euch übrigbleiben, als dienend mitzuarbeiten, mit fortzuschreiten dienend. Aber ihr seid nicht zu dienen da, sondern zu glänzen und aufzufallen. Nur kein mißliebiges Wort dem mitlebenden Geschlecht, von dem eure Geltung abhängt, es vielmehr verwechseln mit dem Volk, dem ewigen Volk, und aus den Lastern und Irrtümern dieses zufälligen Geschlechtes womöglich ein Heldengedicht des ewigen Volkes machen. Durch Streberei Na-

tionaldichter werden für ein halbes Menschenalter, wenn der Atem so lange aushält, unbedingt aber mitrennen, immer anfeuernd, vor Hochgefühl von Sinnen, verantwortungslos für die heranwachsende Katastrophe, und übrigens unwissend über sie wie der Letzte! . . . Mit Zorn und mit Schmerz nahm Zola damals die Trennung vor von denen, die er trotz allem für seinesgleichen gehalten hatte. Dulden und Hinfristen war nicht länger erlaubt, die äußersten Prüfungen waren angebrochen und verpflichteten die Geister, streng und endgültig gesondert, hinzutreten, die einen zu den Siegern des Tages, die anderen zu den Kämpfern für die ewigen Dinge. Kameraden bislang, gleich auserlesen, wie es schien: plötzlich aber vertiefen alle Züge sich, und auf jenen steht Untergang, auf diesen Leben. Jene waren oft die verlockenderen gewesen, auch für ihn selbst wohl, jetzt macht es nichts aus, daß man in eleganter Herrichtung gegen die Wahrheit und gegen die Gerechtigkeit steht, man steht gegen sie und gehört zu den Gemeinen, Vergänglichen. Man hat gewählt zwischen dem Augenblick und der Geschichte, und hat eingestanden, daß man mit allen Gaben doch nur ein unterhaltsamer Schmarotzer war. Sogar die Gaben kamen jenen jetzt abhanden, Zola sah die gehaltensten Dichter unvermittelt den windigsten Journalismus treiben. Ein Journalist aber, der heute auf seiten der Wahrheit und der Gerechtigkeit stand, konnte Kraft und Höhe davontragen für sein übriges Leben. Und hier, die rechtlichen Geister, die die Zeit nicht belügen wollen, weil sie an die Ewigkeit glauben, sie sind nun bei uns als Trost und Gemeinschaft, auch wenn sie früher nicht unsere Freunde schienen. Anatole France schien unversöhnlich in seiner Gegnerschaft gegen Zola, er verfolgte sein Talent, mißdeutete seine innerste Natur. Die unfehlbare Prüfung kommt, und sieh, die Geister erkennen einander, die reinen Geister, die immer noch lieber in keiner guten Zukunft je wirken wollen, als in einer schlechten Gegenwart, die Geister der Wahrheit, die menschlichen Geister.

Zola, verbannt und schweigend, trennte, was weltlich war, von dem Ewigen: er trennte es vor allem in sich selbst. Er gestand sich ein, daß das Unglück des Hauptmanns Dreyfus ihm vielleicht allzu gelegen gekommen sei. Als die Sache um sich griff und in Schwung kam, hatte er glauben können, er werde siegen, bald, ohne große

Rückschläge und zu schwere Opfer. So hatte Voltaire gesiegt, als er Calas verteidigte. Auch sein eigener Ruhm, so lange doch nur aus Bewunderung gemacht, sollte in Zukunft Begeisterung zeugen. Die tiefen Volksschichten sollten von ihm wissen mit ihren einfachen Herzen, seines, das sich von den Büchern loszulösen begann, verlangte so sehr nach ihnen. Sie konnten ihn emportragen, wer weiß wie hoch. Die letzten Ziele seines politischen Ehrgeizes waren ihm wohl mit Namen genannt worden von seiner mittelländischen Phantasie ... Dank dem Jahr der Verbannung und des Schweigens hatte er sich nun zurück und war sich wieder bewußt, daß der Geist dem, der für ihn arbeitet, als Preis eben nur seine Arbeit zuteilt, und daß dies genug ist. Am Ende aller inneren Erfahrungen dieses schweren Jahres sah er unter den Zügen des kommenden Triumphators nicht einmal mehr in geheimen Augenblicken seine eigenen Züge, nur die der Wahrheit. Daß sie siegen müsse mit Glanz, ohne einen Schatten oder Vorbehalt, glaubte er fest wie je. Ihr Vormarsch ging weiter unaufhaltsam, alle Ereignisse bereiteten nur noch ihren Einzug vor, und endlich hörte man ihren Schritt, an dem Tage, als der Kassationshof die Revision des Prozesses Dreyfus beschloß. Zola, den fertigen Roman des schweren Jahres unter dem Arm, fuhr sofort heim. »Nun die Wahrheit gesiegt hat und Gerechtigkeit herrscht, kehre ich heim,« sagte er. Er sagte noch von der Wahrheit, die ihm anvertraut gewesen war. »Sie war wie die kleine heilige Lampe, die man im Sturm dahinträgt und schützen muß gegen die Wut einer mit Lügen sinnlos gemachten Menge.« Er stellte fest, es war wirklich die Wahrheit gewesen, die er in Händen gehalten hatte. Alle Anklagen in seinem Brief an den Präsidenten der Republik, die kühnsten und die am höchsten hinaufgreifenden, waren jetzt nicht nur bestätigt: sie sahen aus wie Erfindungen eines zahmen Romandichters neben der trotzig ragenden Wahrheit. Und anders hatte es gar nicht kommen können, die Wahrheit siegt immer. »Von der ersten Stunde an hatte ich die Gewißheit, ich ging einen unfehlbaren Weg, mein Mut war also nicht so groß.« Er verkleinert schon sein Wagnis, er glaubt schon edelmütig sein zu können, weil alles gewonnen ist. Sind die Dinge nicht von jeher so verlaufen? Kein Buch hat er schreiben, keine Überzeugung

vertreten können, ohne gekränkt zu werden mit Lügen und Beleidigungen, und oft schon tags darauf mußte man ihm Recht geben. Auch seine Tat kann nicht anders ausgehen. Nach den ersten, qualvollen, niederschmetternden Akten muß der letzte die Wirrsale in Frieden und Eintracht auflösen zum Ruhm der Unschuld, noch mehr, zum Ruhm des Vaterlandes. Dann wird es gerüstet sein, seine geschichtliche Sendung zu beenden und der Welt die Gerechtigkeit zu bringen, wie es ihr die Freiheit gebracht hat.

Aus solcher Höhe der Fall. Ein zweites Kriegsgericht verurteilt Dreyfus zum zweiten Mal. Der letzte Akt war nicht der letzte, die Grenzen der Lüge und der Ungerechtigkeit sind hinausgeschoben, man erkennt nicht mehr, bis wohin. Und Zola, der das Unmögliche wirklich werden sieht, fühlt nur noch Grauen. Der Wille zum Bösen, dem die Welt erlegen scheint, und ihre vollkommene Widerstandslosigkeit gegen seine Anschläge können einem Geist der Güte zuletzt nur noch Grauen machen. Er fühlt einzig, wie sollen wir, nach dem was geschehn ist, bestehen vor unseren Söhnen? Das Andenken an Grausamkeit und Irrsinn, das wir ihnen hinterlassen, wie sollen sie es noch gutmachen? Bedeutet dies den Tod der Nation und unserer Welt? »Welches Bad von Güte, Reinheit, Rechtlichkeit wird uns erretten aus dem Giftschlamm, worin wir verenden?« Unter Schuften wie diese, unter knechtischen Dummköpfen wie diese haben wir gelebt, dieses unser Land, in dessen Lauten wir unsere menschlichsten Gedanken formten, hat sie hervorgebracht! Alle Grade der sozialen Gewalt haben sich verschworen zum Untergang des armen Jammerbildes, dieses angeklagten Opfers, das der Mensch selbst scheint. Sie haben ihn hergeschleppt von seiner Teufelsinsel, jenem Kerker des Menschengeistes, und wollen ihn endgültig stumm machen mit Aufbietung aller ihrer bewaffneten Übermacht. Der öffentliche Ankläger lügt störrisch, schamlos liefert das Gericht sich den falschen Zeugen aus, die die Schuldigen selbst sind. Diese Generale, die gefälscht und das Recht gebrochen haben, halten jetzt unter ihrer Schreckensherrschaft das Gericht, die Öffentlichkeit, das Land. Einer muß untergehen, sie oder der Mensch. Es ist am äußersten, nur seine Ermordung rettet sie selbst vor dem Zuchthaus. Aber sie sagen: sie rettet das Land. Denn es sind Menschen, deren Deck-

mantel und schmutziges Geschäft das Vaterland ist. Das Volk meint mit dem Namen des Vaterlandes irgendeinen uneigennützigen Traum. Sie aber berechnen den Gewinn aus seiner Begeisterung für ihren Ehrgeiz, ihre Habsucht, ihren Machthunger. Hinter dem Nebel seiner Begeisterung begehen sie ihre Verbrechen. Da stehen sie, sie sind nicht die Soldaten der Demokratie, und da sie nicht ihre Soldaten sind, sind sie ihre Henker. Nie werden Führer ihrer Art in einen Krieg ziehen, den sie nicht zuerst zur Unterdrückung des eigenen Volkes angezettelt hätten. Man sollte sehen, was sie, vor die Wahl gestellt, vorzögen: auszuscheiden aus einem großen, freien Vaterland, oder weiterzuherrschen über ein besiegtes und verkleinertes. Da stehen sie mit ihren Tressen und Helmbüschen und heischen das Opfer des Menschen für ihre Ehre, diese Ramschware, für ihren Patriotismus, diesen Pofel. Jesus ist nur einmal verurteilt worden, für sie soll der Mensch zweimal sterben. Mag alles einstürzen, Frankreich eine Beute des Bürgerkrieges, das Vaterland in Asche und Trümmern, das Heer selbst entehrt, und an das Kreuz mit dem Gedanken, wenn nur der Säbel König bleibt!

Wäre es uns bestimmt, aus solcher Tiefe noch wieder an das Licht zu gelangen? Vielleicht sind wir nur darum bis auf den Grund des Grauens gesunken, weil das Geschick tragische Größe wollte, eine über alles erhabene Schönheit, Buße wohl auch, und dank ihr die Verklärung? Ungeheures müßte freilich geschehen, die Reinigung der obersten Stellen der Heeresverwaltung, die Ausräucherung der Jesuitenschule, die der Generalstab ist, und dahinter der Kirche zu Leib, denn sie steht dahinter, und allen ihren Kunden, Zöglingen und Söldnern, dem ganzen Heer der Verschworenen, bis in seinen Kern, der Unwissenheit heißt. Nicht mehr und nicht weniger als eine Erneuerung Frankreichs! — und ist dies der Sinn und Ausgang des lebenden, vom Schicksal geschaffenen Werkes, das sich hier abwickelt? Zola konnte damals nichts sehen, als daß zum Anfang der Buße eine neue Schändlichkeit geschah und daß wieder gelogen ward, aber jetzt im Namen des Mitleids. Der Unschuldige ward begnadigt. Er bekam nicht sein Recht und seine Ehre, man ließ ihn nur laufen. Seine Mörder gingen weiter mit allen ihren hohen Würden in der Sonne umher. Dazu also die übermenschliche An-

strengung, deren es bedurft hatte, um seinen Grabstein zu heben, beschwert wie er war mit allem aufgehäuften Unrecht. Sei es! Der Unschuldige hat Zeit, zu warten, bis ihr ihn wieder einsetzt und hoch ehrt vor aller Welt. Eure Schuld werdet ihr ihm niemals ganz bezahlen können. Denn eure Schuld besteht nicht nur in seinem Leiden, das ihn heiligt, sie ist angewachsen um den vollen Schatz von Empfindung und Gedanken, den er euch geöffnet hat. »Der zweimal verurteilte Unschuldige hat mehr getan für die Verbrüderung der Völker, als hundert Jahre philosophischer Redekämpfe und theoretischer Menschlichkeit. Zum erstenmal, seit die Welt steht, hat die gesamte Menschheit den Schrei nach Befreiung ausgestoßen und ist aufgestanden für Rechtlichkeit und Großmut, nicht anders, als bildete sie nur mehr ein Volk, das eine Volk von Brüdern, das Dichter erträumen.« Dies darf kein Spiel gewesen sein. Wenn es gelänge, durch den Kunstgriff der Begnadigung das Bild des Unschuldigen zu verwischen, auch die großen Begriffe, für die es dasteht, wären getrübt. Zola ist entschlossen, weiter zu arbeiten für den Unschuldigen, rastlos und ohne Furcht, daß er die Welt ermüde oder erbittere. Das Entgleiten des erhofften Sieges steigert seine Inbrunst, in ihm erschließt sich eine mystische Liebe zu dem Auserwählten des Leidens, in dessen Nachfolge auch er selbst Verfolgung erlitten hat um der Gerechtigkeit willen. Er scheint nun in seinem Gefühl so einfach, wie irgendeine einfache Gestalt von einst, die ein Wunder gewirkt hat nur mit der Kraft ihres Herzens. Mehr als hundert Jahre zuvor war durch dasselbe Paris eine Frau gegangen, eine Frau aus dem unteren Bürgerstand, war von einem Menschen zum anderen gegangen, großen Herren, Leuten von der Straße, der Königin selbst, und zu jedem, trotz Spott, Müdigkeit und Gefahr, sprach sie nur eins: in der Bastille sitze ein Unschuldiger, der Unschuldige müsse befreit werden, keinen Tag länger könne die Welt sonst leben. Sie erreichte es auch, es schien merkwürdig und ergriff. Aber erst lange danach ward klar, es sei ein seelisches Vorspiel der Revolution gewesen. Zola ist, auch wenn er an seinem Schreibtisch sitzen blieb, unter den Volksgenossen umgegangen als ihr Gewissen, wie vormals Madame Legros. Sie eine Handwerkersfrau, er der weiteste Geist, aber beide sind hervorgetreten aus dem tiefsten Herzen einer Menschen-

art, die glaubt an den Menschen, die schwärmt für ihn, und die ihre Höhepunkte immer dann erreicht, wenn sie für seine Unschuld kämpft.

Aber schon damals die Königin hatte befohlen, die Akademie solle Madame Legros mit dem Tugendpreis krönen, nur sagen dürfe man nicht, wofür. So verläuft es auch diesmal. Die Wahrheit und die Gerechtigkeit siegen trotz allem, nur darf es nicht verlauten. Der Sieg muß zweifelhaft bleiben. Nicht nur Königinnen, auch das Geschick bestimmt es so. Nach der Begnadigung des Unschuldigen werden die Parteien weiter streiten, ein Jahr noch, und das Ende ist die Amnestie aller, Kehraus, Straflosigkeit und Vergessen für Gerechte wie Ungerechte, Verbrecher wie Rächer. Und dies scheint aller Welt ein annehmbares Ergebnis, der vernünftigste Ausweg. Es tut nichts, daß die Wahrheit entnervt wird durch einen Straferlaß, der keinen Unterschied macht zwischen dem General Mercier und Zola. Niemand weigert sich, es hinzunehmen, daß das Gefühl der Gerechtigkeit verdunkelt wird bei den Kleinen: auch Jaurès nicht, der Hochherzige. Und nie wird es dem Land einfallen, aufzustehen dagegen, daß das Gute verschleiert, das Böse nicht feierlich gezüchtigt wird. Denn dies ist nicht der Weg des Geistes unter den Menschen. Mit nichten tritt er aus einem einzigen Beispiel, einer weithin sichtbaren Begebenheit strahlend hervor, blitzt nieder die Mächte der Finsternis und überzeugt mit seiner jähen Apothese auf einmal alles Volk. Auch diese Dinge lehren es wieder. Die Taten sind nicht ohne Rest komponierbar, kein fünfter Akt beendet hier die Irrungen und Zweifel. »Der Fall Dreyfus hat Frankreich sehr geschadet,« werden noch immer die Toren sagen, wenn sie schon längst umgeben sind von dem Nutzen, den er gewirkt hat. Als er begann, saßen in Regierung und Generalstab die Mörder des Unschuldigen und handelten unter dem Willen der Kirche. Der Kampf nahm die Herrschaft den schlechten Republikanern und gab sie besseren, die das Unrecht nicht wollten und nur zu schwach waren für das Rechte. Ihnen werden vielleicht andere folgen, die gut und nicht mehr schwach sein werden. Vieles könnte möglich werden: die Angriffskraft der Kirche gebrochen, das Heer der Demokratie geführt zu ihrer Ehre von ihren eigenen Söhnen, und die Gleichheit als Abschluß, die wirtschaftliche nach der politischen, und damit endlich die wahre Republik, die Republik der

Gerechtigkeit und der Wahrheit. Aber auch dann kein Ende, der Kampf ist nie aus, der Sieg hat kein Gesicht, und erst die Söhne mögen feststellen, wieviel die Väter gewonnen haben. Die Wirklichkeit ist bitter und dunkel, wir können nichts tun, als unser Blut und unsere Tränen geben. Wir können nichts tun, als kämpfen für die Ziele, die nie erreicht werden, aber von denen abzusehen schimpflich wäre, — kämpfen, und dann dahingehn.

VERKLÄRUNG

Reicher um diese Erkenntnisse, zog Zola sich in Stille und Arbeit zurück, 1900, nach drei Jahren politischen Kampfes. Nicht mehr zwei Jahre hatte er zu leben. Und zum Abschied von den Eintagsmenschen und bedenkenlosen Genießern des Augenblicks, mit denen er es die Zeit über zu tun gehabt hatte, den todgeweihten Verächtern der ewigen Ideen, verhieß er ihnen die Rache, die von jeher die Dichter genommen haben. »Verbrechernamen gibt es, die, mit Ehrlosigkeit gebrandmarkt von uns, nur noch fortgeschwemmt werden wie Unrat im Strom der Zeit.« Mehr: er wollte aus seinem erkämpften Wissen heraus bezeugen, was er nahen sah am Horizont, seine hartnäckige Hoffnung, viel Wahrheit, viel Gerechtigkeit werde eintreffen, bald, von den fernen Feldern, wo die Zukunft sprießt. Er war sechzig Jahre alt, aber nicht entmutigt. Die Kraft, in vierzig Bänden ausgegeben und erworben, er hatte sie handelnd noch einmal ausgegeben und noch einmal erworben. Er war, da er dem Leben glaubte und es liebte, gemacht für Katastrophen. Ihm konnten sie nicht an, er wußte, das Leben geht weiter, wenn ich liegen bleibe, geht weiter, wie ich es gekannt habe. Ich habe vorgelebt denen, die nun leben sollen. »Ein Hauch ist vorbeigeweht, und alle wollen schneller zur Gerechtigkeit kommen, wollen in Wahrheit leben und so viel Glück wirklich machen, wie immer möglich.« Handelt! Macht wirklich! Fangen sie nicht schon an? Er sieht mit seinen letzten Blicken den ersten Schimmer heraufsteigen des Tages, den er mit geschaffen hat. Die Bewegung wächst immer, die Kräfte von morgen schicken sich an, den verderblichen Mächten der Vergangenheit die entscheidende Schlacht zu liefern. Die Ausbreitung des Unterrichtes, die Kirche ausgeschlossen von ihm, die Reinigung

des Heeres und des Staates, Fürsorge, Steuergesetze, und die Arbeit neu geehrt: die wahrhafte Republik kündet sich an, er sitzt dort draußen in der Abendsonne seines Gartens und läßt nur gedeihn. Sie wissen ihn nahe, das Leben weiß ihn sich immer nahe, und sie holen ihn herbei, damit er ihre Genossenschaften und Gründungen feiere und ihnen noch einmal den Kampf verherrliche und die Arbeit. Es scheint ihnen wohl, er sei der Vater ihrer Republik und habe wahr gemacht, was verheißen war über seinesgleichen. »Der einsame Denker bestimmt, schreibend und handelnd, das Schicksal der Menschen. Er nur zeugt in ihnen, vermittelst des Gefühls, die Ideen, von denen sie leben und die sie mit aller ihrer Kraft festlegen in sozialen Wirklichkeiten. Er nur treibt sie zum Handeln an, zum Gutmachen durch Rechtlichkeit und Wahrheit.« Kein Jahrzehnt mehr, und von der Kammertribüne herab wird der Minister der Arbeit in Sätzen, die von Zola scheinen, das Recht des geistig befreiten Menschen verkünden auf irdische Gerechtigkeit statt der himmlischen, das Recht des arbeitenden Menschen, wirtschaftlich so unabhängig zu werden wie politisch. Zola selbst hat das Letzte, das ihm gegönnt war, darangegeben, uns vorausschauen zu lassen, was uns versprochen ist. Les Quatre Evangiles, Entwurf des neuen Erdenbundes, begonnen mit dem Loblied der Fruchtbarkeit, erweiterten sich nun zum dargestellten Wunder der Arbeit, dem Heldengedicht ihrer Kraft und Herrlichkeit. Aber aus Arbeit die Idee, so hatte er es erfahren. Fécondité und Travail zogen nach sich Vérité und Justice. Und durch Wahrheit zur Gerechtigkeit, dies war sein Weg, es mußte der der Menschheit sein. Er konnte ihnen nicht mehr das heilige Bild ihrer erfüllten Gerechtigkeit enthüllen, ihm blieb nur noch Zeit für das dritte der Evangelien. Wahrheit war die Seele aller seiner Anstrengungen gewesen, er hatte begonnen in ihrem Namen, und schloß nun mit ihr. Der Fall Simon in Vérité ist nochmals der Fall Dreyfus, vereinfacht durch Provinz und kleine Verhältnisse, mit dem Militär und den Patrioten in zweiter Linie, ganz vorn aber, wie es ihm gebührt, der Kampf der Kirche mit der Schule, Umklammerung der Jugend durch die Kirche, der Zukunft des Landes, seiner Verwaltung, Armee, seines Geistes und Gewissens, Verwirrung des Landes, Schändung, Wahnsinn und drohender Zu-

sammenbruch, aber dann seine Befreiung durch den Sieg der Wahrheit. Auch hier eine Ungerechtigkeit, und »eine einzige Ungerechtigkeit genügt, damit ein Volk daran sterbe, in langsam überhandnehmendem Wahnsinn«. Der jüdische Laienschullehrer ist unschuldig an der Ermordung des Kindes, ein Frater hat es getan, warum euer abergläubisches Wüten, das nur euch selbst in die Fesseln liefert? »Die Herren der Welt haben nie jemand vergiftet, es sei denn die Unwissenden.« Ungeheure Geduld des andern armen, Verfolgung leidenden Lehrers, der an der Stelle des unschuldig Deportierten eure Kinder die euch noch unbekannte Wahrheit lehren will, die eigene Prüfung, die gefestete Vernunft. Nur seine gewappnete Liebe befähigt ihn, durchzuhalten. »Er bemühte sich zärtlich, die Kinder besser zu machen als die Väter, in die verruchte Gegenwart senkte er den Keim der glücklichen Zukunft, und das Verbrechen der anderen löste er ab um den Preis seines eigenen Glückes.« Sein Werk gelingt ihm, o, nach wie vielen Rückschlägen, dennoch ist eines Tages die Nation keine am Boden lastende Bleimasse mehr, und ist herangezogen zum Glück. Der Unschuldige kehrt zurück im Triumph. Es triumphiert die Wahrheit, — aber da hat der Unschuldige schon weiße Haare... Und auch so noch ist dies eine Utopie, den Sieg, wir wissen es, erlebt man nicht. Wir können ihm nur entgegenträumen, wenn wir endlich ruhen vom Kampf. Geduld und Liebe werden ihn, wie jener arme Lehrer, erwerben für die Späteren. In der Abendsonne seines Gartens träumt Zola ihm entgegen, mit beruhigter Miene. Ehemals las man darin, er sei unruhig und verwickelt, und dies ist ein Gesicht, fast einfach, fast ohne Qual und Hintergedanken, geklärt durch Erleben, nicht verwirrt, und den Menschen befreundeter, nachdem er sie erkannt, als wie er anfing, sie zu kennen. Die Haare im Nacken halb lang, biederer Graubart, und das ideale Gesicht eines alten Lehrers, sanft, trotz seiner Weisheit voll Zuversicht, ein Lehrer der Demokratie.

Die Weisheit sagt: »Dein Werk ist getan, aber es ist umstritten und gefährdet.« Die Zuversicht sagt: »Es ist da.« Die Weisheit sagt: »Du glaubst doch nicht, es werde unbehelligt immer fortwirken und der Mensch sich nach deinem Beispiel auf geradem Weg hindurcharbeiten zum Geist. Das ist nicht seine Art. Seine Art ist es,

den Geist zu hassen, wenn schon mit schlechtem Gewissen. Gesetzt auch, du zeitigest wenigstens nahe um dich her eine Annäherung des handelnden Menschen an die redliche Vernunft des denkenden Menschen: Schicksal der Vernunft ist es, zeitweilig zu ermüden, sich aufzugeben und das Feld zu räumen den Orgien einer komplizierten Naivität, den Ausbrüchen tiefer alter Widervernunft. Denke dir einen Taumel der Widervernunft, gegen den die Verurteilung eines Unschuldigen und was dann folgte, belächelnswert wäre. Zeitwenden stehen vielleicht bevor, da eine Welt, die von dir nichts weiß, sich dahin bringen läßt, zu toben im Rausch von hundert Giften, wüstem Haß, stinkender Lüge, tauber Ungerechtigkeit, im Krampf, den sie Begeisterung nennt, in Geschäftsgier, die sie auch Begeisterung nennt, im tollwütigen Drang, zu vernichten, Drang rückwärts, Drang hinab, zum wiedergekehrten Chaos, so dunkel, daß auch dein Wort es nicht mehr aussprechen und erhellen könnte. Wo bleibt dann jene Demokratie, die du naturalistisch genannt hast, weil sie die angewandte Wissenschaft vom Menschen sei? Der verantwortungsloseste Lyrismus ist wieder da, Lyrismus des Abgrundes, die ewige Scham jedes Menschengläubigen. Damit rechne.« Die Zuversicht sagt: »Ich rechne damit, — und über den Abgrund hinweg grüße ich jene, die dann kommen, die um so fester in ihren Herzen die Liebe einer zu vervollkommnenden Erde tragen werden und eines Menschengeschlechtes, dessen Aufstieg kein Ziel kennt. Nach jedem Rückfall in den Abgrund werden die Herzen fester sein. Die besten Werber für den Geist sind seine Widersacher, Grausamkeit und Elend. Wo sind die Eroberungen des Schwertes? Welches Reich ist durch Blut fruchtbar geworden? Sie sind verdorrt, sie verdorren. Bestand hat einzig, was der Geist erobert. Über allem ist die Literatur, ihr Werk ist der Mensch« ... Die Weisheit sagt wieder: »Wenn es so wäre, wer wird durch so ungeheure Zeiträume dein Werk noch erkennen? Es ist wohl nicht ungeschehen, das kleinste Saatkorn kann fortzeugen. Aber darum dein Stolz? Dein Leiden? Dein Kampf? Sie kennen dich nicht einmal heute, da sie dich noch sehen und vernehmen. Dein ist der weitest reichende Ruhm der Zeit, wie sollte sie dich nicht mißverstehen? Die Zeit sieht Einzelnes und keine Einheit. Die Parteigänger

deiner letzten Bücher nennen die ersten unsittlich, die Bewunderer deiner ersten sehen ab von deinen letzten. Wer umfassend sein möchte, sagt, du habest zuerst gute Romane geschrieben, die keine guten Handlungen gewesen seien, und dann gute Handlungen vollführt, aber das seien keine guten Romane. Sie wissen noch nicht einmal wirklich, daß ein Schriftsteller ein Temperament feststehender Art ist, das man nur noch mit Unrecht verwirft, wenn man es je einmal hat gelten gelassen. Du warst in aller Zustimmung und allem Haß doch immer allein mit deinem unbeirrbaren Ich. Deine Art, zu sehen und zu leben, gehörte nur dir und wird mit dir sterben.« Die Zuversicht antwortet: »Nein. Gib nicht acht darauf. Deine Methode war die des Zeitalters selbst. Zukünftige Geschlechter werden dich weniger lesen, aber besser kennen, und die Gestalt eines Vorfahren vor Augen haben bei Nennung deines Namens: eines der guten Männer, die schon damals das Glück für alle suchten in der Wahrheit. Auch dich wird die Liebe retten, der Atem des Alls, der durch deine Brust ging. Sieh, schon heute, aus einer dir mißgesinnten Jugend, tritt ein einzelner junger Mensch zu dir; hat eine der Deinen fremde Art, das Schöne zu suchen, und will dir doch sagen, er wisse es wieder, du seiest groß. Zwanzig Jahre nach deinem Hinscheiden, vielleicht fünfzig, kommt die Entdeckung für alle«... Hierauf nochmals die Weisheit, leiser und schmerzlich: »Ist es aber auch wahr, daß dein Werk dies eine Erdengedicht sei? Es ist vielgliedrig, in seinen früheren Teilen ist übergenug Erde, in seinen letzten fast nur noch Geist. Du warst vielleicht nur einmal vollkommen.« Die Zuversicht: »Genug für ein Leben.« Die Weisheit: »Sieh hin, als wärest nicht du es. Hier ist ein Künstlerwille, vom Süden ausgezogen wie ein Eroberer, sein Stärkstes die sinnliche Kraft, aufzurichten und zu bewegen. Aus seiner Fülle selbst und Blutwärme erblüht ihm Geist, wird stark, wird herrisch und erstickt die Leiblichkeit des Werkes. Wo ist noch die Heftigkeit der Szenen, das Reißende im Fluß des Dargestellten, all das lodernde Leben? Der Gealterte, hoch gestiegen in armes Land und ermüdet, sieht sich um: Zweifel rührt ihn an, ob nicht sein wahres Werk nur jenes war, das seinem jungen Blut entsprang. Aber er ist doch gestiegen! Hat er denn die sinnliche Beherrschung des Lebens nicht

mitgebracht bis in das Land des Geistes? Nur durch sie wird der Gedanke vollkommen, die unsinnlichen Denker wissen dies nicht. Aber der Künstler, der es erst weiß, kann es nicht mehr beweisen. Sieh hin, da stehst du.« Hier aber die Zuversicht: »Dann sei getrost, dein Schicksal ist ein Zeichen für Größeres. In deinem kleinen Dasein war also Raum für die ganze Tragödie des Menschen. Er muß das Leben wollen, und doch auch etwas, das mehr ist und sich kaum jemals bindet mit ihm: den Geist. Kurzer Zielpunkt, wo beide sich binden, sich ganz durchdringen. Schon löst sich der eine, und das andere entgleitet. Liebe es so, denn so soll es sein.«

Zola, in der Abendsonne seines Gartens, fühlt: »Es geht dahin, und ich liebe es nur mit noch mehr Leidenschaft. Und was ich liebe, ist der Kampf, und selbst die Erkenntnis nur um seinetwillen, die tägliche Arbeit unter Schmerzen, die Arbeit, unser Gesetz. Nicht schauen: — kämpfen, und dann verschwinden!« Wenn nun der Tod kam, heftig und ungesehen, in einem Unglücksfall, der vorgriff und rasch abbrach: was brach er ab, was konnte der Tod dem hier noch vorenthalten? Kein Greisentum, sein Herz war, als man ihn sezierte, stark wie Jünglingsherzen, nie würde es haben alt sein wollen. Nicht Geweihtheit und Frieden, Greise, denen sie zu gut anstehen, haben wohl vordem manches versäumt. Hier ist die kurze Verklärung des guten Arbeiters, der anhält und atmend auf seiner erhobenen Stirn den letzten Strahl empfängt. Schon stürzt er hin, nicht unter der gehabten Mühsal, sondern weil sie beendet ist. Wir wollen ihn aufheben, das Pantheon steht offen.

ABSALOM

Hans Gathmann:

I.

DER TOD DES VATERS.

DER Kranke beherrschte mit seinem ungeheuren Willen zum Leben sich und seine Umgebung. Keine menschliche Gewalt, kein Bitten zwang ihn, im Bett zu bleiben. An Wand und Möbel sich mühsam hintastend, schleppte er sich täglich auf das Sofa des bürgerlich eingerichteten Wohnzimmers und trank, mit seinen Gedanken in weiten Fernen, Milch mit Kognak. An sein täglich mehr entschwebendes Leben klammerten sich mit Blicken hilfloser Hoffnungslosigkeit und Worten gütigen Trostes, die er nicht hören wollte, weil ihm sein entsetzlicher Zustand nicht bedauernswert erschien, Mutter und Sohn. Und wenn er müde auf dem Sofa lag, die dürren Hände schlaff über die Schenkel hingen und seine flackernden Augen sich in die Wände einzubohren schienen, murmelte er mit offenem, nur zuckendem Munde Worte aus entschwundenen Zeiten. Der Sohn, dem die Tiefe dieser Qualen des Ringens zwischen Leben und Tod von Tag zu Tag mehr in die liebende Seele griff, dem dieses hilflose, machtlose Hingeworfensein, dieses kraftlose Als-Beute-daliegen mit jeder grausamen Einzelheit deutlich vor Augen stand, wäre gern aus diesen Wänden geflohen, in denen des Todes Lachen aus dem oft stundenlangen, zuletzt wie wimmernden Husten des Alten klang. Oft war es, als griff der furchtbare Unsichtbare dem Hinsiechenden ins Genick, dann taumelte und schwang der gelbe, kahle Kopf mit verzerrten Lippen über dem schlaffen Leibe, so daß der Sohn hinzusprang, weil er einen Erstickungsanfall fürchtete. Und schlug der Kranke die Augen wieder auf, sah er seinen Sohn wie einen Fremden an. Und die Wände tanzten um ihn und dehnten sich, die Fenster glitten in wilder Fahrt in den uferlosen Himmel, die Dielen

schlugen wie Wellen des Meeres, und er saß am Strande und schaute, im Arm die Geliebte, über das ewige Rollen der Wellen, oder er kämpfte im schwankenden Boot wider den Anprall weißlicher Wogen, und die Geliebte half ihm. Oft wuchsen vor seinen starren Blicken Blumen aus den Dielen hervor, so daß er oft heruntergriff und niemand wußte, warum, oder Bäume reckten sich auf und dehnten sich zu schattigen Gärten mit schönen Alleen und verschwiegenen Brunnen. Und er saß auf der Bank im milden Frühlingsabend, das Leben trieb Knospen und brach sie zu Blüten auf. Bei ihm saß die Geliebte im weißen Gewand, die Blüten rieselten über sie beide, und sie versanken in ihnen mit einem unendlichen Gefühle süßesten Geborgenseins und küßten sich in der erhabenen Gewißheit der Liebe. In solchen Augenblicken, wenn sich die Verworrenheit seiner Gedanken zu einem schönen Bilde aus der Jugend klärte, sah sein Gesicht am zerrissensten aus, und seine Augen schienen zu brechen. Eine solch namenlose Qual schrie aus ihnen, und die verkrampften Lippen und die knöchernen geballten Hände riefen in dem Sohne, der dieses Hinschwinden sah, das Bewußtsein eines so gewaltigen Leidens wach, daß es körperlich auf ihn überging und er, selbstmörderisch, an nichts anderes dachte, als die Leiden des geliebten Vaters zu verkürzen. So war er eines Tages, als die zerfressene Lunge des Keuchenden keine Luft mehr aufsaugen zu können schien, und er vor dem Nahen des eisigen Todes kläglich wimmerte, zum Schreibtisch gesprungen und hatte den Revolver gepackt. Er spannte die Waffe, um dies gemarterte Leben vom Gefühl des Daseins zu befreien, in seiner ungeheuren Erregung, die ihn beim kaltblütigen Richten der Mündung auf die eingesunkene Schläfe des Röchelnden überfiel, flimmerte grünes Licht vor seinen Augen — und er wußte nicht, war es Wirklichkeit oder Einbildung — die Mutter stand plötzlich neben ihm, bittend und hindernd. Er ließ die Waffe sinken und floh, feige, wie er es im Innersten nannte, und lief zu seiner Geliebten.

Eines Tages brachte er sie mit in das Zimmer des täglich mehr Vergehenden. »Ich will deiner Mutter pflegen helfen,« sagte sie. Dem Kranken schien der Tod jeden Blutstropfen einzeln aussaugen, jeden Atemzug einzeln wegfangen zu wollen. Und das liebliche Geschöpf mit braunen Haaren und blauen Augen sah auf das ringende Leben

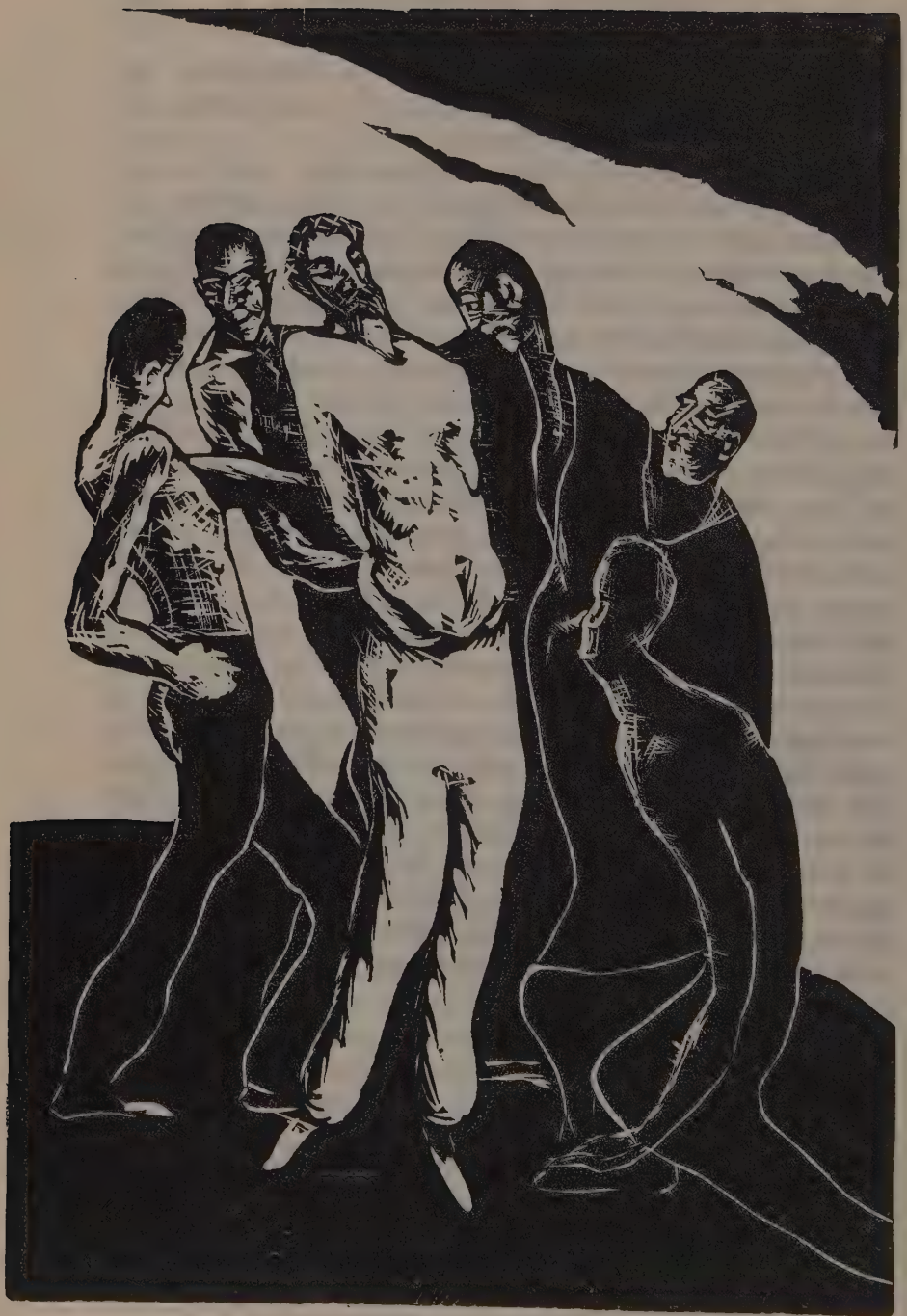
oder auf den mit dem Leben ringenden Tod wie blauer, sonneglühender Himmel auf eine gemeine Tat. Der Vater, der im Schweiße der Schwäche zwischen Wachsein und Dämmern taumelte, sah plötzlich sich neben dem Mädchen sitzen. Und er fühlte das klopfende Herz der Tage, wo der Jüngling die Erfüllung, in langen Jahren halber Reife schon ersehnt, sich nahen sieht. Er hielt die Hände des Mädchens, sein Atem ging sichtbarlich schneller, und wie Gottesodem traf ihr Lippenhauch seine feuchte Stirn, seine Hände flatterten über ihre Arme, und von süßer Gewalt gezogen glitten ihre Glieder nahe. Sein Mund, verdurstend, preßte sich auf die matte Haut ihres Halses, und während sie unter der Macht seiner suchenden Hände auf den Schnee eines köstlich duftenden Lagers sank, ihr Knie wie Marmor aus der rosafarbenen Umhüllung sprang und ihr nach ihm bebender Leib ihn mehr und mehr wie eine berauschende Melodie, wie eine köstliche Quelle umgab, schlossen sich die Paradiesespforten auf, und unter den blütenbeladenen Bäumen umschlangen sich ihre Leiber und flossen ineinander wie zwei Ströme der Ewigkeit. Und vergehend, sah der Sterbende deutlich vor seine Seele gerückt seinen Vater, seine Mutter, sah sie Arm in Arm in heißen Nächten glühen, sah seine Mutter sterben und ihre Augen in den seinen hängen, und wie sich ihre Augen schlossen, fühlte er ihren Blick, ihr Leben in seinen Augen und konnte es nicht bannen. Er fühlte des Vaters Hand auf seinem Scheitel, stand am Sarge der Mutter mit ihm, und plötzlich flossen sie ineinander, es war kein Unterschied mehr zwischen ihnen, und mitten in der Stube klaffte ein leerer Sarg.

Während diese Bilder in wilder Verworrenheit vor den Augen des Siechen glitten und seine Hände oft, hastig und bebend, über die Lehne des Sofas tasteten, seine Lippen sich öffneten und wortlose Reden in ununterbrochener Bewegung in die Stille des Zimmers riefen, saßen die beiden Verlobten still beieinander und suchten sich Auge in Auge blickend irgendein Geheimnis zu entschleiern, das dieser Himmel, diese Erde, diese Stube, ihre Herzen zu bergen schienen.

Plötzlich schreckten sie auf. Die gequälte Brust des Kranken fiel in einem pfeifenden Atemzuge zusammen, und sein gelber Kopf hing mit verdrehten Augen schlaff über die Schulter. Entsetzen packte das

Mädchen, und der Sohn, hinstürzend zu dem Gestorbenen und knieend vor dem nun seelenlosen Körper, riß die Geängstigte mit sich auf den bilderdurchwirkten Teppich.

Wie sie halb lagen, halb knieten, niedergeworfen nicht von der Majestät und unerhörten Grausamkeit dieses Todes, sondern von der Erhabenheit der endlich geschenkten Erlösung, dem Gereiftsein aller dieser täglich und stündlich ausgestandenen Qualen zur Freude der Seligen, schluchzte die Liebe zu dem Dahingegangenen in ihren Kehlen. Und das Mädchen, zu zärtlichen Tröstungen getrieben, hielt ihr tränennasses Gesicht mit einem bittenden Ausdruck unter das harte Gesicht des Geliebten und strich mit kosender Hand durch sein Haar. Diese Berührung rief in ihm ein Gefühl des Siegenwollens wach, es war ihm, als habe er eine Niederlage erlitten, und Lippe auf Lippe gepreßt, sann er mit starren Augen über das, was in ihm redete: »Auge in Auge stehst du dem Tod. Hohnlache in sein knöchernes Gesicht! Verneine seine Macht! Die nicht ist, was sie scheint! Peitsche ihn hinaus durch die lebendigste Tat des Lebens! Brich die Quellen der Ewigkeit auf, die in euch zwei Menschen verborgen singen!« Und als wieder tröstend die schmale Hand seine Wangen streifte, hielt er sie fest, und seine Augen, vom Sinnen dunkel und der Erregung, die durch das heilige Zimmer floß, brannten in die ihrigen, die, in blauer Unschuld auf ihn gerichtet, unter seinem Blick plötzlich einen überirdischen Ausdruck erhielten. Ganz hinsinkend auf die Weichheit des Teppichs, fühlte sie ihn erschauernd mit fliegenden Händen über Brüste und Schenkel tasten, und als sie, ihre Arme innigst um ihn rankend, in Wollust und Schmerz schluchzte, sah sie, verschwimmenden, trunkenen, seligen Blickes, das Antlitz des Toten, das wissend und lächelnd vornübersank.



VERSPOTTUNG

II.

BAHNFAHRT.

Ich steige ein. Das Polster ist hart. Noch sehe ich die Türme der Stadt in der letzten Nachmittagssonne. Ich werde euch nie vergessen, krumme Straßen, auch dich nicht, Marktfrau mit den dicken Gurken in der Morgenhitze. Ich werde dich immer knarren hören, alte Stiege zu jungem Leben. Vielleicht kämmst du jetzt deine schweren Haare Maria, und denkst an mich. Ich werde dich lange nicht wiedersehen, werde fern von dir sein, aber doch sein wie du. Leben ist immer gütig um uns, Leben, das uns ewiglich eint.

Siehe, schon strecken sich Felder weit zu welligen Hügeln, und aus kleinen Häusern steigt Rauch. O, wie faßt mich Sehnsucht, mein müdes Haupt in deinen Schoß zu legen, braune Mäherin im Weizenfeld, Sehnsucht, deine derben Hände in meinen Haaren zu spüren! Warum möchte ich im Grase liegen, wunschlos, und in das unfaßliche Blau starren, das über mir rast, und warum ahne ich das sanfte Geborgensein, das mich erfassen würde, wenn du, Mäherin, mit deiner Hand meine Stirne zudecktest? Ach, ich habe die Gewißheit, du wirst ein uneheliches Kind haben. Es hockt in der finsteren Stube. Es spielt mit Sand und allen bunten Schmetterlingen seiner Kindheit, und deine Eltern, Mäherin, sehen es erbittert am Tische unschuldig die knappe Suppe löffeln. War ich nicht oft in der stickigen, rauchigen Stube abends, wenn dein Vater, dein einst so wilder Vater, erbost auf die Diele spuckte und vergehenden Auges die ersten Gehversuche deines neugeborenen Fleisches von Stuhlbein zu Stuhlbein sah? Bin ich nicht oft mit dir die enge, wacklige Stiege hinaufgegangen zu deinem Lager und trug wie du ein flackerndes Licht in der gestreckten Hand? Und sah wie du Wolken, Sterne ziehen, deine Sehnsucht, deine Angst, deine Liebe, dein Geborgensein, deine Träume waren mein, braune Mäherin, ach, du schwandest schon längst, wo bist du, ich sehe dich nicht mehr. Der Zug fährt.

Fabriken tauchen auf. Schornsteine, gelbe, riesige, stechen in den blauen Himmel und stoßen gewaltigen Rauch aus ihren Mäulern. Ich kenne euch, ihr Arbeiter an keuchenden Maschinen, auch dich,

Heizer, wenn du die Feuerung öffnest und deine nackte Brust rot in die Glut taucht, die dir flammend entgegenschlägt. Auch du bist Vater von Kindern, Mann eines Weibes, Bruder eines Bruders. Ich kenne dich, Schwindsüchtiger an der Presse, du hast ein Kind mit blauen Augen. Eine Ziege hast du im Stall, Kaninchen hinter Draht. Ach, wozu bist du geboren? Bruder, in mir wächst dein verachtetes Antlitz, wachsen deine schmutzigen Glieder, dein bleicher Mund, deine eingefallene Brust zu den Sternen. Verzage nicht, du lebst. Weißt du noch vom Spiel mit Mädchen in hohen Maisfeldern, wie ihnen Rock und Haare flogen? Weißt du noch von der Kuhweide, wo du, zum ersten Male, siebzehnjährig, die runde Hüfte und das nackte Knie der Schwester erfuhrest? Weißt du noch Nacktwerden und Schwellen und Schweben zu süßen Gefilden? Dein Kind hat blaue Augen, dein Kind spielt mit flirrenden Haaren und fliegendem Rock durch hohe Maisfelder mit wilden Buben. Einst wird es auch auf der Wiese liegen, süß umhüllte Weiblichkeit, mit runder Hüfte und bloßem, braunem Knie, und eines Burschen Blick wird an ihr zerrinnen. Weiter, weiter, der Zug fährt.

Und trägt mich an Kirchen vorbei, in denen ich nicht knieen kann? Ach, der Bucklige abends auf der Schwelle und der Greisin von den Lichtern gebeugter, weißer Scheitel wachen in mir auf. Kinder singen in euch, ihr Kirchen, und heben andächtige Augen zu bunten Heiligenbildern. Kinder sind Andacht und Liebe und Glauben, o, sieh' das Kind im Arm Marias, den lockigen Buben, o Kinder, singend, froh, ihr lieben Wiesen unter ewigem Himmel, ihr Schwerter, die durch eurer Mütter Seelen gehen. Siehe, ich knie. Du alter, blinder Mann neben mir, warum brachtest du deine Leier nicht mit, mit der du wochentags von Hof zu Hof den blöden Walzer spielst, daß die Mädchen kichern und Glieder, tanzbereite, junge, sich lösen? Was versinkest du in Andacht unter dem brausenden Choral, der die Seelen aller Schwachen in seine mächtigen Töne reißt, in dem dein Auge, dein erloschenes, zu neuem Licht ersteht, du Blinder? Was ruht dein Haupt auf deiner alten Brust? Schaue frei, schaue hinauf in die Töne, die über dir brausen wie ein Meer, und dann schwebe hinauf, schwebe hinauf mit mir zu Gott.

Der Zug fährt und zeigt mir den Wald, in dem ein altes Weib

Holz sucht für den Winter. Ich sitze bei ihr in der schmalen Stube. Die Fenster sind mit Moos verstopft, damit der Wind nicht eisig hindurchbläst. Die Blumen sind krank geworden, die bunten Blumen vor Rauch und Dumpfheit. Dein Gesicht, Alte, hängt über die Arbeit. Du lebst ja in allen alten Häusern, Mutter der Kinder, Wächterin über den blonden Schlaf der Unschuldigen, Richterin mit dem funkelnden, stahlharten Wort wider den Trunkenen, wenn er aus der Kneipe von den Genossen heimschwankt, die Stirn vom Fall auf das Eis zerschunden und das Zuviel seines Magens über die weißsandige Diele ergießt. Wo berauschtest du dich, daß du den Schlaf deiner Kinder störst?

Hinauf zu dir, Saal des Dorfes, den die Jugend zum Tanze ersteigt. Ich sehe dich, Schlächtermeister des Dorfes. Gestern tötetest du einen Ochsen, ein gewaltiges Tier, der brechende Blick, der fragende, vergehende Bruderblick des Getroffenen, ach, er griff nicht an dein Herz. Heute stehst du, breit von Vergnügen und Lust, im Saale der Jugend. Was brütet in deinem Gesicht? Was treibt den Atem pfeifend aus der Brust? Deine Seele liegt vor mir wie ein Tuch, in das der Wanderer seine wenige Habe schnürte. Ich weiß, du siehst die tanzenden Paare nackt, deines Herzens Begehren dichtest du in aller Herzen Begehren, und wie deine Tänzerin, das Weib mit den langen, gewaltigen Schenkeln und der ungeheuer geschwellten Brust, hinschmilzt in Sehnsucht an deinem, ach, allzu gütigen Busen, da weißt du alle hinschmelzen in gleichen Trieben. Rast, ihr Trompeten! Klaviere, wacht auf! Ihr Lampen, sinket, erlöschet! Tanze wilder, komm näher, mir näher, braunlockige Junge, daß wir entschweben, entschweben!

Und Glocken wachen auf. Es ist Mittag. Hielt der Zug schon einmal oder zweimal, oder wann stiegst du ein, Mann mir gegenüber mit dem fremden, verschlossenen Gesicht? Die Zeitung schwebt vor deinen Augen. Warum flehe ich, daß du nicht mit mir sprichst? Schweig, schweige, dein Schweigen spricht laut. Liest du nicht von dem Morden der Völker, denkst du an Tränen und Grüfte? Weißt du von der Trauer der Engel über dem Grabe des jungen Freiwilligen? Bebt dein Herz, zerbricht deine Seele nicht vor dem ungeheuren Fluch der Mütter? Was glänzt dein Auge gierig? Was

frißt du, gespannt, mit halboffenem Mund die Zeilen? Ach, du berauscht dich an dem Mord mit Handbomben, der Qual der von Granaten tagelang Überschütteten? Wochentags, Elender, hängst du über dein Pult gebückt und baust Zahlen, Zahlen, den Inhalt deines Lebens, deiner Seele, in sauberen Reihen vor dir auf. Nun berauscht sich deine leere Seele am Tod der Massen, an den Abenteuern unter dem Meere, saugt sich voll von dem Blute zu Tausenden hingemähter Nigger, säuft in gierigen Zügen das Blut der vorgeschickten Inder, das Blut zerfleischter, verstümmelter Körper. Halt ein mit dem Lesen! Blicke aus dem Fenster! Der Himmel strahlt, die Ewigkeit dunkler Wälder rauscht Frieden, die Liebe eines Kindes zu einer Blume, erschüttert sie dich nicht grenzenloser als Tod und Schlacht? Jauchze im Leben der gesammelten Bäuerin hinter dem Pflug, im schweren Gang der trächtigen Kühe, erblicke Verheißung, jauchze im Gesang der Kinder im hellen Schulzimmer vor dem alten Lehrer —

Höre auf, vom Tod der Tausenden zu lesen — — Vergehst du nicht in Tränen und Wimmern, dich krümmend über die Schmach des Sichmordens, o, fremder Gefährte der Fahrt durch Felder unter dem Himmel, weht dich Bruderatem nicht fürchterlich an?

Braunes Mädchen, braune Mäherin, da bist du wieder und winkst. Halte ein, Zug, halte! — — Du Ferne, du Junge im Schlaf der alten Möbel, wenn du dein Kind stillst. Ach, ich möchte mich auf eine Garbe legen und von deinen nackten braunen Armen in den Wagen gehoben und eingefahren werden. Ich möchte dein Bett sehen, die himmelblaue Decke über weißem Linnen. Die Blumen am Fenster beten dich an, wenn du im unbegreiflichen Überschwang der Gefühle deine starrenden Brüste allabendlich vor dem Spiegel betrachtest. Ich weiß die Bewegung deines braunen Beines, wenn du aufs Lager steigst, das Strecken der Schenkel. Als des Kuhhirten Blick zum ersten Male an deiner runden Hüfte zerrann, was dachtest du, wie er neben dir lag und die Flamme seines Blickes dich verschlang, gerade an den Jungen aus dem Nachbarhause, der oft in allzu kurzem Hemd der Mutter entlief, auf den Hof rannte und fiel? Wie du ihn dann aufhobst, seine Blöße sanft zudecktest, an dein Herz liebkosend drücktest und ihn der Mutter wiedergabst? Was

dachtest du gerade an ihn, als des Kuhhirten Blick zum ersten Male an deiner runden Hüfte erstarb?

Braune Mäherin, das sind deine sonnigen Tage. Aber wenn jetzt der Alte schimpft im qualvollen Zimmer, dann schrumpft dein Fleisch klein zusammen, und du vergehst in Tränen und Niedergeschlagenheit, und dein Blick bettelt um Frieden.

Nun stehen Türme auf, graue Steintürme. Trug der Zug mich zu der alten Stadt zurück? Soll ich noch einmal die Gemüsefrau sehen mit den dicken Gurken auf dem Markt in der Morgenhitze? Noch einmal die winklige Gasse ersteigen, noch einmal dich knarren hören, alte Stiege, die zu meiner verschollenen Jugend führst?

Nein, ein fremder Name dröhnt, mächtig gerufen, in mein Ohr, die fremde Halle mit fremdem Leben nimmt mich auf. Noch einmal höre ich den fremden Namen der fremden Stadt. Wer wird mir zuerst auf der Straße begegnen? Ich steige aus. Neues Leben beginnt. Gleiches Leben fließt. Wer wird mir zuerst auf der Straße begegnen? Ich spüre dich schon, spüre dich schon wehen, Bruderatem.

VERKÜNDIGUNG

Robert Zellermayer:

LIEBE.

ÜBER allem, was ich in diesem Kriege gesehen habe, liegt ein leichter Nebel. Und wo die Erinnerung klar wird, ist die Lebhaftigkeit ihrer Farben so fremd, wie das Rosenrot durchschnittenen Fleisches oder durch buntes Glas scheinendes Licht. Wenn Blut und Atem doppelt so rasch gingen und das Auge vor allzu großem Drängen ermattete, besann sich leise das Herz. Wie erschütternd begann da ein Begriff zu leben, wie wunderlich vertraut zeigte auf einmal ein Wort sein Gesicht, das in dem Schutt zerstörter Dörfer gemalt war. Plötzlich roch's nach den Wiesen der Kindheit, nach dem gebrannten Kaffee und dem Leder ihrer Straßen. So war's oft am Morgen. Aber am Nachmittag, wenn der Himmel wieder rot wurde von brennenden Dörfern, wenn der Lärm der Kanonen begann, anfangs wie das jüngste Gericht, später wie das Gequake von tausend Fröschen, fing jeder zu träumen an. Kamen wir am Abend in eine Stadt, da verwirrte uns die Erinnerung verlassener Träume, durch deren Straßen wir in der Dämmerung liefen mit dem Lichte unserer Begierden. Unbeirrt stolperten wir durch winkelige Gänge in eine tiefe Stube, da fand sich schon ein wunderlicher Herd, ein blasses Weib, ein Mann im Schatten. Wir schliefen tief, nur manchmal erschreckt durch das Schreien der Wache. Was mir als Erlebnis geblieben ist, weiß ich kaum darzustellen. Es sind Sekunden, in denen mein Herz an einem Gedanken stockte. Was ich sagen kann, bleibt ein Stammeln. Bilder kann ich geben und meinem Wort das Suchen nach dem Herzen eines Menschen. Vielleicht mag, was mir so wertvoll erscheint, ein Zittern meiner Nerven sein, das den andern nicht erreicht. Vieles wird sich wohl verworren darstellen, und was im Fieber deutlich war, zerfließt im Lichte eines ruhigen Tages wie

Schaum. Ich hole es hervor. Es mag so wertlos sein wie Tang aus der Tiefe und dem Dunkel des Meeres. Ich weiß es nicht. Was ist uns Besseres geschenkt, als diese Augenblicke tiefsten Besinnens, in denen wir so nackt und rein sind, erschüttert durch unser Erkennen und gütig durch dieses Glück.

*

Die schwere Batterie war die ganze Nacht im Regen marschiert, auf einer Reichsstraße in feindlichem Land. Es war ganz dunkel gewesen, und man mußte sich knapp an die Wagen halten, um nicht in den Straßengraben zu fallen. Als es gegen Morgen ein wenig lichter wurde, erschien die nasse Straße wie ein grauer, eiserner Fluß zwischen den schwarzen Äckern. Später hörte der Regen auf, Bäume wurden links und rechts sichtbar, und als es schon ganz hell war, kroch die Sonne, dick und trunken, langsam hervor. Alle blinzelten sie mißtrauisch an, diese geschwollene, ungeheuerliche Selbstverständlichkeit, die man ungläubig erkannte, die jetzt ein paar hundert Räder flirren machte und allem einen blödsinnigen Schatten anhängte.

Indessen wurde Halt gemacht, und alles drängte sich zur Fahrküche. Das war noch etwas, von dem die Rede sein konnte. Das Klappern der Menageschalen klang sehr vernünftig, auch mußte der schwarze Kaffee mit einer Ruhe genossen werden, vor der der Tod mit seiner Eile lächerlich wurde und natürlich zu warten hatte. Nachher sah sich alles begierig nach einer Zigarette um, und wer eine hatte oder bekam, genoß sie mit Ruhe und ohne Mitleid. Dann stolperte man wieder weiter, begleitet von dem eintönigen Geräusch der Wagen und Hufe, mit heißen, schmutzigen Händen und brennenden Augen.

Gegen Mittag sollte eine Stadt erreicht werden. Das bedeutete viel frisches warmes Brot aus dem Ofen des bestürzten Bäckers, Zigaretten in wollüstiger Menge, Schweinefleisch, Schnaps, Weiber, vor allem aber am Abend eine erhellte warme Stube mit reinem Stroh. Wurde die Stadt im Tale sichtbar, war alle Müdigkeit vergessen, und auf der Straße, die sich langsam senkte, ging jeder der losgelassenen Gier nach naher Beute nach.

Aber diesmal sollte es anders kommen: Die Batterie marschierte durch die Stadt und verließ sie. Zwar kamen armselige Weiber und

blasse Kinder uns entgegen, die aus ihren Schürzen und Körben Backwerk, Zigaretten und Rum anboten. Aber als wir Halt machten, lag die Stadt eine Stunde hinter uns und nur einzelne Bauernhäuser waren zu sehen.

Während die Wagen auf einer Wiese parkierten und die Pferde ausgespannt wurden, begegnete mir etwas Seltsames. Ich war sehr müde und lehnte an einem Wagen. Die Wiese war ganz gelb und ihre Erscheinung vermischte sich in meinem Kopfe mit der Vorstellung von etwas Feindlichem. Wie das kam, weiß ich nicht. Die Sonne ging unter, aber ihr rotes Licht tat meinen Augen weh. Plötzlich riß sich ein Pferd, ein falber Wallach, los und galoppierte über die gelbe Wiese, auf der sein blauer Schatten mitlief. Ich sah hin, hatte die grauenhafte Vorstellung eines fremden, entsetzlichen Geschehens, dann aber jene, daß ich alles von unten sehe, so, als hätte das Pferd die Beine in der Luft und zöge die Wiese langsam mit nach oben. Allmählich verschwand das Grauen in der Stumpfheit des Betrachtens, das Unerhörte verlor seine Kraft, plötzlich brach die Überreizung ab und überließ mich einer unendlichen Mattigkeit, mit der ich in das dünne, gläserne Licht sah.

Mittlerweile wurde schon bei der Fahrküche die Menage verteilt: Suppe und Rindfleisch. Ich aß die heiße Suppe, steckte den Löffel wieder in meine Bluse und hob das Fleisch in der Eßschale auf. Der Mannschaft war ein großer Heuschober zugewiesen worden, ich aber wollte Platz bei einem Bauern finden, bei dem ich auch auf Milch hoffen konnte. Ich hing meinen Brotsack um, nahm die Decke unter den Arm und ging auf einen kleinen Bauernhof zu, der in einer sanften Niederung der Äcker lag. Der weiche Boden und die Senkung machten mich stolpern, aber ich verkürzte den endlos erscheinenden Weg durch ein lallendes Zählen der Schritte. Als ich das Tor an der Umfriedung aufstieß, machte mich das heulende Gekläff mehrerer Hunde munter, und ich sah an den Misthaufen und Pferdehäuten, daß ich bei einem Schinder war. Der stand auch schon in der Tür seines Hauses, hatte einen schwarzen Spitzbart und sah mich mit öligen, schlauen Augen an. Ich fragte, ob sich schon jemand bei ihm einquartiert habe, und da er schwieg, war ich froh und hieß ihn gleich Stroh holen. In der Stube sah ich zuerst einen gewaltigen

Herdofen, auch roch es gar nicht so muffig, wie ich erwartet hatte, und das erschien auch bald durch die Tatsache eines Holzbodens verständlich. Am Herd standen zwei Frauen, die nun erschreckt zurückwichen, da ich ihnen freundlich sagte, ich wolle hier nur eine Nacht schlafen, würde am Morgen wieder weggehen und ihnen gerne eine Handvoll Salz und zwei Kerzen überlassen. Das beruhigte sie, und die eine erbot sich gleich, mir warmes Wasser zum Waschen zu geben.

Indessen brachte der Mann das Stroh, die Frauen redeten etwas zu ihm in raschen Worten, und als ich ihm eine Zigarette gab, zündete er sie gleich begierig an und legte das Stroh sorgfältig auseinander. Ich übergab der einen meine Eßschale, zeigte ihr das Fleisch darin und meinte, sie solle es mit ein paar Kartoffeln anrichten, da ich kein Brot habe. Der Schinder wurde zutraulich und fragte einiges über die Nähe des Feindes, dessen Ohnmacht ich verhöhnte. Nun erschienen ein Mädchen und zwei halbwüchsige Burschen mit breiten, weichen Gesichtern. Sie traten gleich an das kleine Fenster zurück, das in der Dunkelheit schon blau geworden war und betrachteten mich. Ich gab jedem Burschen eine Zigarette, wandte mich um, verlangte Milch zu kaufen. Während das Mädchen hinausging, legte ich meine Sachen zurecht, setzte mich aufs Stroh und begann zu rauchen. Man reichte mir einen Topf noch warmer Milch, die ich gleich austrank, dann fiel ich hin und schlief ein.

Als ich spät am Abend erwachte, knisterte im Herde das Feuer. Eine sanfte Wärme umgab mich, die beinahe tönte. Erfüllt von einem dumpfen Entzücken schloß ich noch einmal die Augen, in denen ich mein Blut fühlte. Dann sah ich mich in der Stube um, die sich gänzlich verwandelt hatte. Auf dem Tische brannte eine meiner Kerzen, ich sah ein großes Bett, auf das man eine Unzahl roter Polster gehäuft hatte. Daneben stand ein kleiner Altar mit vielen schmalen Heiligenbildern, darüber hing ein dunkelrotes ewiges Licht, unten war ein niedriges Gestell zum Niederknieen. Die Wände waren fast ganz mit Bildnissen der Mutter Gottes und des Jesukindes bedeckt, das Antlitz Marias und des kleinen Gottes war ganz braun, aber ringsum eingefaßt von lauter Gold. Über der Glorie und auf den Falten des Kleides standen goldene Sterne. Viele Bilder hingen ganz im Schatten, man sah nur das strenge Oval Marias.

Ich war allein und erhob mich traurig, weil ich das alles nicht begreifen konnte, aber das ruhige Wohlgefühl meines Körpers überströmte jeden Gedanken. In der Tür erschien ein Weib und zeigte mir auf dem Herde meine Eßschale. Ich wollte vorher ein Hemd waschen, das ich in meine Decke eingewickelt hatte und verlangte ein Gefäß mit heißem Wasser. Das stand auch bald auf einem Sessel bereit, und ich begann munter und ungeschickt waschen. Als ich eine Pause machte, um mir eine Zigarette anzuzünden, sprach das Weib mich lächelnd an.

Ob ich das auch zu Hause mache.

Nein.

Was ich denn sei, vielleicht immer Soldat.

Nein, ich mache Maschinen.

Sie lächelte ruhig weiter.

Wie alt ich sei.

Ich sei 25 Jahre alt.

Nun schwieg sie, als fürchtete sie, weiter zu fragen. Aber nach einer Weile sagte sie plötzlich in der weichen Sprache ihres Landes.

»Was für eine liebt der Herr?«

Ich sah sie an, da stand das Weib in einem grauen, schmutzigen Kleid, der schwachen, elenden Gestalt sah man an, wie sie in Liebe und Arbeit verbraucht war. Das Gesicht war schmal, blaß, die Nase spitz, das dünne Haar zurückgekämmt. Aber in ihren eingefallenen Augen war ein ruhiger, trauriger Glanz von Liebe, der mich erschütterte.

Ich sagte:

»Eine Braune.«

Dann wandte ich mich von ihr ab, völlig verwirrt. Ich fühlte, daß sie mich noch immer ansah, aber mir war schon ein Bild erschienen, das ich in vielen Nächten vergebens hatte bilden wollen. Nun, da es sich so deutlich darbot, erschrak ich davor, wie wenig ich dabei verweilen wollte, denn ich konnte die Wirklichkeit jenes Mädchens nicht begreifen, auch nicht, daß es eine große Stadt gab, in der es lebte. Ich versuchte, mir Begriffe zu allem zu bilden, es gelang mir nicht. Bilder sah ich, das deutliche Erfassen einer Beziehung kam nicht zustande. Ich fühlte nur eine leise Wärme in meinem Herzen.

Kein Grauen erschien, aber plötzlich eine lebhafte Rührung, da ich mich an den Blick des Weibes erinnerte. Fühlte ich da nicht dennoch, daß es etwas gab, das mich erschütterte und band? Etwas außerhalb meines Lebens, das mich freundlich begleitete? Die Empfindung wurde beim Anblick des entkräfteten Geschöpfes vor mir so deutlich, daß ich erfaßte, wie man es lieben konnte.

Sie wandte sich dem Herde zu. Ihr graues Kleid reichte bis zum Boden, und ich verlor jeden Begriff dafür, daß sie ein Mensch sei. Aber ich hatte die Vorstellung, ich säße bei ihr in einem Garten, und sie spreche leise zu mir mit den unbewußten, unschuldigen Gebärden eines Kindes. Ihre kleinen schüchternen Augen hatten sich verwandelt, waren groß und dunkel geworden, sie war es ja, die dasaß in dem grauen Kleid, das bis zur Erde reichte, und die zu mir sprach.

Ich hob das Hemd aus der Schüssel, das heiße Wasser tropfte von meinen Händen, die Leinwand knirschte, als ich sie auswand. Das Weib nahm sie mir ab und hängte sie an den Herd. Klarheit und Entzücken verschwanden, eine sanfte Mattigkeit blieb. Ich setzte mich an den Tisch und blickte in die offene Tür des Herdes. Das Feuer spielte in rosigen Schatten, atmete wie ein Tier.

Plötzlich überfiel mich Hunger, und ich nahm die Eßschale vom Herde. Als ich gierig gegessen hatte, sah ich in das Licht der Kerze, auf den Tisch, den Altar, das Bett, in dem plötzlich der Schinder schlief mit offenem Mund. Ich sah ihn lange an und konnte mich nicht besinnen. Endlich verweilte ich bei dem glänzenden Metall der Eßschale und dachte traurig, so müßten wohl die Tiere in die Dinge schauen.

Ich war allein. Heimlich legte ich meinen Revolver in das Stroh und beobachtete den Mann, ob er nicht blinzle. Dann löschte ich das Licht und legte mich aufs Stroh.

Die Nacht verging. Traumlos erwachte ich aus ununterbrochenem Schlaf. Es war noch dunkel, aber das Weib war schon auf, kam herein und holte mein trockenes Hemd vom Herde. Dann brachte sie Wasser und ein Handtuch und endlich eine Schale Milch.

Ich schnallte meinen Säbel und Revolver um, und als ich schon in der Tür war, blieb ich stehen. Wie eine Ahnung kam wieder leise

Rührung, ich sah mich um. Sie stand am Herde, abgewandt, ich sah nur ihre blasse Wange in dem grauen Licht. Ich wollte etwas zu ihr sprechen und konnte es nicht. Dann ging ich hinaus.

Noch immer dämmerte es, Nebel war ringsum. Wieder heulten die Hunde. Ich atmete froh und unbekümmert die kühle Luft und fühlte meine Augen klar. Einen Augenblick suchte ich die Richtung, dann ging ich unbeirrt die leichte Höhe hinauf zu unserer Batterie.

Herrlich würden wieder im Nebel die Geschütze krachen und ihr Schall, zurückkehrend, wirbelnd, gebrochen, den ganzen Raum erfüllen!

GLOSSEN

VIII. Brief an einen Toten.

In Berlin.

Natürlich ziehe ich München vor. Berlin ist mir nur insofern lieber als es größer ist, eine Stadt ist immer zu klein. Wenn schon, ei, so gebt mir die größte, die es gibt, oder dann gleich die Einsamkeit der Schlucht. Es ist ja mit den Menschen wie mit Lotterien, und nur deshalb sind Provinzstädte so hoffnungslos zu denken, weil nicht anzunehmen ist, daß auf eine beschränkte Zahl von Einwohnern oder von Losen ein Treffer kommt. Die Rechnung ist von furchtbarer Einfachheit.

Darum wird man in dem unmusikalischen Berlin mehr musikalische Leute antreffen wie in dem musikalischen München. Darum hast du und andere große Musiker das Pariser Publikum so sehr geliebt.

Um auf Dresden zurückzukommen, so konnte mir nach dem dortigen Abend nicht nur keine Stadt, auch kein Hotel groß genug sein. Zaghaft sprach ich im Adlon vor, doch ein engelsguter Herr tat nicht, als ob er meinen Namen hörte, ich hatte ein Dach über mir, und ich hatte ein Zimmer, dessen Vorhänge ich alsbald zusammenschloß, das kreidige Licht des Tages auszuschalten, denn mir schien, als hätte ich fürs erste einiges zu vergessen.

Doch ein heftiges Klingeln über meinem Kopfe schreckte mich ins Bewußtsein zurück, und der erste Kondolenzanruf aus München drang in mein umdunkeltes Gemach.

Schon.

Die Zeit war den Leuten nicht zu schade gewesen, um sogleich den Vorfall nach allen Gegenden des Reiches zu posaunen, und nur den wenigsten Redaktionen war diese Zeit zu ernst, um solch aufgeregte Telegramme mit ihrem sichtbaren Stempel der Unverbürgtheit aufzunehmen. Das gelesenste Blatt meiner Vaterstadt gab flugs eine augenfällige Notiz zum besten, die zu berichtigen ich mich nicht beeilte, indes der Wald meiner Bekannten und die Flora meiner Freunde, sie, die ich so oft die Skrupellosigkeit, mit welcher die Journalisten wider besseres Wissen, ja geradezu auf Widerruf hin, Nachrichten verbreiteten, sowie die Leichtgläubigkeit der Vielen hatte verpönen hören, welche alles glaubten, was in der Zeitung stand, sie glaubten jetzt so unbesehen, was in der Zeitung stand, daß sie sich nicht einmal nach meiner eigenen Aussage umtaten, sondern, mit wenigen Ausnahmen, stiegen sie da unverweilt zu jener Leichtgläubigkeit, von welcher sie sich abseits glaubten, und ihrem verachteten Niveau herab. Besten Falles gaben sie mir ihr Bedauern kund, daß ich es jetzt mit der Presse verdorben hatte, doch ich dachte besser von ihr, gab es doch in der Presse wie überall, anständige Leute, und ihrer war ich ganz sicher. Die Andern aber... ja war es denn nicht Bürgerpflicht, es mit den Andern zu verderben?

Der Rat der weisen alten Dresdnerin war indessen doch zur guten Stunde gekommen, denn es war nicht angenehm, in der Halle des Hotels all die Zeitungen

aufliegen zu sehen, in welchen mein Name unter so fantastischen Überschriften zu finden war. Je weiter vom Orte der Handlung, desto freier natürlich tummelten sich die Reporter, es kostete ja nichts, mir in Steiermark deutsch-feindliche Äußerungen »entschlüpfen« und mich in Rüdesheim die deutschen Sauen, von welchen ich kein Wort gesagt hatte, beschimpfen zu lassen. Von allen Zeitungsfirmen wirbelten mir Ausschnitte, manche vier Spalten lang, entgegen, überall mit dem Angebot: Willst mehr du noch hören?

Aber der Geschmähte ist, wie ich vermute, schneller blasiert wie der Gefeierte, zu sehr gelangweilt schon, um auf weitere Äußerungen zu abonnieren, erfuhr ich von den paar freundlichen Stimmen nur durch Hörensagen.

Im Gegensatz zu München nahmen meine Berliner Bekannten die Entrüstung der Journalie mit Humor. Was Wunder, daß mir die äußerste Linke Sympathie bekundete? Aber auch die äußerste Rechte war so seltsam. Auch diese Hand schien im Stillen über mich gebreitet, und klopfte mir, wenn niemand hersah, leise, unmerklich auf die Schulter, wenn auch unsicher, zögernd und nicht wissend, was sie wollte.

Mit welchen Kreisen hatte ich es denn also verschüttet? — Ich besann mich auf eine, mit dem Reich der Mitte (oder wollen wir es die Lande der sechs Verbände nennen?) aufs engste verquickte Honoratiorin. Sie war selbst am Telephon, fragte erschrocken, wie mir sei, und entschwand. Dann kehrte sie ein wenig atemlos zurück und lud mich zu Tische ein. Aber mit Intimitäten war mir in diesen Gegenden nicht mehr gedient, sondern ich wollte einen letzten, richtig gehenden Tee im Rundkreis ihrer Bekannten.

Die hätten jetzt so schrecklich viel zu tun, sagte sie hastig. Allein ich zweifelte nicht, daß sie kommen würden. Da sie mich im unausgepfiffenen Zustande kannten, würde die Neugierde sie mir noch einmal entgegenführen.

Ich täuschte mich nicht: sie erschienen alle, und einige darüber. Sogar ein Töchterchen, das hier nichts zu suchen hatte und ihrem Lazarett ausgerissen war, saß da hart vor mir und starrte mich unverwandt und vorwurfsvoll unter ihrer Haube an, während man sich sehr lebhaft und außerordentlich pointiert über das Maß, den vorbildlichen Gerechtigkeitssinn, die rührende, fast langweilige Milde der deutschen Journalisten unterhielt.

Bequem in dem besten Klubsessel hingegossen hörte ich zu. — Hier kannte man Parteien wieder! Ich sah vom einen zum anderen und saß wie im Parkett. — Bald schlug ihr eigentliches Leitmotiv, das, worauf sie alle gestimmt waren, an, und wie von einer Strömung erfaßt, fielen ihre Worte im reißenden Lauf. Um alles, was sie zu behalten gedachten, handelte es sich jetzt, und auch, was man draußen noch nicht hatte, behielten sie hier. Ein gewichtiger Industrieller klopfte mit starken Besitzerfingern auf den Tisch. Und wie munter sie wurden! Meiner vergaßen sie ganz in ihrem Sprudel.

O, wie durchfuhr mich da glühenden Stoßes ein Erinnern! Es war kurz zuvor in einem windumrauschten Schloß gewesen, einst so festlich, jetzt ein Lazarett. Von den Offizieren fiel einer durch seine merkwürdig schöne, zusammengerissene Haltung auf. Er war aus dem Schlachtfeld, wo er dem Grauenhaftesten hatte zusehen müssen, allzu unvermittelt in eine Atmosphäre versetzt worden, die sich inzwischen etwas zu ähnlich geblieben war. Es ging das Gerücht von einem sehr peinlichen Auftritt

zwischen ihm und ein paar Cölner oder Düsseldorfer oder Hamburger Herren, die im Weinrestaurant lustig drauflos eroberten, für die alle anstoßenden Gebiete nur mehr unter dem Gesichtspunkt der Besitznahme, fremde Städte nur um sie lustig mit Bomben zu bewerfen, fremde Nationen als erledigt, fremdes Gut nur behufs Einbeziehung zu betrachten waren. Er aber sei da aufgesprungen: »Sind das die Leute, für die wir siegen? Dann sind ja Niederlagen not!«, habe er nach Aussagen jener Herren »wie ein Besessener gebrüllt«, sodaß man es in allen Nebenräumen hören konnte. Dennoch wurde die Sache vertuscht, er galt als ein glänzender Offizier, und auch die angerammten Preisrichter zogen es vor, seinen Ausfall pathologisch zu nehmen. Aber man zögerte, ihn wieder hinauszuschicken, und nur seine Freunde waren der Meinung, man sollte seinem Drängen, an die Front zurückzukehren, bald willfahren, denn anders würde er sein Gleichgewicht nicht mehr erlangen.

In der Tat wollte etwas in seinem Gesicht nicht mehr zu seiner Haltung stimmen: in seiner Glätte einem verwaschenen Steine gleich, war es so blank und doch so abgewandt, so hell und doch von einer Trostlosigkeit getragen, die weder die Züge noch der Ausdruck dieses Gesichtes, sondern nur die Atmosphäre dieses Menschen verriet. Und dabei war etwas so intensiv Abwehrendes in ihm, daß es keine andere Art gab, ihm entgegen zu kommen, als ihm aus dem Wege zu gehen.

Ich war vor meiner Abfahrt trotz des Sturmes in den Park und bis zu einem Gartenhäuschen hingegangen, das schon die leeren Acker überhing, dessen bernsteinfarbene Scheiben und bemalte Mauern aber einen sommerlichen Trug durch alle rauhen Monate hindurch behaupteten. Diese tapfere Pagode betrat ich ahnungslos. Denn vor mir war jener Offizier, auf einem Liegestuhle hingeworfen, und das Gesicht in die Lehne gedrückt, als ob er schliefe, vor dem Windstoß, der hinter mir die Türe zuschlug, sprang er auf, und da war es, mein Gott! daß ich ein von wilden Tränen überströmtes Männergesicht überraschte, und vor Entsetzen über diesen Anblick und vom Affekte hingerissen, wie eine Megäre diesen Krieg verfluchte. Aber dies verratene Gesicht und der Blick dieser jammervollen Augen entzog sich und erkaltete noch mehr. »Draußen ist es schön,« sagte er schroff.

Das nächste, was ich von ihm sah, war sein Name unter den Gefallenen.

Ihn sah ich jetzt vor mir: von Bildern gejagt, die zu Furien sich verdichteten, und wie Orest vor ihnen hingestürzt, an ihn dachte ich jetzt.

Denn hier war ein Brennpunkt jener Kaste, die sich zu unserem ebenso verhaßten wie hassenswerten Aushängeschild vorschob und den Ruf unseres edlen und unsterblichen Volkes täglich verdunkelte. Ich mischte mich nicht in ihre Gespräche, es lohnte sich nicht, und sie hatten ja recht! Aber so wie die Kriegsberichte der einen recht haben, nur muß man zur Orientierung auch die der anderen lesen. So äußerten sie über die französischen Zeitungen unwiderlegliche Dinge, und wenn sie sich über die niederträchtigen Beschimpfungen dieser Presse unterhielten, so war es nicht möglich, ihnen zu widersprechen oder ihre starken Ausdrücke als zu stark zurückzuweisen.

Aber es ist wirklich grotesk, mit welcher Naivität Leute, welche selbst die Insulte handhaben, überall ihre eigenen Insulten überhören, sie merken stets nur die der anderen. Und darum werden es

stets die Hetzer sein, die sich über die Hetze der gegnerischen Seite entrüsten. Die Anderen brauchen das nicht. Sie haben kein Organ für solche Dinge. Das dreiste Schimpfwort Barbaren wird sie umso weniger treffen, als sie selbst sich erdreisten werden, Ausdrücke wie »Fäulnis« und »Aasgeruch«*) zu gebrauchen, wenn sie von der edlen und unsterblichen Nation der Franzosen reden. Denn sie sind keine Barbaren und wissen es infolgedessen besser**).

Diesen Anderen aber dünken infolgedessen solche Ausdrücke durchaus nicht für Beleidigungen, und sie werden eine Kultur, die ihnen deshalb eine so absterbende dünkt, weil sie keinen Schimmer von ihr haben, in allen Tönen und Varianten morsch und putrefakt nennen, und ein hoher Professor***) wird nicht anstehen, seinen Studenten zu verkünden: »Der Franzose schießt am liebsten gedeckt aus Fenstern und Luken und trägt seinen Zivilanzug im Tornister, um sich unentdeckt aus dem Staube zu machen.«

Kapitänleutnant Muecke aber, der mit ihnen kämpfte, diesen Franzosen, welche der Herr Professor schildert, Kapitänleutnant Muecke äußert sich folgendermaßen: »Der Kommandant des französischen Torpedobootes hatte bei der ersten Salve beide Beine verloren. Als er sah, daß ein Teil der Mannschaft über Bord sprang, schrie er: Bindet mich fest! ich will nicht überleben, daß Franzosen ihr Schiff verlassen. Tatsächlich ist er als tapferer Kapitän an dem Mast gebunden untergegangen.«

Nun aber die Zeitungen: »Als wir die Franzosen später fragten, warum sie vor unseren Rettungsbooten weggeschwommen seien, sagten sie: »On nous a dit que les Allemands aimaient à tuer leurs prisonniers.« Man darf ohne den allerletzten Beweis keinen, auch den größten Schurken, eines Verbrechens anklagen, aber noch immer ist dies eine gesetzlose Welt den Volksverleumdern gegenüber, die wie eine Schwäre ganz Europa so lange überziehen werden, bis es endlich einen Paragraphen gegen sie gibt. Dann erst würden sich auch alle diejenigen besinnen, die sich heute zu ihren Gesellen erniedrigen. Neulich bemerkte jemand so richtig: »Immer hören wir, es trügen überall nur ganz Wenige eine Verantwortung an diesem Kriege, und die Vielen seien überall ganz unschuldig daran, während es sich doch gerade umgekehrt verhält, und überall die Vielen auf tausenderlei Weise, und wäre es nur durch ihre Gedankenlosigkeit, Teil an der ungeheuren Blutschuld haben, und nur die Wenigsten mit reinen Händen vor ihr stehen«.

Dem Führer der Emden versagte die Stimme und der Schmerz übermannte ihn, als man die Besatzung eines Schiffes, das er torpediert hatte, verloren geben mußte. Aber vor mir saß eine dicke, unnütze und ordinäre Baronin und frohlockte über die Bomben, welche London getroffen hatten.

O! du hättest hören sollen, wie sie redeten! Und hier saß keiner, der den Frieden um des Friedens halber ersehnte, vielmehr saß hier keiner, der nicht irgendeinen Vorteil aus all dem Jammer zog, der heute den Erdteil erfüllt. Ein Haß wie eine dunkle Säule richtete sich in mir auf gegen diese Gesellschaft, in deren Mitte ich zum letzten Male saß. Denn dies ist das einzig Gute an diesem Krieg, daß man aufräumt mit seinem Umgang und nicht länger aus diesem oder jenem lächerlichen Grund

*) Siehe Süddeutsche Monatshefte in der Nummer »Frankreich«.
**) Die Anderen sind es.
***) O! diese Professoren!

sich mit Leuten weiterschleppt, mit denen man nichts gemein hat.

Aber etwas Witziges muß ich dir noch erzählen: Als der Matin nachträglich von dem Dresdener Skandal erfuhr, beschwerte er sich auch. *Annette Kolb.*

Vom waffenlosen Krieg.

GESPRÄCH ZWEIER GEFANGENER

A.: Wir müssen tüchtig ausschreiten, sonst kommen wir der Heimat niemals näher.

B.: Die Kameraden lachen uns aus und behaupten, daß wir mit dem Eilmarsch rings um Drahtzäune bloß die Beine betrügen.

A.: Laß sie nur hocken und ihren Überdruß hätscheln. Wenn wir nur immer unterwegs sind. Die Heimat dreht sich schon irgendwie heran.

B.: Gestern allerdings hast du mich mitgerissen, und ich glaubte schon, als die rötliche Abendwolke sich am Rande des Horizontes verschob, die Umrisse unseres Gehöftes zu sehen und das Bellen unseres Hundes zu hören. Heute sehe ich nur wieder kalte uferlose Fremde.

A.: Dann hast du heute schwache Augen. Ich sehe drüben immerwährend unsere Mühle, wie sie sich ganz sachte bewegt, unmerklich langsam, um mich zur Geduld zu mahnen. Im Fenster steht der alte Vater und gibt mir Zeichen.

B.: Glaubst du, daß meine Briefe schon angekommen sind? Mir ist der Gedanke so unbehaglich, sie könnten mich für tot halten.

A.: Leben weiß vom Leben. Immer vorwärts, Kamerad, es verringert die Entfernung zwischen Dir und den Deinen. Nachmittags will ich mich ohnedies niedersetzen, um ein paar wichtige Geschäfte zu erledigen.

B.: Was wäre das zum Beispiel? Ich sehe dich doch nie arbeiten.

A.: Das will ich dir gleich erklären. Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht etwas Neues beginnen würde. Es gibt unermeßlich viel zu tun in der Welt. Als ich noch frei war, wußte ich das nicht so recht. Ich kaufe Maschinen, baue neue Magazine, verhandle mit Geschäftsfreunden, widerlege die Einwände ängstlicher Verwandter, lege Elektrizitätswerke an, überrede Nachbarn zur Beteiligung, hole aus dem Boden das Vierfache an Ertrag und habe noch immer Zeit, mich ins Parlament wählen zu lassen.

B.: Ich habe zu Hause genug geschafft. Jetzt bin ich in Ruhestand versetzt. Ich habe das Gefühl, im Vorhinein mein Greisenalter zu verbringen. Ich erledige mir jetzt das Ende des Lebens und schone die Mitte.

A.: Du willst es ganz schlau anfangen. Ich dürfte mir so etwas gar nicht vorstellen. Sonst würden mir plötzlich die Knochen aus dem Leim gehen und die Zähne herausfallen.

B.: Bildest du dir noch immer ein, daß wir der Heimat näher kommen? Es ist so furchtbar weit, wenn man im Kreise läuft.

A.: Weit ist es schon ... Aber morgen, übermorgen, in einem Monat ...

B.: Dann bist du nicht klüger als die andern ... So sprechen sie auch.

A.: Begreifst du denn nicht? Siehst du nicht, wie wir sie überholen? Wie sie stecken bleiben in Gewohnheit und stumpfer Ohnmacht? Wie ihre Blicke matt werden und nichts anderes mehr schauen als Stacheldraht und die wechselnden Nasen verdrießlicher Wachposten? Wenn sie einmal zurückkehren, werden sie nicht mehr wissen, wo sie die vielen Monate waren. Der Schlaf von morgen löscht ihr Bewußtsein

von heute, und alles wird ihnen zu einer dunklen Kruste versäumter Zeit zusammenschrumpfen.

B.: Ich fürchte, uns wird es auch nicht viel besser ergehen.

A.: Kannst du denn wirklich nicht über Wolken klettern, im Nebel tanzen und unsichtbare Hände schütteln? Wenn du ungläubig den Kopf schüttelst, entziehe ich dir mein Vertrauen.

B.: Da ich dich zu stören scheine, kann ich ja zu den andern gehen. Zu ihnen passe ich besser.

A.: Bleibe, Kamerad! Ich will dich nicht weiter quälen ... Ich möchte den langen Weg doch nicht ganz allein gehen.

BESSER ALS ...

»Besser tot und eingescharrt, als krumm geschossen, ohne Hand, ohne Bein, mit sieder Lunge« — tröstete der alte Mann seine fassungslose Frau.

»Besser einen Sohn mit Stelzfüßen, als keinen,« sagte sich nach dem ersten Schreck ein andres Elternpaar und fuhr mit dem nächsten Zug ins Lazarett.

»Besser der linke Fuß, als der rechte Arm ...« überlegte der aus der Narkose erwachende Soldat und lächelte zufrieden, als der Arzt eintrat.

»Besser ohne Hände, als ohne Füße ...« dachte sich einer, der wieder am Ufer entlang spazieren gehen konnte und an einem Boot vorbeisah, das von jungen kräftigen Armen gerudert wurde.

»Lieber ohne Hände und ohne Füße, als blind ...« äußerte der Krüppel im Rollwagen zu seiner Krankenschwester, sie war ihm gar zu traurig.

»Besser blind und im Besitz seiner Gliedmaßen, ohne Augen lebt man auch, bloß anders ...« ließ sich der neue Ankömmling von seinen Leidensgenossen erzählen.

GEGENÜBER

»Man muß nicht immer gleich an das Schlimmste denken« — sagte die junge Frau und gab ihrer Freundin die letzte Feldpostkarte ihres Mannes zu lesen. In der Ecke saß eine Dame mit herabwallendem Trauerschleier und warf ihr einen finsteren Blick zu. Die junge Frau wurde blaß und überlegte, ob sie ihr Gegenüber nicht um Entschuldigung bitten solle.

»Ich schlafe ja keine Nacht« — wollte sie ihr sagen. Aber sie schwieg und sah die Dame nicht mehr an. Sie hatte Angst vor dem schwarzen Schleier.

DAS UNWAHRSCHEINLICHSTE

Sie sitzen zu dritt und sprechen vom Weltkrieg. »War nicht, als es noch Frieden gab, der Gedanke an etwas so Grausiges eine mit tausend Ketten zugeschnürte Unwahrscheinlichkeit?«

Der Zweite nickt: Wenn man bloß wüßte, wie sich das wieder beruhigen soll? Ob es jemals ein Ende nimmt? Maschinengewehre, Riesenkanonen, Unterseeboote — wird sich all dies Handwerkszeug der Gewalt wieder harmlos gebrauchen lassen? Der Gedanke an Friede kommt mir jetzt noch unwahrscheinlicher vor, als vordem der Gedanke an Krieg.

Der dritte schweigt. Er möchte erwidern: Unser künftiges Lebensgefühl wird eine zitternde Diagonale zwischen zwei Unwahrscheinlichkeiten sein.

Es kommt ihm aber zu überspannt vor.

DER UNSCHULDIGE

Caspar Schulze war sehr aufgebracht. Der glatzköpfige Rechtsanwalt und der Giftzahn von Krankenkassendoktor hatten ihm am Stammtisch beharrlich nachgewiesen, daß der Deutsche schon vor dem Kriege

der unbeliebteste Reisende im Auslande war. Als auch sein Freund Warnke zustimmte, war er wütend aufgesprungen und hatte den Hut ergriffen.

Es ging ihm wirklich nahe, es griff an seine Ehre, es klebte ihm wie ein Schimpfwort im Ohre. Ratlos, das Unbegreifliche im Kopfe ruhelos wälzend, legte er sich ins Bett. Aber die unverwundene Kränkung ließ ihn nicht schlafen. Endlich fiel ihm etwas Befreiendes ein: er hatte ja eigentlich niemals ausländischen Boden betreten! Und er beschloß, in Erwägung dieses Umstandes sich nicht weiter zu kränken.

Emil Faktor.

Polnische Juden.

Die deutschen Juden stimmen ihr sentimentales Pathos, das sie über das Schicksal der russischen Juden unter der Herrschaft des Pogroms immer anschlagen, sehr herunter, wenn sie an die ihnen, aber nicht wegen der polnischen Juden, so sympathische Annexion von Russisch-Polen denken. Da hört man dann Meinungen wie diese, daß es ausgeschlossen sei, den Juden dieser Gattung die gleichen Rechte, wie sie sie selber im Reiche besitzen, zu geben, wie Wahlrecht und Freizügigkeit. Russisch-Polen als eventueller deutscher Bundesstaat erfährt durch die dadurch annektierten zwei Millionen neuer und merkwürdiger Juden eine unangenehme Komplikation, denn man möchte die russische Staatsweisheit, die mit den Juden nur durch Pogrome fertig wurde, doch nicht übernehmen, wozu auch bei uns die volklichen Voraussetzungen insofern fehlen, als unsere Christen nicht wie die russischen in der Versteinerung des dritten Jahrhunderts leben und festgehalten werden. Rache für den Kreuzestod des Erlösers an den heutigen Nachkommen der Verschulder zu nehmen, ist dem gläubigen Russen des Volkes plausibler zu machen (und gar, wenn er dem Juden verschuldet ist und nicht zahlen will oder kann), als dem deutschen christlichen Bauern. Der russische Antisemitismus wird aus dem Religiösen, das hier noch sehr bestimmend ist, genährt, während der deutsche sich aus diskutableren wirtschaftlichen Gründen mit einer schwächlichen Unterlage von Rassentheorien und betonter Ausscheidung religiöser Momente bestimmt. Wirkend wird nur der wirtschaftliche Grund sein, und dieser immer etwas aufgehoben in seiner Wirkung durch die Bemerkung, daß es auch nicht-jüdische Wucherer usw. gibt. In einer liberalen Zeitung las ich von einem eingebrachten russisch-jüdischen Gefangenen, daß seine erste Äußerung diese war: er nahm den Jackenstoff eines deutschen Soldaten zwischen zwei Finger, rieb ihn prüfend und fragte: Was kost' der Stoff? Der Mann kam aus der Schlacht und fiel sofort wieder zurück in die Gewohnheit seines Irrsinns: schachern. Zusammengepreßt in ein Ghetto der Verachtung, konsolidiert sich dieses östliche Judentum in eine Gemeinschaft bestimmter Sitten, Bräuche, Tracht, Sprache, Kulte und hat von dieser Gemeinschaft aus zu der andersartigen Umgebung nur eine einzige Beziehung: den schachernden Handel. Geduckt unter die Landesgesetze, die ihm keinerlei Freiheit sichern, bildet das östliche Judentum um so stärker die Freiheit aus, die der Zusammenhalt in einer Gemeinschaft gibt: aberwitzigster Traditionalismus wird Tugend und Kraft, und das Beschachern wird Rache am Feinde, am Fremden. Der unsäglichen Armut der meisten dieser Juden ist aus Sitte und Gesetz kein anderes Mittel der Erhaltung

des Lebens als dieses gelassen, die Zufälle des Schacherhandels aufzuspüren, zu fördern und zu nützen in kleinsten »Geschäften«, deren Masse erst das Minimum des zum Leben Nötigen abwirft. Diese Jahrhunderte währende Not eines unter staatliche Willkür gestellten eigentlich gesetzlosen und nur polizeilich geordneten Lebens ließ die also Betroffenen um so stärker am »Gesetze des Bundes« festhalten, denn dieses Festhalten schützte allein vor dem völligen Verlust des Sinnes des Lebens und bewahrte vor dem Irrsinn. Diente man noch dem alten Gotte, so hatte das Leben die ihm sonst versagte Bindung an die Menschheit, ohne welche Auflösung und geistiger Tod ist. Dieser östliche Jude lebt in zwiefacher Angst: nach dem Innern, zur Gemeinschaft hin gewendet, ängstet er sich um Gott, daß der ihn nicht verlasse — die Angst jedes Gläubigen —, nach außen, zur feindlichen Gesellschaft hin, ängstet er sich um seine gemeine Existenz als Mensch, die er immer bedroht sieht. Das eine gibt dem anderen, das andere dem einen das Überbetonte und Gefälschte, das alles im Organischen der Seele getrennte Leben befällt: der Gottesdienst wird Dienst der Kulte ‹des Dienstes Dienst!›, in den sich Sprache, Gewand, Sitten und Bräuche stellen, die Erhaltung des Lebens wird bekümmerte Gier, am feindlich gesehenen Fremden, mit dem man nicht leben darf ‹und mit dem man auch schon nicht mehr leben will!›, zu parasitieren. Man hat keinen Teil an diesem feindlichen Fremden, so will man auch an seiner Welt nicht schaffend tätig sein, sondern sich nur, um zu leben, zwischen die von dieser Welt geschaffenen Güter vermittelnd stellen: schachern. Dieser Zug, der vermittelnde Händler zu sein, geht durch das ganze Judentum: es drückt sich darin sein Fremdsein in dieser europäischen Welt aus, an der es keinen Anteil hatte, an der Anteil zu haben ihm nicht erlaubt war. ‹Im Geistigen ergab das Anteillose das kritische Verhalten, die analytische Begabung, die revolutionäre Leidenschaft.›

Von deutschen Juden hörte ich: solange die polnischen Juden in ihrer orthodoxen Absonderung verharren, sich in Sitten, Sprache, Tracht und sonstigen Gewohnheiten innerhalb ihrer Umgebung nicht nur, sondern auch den anderen Juden gegenüber isolieren, können sie auch nicht wünschen, staatlich als gleiche wie die anderen und mit den anderen behandelt zu werden, man müsse eine Übergangsform ‹das heißt ein Ausnahmegesetz› für die annektierten östlichen Juden schaffen, die ihnen die Möglichkeit gebe, sich zu westlichen Juden zu zivilisieren. So gesehen ist es eine Angelegenheit der westlichen und östlichen Juden, und die letzteren werden mit sich reden lassen, das heißt, sie werden den Jargon aufgeben und das Mauscheln lernen, werden sich Bärte und Locken schneiden und englische Haartracht annehmen, werden den Kaftan gegen unseren Rock und Hose tauschen und häufiger baden, vielleicht auch ein bißchen weniger fromm werden. Das Straßenleben wird einen pittoresken Reiz verlieren. Aber ist dieser Verlust schon ein Gewinn? Bedeutet, sich unseren ästhetischen und hygienischen Forderungen fügen, das Wichtigste? Sind zwei Millionen rasierte, frisierte, gewaschene und neu angezogene polnische Juden nicht immer noch zwei Millionen Handelsjuden, die uns, zivilisiert, nur noch mehr in Geschäft und Handel verstricken? Die Frage mag erlaubt sein, wo protestantische Annektierer Belgiens und Polens ihre »schweren Bedenken« über den großen Zuwachs an Glaubensgenossen haben, den dadurch die

Katholiken erführen. Oder ist die Frage nicht erlaubt? *Franz Blei.*

*

Nachwort des Herausgebers.

Die »Judenfrage« wird bald wieder besprochen werden, darüber kann kein Zweifel sein, immer vorausgesetzt, daß die geforderten »Annexionen in Ost und West« auch wirklich geschehen. Die Glosse von Franz Blei ist nicht der einzige Beitrag zu dieser Frage, die ich erhalten habe. Soldaten schickten aus ihren Ruhestellungen in Russisch-Polen dicke Manuskripte: »Die polnischen Juden und wir«, »Unter fremden Brüdern«, »Ist eine Lösung möglich...?«

Auf die letzte und wichtigste Frage will ich Dostojewski antworten lassen mit einigen Seiten aus seinem Tagebuch, dessen Märznummer 1877 der Judenfrage gewidmet war. Ich zitiere den letzten Abschnitt, »Das Begräbnis des Allmenschen«, nach dem 13. Band der »Gesammelten Werke«, Verlag Piper in München:

... Nun aber will ich doch einen Brief anführen, von einer mir sehr gut bekannten Dame, Fräulein L., einer jungen Jüdin, deren Bekanntschaft ich in Petersburg gemacht habe. Sonderbarerweise haben wir kein einziges Mal über die »Judenfrage« gesprochen, obgleich sie eine strenge und ernste Israelitin zu sein scheint. Wie ich sehe, hat ihr Brief eine Beziehung zu dem heute von mir geschriebenen Kapitel über die Juden. Es wäre vielleicht zu viel über dasselbe Thema, doch hier handelt es sich um etwas anderes: der Brief zeigt eine ganz andere Seite der Frage, vielleicht die entgegengesetzte, und außerdem ist er geradezu ein Hinweis auf die Lösung des Problems. Ich hoffe, Fräulein L. wird mir verzeihen, wenn ich hier mit ihren Worten jenen Teil ihres Briefes wiedergebe, der von der Beerdigung des Doktor Gindenburg in M. handelt. Unter dem frischen Eindruck dieser Beerdigung hat sie so aufrichtige und in ihrer Wahrheit so rührende Worte gefunden. Ich will es nochmals hervorheben, daß dieses von einer Jüdin geschrieben ist, daß diese Gefühle — Gefühle einer Jüdin sind...

»Ich schreibe Ihnen unter dem tiefen Eindruck des Trauermarsches. Der 84jährige Doktor Gindenburg ist heute beerdigt worden. Da er Protestant war, wurde er zuerst in die lutherische Kirche gebracht und dann erst auf den Kirchhof. Solche Trauer, solche von Herzen kommenden Worte, so heiße Tränen habe ich noch an keinem Grabe gesehen... Er starb in der größten Armut, so daß man zuerst nicht wußte, womit ihn beerdigen.

58 Jahre praktizierte er schon in M... Und wieviel Gutes hat er in dieser langen Zeit getan! Wenn Sie wissen würden, Fedor Michailowitsch, was das für ein Mensch war! Er war Doktor und Frauenarzt, sein Name wird hier ewig weiterleben, es sind schon Legenden über ihn entstanden. Alle Armen nannten ihn »Vater«, liebten und vergötterten ihn, doch erst seit seinem Tode begreifen sie ganz, wen sie in ihm verloren haben. Als er noch im Sarge lag ⟨in der Kirche⟩, gingen alle, aber auch alle hin, um ihn zu beweinen und seine Füße zu küssen, besonders die armen Jüdinnen, denen er soviel geholfen hat, weinten und beteten für ihn, damit er geradeswegs in den Himmel komme. Heute kam unsere frühere Küchenmagd ⟨sie ist furchtbar arm⟩ zu uns und erzählte, er habe bei der Geburt ihres letzten Kindes, da er gesehen, daß keine Kopeke im Hause war, 30 Kopeken gegeben, damit man ihr eine Suppe koche, und darauf sei er jeden Tag gekommen und habe jedesmal 20 Kopeken hinter-

lassen, und als sie sich ein wenig erholt hatte, habe er ihr zwei Feldhühner geschickt. So hat er auch einmal bei einer furchtbar armen Wöchnerin ‹solche wandten sich immer an ihn› sein Hemd ausgezogen und sein Kopftuch abgenommen ‹sein Kopf war immer mit einem Tuch umwunden› und beides zu Windeln zerrissen. Auch erzählt man sich hier, wie er einen armen Juden, einen Holzfäller, und dessen ganze Familie kuriert hat. Jeden Tag ist er zweimal zu ihnen gekommen und, nachdem er alle wieder auf die Füße gebracht, hat er den Mann gefragt: »Womit wirst du mich bezahlen?« Der soll ihm geantwortet haben, daß er nichts hätte, außer der letzten Ziege, die er sofort verkaufen würde. Das hat er denn auch getan, hat sie für vier Rubel verkauft und diese dem Doktor gebracht. Der Doktor hat darauf den Holzfäller nach Hause geschickt und seinem Hausknecht 16 Rubel gegeben, damit er eine Kuh kaufe. Nach einer Stunde wird dem Holzfäller eine Kuh gebracht und gesagt, der Doktor habe die Ziegenmilch schädlich gefunden.

So hat er sein ganzes Leben hindurch Gutes getan. Zuweilen hat er sogar 30 bis 40 Rubel Armen gegeben. Dafür ist er jetzt wie ein Heiliger begraben worden. Alle Juden hatten ihre Läden geschlossen und folgten dem Sarge. Bei unseren Beerdigungen singen gewöhnlich kleine Knaben Psalmen, doch ist es ihnen verboten, auch zur Beerdigung Andersgläubiger zu singen. Hier aber gingen während der ganzen Prozession unsere kleinen Knaben vor dem Sarge her und sangen mit lauter Stimme diese Psalmen. In allen Synagogen wurde für seine Seele gebetet und ebenso läuteten die Glocken aller Gotteshäuser während der Prozession. Die Militärkapelle spielte Trauermärsche, und die jüdischen Musikanten waren zum Sohn des Verstorbenen gegangen, um ihn um die Erlaubnis zu bitten, während der Prozession spielen zu können, was sie sich zur Ehre anrechnen würden. Alle armen Israeliten haben zu 10 oder 5 Kopeken gebracht, um für ihn Kränze zu kaufen, die reichen Israeliten aber haben viel gegeben und einen großen, prachtvollen Kranz gestiftet, aus frischen Blumen mit einer schwarz-weißen Schleife, auf der in goldenen Lettern seine Hauptverdienste standen, wie z. B. die Gründung des Krankenhauses und Ähnliches. Ich habe nicht alles entziffern können, und kann man denn überhaupt seine Verdienste aufzählen?

An seinem Grabe sprachen der Pastor und unser Rabbiner, und beide weinten sie. Er aber lag in seinem alten, fadenscheinigen Rock, den Kopf mit dem alten Tuch umwickelt, — dieser liebe Kopf. Es schien, als ob er schliefe.« —

Das ist ein einzelner Fall, wird man sagen. Nun, dann ist es wieder meine Schuld, wenn ich in einem einzelnen Fall den Anfang der Lösung eines ganzen Problems sehe.

Die Stadt M. ist eine große Gouvernementsstadt im Westen, und es gibt daselbst sehr viel Juden, Deutsche, Russen natürlich, Polen und Litauer, und alle diese Nationalitäten liebten jede den Alten, als ob er zu ihrer Nationalität gehört hätte. Selbst aber war er Protestant und Deutscher, — gerade ein Deutscher: die Art und Weise, wie er dem armen Juden die Kuh schenkte, ist ein echt deutscher Witz. Zuerst verblüfft er ihn: »Womit wirst du mich bezahlen?« Und natürlich hat der Arme, da er ging, um seine letzte Ziege zu verkaufen, um den »Wohltäter« bezahlen zu können, keineswegs gemurrt, sondern nur in tiefster Seele bedauert,

daß die Ziege im ganzen nicht mehr als 4 Rubel wert war. Was aber sind 4 Rubel für alle von dem armen Doktor ihm und seiner Familie erwiesenen Wohltaten? Und wie zufrieden muß der alte Doktor bei sich gelächelt haben, da die Kuh zum Juden gebracht wurde. »Na, ich werd' ihm mal unseren deutschen Witz zeigen,« sagt er sich und ist womöglich die ganze Nacht hindurch heiter, die er am Bett einer armen Wöchnerin verbringt. Wenn ich Maler wäre, würde ich bestimmt ein Bild in diesem Genre malen, so eine Nacht in einer grauenvoll armen Hütte. Mit feinem Gefühl und Verstand könnte der Künstler viel aus dem alten Hausgerät der armen Hütte machen. Und prachtvoll würde sich die Beleuchtung ausnehmen: ein brennendes Stümpfchen Talglicht auf einem schiefen Tisch und durch das einzige bereifte Fenster, durch Eisblumen, das Morgengrauen des anbrechenden Tages. Die Frau hat erst bei Tagesanbruch geboren, und nun müht sich der alte Doktor um das Neugeborene. Keine Windeln, kein einziger Lappen im Hause — es gibt solche Armut, meine Herren, ich versichere Ihnen, der reinste Realismus, ein Realismus, der bis ans Phantastische reicht! Und da hat denn der Greis schon seinen fadenscheinigen Rock ausgezogen, und darauf das Hemd, das er nun zu Windeln zerreißt. Sein Gesicht ist ernst und nachdenklich. Der kleine neugeborene Judenbengel zappelt vor ihm auf dem Bett, und der Christ nimmt das Jüdchen auf seinen Arm und wickelt es in das Hemd, das er von seinen eigenen Schultern gezogen hat. Darin steckt die rechte Lösung der Judenfrage, meine Herren! Der achtzigjährige nackte und von der Morgenkälte zitternde Körper des Doktors kann im Bilde im Vordergrunde stehen. Viel läßt sich natürlich aus seinem Gesichtsausdruck, sowie dem der jungen Mutter machen: sie sieht auf ihr Neugeborenes und wundert sich über das, was der Doktor mit ihm anstellt. »Dieser arme, kleine Jude wird groß werden und vielleicht auch sein Hemd abziehen, um es einem Christen zu geben, wenn er sich der Geschichte seiner Geburt erinnert« — denkt vielleicht in naivem und edlem Glauben der Alte bei sich. Wird das je geschehen? Wahrscheinlich wohl nicht, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß es geschieht. Das beste, was wir tun können, ist — glauben, daß dieses geschehen kann und wird. Der Doktor hat aber schon ein Recht, daran zu glauben, denn in ihm ist es ja schon geschehen: »Habe ich es getan, so wird es auch ein anderer tun, bin ich denn besser als ein anderer?«, sagt er sich, um sich zu stärken... Dieser »Allmensch«, wie ich den Typ jenes alten Doktors nennen möchte, wenn er auch nur ein Einzelner war, so hat er doch über seinem Grabe die Bevölkerung einer ganzen Stadt vereinigt. Diese russischen Weiber und diese armen Jüdinnen haben zusammen seine Füße geküßt, haben sich gemeinsam an seinen Sarg gedrängt und zusammen geweint. Achtundfünfzig Jahre Dienst für die Menschheit, achtundfünfzig Jahre unermüdlicher Liebe haben alle wenigstens einmal um einen Sarg in gleicher Begeisterung und in gemeinsamer Trauer vereinigt. Die ganze Stadt begleitet ihn, die Glocken aller Gotteshäuser läuten, und in allen Sprachen werden die Gebete für ihn gesungen. Der Pastor und der Rabbiner reden an dem offenen Grabe, jeder in seiner Sprache, jeder in seiner Art, und doch mit den gleichen Gefühlen. In diesem Augenblick ist doch die »Judenfrage« überwunden. Der Pastor und der Rabbiner haben sich an diesem Grabe in gemeinsamer Liebe

vor allen Christen und Juden vereinigt. Was liegt daran, daß jeder, wenn er vom Kirchhof zurückgekehrt ist, wieder in seine alten Vorurteile verfällt? Steter Tropfen höhlt den Stein: diese »Allmenschen« besiegen die Welt, indem sie sie vereinigen. Die Vorurteile werden mit jedem »einzelnen« Fall mehr und mehr verblassen und endlich ganz verschwinden. »Über den Alten werden sich Legenden erhalten,« schreibt Fräulein L., gleichfalls eine Jüdin. Die Legende aber ist der erste Schritt zur Sache; das ist eine lebendige Erinnerung und ein unermüdliches Erinnern an diese »Besieger der Welt«, denen die Erde gehört. Hat man aber den Glauben gefaßt, daß das wirklich Besieger sind, und daß solchen wirklich »die Erde gehören wird«, so hat man sich fast schon mit allem ausgesöhnt. All das ist furchtbar einfach, doch schwierig scheint nur eines zu sein: nämlich, sich zu überzeugen, daß jede große Gesamtzahl sich aus Einern zusammensetzt. Alles würde sonst auseinanderfallen, wenn diese Einzelnen nicht wären. Diese Einzelnen geben den Gedanken, geben den Glauben, geben das lebendige Beispiel, somit also auch den Beweis. Es ist durchaus kein Grund vorhanden, solange zu warten, bis alle ebensogut geworden sind wie sie, oder wenigstens sehr viele: es sind nur sehr wenige solcher erforderlich, um die Welt zu retten, dermaßen stark und mächtig sind sie. Ist dem aber so — wie soll man dann nicht hoffen?

*

So schrieb, im Jahre 1877, der Panslawist Dostojewski in Rußland. Hier ist ein Weg, der einzige, den ich sehe. Die meisten von uns haben ihn schon lange beschritten. Dies der Grund, der einzige, weshalb wir, schon vor dem Kriege, dem Wirken gewisser jüdischer Kulturpolitiker in Deutschland mit einigem Mißtrauen zusahen.

Brauche ich hinzuzufügen, daß sie, gerade sie sich seit Kriegsausbruch in allem und jedem ausgezeichnet haben, was ihrer Geschichte und ihrer innersten Pflicht zuwiderlief? »Aber hat sich nicht auch schon der Fischer Simon hinterm Ohre gekratzt?«, schreibt mir Felix Adler aus Hellerau und fügt, nebst vielem, was ich heute lieber beiseite lege, hinzu:

»Der religiöse jüdisch-volkliche Prophet, der Mann der Mantik und des Eliasmantels, hat die grüne Fahne und den Mantel der prophetischen Zeit aufgehoben. Er ist bewegt von der seelischen Bewegtheit unseres Krieges, von seiner (man verzeihe das notwendige Fremdwort) »Kinesis«. Sein Lehrer Simmel hat in Straßburg nicht viel mehr Wörter um die deutsche Sache gelegt. Diese Apostel schauen Gott in dem nächstliegenden Bilde: wie ringsum in achtungsvollen Entfernungen nicht so sehr von der Wiege ihres Glaubens, als von dem Spiegel ihrer Nächstenliebe die Bewegten aufeinanderschlagen. Wie erfrischend wirkt neben dieser alexandrinischen Kinesis die unmittelbar muskulöse Bewegungskraft Stefans von Kotze, des deutschen Propheten, der schon viele Jahre vor dem Kriege von seiner Heiligkeit schrieb. Daß der und jener sowohl kinesisch wie hebräisch-mystisch vorreden konnte, wußten alle Leser. Nun hat er sie belehrt, daß er auch nach einem modernen Assimilations-Ritus nachbeten kann. Welcher Irrtum in all diesen Propheten, in all diesen Sängern, in all diesen Bummelstudenten der deutschen Politik und Strategie! ... Der Entschluß des Rabbi Nachman wiegt gleich schwer wie der Entschluß auf dem Schlachtfeld, wenn der Ausleger Gottes nur seinem eigenen Entschluß entfliehen kann. Sollen wir darum

schon die Tägliche Rundschau wählen, weil sie Charakter hat, und weil sie alles das von Anfang gesagt hat, was für uns jetzt eine »neue« Botschaft ist? Ebenso wie arbeitsscheue Gelegenheitsarbeiter sind, so sind wir nationalscheue Gelegenheitsnationale. Wir haben keine eigene Lehre, wissen aber, daß die Lehre das Höchste ist. Wir treiben keine eigene Politik, sondern antworten nur, wenn man uns fragt mit derselben Frage, die uns der Frager gerade gestellt hat. Und in dieser kühnen Zeit haben wir in Ermanglung eines eigenen, so notwendigen Denkermutes nur den fremden feldgrauen Mut der Gefallenen im Schützengraben.«

Ich weiß nicht, ob Felix Adler Jude ist. Es ist mir auch vollkommen gleichgültig. Er hat Charakter.

R. S.

Eduard Bernstein:

VÖLKER ZU HAUSE
ERINNERUNGEN

VORBEMERKUNG

AUF Wunsch des Herausgebers dieser Zeitschrift habe ich mich entschlossen, einige Erinnerungen aus meiner Wander- und Exilzeit zu Papier zu bringen und an dieser Stelle zu veröffentlichen. Leitender Gedanke ist mir dabei, die Eindrücke zu schildern, die ich von den Menschen empfangen habe, deren Länder mich zeitweilig beherbergten. Doch soll zwischendurch auch der Umstände gedacht werden, die mich mit Land und Leuten in Beziehung brachten. Und ferner schien es mir nicht zu umgehen, gelegentlich einige Selbstschilderung einzuflechten. Da es sich nicht um lehrhafte Beschreibungen handelt, die objektiv gelten wollen, sondern um die Schilderung persönlicher Eindrücke und Erlebnisse, war wohl oder übel auch etwas von der Person des Erlebenden zu sagen. Erinnerungen sind Stücke unseres Lebens, und nicht jedem wird es leicht, solches davon, was mit dem eigenen Werdegang in engster Verbindung stand, ohne Bezugnahme auf diesen mitzuteilen.

Den Anfang der Erinnerungen mache die Beschreibung der Reise, die mich im Jahre 1878 auf über zwei Jahrzehnte ins Ausland brachte. Sie schildert einen von Vielen zurückgelegten Weg und weiß von keinem Vorkommnis zu berichten, das an sich selbst Interesse erregen könnte. Die Berechtigung, von ihr zu reden, glaube ich daraus schöpfen zu dürfen, daß der wesentliche Teil dieser Fahrt nach dem Süden in einer Weise vor sich ging, die der heutigen Generation unbekannt ist. Sollte es mir gelungen sein, etwas von dem tiefen Eindruck, den sie auf mich machte, dem Leser erkennbar zu machen, so wird er mir vielleicht verzeihen, wenn ich sie mit einer Anleihe an ein berühmtes Buch als meine empfindsame Reise bezeichne.

I.

EINE FAHRT ÜBER DEN SANKT GOTTHARD IM JAHRE 1878.

Im Spätsommer 1878 ließ der verstorbene Karl Höchberg bei mir anfragen, ob ich geneigt wäre, ihn als Sekretär für die damals von ihm herausgegebene sozialistische Zeitschrift »Die Zukunft« auf seinen Reisen zu begleiten. Es war ein verlockendes Angebot für jemand, der, wie ich, noch sehr wenig gereist war und, eine Besuchsreise nach Wien im Hochsommer 1872 ausgenommen, das Ausland noch gar nicht aufgesucht hatte. So ließ ich die materiellen Bedenken fallen, die dagegen sprachen, einen gesicherten und für meine Ansprüche ausreichend bezahlten Posten als Bankangestellter gegen eine voraussichtlich nur zeitweilige Anstellung aufzugeben und schlug ein. Höchberg, der durch ein chronisches Lungenleiden genötigt war, wärmere Klimate aufzusuchen, schrieb mir, er werde zunächst nach Lugano gehen und mich dort erwarten. Mein Wissen von der schönen Stadt am Ufer des Ceresio war damals äußerst gering. Aber der bloße Klang des Wortes übte eine magische Wirkung auf mich aus, und selig trat ich am 12. Oktober 1878 die Reise an, die mich zum ersten Mal in die Schweiz bringen sollte. Ich ahnte nicht, daß sie mich zugleich auf über 20 Jahre von meinem Heimatland und meiner Vaterstadt Berlin trennen sollte.

Die Reise bis Basel nahm zwei Nächte in Anspruch, zwischen denen ich einen Tag in Frankfurt am Main zubrachte, um nach Höchbergs Wunsch dessen Familie und zwei seiner Freunde zu besuchen. Der eine dieser Freunde war der kürzlich verstorbene und als Sozialpolitiker rühmlich bekannte volksparteiliche Landtagsabgeordnete Stadtrat Dr. Karl Flesch, damals noch kaum flügge gewordener Referendar, der andere der Privatgelehrte G. Schnapper-Arndt, dem die Wissenschaft der Sozialpolitik eine Anzahl sehr wertvoller Untersuchungen verdankt. Von diesen beiden Männern wie der Familie Höchberg selbst wurde mir der Aufenthalt so angenehm wie möglich gemacht, was aber nicht verhinderte, daß ich, wie die erste, so auch die zweite Nacht auf der Reise absolut schlaflos verbrachte. Anders sollte es mit der dritten Nacht gehen.

Am 14. Oktober morgens fuhren wir in Basel ein und von dort über Olten nach Luzern weiter. Von Luzern hieß es zu Schiff nach Flüelen fahren und dann in der Postkutsche über den Gotthard setzen, denn die Gotthardbahn war erst im Werden. Glücklicherweise, kann ich hinzufügen. Denn diesem Umstand verdanke ich eine der schönsten Erinnerungen meines Lebens.

Die ersten Eindrücke, die ich durch das Wagenfenster und später auf dem Schiff von der Schweiz empfing, waren dagegen eine Enttäuschung. Der Morgen war naßkalt und neblicht, und das Voralpenland, das wir zunächst durchfuhren — seitdem mit seinem Reichtum an reizvoll wechselnden Landschaftsbildern stets wieder von Neuem mein Entzücken — entsprach ganz und gar nicht den Vorstellungen, die meine Phantasie mir von Schweizer Bergen vorgemalt hatte. Mir fehlte noch völlig der Blick für die Abschätzung von Berg und Tal, und weil die erkennbare Höhe der Berge meinen Voraussetzungen nicht entsprach, entgingen mir die Schönheiten ihrer Bewaldung und die Anmut des sie umgebenden Feld- und Wiesenlandes. Auch der Rigi und sogar noch der Pilatus blieben hinter meinen Erwartungen zurück, wozu allerdings der Umstand beitrug, daß die höchsten Gipfel dieser Berge durch Gewölk verhüllt waren. Die ungünstige Beleuchtung ließ den Vierwaldstädtersee ebenfalls sich nicht sogleich in seiner vollen Schönheit entfalten. Aber nachdem wir Beckenried und Gersau hinter uns hatten, klärte sich plötzlich das Wetter auf, und als das Dampfboot bei Brunnen in den letzten, den Urner Teil des Sees einbog, entrollte mir dieser nun, im wundervollsten Blau leuchtend und von jäh aufstrebenden Bergen umgeben, mit dem gewaltigen Uri Rotstock und dem Bristenstock im Hintergrund, ein so hinreißendes Bild, daß nur ein einziges noch fehlte, um die Begeisterung, die sich meiner bemächtigte, auf ihr denkbar höchstes Maß zu bringen: die fühlende Menschenseele neben mir, der ich alles das, was mich nun erfüllte und nach Auslösung rang, auch hätte kundgeben können. Obwohl jedoch das Schiff gut besetzt war, hatte ich mit niemand nähere Bekanntschaft angeknüpft, was freilich weniger an den andern, als an mir und meinerseits sicherlich weniger am mangelnden guten Willen, als am mangelnden guten Geschick lag. Das Anknüpfen einer Unterhaltung mit einem Mit-

reisenden, wie auch sonst mit einem Fremden, ist mir fast immer eine unüberwindliche Schwierigkeit gewesen. Wie ich denn überhaupt zu jener Kategorie von Reisenden gehöre, die ich heute als die passiven zu bezeichnen pflege.

Ich weiß nicht, ob jemand vor mir diese Einteilung gemacht hat, aber auf die Gefahr hin, schon Gesagtes zu wiederholen, möchte ich hier einflechtend bemerken, daß sich unter den vielen Kategorien von Reisenden zwei ganz besonders scharf unterscheiden lassen: die aktiven Reisenden und die passiven Reisenden. Jene sind die eigentlichen Künstler des Reisens: sie wissen alles, was für die Reise, die sie gerade unternehmen, zu wissen wert ist, und sie sehen alles, was des Sehens lohnt. Sie finden sich an jedem Ort und jederzeit so gut zurecht, als es überhaupt nur möglich ist, und sie wissen auch ihre Mitreisenden so zu nehmen, wie es dem eigenen Wunsch oder Bedürfnis entspricht. Ganz anders die Kategorie derer, die ich die passiven Reisenden nenne, weil sie mehr gereist werden, als sie im wahren Sinne des Wortes reisen. Sie wissen im besten Falle gerade das Nötigste, was man wissen muß, um sich nicht ganz zu verlieren, und sehen nur, was ihnen sozusagen direkt in den Weg läuft. In Bezug auf Wagensitz beim Reisen, Art und Zimmer des Gasthauses usw. sind sie gewöhnlich mehr oder weniger auf den Zufall angewiesen, und wenn es zwischen ihnen und Mitreisenden zum Nehmen kommt, dann sind sie die Genommenen.

Wenn Mutter Natur mich so veranlagt hat, daß ich mehr von der letzten als von der ersten Kategorie Reisender mein eigen nenne, so hat sie mir dafür als Entschädigung einen höheren Grad von Empfänglichkeit mit auf den Weg gegeben, als er dem Durchschnittsmenschen eigen zu sein pflegt, und als Zugabe die verwandte Neigung, mich leicht in jede Lage zu schicken. Letzteres eine Eigenschaft, die unter allgemeinem Gesichtspunkt keine Tugend genannt werden kann. Denn wenn sie allen Menschen eingeboren wäre, stünde es um den sozialen und kulturellen Fortschritt ziemlich schlimm. Die Gabe der Empfänglichkeit aber darf ich als ein Geschenk bezeichnen, das niemand schadet und dem mit ihm Versehenen über vieles hinweghilft.

Als ich in Flüelen einen Schein zur Fahrt über den Gotthard ge-

löst hatte und vom Posthalter mir meinen Platz anweisen ließ, meinte es das Schicksal sehr gut mit mir. Wie die meisten Kutschen der Bergposten hatten auch die der alten Gotthardpost drei Arten oder Klassen Sitzgelegenheit. Die teuerste davon war die »Imperiale«, Sitze hoch oben auf oder hinter dem eigentlichen Wagen, die den Reisenden einen Vollblick auf die Landschaft gewährten, in die er hineinfuhr. Dann kam in Rang und Preis das Coupé, drei Sitze unter dem Kutscher, mit einem begrenzten, aber immerhin weitreichenden Ausblick nach vorn. Der billigste Platz, Intérieur genannt, bestand aus den Innensitzen des Wagens, von denen aus der Reisende bestenfalls Stücke der Landschaft, aber nie ein Vollbild von ihr erblickte. Ich hatte, um zu sparen, »Intérieur« genommen, erhielt aber einen Platz im Beiwagen angewiesen, der nichts anderes war als eine offene Droschke mit vier freien Sitzen, die vielleicht etwas weniger weich waren als die Sitze auf der Impériale, aber womöglich noch einen besseren Ausblick gewährten, als jene. So konnte ich die Fahrt auf der Gotthardstraße in vollen Zügen genießen.

Und was war das für eine Fahrt! Zunächst ging es das wundervolle Reußtal mit seiner üppigen Vegetation hindurch nach Amsteg. Hatten am Vierwaldstättersee das Rütli und die Tellsplatte Erinnerungen an Schillers »Tell« wachgerufen, so ward es nun, als wir hinter Flüelen den Flecken Altdorf, die Stätte des legendären Apfelschusses, passierten, ganz und gar unmöglich, nicht des großen Dichters zu gedenken, der diese Gegend, die er doch nie gesehen, so wirkungsvoll besungen hat. Wie beherrschte die Gemüter die von ihm zu dauerndem Leben gebrachte Legende, wie tot war den Herzen ihr gegenüber die von der Forschung festgestellte historische Wahrheit! Man müßte diesen Sieg der verklärenden Sage über die enthüllte Wahrheit schwer beklagen, wenn es nicht zugleich ein Sieg des Strebens wäre, sich Ideale zu erhalten, die uns über die Kleinlichkeiten und Bedenklichkeiten des Alltags erheben. Mögen die Waldstätter, die sich gegen das Regiment der Habsburger auflehnten, in Wirklichkeit bornierte Viehzüchter gewesen sein, die jenem gegenüber, geschichtlich betrachtet, reaktionär waren, so war ihr Kampf selbst doch ein Kampf ums Recht und ist als solcher wert, im Gedächtnis fortzuleben. Die Menschen sehen im »Tell« den idealen Rächer eines

vergewaltigten Volkes, und wohl ihnen, wenn sie sich den nicht nehmen lassen.

Mit solchen Gedanken erfüllten mich die Bilder an den Häusern, die man bei der Durchfahrt durch Altdorf zu sehen bekam, und von denen sich viele auf den Kampf der Waldstätte bezogen. Die Inschriften an den Läden und Wirtshäusern dagegen erzählten uns, daß proletarische Kinder Italiens es seien, die die im Werden begriffene Gotthardbahn bauten. Fast an keinem fehlte neben dem deutschen der italienische Titel.

Vom Amsteg ab steigt die Fahrstraße in unzähligen Windungen aufwärts, immer von Neuem über die von steinernen Brücken überbaute Reuß hinweg, die der Reisende auf diese Weise bald zur Rechten, bald zur Linken, fast immer aber tief unter sich hat, wo sie schäumend und tosend über größere und kleinere Steinblöcke hinweg ihren Weg sich bahnt. Da es herrliches Wetter war, herbstklar bei frischer, aber nicht kalter Luft, verließ alles Männliche — für Damen ward das damals noch nicht als schicklich betrachtet — die Sitze und stieg zu Fuß bergan auf Zwischenpfaden, die den Weg so stark abkürzten, daß man stets dem Postwagen ein gutes Stück voraus sein konnte, ohne sich sonderlich anzustrengen. Wurde die Straße ebener und konnten infolgedessen die Postpferde Galopp traben, so nahm man die Sitze wieder ein, um sie bei neu beginnender Steigung sofort wieder zu verlassen und das vorherige Spiel fortzusetzen. Diese Partien eigenen Aufstiegs bildeten die schönsten Stücke der »Fahrt«. Auf beiden Seiten in immer neuen Formen machtvoll emporragendes und streckenweise noch bewaldetes Gebirge, droben ein wolkenfrei blaues Himmelszelt, auf den Pfadrändern die liebliche Alpenvegetation und unten die von reichlich bewachsenen Ufern eingerahmte brausende Reuß, dazu die leichtere, zart würzige Luft — alles das vereint wirkte wie Zauber auf das Gemüt. Die Märchen, die man in den Kinderjahren gelesen, tauchten in der Erinnerung auf, man sah sich in der dort beschriebenen Welt, die Stille um einen herum — ich hielt mich zumeist in achtungsvoller Entfernung von den übrigen Fahrgästen — schuf eine Stimmung, in der die naturgeschichtlich falschen und menschengeschichtlich doch so viel Wahrheit umschließenden Worten des Dichters Erlebnis wurden:

»Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.«

Viel zu früh fiel der Abend hernieder und nötigte uns nunmehr, ununterbrochen die Fahrt zu Wagen fortzusetzen. Als wir durch Göschenen fuhren, bewegte es sich in kurzen Abständen wie Glühwürmchen an uns vorüber. Beim Tunnelbau beschäftigte italienische Arbeiter suchten mit ihren kleinen Handlaternen ihre Quartiere auf. Sonst bekamen wir, so sehr sich das Auge auch anstrengen mochte, herzlich wenig davon zu merken, daß hier eines der Wunderwerke menschlicher Technik in Ausführung begriffen war. Ein im Dienst der Gotthardbahngesellschaft beschäftigter junger schweizerischer Ingenieur, der bis hierher mit uns gefahren war, hatte uns übrigens erzählt, daß, vor so schwere Aufgaben der Bau des großen Tunnels auch die Ingenieurkunst stelle, die für die Herstellung der Zufahrten zu lösenden Aufgaben sie doch noch in Anforderungen überträfen, und auf wen machen nicht in der Tat heute die geheimnisvollen Kehrtunnels und Schleifen einen tieferen Eindruck, als der langgestreckte Weg unter dem alten Riesen hinweg. Wobei wir jedoch die Glanzleistung der Präzisionsapparate und ihrer Benutzung nicht vergessen dürfen, dank deren die von Norden und von Süden her gleichzeitig vordringenden Durchschlagsarbeiter in genauester Verwirklichung des Plans zu gegebener Zeit in der Mitte des Tunnels direkt aufeinanderstießen.

Bei völliger Dunkelheit durchfuhren wir den die Schöllenen genannten großartigsten Teil der Gotthardstraße, wo diese sich zu einem von riesenhaften Granitfelsen schluchtartig umschlossenen Paßweg verengt, die Reuß tiefer und wilder tost, nur vereinzelt noch Bäume den Felsmassen nachstreben. Hier, wie an der Teufelsbrücke und am Urner Loch fuhren wir vorbei, ohne mehr als matte Umrisse zu sehen, die kaum ahnen ließen, was sie bargen, und langten gegen 10 Uhr in Andermatt an, wo ich nach eingenommenem Nachtmahl mich bald in mein Schlafzimmer zurückzog. Denn ich fühlte nun starke Müdigkeit sich meiner bemächtigen.

Als ich aufwachte, war heller Tag und unter mir lärmte es ganz gewaltig. Aber nicht Menschen vollführten das laute Geräusch. Vielmehr stellte sich, als ich seiner Ursache nachforschte, heraus, daß

dicht bei meinem Gasthaus und fast unmittelbar unter meinem Zimmer vorbei die Reuß über Gesteine hinweg einen ganz artigen Wasserfall bildete. Da der Zeiger auf 9 Uhr wies, hatte ich somit 11 Stunden geschlafen, ohne von dem Lärm das Geringste zu merken. Die Nerven hatten für die zwei schlaflosen Nächte in der Eisenbahn ihren Tribut eingeholt, denn dem Alter nach war ich schon über jene Jahre hinweg, wo man sich ohne besondere Umstände eines so glücklichen Schlafes erfreut. Aber ich habe auch später noch bis in mein jetziges Alter hinein die Beobachtung gemacht, daß, falls nicht ganz besondere körperliche Leiden, chronische Nervenschwäche oder quälende Sorgen uns den Schlaf rauben, man sich nicht sonderlich aufzuregen braucht, wenn einmal Morpheus eine ganze Nacht hindurch streikt. Die zweite oder spätestens dritte Nacht stellt er sich dann doch ein. Wenn auch nicht immer unter so glücklichen Umständen, wie an jenem Tage in Andermatt.

Unten im Gastzimmer erfuhr ich, daß ich nichts versäumt hatte. Die Post setzte erst um 1 Uhr mittags die Fahrt fort und die Gäste machten in der Zwischenzeit Spaziergänge.

Das tat ich denn auch, sobald ich gefrühstückt hatte, und zwar wandte ich sofort den Weg zurück nach dem in der Dunkelheit durchfahrenen Teil der Gotthardstraße, wobei es leider unvermeidlich war, daß ich die von Schiller beschriebene Entwicklung des Weges rückwärts nehmen mußte. Zuerst das »lachende Gelände« des sich kilometerweit ausdehnenden Ursenertals,

»wo der Herbst und der Frühling sich gatten«.

Und lachend lag es in der Tat in der Morgenfrische vor mir, umgeben von den letzten Höhen der Bergriesen, durchflossen von der schnell dahineilenden, grünschäumenden Reuß, bewachsen mit Gräsern und Blümchen der Alpenwelt und belebt durch weidende Rinder, deren Glockengeläut, so unmusikalisch es ist, doch durch die Umgebung und Umstände geadelt einen eigenen Reiz ausübt. Enttäuschend wirkte das Urner Loch. Es hatte selbst für den noch wenig Gereisten nichts von dem schwarzen Felsentor,

»kein Tag hat's noch erhellt«.

Und eher, als »im Reiche der Schatten« könnte man sich in der sächsischen Schweiz glauben, deren »Kuhstall« getauftes Felsentor

den Vergleich mit jenem alten Tunnel wohl aushalten kann. Über alle Beschreibung hinaus bewahrheiteten dagegen die Teufelsbrücke und die Schöllenen ihren Ruf. Von der prächtig breiten Gotthardstraße selbst aus gesehen erweckten sie zwar nur Bewunderung und schönen Schauer. Blickte man aber hinab auf die alte, saumpfadartige Straße, die zu Schillers Zeit über den Gotthard führte, und läßt man in der Phantasie Wanderer mit beladenen Maultieren diesen alten Weg ziehen, dann empfindet man auch die Berechtigung des Verses:

»Am Abgrund leitet der schwindlichte Weg,
Er führt zwischen Leben und Sterben,
Es sperren die Riesen den einsamen Weg
Und drohen Dir ewig Verderben,
Und willst Du die schlafende Löwin nicht wecken,
So wandle still durch die Straße der Schrecken.

Von jenem schmalen Weg aus muß wirklich die erdrückende Wucht der überragenden Granitriesen und die wilde, jeden menschlichen Widerstand spielend beseitigende Gewalt der die Felsschroffen wie gepeitscht hinabjagenden Reuß jedes andere Gefühl hinter dem Bewußtsein der Gefahr zurückgedrängt haben, und wir verstehen, wie im Bewußtsein der Menschen früherer Jahrhunderte diese Bergpässe nur als »Straßen der Schrecken« lebten.

In Goethes »Reise in die Schweiz, 1797« ersehen wir, wo er den Weg auf den Gotthard beschreibt, wie oft damals Verschüttung von Teilen des Weges durch herabstürzendes Gestein vorgekommen sein muß.

Heute spricht man von Lawinen fast wie von gezähmten Löwinnen. Die Straßen, auf deren Höhen sie lauern, dienen dem Verkehr meist nur in Jahreszeiten, wo die Lawinen bildende Loslösung von Schneemassen so selten vorkommt, wie das Ausbrechen von Löwen aus Menagerien. Die Schrecken der Natur werden überwunden, unsere sich Zivilisation nennende Kultur rühmt sich dessen stolz und — überbietet sie zugleich. Wir müssen Zehntausende und Aberzehntausende von Jahren zurückkonstruieren, um auf Katastrophen zu stoßen, wo blindwütende Elemente so viel Zerstörung anrichteten und Leben zerstörten, wie es nun von Kulturmenschen in der Katastrophe geschieht, die wir als Zeitgenossen erleben.

Gedanken anderer Art erfüllten mich, als ich am 14. Oktober 1878 die Schöllenen entlang wanderte. Zwar erinnert auch dort eine Inschrift an Krieg und Menschenvernichtung durch Menschen. Sie erzählt von den Kämpfen zwischen Russen und Franzosen im September 1799, als Suworow seinen verheerenden Übergang über den St. Gotthard vollzog. Aber das lag drei Menschenalter hinter uns zurück, wer mochte jetzt von Kämpfen zwischen Russen und Franzosen träumen? Eher wäre es im Frühjahr 1878 zu einem Krieg zwischen England und Österreich-Ungarn auf der einen und Rußland auf der anderen Seite gekommen, als die erstgenannten mobilisierten, um die von Rußland im Friedensschluß von San Stefano der Türkei abgezwungenen Zugeständnisse zu Fall zu bringen. Welcher Zusammenstoß jedoch durch den gerade beendeten Berliner Kongreß von Juni/Juli 1878 abgewendet worden war, — das einzige, was diesem Gutes nachgesagt werden kann. Aber der Sommer 1878 hatte in Deutschland aus Anlaß der Attentate zweier Wirrköpfe — des Halbanarchisten Max Hödel und des Eigenbrödlers Karl Nobiling — auf Wilhelm I. eine furchtbare Hetze gegen die Sozialdemokratie und Auflösung des Reichstags mit der Wirkung zahlenmäßiger und moralischer Schwächung der Linken des Reichstags gezeitigt, und ein von der Reichsregierung eingebrachtes Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie hatte schon in zweiter Lesung eine Mehrheit gefunden und stand nun vor der Annahme in dritter Lesung. Wie würde es der Partei unter diesem Gesetz ergehen? Ehe ich Berlin verließ, hatten wir in vertraulichen Beratungen diese Frage erörtert und waren zu der Überzeugung gekommen, daß die Verhältnisse uns nötigen würden, zunächst eine abwartende Haltung einzunehmen. Noch waren die Machtmittel der Partei verhältnismäßig bescheiden, ihre Presse mit wenigen Ausnahmen nicht entfernt in der Lage, mit der bürgerlichen Presse zu konkurrieren, und starker Geschäftsdruck mit entsprechendem Beschäftigungsmangel lähmte überall die Widerstandskraft der Arbeiter. Die nächste Zukunft der Partei hing davon ab, welche Gestalt das Gesetz in der endgültigen Beschlußfassung erhalten und wie es von den Behörden gehandhabt werden würde. Obwohl nun die wenigsten unter uns ahnten, bis zu welcher Höhe der Auslegungskunst es die maßgebenden Instanzen in dieser Hinsicht treiben

würden, mußte man doch auf arge Schläge gefaßt sein, und so hing über der Partei, der ich mit ganzer Seele ergeben war, ein überaus wolkenschwerer Himmel. Bei der Wanderung durch die Schöllenen trat das alles wieder vor meine Seele, und quälende Gedanken bedrängten mich.

Zum Glück war ich, wie an Lebenserfahrung, so auch im Temperament erheblich jünger, als meine Jahre. Die melancholischen Betrachtungen schwanden, als ich auf dem Rückweg von neuem vor der Teufelsbrücke stand, wo, von der nun schon ziemlich hoch am Himmel stehenden Sonne beleuchtet, die aufspritzenden Staubteilchen der als Gischt in die Tiefe herabstürzenden Reuß wie unzählige Diamanten glitzerten und zwischen sie hindurch, je nach dem Stande des Beschauers, Regenbogen im schönsten Farbenglanz sich darboten. Ein Bild unaufhaltsam rasender Bewegung, die sich jeden Augenblick ergänzt und durch diese nie ablassende Ergänzung zugleich wieder Beständigkeit wird. Immer der gleiche, stürmisch einherjagende und in wuchtigem Fall sich zerstäubende Fluß, und nie ein völlig gleiches Zusammenspiel der unzähligen Wasserstäubchen, dem zuzuschauen man daher auch nicht müde wird. Wenn Schiller von der alten Teufelsbrücke sang:

»Es schwebt eine Brücke hoch über dem Rand
Der furchtbaren Tiefe gebogen,
Sie ward nicht erbauet von Menschenhand,
Es hätte sich's keiner verwogen —«

so haben Vergangenheit und eine nur wenig spätere Zeit ihn Lügen gestraft. Auch die alte Brücke war erbaut von Menschenhand, und Menschenhand errichtete 1830 hier in noch größerer Höhe eine sehr viel breitere und massivere Brücke. Um so treffender malt dagegen sein Dichterwort Wechsel und Beharrlichkeit des Bildes:

»Der Strom braust unter ihr spät und früh,
Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.«

Erst als es Zeit wurde, sich zur Weiterfahrt zu rüsten, trennte ich mich von diesem Schauspiel. Man verließ das Gasthaus etwas früher, als dies die Post tat, um den ganzen Weg durch das Ursenertal und noch ein gutes Stück der oberen Gotthardstraße zu Fuß zurückzulegen. Diese verliert jedoch bald erheblich an Reiz. Die Vegetation

wird immer ärmer, der Weg immer eintöniger, und nur die sehr kahlen und niedrigen Zufluchtshäuser am Wege — Kantonieren genannt — bilden, statt der Dörfer, wie Erstfeld, Wasen, Göschenen, denen wir zwischen Altdorf und Andermatt begegneten, Abschnitte für den Reisenden. So lassen wir uns den größten Teil dieses Weges zu Wagen befördern und schauen erst auf der Paßhöhe wieder mit lebhafterem Interesse aus, weil es uns verlangt, den Tomasee zu sehen, der die »Heimat des Rheins« bildet. Er bietet keinen sehr hinreißenden Anblick: ein stiller See mit reizlos flachen Ufern, an denen nichts vorgeht. Aber von dem Zauber, den der Name des aus ihm abfließenden späteren Stromes auf uns ausübt, fällt auch ein Teil auf ihn, und wir betrachten ihn mit dem Respekt, den man dem Großvater einer bedeutenden Persönlichkeit schuldet. Beim Hospiz auf der Höhe ist Haltestelle der Post. Wir steigen aus, nehmen eine Erfrischung zu uns und dann geht's weiter, dem Abstieg nach der Südseite zu.

Ich erhielt jetzt einen Sitz im Coupé und als Nachbar einen jungen Franzosen, der sich mir bald als ein nützlicher Gefährte erwies, indem er mir ein Gefühl abnahm, das den Genuß der Fahrt abwärts sonst leicht beeinträchtigt hätte. Sobald nämlich der Weg nach unten zu sich wendet, macht die Beförderung einen gefährlichen Eindruck. Die Straße führt in großen Kehren an steilen Abhängen vorbei, die Pferde aber, von denen der Kutscher nur die zwei vorderen an einem dünnen Lenkseil hält, traben mit rastloser Geschwindigkeit abwärts, so daß trotz der Breite des Wegs nur ein mäßiges Fehlgreifen an einer der Wendungen dazu gehört, um uns allesamt in die Tiefen zu stürzen. In Wirklichkeit mag die Sache nicht sehr gefährlich sein und auch von außen betrachtet nicht so arg ausschauen, wie vom Coupéfenster aus. Hier aber schien jede Wendung uns hart an den Abgrund zu bringen. Ich muß gestehen, daß mir zuerst etwas unheimlich dabei zumute wurde. Dann aber merkte ich, daß mein Nachbar das gleiche Gefühl in sehr viel stärkerem Grade hatte als ich. Immer wieder packte er mich und stieß dabei in etwas gepreßtem Ton Worte heraus, die Bewunderung kundgeben sollten, aber Angst verrieten. Und merkwürdig — statt daß seine Ausbrüche mich ansteckten, riefen sie in mir die entgegengesetzte Stimmung hervor. Der Mensch tat mir leid, aber daneben zuckte es durch meinen Kopf:

»Der ängstigt sich für zwei, da kannst du deinen Teil sparen.« Mit größerer innerer Ruhe als vorher ließ ich das Auge über die uns umgebende Landschaft und auf den vor uns liegenden Weg schweifen. Die Granitwände des Gebirges schienen mir noch steiler abzufallen als auf der Nordseite, die Schluchten neben uns waren ersichtlich tiefer. Nur in mäßigen Abständen eingetriebene Steine von noch nicht einem Meter Höhe säumten die Bergstraße ein, sie konnten, wenn wirklich das Gefährt dem Rand zutrieb, im besten Fall den Sturz etwas aufhalten, aber kaum ihn verhindern. Dazu hätte es einer solchen Last gegenüber, wie unser Gefährt sie bildete, schon einer recht soliden Mauer bedurft. Aber waren wir denn wirklich in Gefahr? Gewiß, wir bewegten uns rasch vorwärts, aber die Sinne täuschten uns eine größere Schnelligkeit vor, als der Wirklichkeit entsprach, und die Windungen waren genügend weit voneinander entfernt, um dem Kutscher Zeit zum ruhigen Lenken der Pferde zu lassen. Es dauerte denn auch eine tüchtige Weile, bis wir das nächste Ziel der Fahrt, Airolo, erreichten. Leider! Denn der Nachmittag wich dem Abend, die Dämmerung fiel hernieder, und noch ehe wir in Airolo einfuhren, das man in guter Entfernung schon vor sich erblickt, sahen wir vom Wagen aus, wie unten die Lichter angezündet wurden. Sie erleuchteten den Ort nur sehr dürftig, denn noch wußte man nichts von elektrischem Licht. Man konnte, unten angelangt, nur wenig unterscheiden. Arbeiter bewegten sich still — sie kamen offenbar von der Arbeit — durch die Straße, wo die Post hielt, und in deren Mitte auf rohgezimmerten Tischen Waren ausgeboten wurden. Ein trotz der verschwimmenden Umrisse — oder vielleicht gerade deshalb — doch wieder auf die Phantasie wirkender Eindruck.

Die Schönheiten der Fahrt von Airolo über Faido nach Biasca gingen uns, da nun völlige Dunkelheit eingetreten war, zu meinem großen Bedauern ganz verloren. Von Biasca aus konnte man schon auf einem fertigen Stück der Gotthardbahn bis Bellinzona fahren, wo wiederum übernachtet werden mußte. Hier merkte ich, daß wir im italienischen Sprachgebiet waren. Der Wirt des Gasthauses, in dem ich abstieg, sprach außer italienisch nur ganz wenig französisch, und auch das ungrammatikalisch, so daß wir uns herzlich schlecht verständigen konnten. Doch wies er mir ein schönes Zimmer an mit

einem untadelhaften französischen Bett, in das ich mich zwar nicht sofort zu schicken wußte, das mich aber recht lange zu fesseln verstand. Der Zeiger war wieder weit über die Morgenstunde vorgerückt, als ich aufwachte.

Von der eigenartigen Stadt, die mit Locarno und Lugano abwechselnd die Ehre geteilt hat, Sitz der Regierung des Kantons Tessin zu sein, habe ich wenig zu Gesicht bekommen. Mein Wirt konnte mir wegen der geschilderten Sprachschwierigkeiten nicht gut Bescheid sagen, und da die Post nach Lugano schon vor 10 Uhr aufbrach, mochte ich es nicht auf die Zufälle einer improvisierten Entdeckungsreise ankommen lassen, so gerne ich die Lombardentürme Bellinzonas näher besichtigt hätte.

Auch der letzte Teil der Fahrt war vom schönsten Wetter begünstigt. Der Weg ging über den von Kastanien bewachsenen Monte Cenere, den heute ein ziemlich langer Tunnel durchschneidet, so daß die mit dem Gotthardzug Reisenden von seiner anmutigen Schönheit nur wenig gewahr werden. Mir wurde sie in vollstem Maße zuteil. Ich hatte nur zwei Reisebegleiter, Ortsansässige, mit denen ich mich schlecht verständigen konnte. Aber sie dienten mir unbewußt als Wegweiser. Selbstverständlich ging es wieder sofort aus dem Postwagen heraus, als der Fahrweg zur Bergstraße wurde, und bevor er den Gipfel erreichte, sah der Wagen uns nicht wieder. Es war unmöglich, nicht jede Minute des Spazierganges — denn weiter war der Aufstieg nichts — voll auszunutzen. Noch war das Laub nur erst zum Teil gefallen, die Bäume zeigten alle noch die schönen, den Blättern des Nußbaums ähnlichen Blätter der Edelkastanie, vom Boden aber strömte schon der eigenartige Geruch aus, den gefallenes Laub im Herbst verursacht und der wohl jeden Freund des Waldes anheimelt. Wandte man den Blick rückwärts, so fiel er auf eine von Bellinzona, das wir nun unter uns sahen, bis an die nördlichen Ufer des Lago Maggiore sich ausdehnende Landschaft, deren Schönheit im Lichte der am klaren, blauen Himmel leuchtenden Sonne ganz besonders vorteilhaft sich darbot. Ein Gefühl unbeschreiblicher Wohligkeit erfüllte mich den ganzen Tag. Damals und später immer wieder habe ich die Beobachtung gemacht, daß sich's im Frühherbst, wenn nicht am schönsten, so doch am angenehmsten wandert.

Oben auf dem Gipfel des Cenere hielt der Wagen an der Poststation eine Weile, um den Reisenden Zeit zur Einnahme eines Mittagsmahls zu lassen. Dann hieß es Platz nehmen, da es nun im Galopp weiterging, erst noch eine tüchtige Strecke ebenen Wegs und dann abwärts dem Luganer See zu. So schön zwar auch dieser Teil der Fahrt war, so konnte er doch den Vergleich mit dem Aufstieg nicht aushalten. Ich habe beim Fahren nie den vollen Genuß des Reisens empfunden, kann im Wagen niemals ein Gefühl des Gefangenseins völlig loswerden. Nur wer zu Fuß wandert, ohne in kurzer Zeit übergroße Strecken zurücklegen zu müssen, oder wer sein Gefährt selbst lenkt, ohne durch Nebenrücksichten eingeengt zu sein, kann sich als Reisender frei fühlen. Nur wenn ich zu Fuß war, drängten sich mir Geibels Verse auf die Lippen:

»O wandern, o wandern, du freie Burschenlust.«

Dabei kann ich nicht einmal behaupten, ein besonders guter Marschierer zu sein. Die Sache ist rein seelisch. Es ist keine Redensart, wenn ich dies Empfinden als Zeichen eines Hanges zum Landstreichertum bezeichne. Etwas davon mag in jedem Menschen stecken, bei mir aber ist es ein so großes Stück, daß ich bei den Berufen, die ich verfehlt habe — es sind nämlich, wie übrigens bei den meisten Menschen, deren mehrere — die Berufung zum Landstreicher an ziemlich vordere Stelle zu setzen habe. Noch in Jahren, wo bei andern sich das längst gelegt, plagte mich der Trieb, in Wahrheit singen zu dürfen:

»Und find ich keine Herberg',
So lieg ich zur Nacht
Wohl unter blauem Himmel,
Die Sterne halten Wacht.«

Immerhin hatte auch die Fahrt den Cenere nach dem Süden herunter ihre großen Reize. Nun war es Nachmittag geworden, die Herbstsonne schien warm vom Himmel herab, die Landschaft wurde belebter, wir fuhren an Menschen, Tieren und Weilern vorbei, unablässig ertönte durch das Gestampf der Pferde und Rollen der Räder das Geläut der den Pferden angehängten Glöckchen, und in der Ferne stiegen die weithin sichtbaren Berge des Ceresio immer höher am Horizont empor, bis schließlich der sich vielfach windende See selbst

stückweise zum Vorschein kam. Immer heftiger feuerte der Kutscher die Pferde an, immer rascher stürmten diese einher, bis sie zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags in Lugano einfuhren, um bei der Post — damals noch in der Via Canova — Halt zu machen. Das Reiseziel war erreicht.

Mein Parteigenosse und nunmehriger Chef Höchberg erwartete mich an der Haltestelle und führte mich, nachdem wir uns begrüßt hatten, in das dicht am See im Zentrum der Luganer Bucht gelegene Hotel Washington, wo er nach dem See zu im obersten Stockwerk drei nebeneinandergelegene Zimmer für uns gemietet hatte, eines davon für sich, eines für mich und das dritte als »Salon«. Als ich, nach Erneuerung meines äußeren Menschen, auf die von einem Gitter eingefaßte Außengalerie trat, die sich die Fenster entlang hinzog, offenbarte sich mir der Luganer See in seiner ganzen Pracht. Anmutige Ufer umsäumten ihn in der Bucht, in wundervollem Blaugrün erglänzte die spiegelblanke Fläche, und wie aus ihr hervortauchend erhob sich rechts gegenüber, so nahe, daß man glaubte, zu ihm hinüber rufen zu können, kegelförmig emporstrebend der lieblich bewachsene San Salvadore, während linker Hand, von jenseits des nach Westen gehenden Arms des Sees die steilabfallenden Capriner Berge mit ihrem dunkleren Grün gar feierlich dreinschauten. Nur wenige Fahrzeuge waren auf dem See zu erblicken, und auch unten am Hafen ging es sehr ruhig zu. Es war ein wundervolles Bild, wie es heute in ganz gleicher Stimmung kaum noch sich wiederholt. Zwar sind Landschaft und Farben noch die gleichen. Aber mit dem zauberischen Frieden, der auf dem Ganzen lag, ist es vorbei.

* * *

PETER VAN PIER, DER PROPHET.

1.

PETER van Pier hatte die Apotheke zum Löwen gekauft. Er verstand sein Geschäft, war höflich und zuvorkommend und kleidete sich mit Vorliebe in Grau. Sein Gesicht war gewöhnlich, wie sein Reisepaß besagte. Er verkehrte mit keinem in der Stadt, mied die Gasthäuser und die Vergnügungen der Bürger und wohnte mit einer alten Wirtschafterin, die jeden Morgen auf dem Markt in bescheidenem Maße einkaufte, und die genau so unzugänglich war wie ihr Herr. Sie war mit Peter van Pier in die Stadt gekommen. Woher wußte man nicht. Einige sagten aus Indien.

An einem Juliabend stand Peter van Pier im Begriff, die Apotheke zu schließen, als aus der Nebengasse ein Bürger hastig auf ihn zukam und ihm ein Rezept hinhielt.

»Eilen Sie, bitte,« sagte er, noch kurzatmig vom schnellen Laufen.

»Warum eilen?« gab van Pier zurück, »da die Frau heute nicht sterben wird.«

»Der Arzt drängt mit der Medizin,« sagte der andere.

»Ärzte sind Narren,« entgegnete Peter van Pier. »Was nützt es, daß sie gesundet, da sie genau heute über vier Wochen, auf der Straße, um elf Uhr morgens überfahren, sterben wird.«

Der Mann erschrak. »Wer sagt Ihnen das? Können Sie wahrsagen? Aber wie närrisch Sie doch prophezeien. Denn an jenem Tage wird meine Frau zu Hause bleiben, denn ich werde ihr verbieten, auszugehen.«

»Mag sein,« sagte van Pier, »daß ich ein Narr bin,« und reichte dem anderen die Medizin. Der brachte sie seiner Frau, die alsbald genas.

2.

Peter van Pier wohnte am Hafen. Das Haus war klein und weiß getüncht. Aus dem Fenster seines Schlafzimmers sah er weit über das Wasser und freute sich an den einlaufenden Schiffen, die weiße

Segel an den Masten führten und deren bunte Wimpel im Winde wehten. Sein Laboratorium ging auf den Hof. Der war dunkel und kaum breiter als der Schacht eines Schornsteins. Darum brannte im Laboratorium eine große holländische Krone mit weißen Lichtern, die täglich erneuert wurden. Unter dieser Krone stand ein schwer eichener Tisch, auf dem viele Retorten lagen. Davor ein Lehnstuhl, dessen roter Samt mit den Jahren die Farbe verloren und Riß über Riß bekommen hatte, und dessen Vergoldung allmählich schwarz zu werden begann. Dazu lag im Raume ein weihrauchähnlicher Geruch, wie in den römischen Kirchen. Wenig stimmten dazu die leichten Linien eines graziösen Büchergestells, das bunte Maroquinbände im Stile des heiteren Frankreichs enthielt.

Des Abends ging Peter van Pier in dieses Zimmer. Er schloß die Läden und verlöschte die Lichter bis auf eins. Aus einem verborgenen Wandschrank holte er eine durchsichtige, große und bauchige Flasche, die eine ölige, rötliche Flüssigkeit enthielt. In seinen gleichmäßigen, nie übereilten Bewegungen entkorkte Peter das Behältnis und goß wenige Tropfen der Flüssigkeit in eine Retorte, die schon zu Viertel mit Wasser gefüllt war. Widerstrebend vermischten sich die roten Tropfen mit dem Wasser. Hierauf verlöschte Peter auch das letzte Licht und entzündete eine offene Flamme. Die Retorte auf einem schmiedeeisernen Dreifuß stellte er darüber. Dann setzte sich Peter auf den Sessel und blickte auf das Glas.

Die Flüssigkeit ließ ein leises Singen vernehmen, und bald stiegen Dämpfe auf, die alle Farben hatten, und zogen sich zu wunderlichen Gebilden zusammen. Da waren geflügelte Löwen und Leoparden, Gesichter Verstorbener und Lebendiger, Schiffe und Häuser, Städte, Landschaften und Meere. Peter aber betrachtete diese Dinge und achtete nicht auf die Außenwelt.

3.

Als vier Wochen vergangen waren und der Morgen des Tages kam, an dem Peter van Pier dem Manne den Tod seiner Frau gewahrsagt hatte, sprach dieser Mann zu der Frau:

»Der Apotheker, der mir die Medizin gab, die dich genesen ließ, wollte mich schrecken. Darum sagte er mir: Heute um elf Uhr

würdest du auf der Straße überfahren werden. Mag ich schon an solchen Unsinn nicht glauben, so wäre es mir doch genehmer, wenn du am Vormittage das Haus nicht verließest.«

Die Frau versprach, seinen Worten zu gehorchen, und der Mann ging fort und seinen Geschäften nach.

Es war ein wunderschöner Morgen. Nach vielen Regentagen schien die Sonne zum erstenmal wieder, und auf der Gasse vertrocknete die letzte Pfütze. Die Frau stand am Fenster und schaute hinaus. Ihre beiden Kinder spielten Murmeln auf dem Bürgersteig. Da glitt plötzlich das größere aus, fiel hintenüber und schlug sich dermaßen den Kopf, daß ein großer Blutstrahl der Wunde entquoll. Die Frau erschrak aufs heftigste, vergaß alle Versprechungen und lief die Treppe hinunter auf die Gasse. Mochte sie nun den herannahenden Wagen in ihrer Aufregung nicht gesehen haben, mochte sie, als sie kurz an ihm vorüber wollte, ausgeglitten und erfaßt worden sein — umsonst riß der Kutscher die Pferde zurück, das schwere Gefährt, vom eigenen Schwung vorwärtsgedrückt, kam nicht rechtzeitig zu stehen, und das Hinterrad zermalmte ihre Brust, als die Rathausuhr zum ersten der elf Schläge ausholte.

Der Mann, den Freunde herbeiriefen, entsetzte sich über die Maßen und erzählte allen das Wundersame dieses Ereignisses. Aber die Menschen nannten es einen Zufall.

Einzig die Jungfer Therese Bödlein glaubte, ging zu Peter van Pier und bat ihn, er möchte ihr wahrsagen, ob sie noch Geld gewönne oder einen Mann. Aber Peter van Pier hieß sie gehen und sprach: »Dazu taugen dir vielleicht Karten und Kaffeesatz. Was kümmern mich dein Geldsack und deine Geschlechtlichkeit.«

4.

Es waren seit jenem Ereignis mehrere Wochen verstrichen, und die neugierigen Blicke, die die Kunden anfänglich dem Apotheker zuwarfen, hatten an geheimer Ängstlichkeit verloren. Peter van Pier war aus seiner Zurückhaltung herausgegangen und hatte sich häufiger in längere Gespräche mit den Käufern eingelassen. Mit dem Großkaufmann Kyzer, der ein weitgereister Herr war, hatte er sich gern und lange über fremde Völker und Sitten unterhalten, und so ge-

schah es, daß, als ihn Kyzer zu einem Schoppen Wein bei sich einlud, van Pier die Einladung annahm und am Abend das Haus des Großkaufmanns aufsuchte.

Er wurde von einem Diener empfangen, der ihm Stock und Hut abnahm und ihn zu Kyzer in das Speisezimmer führte. Kyzer ging seinem Gast entgegen und führte ihn zum Speisetisch, auf dem appetitliche kalte Speisen aufgebaut waren. Um den Tisch standen wertvolle geschnitzte und eingelegte Stühle Danziger Arbeit, und die Lichte in den Messingleuchtern beschienen eine bewegte und bunte Schäferszene, die ein französischer Künstler auf die Längswand des Zimmers geschmackvoll zu malen verstanden hatte. Peter lobte die Komposition und die Eleganz der Technik. Als die Frau des Großkaufmanns zu den Herren getreten war und den Gast aufs freundlichste begrüßt hatte, setzte man sich zu Tisch und begann mit der Mahlzeit. Das Gespräch kam alsbald auf Reisen, wobei die Frau mancherlei Kenntnisse des Auslandes zeigte, die sie aus den Erzählungen ihres Mannes oder lehrreichen Büchern erworben hatte. Da man auch auf die Seeschiffahrt und ihre Gefahren zu sprechen kam, erzählte Kyzer ein Abenteuer, das er als Jüngling erlebt hatte. Denn das Schiff, das ihn um Spanien bringen sollte, hatte bei Gibraltar Schiffbruch erlitten, und nur mit Not hatte Kyzer sein nacktes Leben gerettet.

»Schrecklich«, sagte Peter van Pier, »sind solche Geschehnisse.« Und mit bewundernswürdiger Anschaulichkeit beschrieb er, wie eine Bark im Schneesturm außer Kurs gekommen, auf ein Riff getrieben und schmählich zerschellt sei. Man sah bei seiner Erzählung die angstentstellten Gesichter der Matrosen, sah die eiskalten Wogen über dem Deck zusammenbrechen, hörte das Splittern des Holzwerks, das Zerknallen der Segel, hörte den Sturm toben, vermischt mit dem Todesschrei der Ertrinkenden und dem bangen Gekreisch der Möven. »Nur einer,« endete er, »der sich an einen Mast geklammert, wird lebend ans Ufer gespült und von mitleidigen Fischern gerettet.«

Kyzer und seine Frau wurden bei dieser Erzählung von manchem Schauer durchbebt, und Kyzer fragte Peter, ob er diesen Untergang erlebt hätte oder gar der Gerettete sei, daß er also deutlich zu beschreiben wüßte.

»Mit nichten,« erwiderte Peter. »Denn dieser Schiffbruch geschah erst vor zwei Tagen an der englischen Küste.«

Wie denn das Schiff hieße, fragte Kyzer, und woher er die schnelle Nachricht hätte?

Das Schiff hieße »Delphin«, antwortete Peter. Und als er die Frau des Großkaufmanns wanken sah, fügte er hinzu, sie solle getrost sein, denn der Gerettete sei ihr Sohn.

Und wirklich geschah es, daß nach weiteren zwei Tagen die englische Brigg »Flower« den jungen Kyzer als einzigen Überlebenden des gestrandeten »Delphin« zur Heimat brachte, und was er erzählte, war gleich der Erzählung Peters Wort für Wort.

Da aber entsetzten sich viele über des Herrn van Pier erstaunliche Gaben, und die Jungfer Therese Bödlein kam wieder zu ihm, kaufte beruhigende Tropfen und fragte ihn, ob sie noch einen Mann bekäme. Da ergriff van Pier einen Spiegel, hieß sie sich spiegeln und sagte:

»Ist dieser Spiegel nicht dein bester Prophet?«

Die Jungfer aber ging und hoffte. Denn sie hatte ihn falsch verstanden.

5.

Diese wunderbare Prophezeiung aber sprach sich immer mehr herum und erregte einen großen Widerhall bei den Menschen. Viele glaubten an van Piers Gaben, andere nannten es Zufall, manche meinten, er hätte irgendwie Kunde von dem Schiffbruch erhalten und dieses Wissen ausgenutzt. Besonders die Professoren der Universität beschäftigten sich mit diesem Ereignis, ja es wurde ein Konsilium angesetzt, bei dem man nach langer Beratschlagung den Entschluß faßte, den Professor und Doktor der Medizin van der Beken zum Apotheker zu schicken, auf daß er ihn prüfe und seine Gaben erforsche. Man riet ihm aber, seine Aufgabe möglichst geschickt und unauffällig anzufassen.

So ging denn van der Beken in die Apotheke und begehrte, van Pier zu sprechen. Der Gehilfe eilte, ihn zu holen. Van Pier trat aus dem Laboratorium hinter den Ladentisch, verbeugte sich und sagte mit feinem Lächeln:

»Sie wollen, Herr Professor, indem Sie ein Opiat fordern und

mich in ein Gespräch über Tagesdinge verwickeln, auf übernatürliche Dinge zu sprechen kommen und vorsichtig meine seherischen Gaben zu erforschen suchen. Sie würden mich mit Recht unhöflich schelten, wollte ich Sie dieser Mühe nicht beheben. Darum gestatten Sie mir eine Spielerei, die Ihnen freilich als nicht ganz würdig erscheinen wird, aber dennoch vielleicht Ihren Fragen Antwort geben kann. Lassen Sie mich Ihnen die Begebenheiten Ihres heutigen Tages aufzählen. Sie werden beim Verlassen der Apotheke auf dem Markt Ihren Freund, den Herrn Doktor der Rechte Strassen, treffen, ihn nach seiner Wohnung bringen und dort ein Glas Wein zu sich nehmen, in einem Wagen, der mit einem Schimmel bespannt ist, nach Hause fahren, alsdann aber in Ihrer Wohnung vom Bücherbrett das vorletzte Buch verlangen und auf der fünfzigsten Seite von der siebzehnten Zeile an lesen und heute Nacht von Ihrer verstorbenen Frau träumen. Es ist eine Spielerei, Herr Professor, die Sie mir indessen nicht verübeln wollen, denn ich bin zu eilig, um lange mit Ihnen disputieren zu können. Sie wissen, daß ich Ihr ergebener Diener bin.«

Mit einer tiefen Verbeugung entfernte sich van Pier und ließ den Professor van der Beken stehen. Alsbald erschien auch der Gehilfe wieder, der dem Professor in einer kleinen Flasche das Opiat reichte und höflichst beteuerte, daß der Herr van Pier ihn noch vielmals um Entschuldigung für sein Fortgehen ersuchen und inständig bitten lasse, das Opiat mitzunehmen, da er es noch heute dringend benötigen würde.

Van der Beken indessen wurde zornrot, und, indem er unbeherrscht die Flasche mit dem Opiat auf den Ladentisch warf, daß sie zerbrach, fuhr er den Gehilfen hart an, man solle ihn nicht verspotten, verließ die Apotheke und schritt zum Markt.

Kaum indessen hatte er den Markt erreicht, als ihm der Doktor Strassen erregten Gebarens entgegeneilte, ihm mitteilte, daß er ihn fast eine Stunde verzweifelt suche, da seine Frau in den Krämpfen läge, und ihn eindringlichst beschwor, ihn zu begleiten. Van der Beken folgte ihm ohne Zögern, und erst im Augenblick, da er Strassens Haus betrat, fielen ihm die Worte des Apothekers ein. Und er erschrak.

Indessen faßte er sich und eilte an das Krankenbett der Frau, die er noch in den heftigsten Krämpfen fand. Er fühlte ihren Puls und sandte eilends den jugendlichen Diener mit einer Verordnung zur Apotheke, und in der denkbar kürzesten Zeit brachte der junge Mann die Medizin. Van der Beken gab der Frau davon einige Tropfen auf bereitgestelltem Zucker ein, und diese erholte sich alsbald und verfiel in heilenden Schlaf. Als aber van der Beken, der noch am Bett der Kranken saß, in Gedanken das Medizinfläschchen betrachtete, bemerkte er, daß es dasselbe Opiat war, das er beim Apotheker fortgeworfen hatte. Und als er dies bemerkte, befiel ihn die Angst dermaßen, daß er jäh erbleichte und ein Schwindel in ihm aufstieg. Er erhob sich und vermochte seiner Sinne Herr zu bleiben. Allein sein Wille war vom Schrecken geschwächt, und er fiel ohnmächtig rücklings zu Boden, ehe der herbeieilende Strassen ihn auffangen konnte. Strassen bemühte sich um ihn, indem er ihm Kölnisch Wasser auf der Stirn verrieb und ihm ein Glas Wein einflößte. Van der Beken kam davon zu sich, aber als er den Wein auf seinen Lippen schmeckte, verfiel er zum zweitenmal fast in Ohnmacht und fühlte sich so geschwächt, daß er nicht Widerstand leisten konnte, als ihn Strassen in einem Wagen nach Hause fahren ließ, den ein Schimmel zog.

Zu Hause warf er sich aufs Lager, und auf sein Verlangen brachte ihm seine Tochter ein Werk über geheime Wissenschaften, und er las mancherlei nach über die Kunst zu prophezeien und die Phänomene des zweiten Gesichts. Und schlief ein und träumte von seiner verstorbenen Frau. Als er aber am nächsten Morgen das Buch an seinen Platz zu stellen sich anschickte, sah er, daß es das vorletzte war auf dem Bücherbrett, und, da er nachschlug, fand er, daß er auf der siebzehnten Zeile der fünfzigsten Seite zu lesen begonnen hatte.

Da weinte van der Beken vor Grauen und in der Erkenntnis, daß Peter van Pier ein Prophet sei, der der Menschen Schicksal in seinen Händen hielt.

6.

Es lebte in der gleichen Stadt ein Jüngling namens Valerius, den sein Reichtum nur freigebiger und liebenswürdiger machte, und der, obwohl er sich Schmarotzer und Beutelschneider vom Halse zu halten

wußte, bei allen geliebt und geachtet war. Gern besuchte man die Feste, die er seinen Freunden in seinem geräumigen Hause veranstaltete und die sich durch ausgezeichneten Geschmack und große Kenntnis wohlschmeckender Weine und Gerichte auszeichneten. Dauerten diese Feste auch oft bis in den Morgen, und war das fröhliche Lachen der Gäste bis auf die Gasse zu hören, so hatte doch nie eine liederliche Frau Zutritt zu diesen Gelagen gefunden, und Valerius hielt strenge darauf, daß Gespräche und Scherze wohlanständig waren.

Manche Mutter hätte ihm gern ihr Kind gegeben. Aber Valerius liebte ein Mädchen namens Sigrid, die in einer etwa fünfzehn Meilen entfernten Stadt lebte. Ihrer Vereinigung setzten sich aber Schwierigkeiten entgegen, die nicht groß genug waren, daß ein Romanschreiber damit mehr als dreißig Seiten hätte füllen können — groß genug indessen, um den Liebenden manch schlaflose Nacht zu verursachen und ihnen manchen Seufzer zu entlocken.

So empfing dann Valerius eines Morgens einen Brief Sigrids, in dem sie ihn unter vielen zärtlichen Worten bat, zu dem Propheten zu gehen, dessen Ruhm an ihre Ohren gekommen sei, und ihn um ihrer beiden Zukunft zu befragen. Valerius antwortete ihr folgendermaßen:

»Sigrid,

wie grausam ist die Natur, daß sie uns zum Leben auch die Gedanken gab. Denn sie können bei Dir sein, Dich erfassen, liebkosen und küssen, mir alle Sehnsucht nach Dir brennender und heißer gestalten, da ich Bedauernswürdiger nur ein Blatt Papier an meine Lippen führen kann, weil es mir wertvoll wurde durch die Berührung Deiner Hand. Ich liebe Dich, Sigrid, liebe Dich, wie ich meine Augen liebe, da sie Dich mir zeigen, meine Hand, da sie mich Dich fühlen, meinen Mund, da er mich Dich küssen läßt. Alles, was Du von mir forderst, Sigrid, will ich erfüllen, aber Dein Wunsch, den Propheten zu befragen, ist unerfüllbar. In der Tat lebt in unserer Stadt ein Apotheker, der die Gabe des Prophezeiens besitzen soll. Ich lernte ihn kennen und schätzen, denn er ist ein gelehrter Herr und weiß manch lehrreiches Gespräch zu führen. Als ich vor wenigen Tagen vor den Toren der

Stadt spazieren ging, um im Hauch des sinkenden Abends Deinen Atem zu fühlen, begegnete mir van Pier. Er redete mich an, und da es ihn verlangte, mich zu begleiten, schritten wir gemeinsam dahin und folgten dem Lauf des Flusses, bis zur Stelle, da er ins Meer mündet. Es war ein silberner Abend, Sigrid, wo Meer und Himmel sich zu eins vermischen, wo die schmerzliche Seligkeit der unermessenen Weiten unser Herz umfängt und meine liebende Seele sich losmachte und groß wurde und heiß. Schmeichelnd und linde küßte die Welle den Strand, selten war der Möve klagender Schrei in der Einsamkeit, und Seeschiffe versanken in den Dunst der Dämmerung. Mein Herz war so übervoll an Liebe und Leid, daß ich sprechen mußte. Und ich sprach zu van Pier und klagte und offenbarte ihm mein Gefühl. Er aber schwieg. Am Ende warf ich mich zu Boden, und tränenden Auges sprach ich also zu ihm: »Herr Peter van Pier, man nennt Euch einen Propheten, und Ihr habt wundersame Proben Eurer Gaben gezeigt. Seid drum barmherzig, Peter van Pier, und sagt mir mein und Sigrids Schicksal.« Peter van Pier aber verharrte lange im Schweigen, und die Nacht nahm zu. Endlich aber hob er an zu reden und sprach also zu mir: »Wohl weiß ich alle Stunden Deines Lebens und Deines Schicksals Leiden und Freuden. Aber da Du heute neben mir schrittest und Deine Gedanken frei waren und voll von dem, das Du Liebe heißest, gefielst Du mir. Und darum will ich Dir ein kostbares Geschenk machen, wie kostbarer ich es nicht zu geben vermag. Nimm meinen Schwur, daß ich nie aus Deinem Schicksal Dir künden will. Und darum forsche mich nicht aus.« Und er wandte sich zum Gehen, und ich folgte ihm, und da wir heimkamen, stand der Mond schon hoch am Himmel. Ich weiß es nicht, Sigrid, ob er ein Prophet ist oder ein Lügner. Aber mir ist er verschlossen, und meine Zukunft ist mir dunkel wie zuvor. Aber die Flammen meiner Liebe leuchten in die Finsternis, und wir lieben uns so, daß unser Glück sich erfüllen wird. Valerius.«

Und diesen Brief sandte er alsbald an Sigrid.

7.

Die Jungfer Therese Bödlein lebte ein anderes Leben. Sie öffnete die Fenster weit, daß der frühe Morgenwind den stickigen Duft ihrer Stube verjagte, und ihr Strickbeutel flatterte im Zuge. Sie sperrte die Truhe auf, darin ihr Geld lag, und mietete sich um wenig Lohn eine Magd für ihren Hausstand. Sie selbst rührte nichts mehr im Hause an und verbrachte den Vormittag damit, mit mancherlei Stiften, Feilen, Pasten und Tüchern ihren Nägeln Glanz und Form zu verleihen, dem Pergament ihrer Haut Weichheit und Farbe zu geben und ihr spärliches Haar durch falsche Locken üppig zu machen. Des Nachmittags aber ließ sie sich in Seide kleiden und wandelte durch die Gassen und warf dabei den Männern so verliebte Blicke zu, daß mancher Fremde in der Stadt sich verwunderte über die Schamlosigkeit des alternden Frauenzimmers. Die Einwohner aber meinten, sie habe den Verstand verloren.

Des Abends entkleidete sie sich, entzündete alle Kerzen in ihrer Schlafkammer, und ehe sie in ihr Bett unter die vielen Decken und Kissen kroch, stellte sie sich schamlos nackend vor den Spiegel, faßte mit den Händen ihre schlaffen, verkümmerten Brüste, bespiegelte sich wie ein Pfau vor einer Glasscheibe, fühlte sich schön, verliebte sich in ihr Bild, girrte wie eine Taube und träumte wollüstige Dinge. Als sie aber eines Nachmittags durch die leere Hauptstraße schritt ⟨denn der Wind ließ die Bäume schwanken⟩ und ihr ein Wirbel den Umhang entriß, Valerius aber, der des Weges kam, das Tuch aufhob und es ihr lächelnd gab — enteilte sie hochroten Gesichts nach Hause, warf sich auf die Knie und sprach:

»Der Prophet ist gekommen. Der Prophet wahrsagte mir. Er prophezeite mir den Mann, und der Schönste hat mir gelächelt. Preis dem Propheten!«

Und sie riß sich die Kleider auf, denn ihr wurde enge, und das Mannsfieber packte sie.

8.

Peter van Pier aber hatte in der Zeitung, die alle zwei Tage die Einwohner der Stadt alles von Bedeutung wissen ließ, bekanntgegeben, daß er in den Hinterräumen seiner Apotheke eine Stube

bereithalte, wo er denen, die Verlangen nach einem Glase auserlesenen Weins trügen, diesen kredenzen würde. Bald hatten auch einige Neugierige die Apotheke aufgesucht. Sie wurden in einen hellen, freundlichen Raum geführt, in dem auf weißen, mit sauberem Sand bestreuten Dielen etliche Tische und bequeme Stühle standen. Ein in die Wand gelassenes Regal trug zierlich geschliffene Gläser und Humpen aller Art. Peter van Pier schenkte den Gästen selbst die Getränke ein, die von der Sonne Frankreichs und Ungarns gewürzt waren, oder er ließ sie die süßen, betäubenden Weine Griechenlands kosten. Zuvor aber mußten sie ein Glas köstlichen Elixiers schlürfen, das Peter, wie er sagte, selbst aus indischen Kräutern bereitet hatte, und das er in verwunderlich gebauchten Flaschen verschlossen hielt. Es war ein grünliches Getränk von starkem Duft, süß und bitter zugleich, das Kopf und Glieder wohlig erwärmte und den Geist träumen machte. Da Peter van Pier für diese Getränke nur sehr billiges Geld forderte und ein vorzüglicher Wirt war, so füllte sich der Raum allabendlich mit Bürgern.

Was sie indessen alle mit verwunderter Neugier erfüllte, war eine große Tür in der hinteren Wand. Diese Tür war aus starker Eiche gefügt und erschien außerordentlich schwer. In ihre Füllungen waren merkwürdig geformte Drachen und Vögel geschnitzt und um Schloß und Beschläge eiserne Pentagramme genagelt. Da sie jedoch alle Scheu hatten vor van Pier und seinem verschlossenen Wesen, währte es eine geraume Zeit, bis eines Abends jemand den Mut faßte, zu fragen, was diese Tür bedeute, und was sie verschließe.

Und van Pier antwortete freundlich und sprach: »Die Tür ist eine chinesische Arbeit von etlichem Wert, denn die Schnitzereien sind kunstvoll gearbeitet. Die Pentagramme um Beschläge und Schloß freilich sind von mir angebracht worden. Denn«, fügte er feierlich hinzu, »diese Tür führt in den Raum des Wissens, wo ich die, welche danach begehren, die Zukunft sehen lassen will.« Und als nach diesen Worten ein ängstliches Stillschweigen im Raume herrschte, sagte van Pier leichthin mit dem weltmännischen Lächeln, mit dem er seinen Kunden eine Droge oder einen Wein empfahl, es sei keinerlei Gefahr damit verknüpft, er stände jedem, auch dem gemeinsten Manne zu Diensten, und er würde eher Hungers sterben,

als sich für eine Gabe bezahlen lassen, die die Natur ihm ohne sein Zutun verliehen hätte. Und da er den Gästen Mut zusprach, entschloß sich endlich ein Jüngling, Peter van Pier in den Raum des Wissens zu folgen.

Mit einem kunstvollen Schlüssel öffnete van Pier die Tür so weit, daß man gerade durch den Spalt gehen konnte, hieß den Jüngling vorangehen, folgte ihm und verriegelte die Tür hinter sich. Nur allmählich gewöhnten sich die Augen an die Dunkelheit des Raumes. Der war rund wie das Innere eines Turmes und hoch. Die Wände waren mit schwarzem Tuch bespannt, in das silberne Sternbilder und mystische Zeichen eingewebt waren. Die Mitte des Raumes füllte ein riesiger runder Tisch, bedeckt mit astronomischem Gerät. Ein gewaltiges Fernrohr stieg zur Decke, die sich, als van Pier an einer geheimen Feder drückte, lautlos auseinanderschob. Der sternflimmernde Nachthimmel wurde sichtbar.

Van Peter hieß den Jüngling sich setzen, gab ihm Feder und Papier und sprach also zu ihm: »Ich will dir die Zukunft enthüllen von heute bis über das Jahr Tag für Tag. Schreibe, was ich dir sage.« Und Peter van Pier entzündete in einer Schale eine Flüssigkeit, die gelblich brannte und einen wohligen Geruch ausströmte, indem die Schale von der Hitze sang wie ein Geigenton, setzte sich zum Fernrohr geraume Zeit und nannte alsdann die Geschehnisse, so dem Jüngling begegnen sollten, Tag für Tag, Woche für Woche, Mond für Mond, auf 365 Tage. Und der Jüngling schrieb, was Peter ihm sagte.

Alsdann aber verlöschte van Pier die Flamme, ließ die Decke sich wieder schließen, entriegelte die Tür, und sie traten hinaus. Der Jüngling war bleich, denn er ängstigte sich. Und weil es spät geworden war, wollte niemand mehr van Pier folgen. Aber an den nächsten Abenden, von Abend zu Abend mehr, drängten sich die Menschen zum Raume des Wissens und erforschten die Zukunft. Denn was van Pier dem Jüngling prophezeit hatte, traf ein, und er konnte dem nicht entgehen. Er aber erzählte es allen. Und van Piers Ruf wuchs von Tag zu Tag und ging über alle Welt, und von weither kamen die Menschen gereist, um Peter van Pier zu befragen. Und er prophezeite allen. Nur Valerius nicht und der Jungfer. Denn

Therese Bödlein mochte nur nach Männern fragen. Und als sie kam und fragte, ob ihr Valerius gehören würde, hielt er ihr zum zweiten Mal den Spiegel vor. Und die Jungfer freute sich.

Und da geschah es denn eines Abends, daß sie Valerius auf der Straße begegnete, und er, da sie ihn ansprach, als Mann von guten Sitten ihr freundlich Rede stand. Da verlor sie vor Mannstollheit vollends den Kopf. Sie schlich sich in Valerius' Haus und in seine Schlafkammer, gesalbt und wohlriechend, entkleidete sich, und als Valerius ins Zimmer trat, spreizte sie sich ihm schamlos und wollüstig in ihrer scheußlichen Nacktheit und girrte ihn an. Valerius aber, geschüttelt vor Ekel und Grauen, ergriff eine Peitsche und peitschte sie aus dem Haus. Da schrie die Jungfer und schwor Peter van Pier Rache und heulte durch die Gassen, er sei ein falscher Prophet und ein Lügner. Aber die Menschen verlachten sie.

9.

Wenige Tage darauf schrieb Sigrid an Valerius, daß in der Nacht ihr Vater plötzlich verstorben sei. Und mit seinem Tode waren alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, die ihrer Ehe sich widersetzt hatten. Und Valerius fuhr zur Stadt, in der Sigrid wohnte, stieg in einem Gasthause nahe ihrem Hause ab, und sie bereiteten die Hochzeit. Und sahen sich alle Tage, und das Leben war ihnen schön und voll Süße in ihrem Glück. Nach kurzer Zeit schon wurde das Fest der Vermählung mit aller Pracht gefeiert. Als der Priester ihre Hände gebunden hatte, war es ein froher Zug, der zum Hochzeitshause schritt, und die Frauenkleider waren leuchtend und bunt. Die Kinder aber warfen rote Blumen auf den Weg, und viel Volk stand und gaffte. Die Hochzeitstafel trug viele blendende Kerzen, und das Essen war wohlschmeckend. Nach Tisch spielten die Geigen, und es wurde getanzt. Wenn aber Sigrid und Valerius tanzten, hielten die anderen Tänzer an und schauten zu. Denn die Neuvermählten tanzten nicht wie Lebendige. Sie schwebten in ihrem Glück wie Elfen über den Boden und vergaßen alles um sich herum. Und da der Abend kam, entführte Valerius Sigrid mit einem Wagen in ein Landhaus, das er in der Nähe besaß. Eine alte Dienerin geleitete sie zum Schlafgemach, entzündete die Lichter und entfernte

sich lautlos. Draußen aber war die Nacht still und dunkel. Da sprach Valerius also zu Sigrid, und seine Stimme klang weich durch die Stille:

»Dies ist der Tag, Sigrid, der der höchste ist meines Lebens. Denn ich liebe dich, und du sollst mein werden. Aber die Tage, die da kommen werden, werden an Glück diesem Tage gleich sein. Denn ich liebe dich, und du wirst mein sein.«

Aber Sigrid antwortete, und ihre Stimme klang hell durch die Stille:

»Ich bin dein.«

Und Valerius trat auf sie zu und löste ihr Schleier und Gürtel, daß sie nackend vor ihm stand. Sie aber schämte sich und verbarg ihr Gesicht in den Händen. Da sprach Valerius zu ihr und küßte ihre Haare: »Schäme dich nicht. Heilig sind mir, Sigrid, deine Haare, denn sie sind golden wie unsere Liebe.« Und er küßte die Augen und sagte: »Heilig sind mir deine Augen, Sigrid, denn ihr Schein zeigt deine Liebe. Heilig, Sigrid, ist mir dein Mund, denn er spricht zu mir von Glück,« und er küßte ihn. Und er küßte ihren ganzen Körper und pries ihn in seiner Seligkeit. Ihre Sinne aber wurden matt, und das Blut ihrer Unschuld floß in Schmerzen, Liebe und in süßem Rausch.

10.

Am gleichen Abend schloß Peter van Pier seine Apotheke früh, und da in die Weinstube kein Gast kam, der die Zukunft zu wissen verlangte, schritt er heimwärts und ging in sein Arbeitszimmer. Und er setzte sich in einen Stuhl und sprach also zu sich:

»Nahe bin ich am Ziel und nahe der Rache. Armselig sind Menschen, wenn man über ihnen steht wie ein Gott. Grausam nur sind sie zu ihresgleichen. Da ich jung war und ein Mensch, liebte ich, und sie nahmen mir die Liebe. Nun soll Haß sie knechten. Lange habe ich gesucht, wie ich sie fange. Nun fand ich's. Wohl weiß ich, wie man leben kann in Ewigkeit. Darin aber ist keine Macht. Denn der letzte Mensch wird dem ersten gleichen. Ich weiß künstliche Menschen zu machen, aber sie haben meinen Geist und ich beherrsche nur ihr Gerippe. Ich fand den Stein der Weisen. Aber mein Reichtum macht sie reich, und sie werden mich hassen und nicht gehorchen. Nun endlich fand ich die Macht. Und die Macht ist Wahrheit. Denn sie leben von Lügen, und die Lüge hält sie. Aber die Lüge soll weichen,

und die Wahrheit wird sie vernichten. Ihr Schicksal soll ihnen offenbar sein, und sie entrinnen ihm nicht. Tag für Tag erfüllen sie ihr Schicksal und wissen, daß sie es tun. Fort ist die Lüge der Zukunft, und das Heute drückt sie zu Boden. Ich will ihnen die Zukunft nehmen und alle Lügen ihres Denkens. Zwei nur sollen frei sein, ein Mann und ein Weib, auf daß ich Freie bekämpfe. Denn ich will kämpfen, auf daß ich siege, und ihnen ein Gott sein.«

Also sann Peter van Pier und sein Gesicht war hart wie sein Wille.

11.

Sigrid und Valerius lebten ihrem Glück und liebten sich über die Maßen. Und die Jungfer Therese war zu Hause, zerbiß sich die Finger, sann Rache am Propheten und war noch häßlicher geworden. Zum Raume des Wissens aber drängten sich die Menschen, und Peter vermochte es kaum zu bewältigen. Wie zu den wundertätigen Bildern der Jungfrau kamen Züge von Menschen, die Zukunft zu hören. Und Peter wahrsagte allen. Manchem sein Leben Tag für Tag, manchem die großen Schicksalsfälle des Lebens, wie es ein jeder verlangte. Der Papst aber ließ eine Bulle ins Land gehen und legte den Kirchenbann auf Peter. Denn der böse Geist sei in ihn gefahren. Und er verbot den Menschen, zu ihm zu gehen bei Verlust ihrer Seligkeit. Aber der Menschen Neugier war größer als ihr Wunsch, selig zu sterben, und des Nachts eilten auch die Priester heimlich zum Raume des Wissens. Und das Gerücht kam auf, daß der Papst selbst im verborgenen zu Peter van Pier geschickt hätte. Auf der ganzen Erde aber war Erregung, und die Menschen entsetzten sich vor der Klarheit ihrer Zukunft. Aber ihre Neugierde war abermals größer als ihr Entsetzen. Aber dann kam die Zeit, da das Entsetzen einschlief. Denn das Wissen war ihnen Gewohnheit geworden. Aber dennoch lebten sie nicht wie früher. Keiner grüßte den Morgen, denn der Tag war ihm offen, als wäre es des Tages Abend und Ende, und keiner grüßte die Nacht, denn sie barg ihm kein Geheimnis mehr. Alle taten ihr Tagewerk ohne Hoffnung und ohne Verzweiflung, und lebten ihr Leben, als schrieben sie ein Buch ab, Zeile für Zeile, und das Dasein freute sie nicht. Manchmal versuchte einer mit Gewalt seinem Schicksal zu entrinnen, aber es mißlang ihm.

Kleine Zufälle störten seinen Anlauf und schleuderten ihn in die Bahn der Prophezeiung zurück. Ein Mann versuchte sich zu erdolchen, aber das Messer brach wie Glas. Einer wollte von Hause entfliehen, aber schon auf der Treppe des Hauses stolperte er und verstauchte sich den Knöchel. So war jeder in die Schlinge seines Schicksals gefangen, und sein Leben war dumpf geworden und ohne Hoffnung.

Peter van Piers Augen aber wurden kälter an jedem Tage, und es schien, als ob sein Körper höher wüchse. Die Kraft seines Geistes und Willens aber stieg unermeßlich.

12.

Da kam allmählich der Tag, an dem in der Stadt, in der Peter van Pier lebte, die Kirmes sollte gefeiert werden. Auf dem Markte standen die Buden dicht, und es war ein Geruch von vielen Menschen, Tieren und Kuchenbacken. Es war viel Braun und Rot auf der Gasse in Kleidern, Gesichtern und im Behang der Buden. Des Abends war der Himmel hell von den Lichtern und Feuern bei den Volksbelustigungen, und ein Gekreisch schwoll an von Musik vor Schaukeln, Karussells und Menagerien, vom Krächzen der Marktschreier, dem Rufen der Menschen und vom Lachen, Gröhlen und Streiten in Schenken und Würfelbuden. Am dichtesten aber drängte sich das Volk vor dem Gerüst eines Zauberers, der die abenteuerlichsten Kunststücke mit viel Geschick zum besten gab, während seine Frau auf einem Teller Münzen sammelte und sein Gehilfe eine Medizin ausrief, die nicht nur gegen alle Übel und Krankheiten, nein, auch gegen Verhexung und bösen Blick nützen sollte.

Und Peter van Pier wandelte mit seinem Gehilfen, der ihm in der Apotheke zur Hand ging, durch die Menge und gelangte zum Zauberer und schaute seinen Kunststücken zu. Der Zauberer aber erkannte Peter, und, indem er sich vor ihm spöttisch verneigte, rief er übermütig: »Sei gegrüßt, van Pier. Du bist groß im Prophezeien, aber im Zaubern siehst du in mir deinen Meister.« Und als der Zauberer also sprach, lachte die Menge. Peter van Pier aber betrat mit seinem Gehilfen das Gerüst und sagte: »Ich will dir zeigen, daß ich auch zaubern kann.« Und griff ein Schwert und hieb seinem Gehilfen den Kopf ab und zerstückelte seinen Leib und warf alle

Teile in einen Korb. Über den Korb bereitete er einen Teppich und ließ ihn stehen. Und die Menge, die solches sah, erschrak und schrie. Peter aber wurde nicht verwirrt, sondern nahm ein Gefäß mit Erde und legte ein Samenkorn hinein. Alsbald aber entsproßte dem Topf ein grünes Reis und wuchs zusehends zu einem Baum. Und da der Baum wuchs, ließ ihn Peter van Pier, trat zum Teppich, den er über den Korb gebreitet hatte, zog den Korb hervor und öffnete ihn. Wohlbehalten aber stieg der Gehilfe aus dem Korb, und es war keine Wunde an ihm zu sehen. Und Peter van Pier machte noch viele Kunststücke, wie sie die indischen Fakire machen, und die Menge, die dergleichen nie zu Gesicht bekommen hatte, war voll Bewunderung über solche große Kunst.

Peter van Pier aber sprach alsdann zum Volke und sagte:

»Was steht ihr und staunt mich an und entsetzt euch? Schrecken euch die Kunststücke und Gaukeleien? Sie sind Geschicklichkeit nur und eine große Lüge. Sprecht! Seit wann entsetzt euch die Lüge? Sagt mir, ist euer Leben nicht Lüge, ist euer Denken nicht Lüge, euer Hoffen nicht Lüge?«

Im Volke aber erhob sich bei diesen Worten ein Murmeln und wuchs an, und einer rief:

»Wir hoffen nicht mehr, Peter van Pier. Wir wissen unser Geschick. Du hast uns die Hoffnung genommen.«

Peter van Pier richtete sich bei diesen Worten, die aus dem Volkshaufen zu ihm drangen, hoch auf und rief:

»Ja, ich nahm euch die Hoffnung und gab euch das Wissen dafür. Dankt ihr's mir nicht? Was war euch eure Hoffnung? Ein bleiches Gespenst, das sich lieblich verkleidet und geschminkt hatte, wie eine alternde Hure. Wenn euch die Trübsal drückte und ihr euch am Ende deuchtet eures Könnens und Kraftens, nahte sie euch mit mild duftendem Atem und peitschte eure Leiber auf mit falschem Versprechen und trügerischen Bildern. Und ihr jagtet ihr nach und gabt euer Herzblut der Dirne. Wenn aber die Stunde kam, da ihr sie fassen wolltet und besitzen, schwand sie dahin und zerrann in der Fäulnis der Enttäuschung. Seht, ich nahm euch die Lüge der Hoffnung, die Lüge der Zukunft habe ich euch genommen.

Des Menschen Streben gehet nach Wahrheit von Anfang an. Ich

bin gekommen, euch die Wahrheit zu geben in allem. Denn so ihr nun euer Schicksal kennt bis zu Ende, und euer Hirn euch nicht mehr Wahngebilde malt, daß ein Bettler meint, als König zu sterben, und der Hochmut von Edlen zerbricht, da sie wissen, ihr Tod ist Elend und Kummer; so euch nun euer und der Nachbarn Leben offen liegt, unumstößlich und wahr, meint ihr nun, Meister der Wahrheit zu sein? In euch, ihr Toren, verdunkelt Lüge auf Lüge Hirn und Seele. Lernt die Wahrheit, damit ihr Menschen werdet.«

Und die Menge war still geworden, und der Lärm des Platzes war verstummt. Peter van Pier aber sprach weiter:

»Wer die Lüge liebt, der gehe in sein Haus und höre mir nicht zu, wer aber die Wahrheit will, bleibe und lausche.«

Aber es ging keiner vom Platz, und aus den Gasthäusern und Schenken und Buden strömten die Menschen zu Peter, und die wilden Tiere in der Menagerie brüllten, da man sie nicht wartete. Als es aber wieder ganz still geworden war, begann Peter von neuem zu reden. Seine Stimme war hart und seine Beredsamkeit groß. Und mit Worten, die wie scharfe Messer waren, zerriß er alles, was das Denken und Fühlen der Menschen geprägt hatte. Denn alles Denken und Fühlen hieß er Lüge. Er riß Gott aus dem Herzen des Volkes und allen Glauben. Lüge hieß er Zucht, Sitte und Anstand, und die Liebe zertrat er mit Füßen.

»Die Liebe ist eures Lebens gewaltigste Lüge. Sie sind gekommen und haben euch gepredigt: Gehet hin und liebet einander. Sie aber wollten nur selbst geliebt werden, denn es schien ihnen gut und bequem zu sein. Und wer die Nächsten mehr liebt als sich selbst, so sagen sie, der ist wohlgefällig und gut; wer aber sich selbst mehr liebt denn seinen Nächsten, der ist verworfen und böse. O, ihr Narren in der Lüge! Liebet euch selbst. Denn was ist euer Leben, wenn ihr es nicht für euch selbst lebt? Seht doch den Jüngling, der hinging und gab all sein Gut den Armen. Wo ist denn seine Seligkeit? Aß er von Silber, nun ißt er aus den Kofen der Säue, schlief er auf feinem Linnen, nun sticht das Stroh seinen Körper, lagen die schönsten Frauen an seiner Brust, nun stößt ihn die Vettel zurück. Welch armseligen Gott maltet ihr euch, der diesen Narren segnete und ihm Seligkeit gibt nach seinem Tod und Himmelsspeise. Wahr-

lich, wenn ihr im Grabe nicht modert und die Maden sich nicht mästen zu eurer Unsterblichkeit, also spräche der Gott zu dem Jüngling: ‚Gehe fort, du Narr. Ich gab dir Reichtum und Schätze und des Lebens Genießen und Seligkeit, — denn, du Gläubiger, erwarbst du sie nicht durch meinen Willen und Wunsch? — Du aber schleudertest meine Gnade von dir, und das Elend schien dir köstlicher zu sein, Soll ich dir dafür lohnen, daß du meine Gaben verschleuderst? Gehe von hinnen. Elend sei der, der das Elend sich schafft.'«

Mit solchen Worten aber predigte Peter van Pier zum Volke, und das Volk war gierig, sie zu hören, und sie schienen ihm weise und gut zu sein.

13.

Valerius aber und Sigrid lebten noch immer auf dem Landgute, denn die Tage waren noch warm und schön. Der Wein war reif geworden, und die Blätter an Bäumen und Sträuchern waren gelb und braun. Aber des Abends tauchte die Sonne alles in rotes Gold, und wenn die beiden durch die düsteren Alleen des Parkes schritten, raschelte das Laub schmeichlerisch unter ihren Füßen, über den Wiesen stieg Dunst auf und wallte wie ein Brautschleier im Wind.

Valerius lebte nur seiner Liebe zu Sigrid. Er erfand die köstlichsten Kosenamen, und mit klarer Handschrift schrieb er auf weißen Bogen die leidenschaftlichsten Verse, in denen er ihren Geist, ihre Anmut, ihren Körper mit all seinen Bewegungen pries. Des Morgens ritten sie in die Wälder, die dunkel und schützend um das Landgut lagen, und wenn sie, von der morgendlichen Luft und dem Mittagessen ermüdet, die ersten Nachmittagsstunden durch Lesen oder Schlafen verbracht und also geruht hatten, gingen sie Hand in Hand in den Park, sprachen und lachten, oder lagen auf dem kurzgeschorenen Gras wie auf dem herrlichsten Teppich, und sahen zu den Wolken auf. Valerius' Rechte spielte mit Sigrids Haaren und streichelte ihr Gesicht, Hände und die Spitzen ihrer Brüste. Des Abends zogen sie die elfenbeinenen Figuren auf dem Schachbrett oder sangen und spielten auf Laute und Klavier. Des Nachts aber gehörten sie sich mit der schrankenlosen Leidenschaft ihrer Jugend, die sich an sich selbst entzündet, und wo alle Scham sich vergißt.

Mitunter kam der alte Verwalter, dem Valerius die Führung seiner

Geschäfte übertragen hatte, und dessen Alter und Anstand Würde und Vertrauen verbürgte, und berichtete Valerius vom Gang der Geschäfte, und sie besprachen, was man neu unternehmen und machen sollte. Der alte Mann erzählte von den neuen, verwunderlichsten Prophezeiungen Peters. »Ich selbst freilich«, pflegte er hinzuzufügen, »gehe nicht zu ihm, ihn zu befragen. Denn obschon ich seinem Können vertraue, so verlohnt es mir doch nicht, meine Zukunft zu hören. Denn mein Leben neigt seinem Ende sich zu, und ich hoffe, die letzten Tage meines Alters in Ruhe zu leben und ruhig und ehrlich zu sterben.«

Auch Valerius sorgte sich wenig um Peter van Pier und sein Tun. »Nicht neugierig«, sagte er zu Sigrid, »bin ich auf das Morgen. Denn das Heute bist du und meine Liebe zu dir. Jeden Morgen erstaune ich, daß du bei mir bist, und jeder Tag hebt an mit der süßesten Überraschung und Freude. Was will das Morgen mir sagen, wenn heute dein Haar Gold, deine Augen Saphir, deine Lippen Rubin und dein Leib Alabaster ist?«

Und er faßte sie und küßte ihren Mund, und der Himmel sank auf sie nieder und deckte sie zu.

14.

Peter van Pier hörte nicht auf, vor dem Volke zu reden und zu predigen. Er sprach auf dem Markte und in den Schenken und Gasthäusern, und jeder hörte ihm zu. Und mit seinen Worten verstörte er den Geist in den Menschen, und die Verwirrung in ihren Herzen nahm zu. Und da seine Prophezeiungen eintrafen, Wort für Wort, so meinten sie, auch seine Predigten gäben ihnen die Wahrheit. Peter van Pier aber hatte durch seine Prophezeiungen der Menschen Leben matt und traurig gemacht, denn die Hoffnung war von ihnen gewichen. Und wer in Elend sterben mußte, der sah unabwendbar sein Elend kommen und gehen, Tag für Tag, und nichts hielt ihn aufrecht. Wem aber Peter Ehren und Reichtum prophezeit hatte, den freute es nicht mehr. Denn es war nicht seines Fleißes und Sinnens Lohn, sondern ein Schicksal. Und doch hatte jeder sein Tagwerk in dumpfem Zwange getan, denn es war ihnen vorgeschrieben durch die Gesetze ihres Schicksals, und sie fürchteten sich, gegen diese

Gesetze zu stürmen. Denn wunderbare Zufälle zwangen sie in ihr Geleise zurück. Und sie ängstigten sich, denn diese Zufälle waren oft grausam. Dennoch war ihr Leben erträglich gewesen. Denn die Mutter hatte Sorgen um ihrer Kinder Wohl und liebte sie, wie nur Mütter lieben, und Söhne weinten und lachten an der Mutter Brust. Väter freuten sich an der Kinder Gedeihen, und der Jüngling hielt die Geliebte nur inniger und leidenschaftlicher in seinem Arm, wenn er wußte, daß seiner Liebe Ende und Ziel gesetzt sei. In der trostlosen Öde des Lebens war die Liebe stärker gewachsen. Denn jeder hielt das, was er verlieren mußte, mit der Liebe fest, die das Herz der Mutter am Sterbebett eines Kindes tausendfach bluten läßt.

Peter van Pier aber schritt durch das Volk und mordete die Liebe. »Liebet euch selbst,« predigte er, »denn nur das trägt eurem Leben Gewinn. Warum, Kind, liebst du deine Eltern? Weil sie dich erzeugten? Wahrlich, sie warfen sich aufeinander, weil die Lust sie trieb, und die Mutter fluchte vielleicht ihrer Schwangerschaft. Weil sie dich großgezogen? Liebst du sie darum? Der Menschen Los ist, sich fortzupflanzen. Aber weil sie getan, was das Schicksal sie tun hieß, fordern sie nun Dank und engen euch ein mit tausend Befehlen und Sprüchen. Denn so scheint es ihnen angenehm zu sein. Sie tun recht daran, denn sie tun es aus Eigenliebe. Ihr aber tut unrecht, ihnen zu willfahren, denn es ist euch unbequem und lästig. Nehmt fort die Lüge der Kindesliebe und seid frei.«

Und den Eltern verbot er mit gleichen gleisnerischen Worten die Kinder zu lieben, und das Heiligtum der Liebe zwischen Mann und Weib, und die Treue in dieser Liebe machten seine Worte zunichte.

Die Saat aber, die er säte, ging vielfältig auf. Denn die Herzen der verwirrten Menschen waren ein guter Boden, und die Lust ihrer Sinne düngte den Acker.

Erst kamen Tage und Wochen, wo alles still war.

Das Volk ging stumpf seinen Weg. Aber jeder betrachtete den Nächsten voll Mißtrauen und gab ihm nichts Liebes mehr. Als aber eine geraume Zeit verstrichen war, brach sich der neue Geist gewaltsam Bahn. Die Gassen waren tags und nachts hell und laut. Mißtrauen war Haß geworden, und Söhne schlugen ihre Väter ins Gesicht, und Mütter und Töchter rissen einander mit Nägeln blutig.

Täglich geschah es, daß erschlagene Menschen im Rinnstein lagen, die aus Haß, Eifersucht oder Gier zum Gewinn gemordet waren. Die Bordelle taten sich auf, und die Weiber boten sich auf dem Markte feil und waren nackt. Ehebruch war in jedem Hause, und die Keuschheit der Jungfrauen fiel. Man paarte sich auf der Gasse, und das Feuer der Brandstiftungen rötete die Leiber der in Wollust Versunkenen. Häuser wurden geplündert, und die Plünderer wurden beraubt. Alle Freundschaft zerriß. Greise starben in Elend, und der Krüppel verreckte hungrig und blutig geschlagen. Denn man hatte nicht Mitleid mit ihnen und gab ihnen nichts als Schläge. In den Kirchen aber pfiff und geigte es, und sie tanzten nackt in ihnen, und den Priester erhängten sie am Kruzifix.

Der Kaiser, dem erschreckte Edelleute die Nachricht all dieser Greuel brachten, schickte fremde Söldner aus fernen Gegenden in die Stadt, um Ordnung zu schaffen. Sie kamen mit blinkenden Waffen und erschlugen einige Hundert, und von den Söldnern fielen auch etliche Dutzende. Dann aber ergriff sie der Taumel der übrigen, und sie trieben es nur ärger als die anderen.

Peter van Pier aber wandelte wie ein Gott durch die Zerstörung, und die Falten um seinen Mund waren spöttisch und tief, und keiner wagte, ihm zu begegnen. Denn als einmal ein eifriger Landsknecht den Dolch nach Peters Herzen stieß, war der Dolch an einer Kette, die Peter unter dem Kleide trug, zerbrochen, und das Volk hatte den Söldner getötet. »Peter van Pier ist fest,« sagte der Kanzler zum Kaiser und fügte hinzu: »Vielleicht ist er ein Gott.« Da aber ließ der Kaiser den Kanzler ins Gefängnis werfen, denn er bangte für seinen Thron.

15.

Die Jungfer Therese Bödlein war durch ihren Haß noch häßlicher geworden, aber ihre Mannstollheit brannte noch immer in ihrem Hirn. Ihre Nächte waren ohne Schlaf und ihre Stimme heiser vom Schreien nach Männern und Flüchen gegen Peter van Pier. Wenn Peter durch die Straßen und Gassen ging und predigte, und das Volk zusammenlief wie bei Feuersbrünsten, dann schrie sie gegen Peter van Pier: »Hört nicht auf den Lügner,« bis einige, die ihr Gekreisch belästigte, sie unsanft schweigen hießen oder sie roh fort-

stießen. Als aber nun die Zeit kam, wo Aufruhr und Verwirrung das Volk zu all den wilden Taten und Verbrechen anspornte und das Gesetz zertreten lag, da meinte auch die Jungfer, zu ihrem Recht zu gelangen. Und sie gesellte sich zu den nackten Dirnen au dem Markte und bot sich aus: die Männer aber hatten nur Spott mit ihr und prügelten sie. Da lief sie abermals nach Hause, wimmerte und schrie. Und ihr Haß gegen Peter van Pier war unermeßlich.

16.

Noch immer lebte Valerius mit Sigrid auf seinem Landgut. Glück und Liebe waren um sie herum wie eine Mauer, und die Außenwelt kümmerte sie nicht. Allmählich aber kam auch in die Stille ihres Lebens die Kunde von den Wirren in der Stadt. Und als nun Abend für Abend, wenn Valerius und Sigrid Hand in Hand über die abendlichen Felder schritten, der Himmel sich vom Feuer der Brandstiftung rötete, sprach Valerius zu Sigrid:

»Sigrid, unsere Einsamkeit war voll von der süßesten Liebe, unsere Tage waren wie ein glücklicher Traum. Deine Seele und dein Körper waren mir wie ein Heiligtum, und ich betete vor ihm Tag und Nacht. Ach, Sigrid, noch lange hoffte ich also unserem Glücke zu leben. Aber das Volk ist in Verwirrung gekommen, und die Greuel greifen um sich wie die Pest. Ich aber liebe das Volk, denn es ist das Volk meiner Heimat. Darum will ich in die Stadt gehen und versuchen, daß ich zum Volke reden kann und es zur Besinnung bringen und zum Gesetz. Du aber bleibe hier, wo du sicher bist und dich die Einsamkeit schützt.«

Sigrid aber antwortete ihm: »Wie liebe ich dich dafür, daß du so stark bist. Geh in die Stadt. Aber ich will mit dir gehen.«

Vergebens versuchte Valerius, Sigrid zum Bleiben zu bewegen, indem er ihr alle Gefahren vorhielt, die in der Stadt sie erwarteten. Sie aber bestand auf ihrem Willen, ihm zu folgen, und so rüsteten sie denn die Reise. Am anderen Morgen bestiegen sie den Wagen, und die Pferde brachten sie in schnellem Trabe zur Stadt. Schon als sie sich von ferne den Toren näherten, hörten sie das Schreien der Menge. Als sie aber über die Brücke, die kein Wächter mehr bewachte, in die Straßen einfuhren, wälzte sich ihnen die Tollheit und

das Laster entgegen. Valerius aber trug keine Waffe, und die Menge sperrte dem Wagen den Weg. Und schrie: »Wer spielt den Fürsten? Zerreißt ihn und nehmt die Frau!« Sie drängten sich dicht an den Wagen, und schon wollten sie Valerius und Sigrid greifen und zögerten doch vor der bleichen Entschlossenheit seines Gesichtes und vor Sigrids ergreifender Schönheit — da kam Peter van Pier des Weges. Und Peter hieß die Menge weichen und dem Wagen Platz machen. Das Volk aber gehorchte ihm blind wie in allen Dingen. So gelangte der Wagen ungehindert an das Stadthaus des Valerius, und er ging mit Sigrid hinein. Nachdem er sie, die vor Angst und Erregung zu weinen begonnen hatte, sanft beruhigt hatte, legte er zu ihrem Schutz zwei Wolfshunde von großer Schönheit, Treue und Mut vor die Tür und wandte sich zum Gehen. Er durcheilte die Gassen und ging zu Peter van Pier. Vor dem Hause Peter van Piers aber wälzte sich wie allstündlich eine gewaltige Menge, die in der Hoffnung aushielt, daß Peter zu ihnen treten und reden würde. Als Valerius kam, machten sie ihm ehrerbietig Platz — denn viele von ihnen hatten es mit angesehen, daß er ein Schützling des Propheten sei — und ungehindert betrat Valerius das Haus. Die Wirtschafterin führte ihn in das Laboratorium, und Peter erhob sich und begrüßte seinen Gast.

»Ich komme,« sprach Valerius, »Euch für die Hilfe zu danken, die Ihr mir heute leistetet. Ohne Euch wäre ich sicherlich des Todes gewesen, und wohl mir! Denn Sigrids Los zu sehen, wäre mir zehnfach grausamer erschienen.«

»Ich tat nichts, was nicht jeder an meiner Stelle getan hätte. Kein Wort mehr darüber,« antwortete Peter in aller Bescheidenheit und ließ es nicht zu, daß Valerius weitere Dankesworte sprach, wozu sein Herz ihn trieb. »Was aber«, fuhr Peter fort, »führt Euch aus dem Glück Eurer Ländlichkeit zurück in die Stadt?«

»Ich will zum Volke reden. Denn es ist verwirrt,« sagte Valerius.

»Dies ist mein Werk,« antwortete Peter van Pier.

Darauf schwiegen beide, und von der Gasse her hörte man das Lärmen der Menge. Valerius wandte sich ab und fragte: »Warum tatet Ihr das?«

»Weil ich die Menschen hasse,« sagte Peter.

»Ich aber liebe sie,« antwortete Valerius.

Und wieder war es geraume Zeit still im Raume. Peters Gesicht war wieder hart geworden. Und endlich sprach er:

»Mein Ziel ist da. Ich bin ihnen ein Gott. Und ein Gott der Zerstörung will ich ihnen sein.«

»Was taten sie dir?« fragte Valerius.

»Wen kümmert das? Es lag eine Hure in einer Pfütze. Und weil sie eine Hure aus ihr machten, will ich die Welt zerstören. Einem Freunde gab ich mein Geld und meine Seele. Später spie er mich an. Darum will ich die Welt zerstören.«

Und zum dritten Male ward es still im Raume. Bis sich Valerius erhob und sagte:

»So will ich gegen dich sein und gegen dich reden und predigen! Was du den Menschen nahmst, will ich ihnen wiedergeben. Bist du ihnen der Zerstörung Gottheit, so will ich trachten, ein Gott im Aufbau zu sein.«

Peter van Pier aber entgegnete ihm: »Gehe hin und rede zu ihnen. Ich will dich schützen, daß sie dich nicht zerreißen. Darum verschonte ich dich, daß ich kämpfen könnte mit dir. Denn meine Gottheit ist Gottheit ganz nur im Kampf. Diese Horde zu fällen, die unfreie, war mein grausames Spiel. Dich zu fällen, wird mein Triumph. Ich liebte dich nicht. Denn ich liebe nicht mehr. Nicht liebte ich Sigrid, denn ich giere nicht mehr nach gespreizten Schenkeln. Daß ich euch schlüge, sparte ich euch mir auf«.

Und er eilte in das Zimmer, dessen Fenster auf den Hafen gingen, wo die Schiffe lagen und nicht mehr ausfuhren, und beugte sich zum Platz herunter und rief in die Menge:

»Valerius wird zu euch reden und meine Worte versuchen zunichte zu machen. Höret ihn an. Und wenn ihr ihn hörtet, wählet, was euch richtiger scheint. Sein Leben aber, sein Gut und sein Weib stehen unter meinem Schutz.«

Und verschloß das Fenster und kam zu Valerius zurück und sprach:

»Der Weg steht dir offen. Predige zu ihnen. Krieg sei zwischen mir und dir.«

Und er reichte Valerius die Hand, und sie sahen sich an, und aus beider Augen strahlte Entschlossenheit. Als aber Valerius ge-

gangen war, fühlte Peter van Pier seine Kniee schwach werden und setzte sich und dachte:

»Vielleicht hat mich der Wahn verführt, daß ich diesen ließ. Denn er ist hart im Willen wie ich. Und das Volk ist weich und ohne Halt.«

Dann aber ermannte er sich wieder und war entschlossen zum Kampf.

17.

Valerius verließ eilenden Laufes das Haus des Herrn van Pier und wandte sich seinem Hause zu. Er fand Sigrid getröstet und gefaßt vor. Die Spuren ihrer Tränen hatte sie durch kühlendes Wasser verwischt, auf ihren Haaren tanzte die Sonne und ihre Augen hatten den süßen Glanz der Bläue. Valerius faßte sie innig und erzählte ihr sein Gespräch mit Peter van Pier. Dann ging er in ein anliegendes Zimmer, kleidete sich in einfaches Dunkel und verließ sein Haus, um mit dem Volke zu reden. Er schritt zum Marktplatz, wo er eine große Menge versammelt fand, die sich mancherlei verwirrtem und gottlosem Treiben hingab. Er bestieg den erhöhten Platz, von dem Peter van Pier dem Volke zu predigen pflegte, und machte der Menge ein Zeichen, daß er zu ihr zu sprechen gedächte, und alsbald drängten sich Männer und Frauen heran, um ihm zuzuhören. Valerius aber begann zu reden und sprach:

»Ich glaube, ihr alle kennt mich, und es war eine Zeit, da ihr mich achtetet.«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein Mann, seines Zeichens ein Bäcker, ihn unterbrach und rief:

»Die Zeiten der Achtung sind vorüber. Jeder achtet nur sich selbst.« Und die Menge stimmte ihm zu.

»Nicht weiß ich,« fuhr Valerius fort, »was ich tat, eure Achtung zu verlieren.«

»Du tatest nichts,« schrie der Bäcker, »aber Achtung ist eine Lüge. Sage mir, wenn ich dich achte, beschenkst du mich darum? Werde ich satt, weil ich jemanden achte? Achtet man mich, weil ich jemanden achte?«

»Wehe, was seid ihr verirrt,« rief Valerius schmerzlich. »Aber weil ihr verirrt seid, will ich euch wieder zum Guten leiten. Denn ich liebe euch.«

»Höret den Narren,« rief abermals der Bäcker, »Er will uns zum Guten führen. Als wären wir nicht im Guten, da jeder tut, was ihm lieb ist, und Genießen vor allem steht.«

»Habt ihr gehört,« rief eine Dirne, die Alter und Krankheit entstellt hatte. »Habt ihr gehört? Er liebt uns. Nun denn, liebe mich du, Schmucker. Wenn du einer bist, der liebt, nimm meinen Leib, den es kitzelt nach deiner Jugend.« Und sie riß sich die Kleider vom Körper, den der Aussatz zerfraß. Und das Volk lachte und brüllte: Liebe, du Liebender!«

Valerius aber entsetzte sich, und der Ekel machte ihn zittern. Und entfloh in sein Haus, weinte aus Verzweiflung wie ein Kind und schloß sich ein und verweigerte alle Nahrung zwei Tage lang. Und mochte selbst Sigrid nicht sehen.

Peter van Pier aber, der diesem Auftritt von ferne zugeschaut hatte, fühlte sich siegreich in seiner Macht. Und rief zum Volke: »Liebet euch selbst.« Und die Menge jauchzte auf, wie Raubtiere aufheulen bei der Fütterung. Und stürmten das Haus eines Weinhändlers, und auf der Gasse mischte sich Wein, Blut, Erbrochenes und die Flammen der Brandstiftung zu höllischem Rot.

18.

Valerius aber hatte sein Pferd satteln lassen, und, als würde er von Häschern mit Flinten und Hunden gejagt, stürmte er in den Tag, bis er zu einem großen See kam, der nahe an seinem Landgut lag. Und er nahm einen Nachen, der an einem Landungsstege befestigt war, und ruderte in die Mitte des Gewässers, wo es still war und nur selten eine Welle an seinem Kiel aufplätscherte. Allmählich wurde es Nacht, und Valerius, der sich müde auf den Boden des Nachens gelegt hatte und zum Himmel aufschaute, vermeinte, wenn das Boot leise schwankte, über sich den Himmel mit Mond und Sternen springen und tanzen zu sehen.

Die Frische der Nachtluft, die tiefe Einsamkeit des Wassers und das ruhige Licht des Mondes beruhigten endlich den Sturm der Verzweiflung in seiner Seele. Und er hielt mit seinem Herzen eine innige Zwiesprache und entschloß sich, nicht vor Peter van Pier das Feld zu räumen, wenn er ihm schon tausendmal unterläge, und nicht

eher zu ruhen, bis daß er Peter van Piers Macht gebrochen oder selbst im Kampf den Tod gefunden hätte.

Und so ging denn Valerius Tag für Tag durch Straßen und Gassen der Stadt. Und auf dem Markt und überall, wo er Volk beisammen fand, redete er zu den Menschen. Aber keiner wollte auf ihn hören. Sie verlachten und verspotteten ihn mit groben Worten und nannten ihn den törichten Prediger, oder auch, da sie von seiner großen Liebe zu Sigrid wußten, das Turteltäubchen. Sie lachten und schrien hinter ihm her, wie die Buben auf der Gasse hinter Betrunkenen und Narren schreien. Wenn nicht Peter van Piers Befehl sein Leben und Lieben geschützt hätte, so hätten sie ihn in ihrem Wahnsinn zerrissen, wenn er sie schalt, und Sigrid wäre geschändet worden. Denn die Männer zogen sie mit ihren Blicken nackt aus, und ihre Schönheit machte sie wild. Ja, es war geschehen, daß Männer tagelang vor ihrem Hause lagen und nach ihr schrien. Aber diese vertrieb Peter van Pier mit harten Worten. Denn er mochte es nicht dulden, daß Männer nach einer Frau länger gierten als eine Stunde.

»Fort, ihr Narren,« rief er, »fallt ihr zurück in die Krankheit und Lüge der Liebe? Meint ihr, es läge zwischen ihren Schenkeln sich anders als zwischen den Schenkeln jedes Weibes? Wollt ihr unfrei werden, Freie, da ihr vor ihrem Hause liegt und jammert? Fort, fort! Hunderte schreien nach euch. Nehmt sie und kühlt euch an ihnen!«

Die Männer gehorchten seinen Worten. Einige aber von ihnen, meist noch Jünglinge, behielten in ihrem Herzen die Sehnsucht nach Sigrid. Neu keimte in ihnen die Liebe auf, und sie hielten im stillen zu Valerius und seinen Worten und begriffen die Greuel, die um sie geschahen. Aber sie wagten es nicht, sich zu bekennen. Denn sie fürchteten, erschlagen zu werden.

Und so schritt Valerius einsam durch all die Verwirrnis und sein Herz war voll von Verzweiflung. Sigrid vermochte ihn nicht zu trösten, und oft weinten beide in langen Nächten, die der Wahnsinn der Masse durchheulte. Manchmal erschien es fast, als ob, durch die Worte Valerius' gereizt, die Menge nur wilder und ungezügelter raste.

Die Jungfer Therese Bödlein, deren Haß gegen Peter van Pier sie die Schmach vergessen ließ, die Valerius ihr angetan, folgte

Valerius auf allen Gängen und schrie: »Hört ihn, hört ihn. Der Retter kommt!« Das Volk aber lachte um so mehr und rief: »Seht, das Turteltäubchen kommt mit der Jungfernschaft,« und vergeblich versuchte Valerius mit Bitten und Drohen, Schmeicheln und Schelten sie zu bewegen, daß sie von ihm ließe.

Peter van Pier aber begegnete ihnen und sprach zu Valerius: »Nun wahrlich, dein Sieg scheint nahe. Die Jungfer folgt dir.« Valerius erbleichte und entgegnete: »Du bist sehr stark«, und Peter dawider: »Ich bin es.« — »Und doch«, rief Valerius, »will ich eher sterben, als mich besiegen lassen von deiner Macht.« — Der Prophet aber lachte und rief zur Jungfer: »Gelüstet es Euch nicht mehr, Jungfer, einen Blick in meinen Spiegel zu tun?«

Da kreischte die Jungfer auf und spie dem Propheten ins Gesicht und schrie: »Ich werde dein Tod sein.«

Peter van Pier aber blickte in seinem Laboratorium in das geheimnisvolle Gefäß, das ihm die Welt und ihre Zukunft spiegelte in bunten Dämpfen, und sah viel Brände über der Erde aufflammen. Am Ende aber sah er einen Berg von Feldsteinen. Und er stützte sein Haupt in die Hände und sann und sprach zu sich:

»Wohl mir und wehe mir, daß mir mein eigenes Schicksal verborgen bleibt. Denn wahrlich, wem entspringt Schicksal, wenn nicht dem Willen? Mein Wille ist stark und trägt den Willen der Menschheit leicht. Aber meine Seele ist meinem Willen eine gewaltige Last. Darum muß ich ein Gott bleiben, daß ich nicht zusammenbreche wie ein Gerüst, daß zuviel Lasten trägt, und eines Kindes Finger vermag es zu stürzen. Am Ziele stehst du, Peter van Pier. Nun mußt du es halten oder du fällst.«

Und er schauderte zusammen vor der Größe seiner Macht. Denn er stand über allen und konnte sich an nichts mehr stützen, als an die Kraft seines eigenen Willens.

19.

Der König des Nachbarlandes hatte schon lange den Reichtum und die Macht des Staates beneidet, den Peter van Pier zerstörte. Weil sein Reich aber um vieles schwächer war, hatte er es nie wagen dürfen, den Krieg zu erklären. Da er aber nun die große Verwirrnis sah, die in dem andern Lande ausgebrochen war, meinte er, der günstige

Zeitpunkt sei gekommen, den Nachbarstaat seinem Thron zu erobern und gleichzeitig zu verhindern, daß die Seuche des Wahnsinns sein Reich überflutete; denn an seinen Grenzen begann der Aufruhr schon zu lohen. So ergriff er denn den nächsten sich ihm bietenden Vorwand, um einen Boten zum Kaiser zu schicken und ihm den Krieg zu erklären. Der Kaiser, dessen Haare gebleicht waren vor Schrecken über den Irrsinn in seinem Reich, den er schon über sich selbst kommen fühlte, verzweifelte bei dieser Nachricht und sandte einen Boten zu Peter van Pier, ihn über Ausgang und Ende dieses Krieges zu befragen. Der Bote brachte die Antwort: »Wenn die Sterbenden kämpfen, siegst du.«

Der Kaiser war von dieser Antwort, die er sich in gutem Sinne nicht zu deuten wußte, nur in größere Angst versetzt. »Wie soll ich«, sagte er zu seinen Ministern, »Krieg führen, wo der Aufruhr in meinem Lande schlimmer wütet als der Feind, wo alles Gesetz versagt und mein Thron nicht fester steht als ein fauler Stamm im Wind? Aber da uns kein Mittel gegeben ist, dieses Unheil abzuwenden, es sei denn, wir gäben unser Reich dem Feinde zum Geschenk — und wahrlich, dies soll nicht geschehen, oder der Adel meines Namens wäre auf ewige Zeiten befleckt — so wollen wir ehrlich zu sterben versuchen und Gott unsre Seele empfehlen.« Und er ließ im Lande verkünden, daß Krieg sei, und rief das Volk zu den Waffen.

20.

Es war an einem milden Abend, wo das Volk ermüdet von den Ausschweifungen des Tages, trunken und matt auf Märkten und Gassen lag, als die Boten des Kaisers in die Stadt gesprengt kamen und verlasen, daß die Heere des Feindes an den Grenzen ständen, und daß Krieg sei zwischen den Nachbarn. Nicht aus leichtfertigem Ehrgeiz, sondern zum eignen Schutz seiner Untertanen riefe der Kaiser sein Volk auf. Und fast zu gleicher Zeit ritt ein Bote ein, der zu vermelden wußte, daß zwischen Vorhuten ein erbitterter Kampf stattgefunden hätte, der für die kaiserlichen Truppen siegreich verlaufen wäre, daß man Gefangene gemacht und die feindliche Grenze überschritten hätte. Dann ritten die Boten weiter, um im Lande ihre Nachrichten zu verbreiten.

Peter van Pier aber und Valerius hatten sich auf dem Markte getroffen, und als die Boten fortritten und das Volk schweigend verharrte, fragte Valerius Peter van Pier: »Seid ihr für oder wider den Krieg?« Peter van Pier antwortete: »Ich bin wider die Menschen.« Da mischte sich Valerius unter die Menge und rief: »Es lebe das Vaterland, es lebe der Kaiser!« und Peter drängte ihm nach und rief: »Es lebe die Wahrheit, es lebe das Genießen!« Aber das Volk stimmte in keinen der beiden Rufe ein, sondern ging ängstlich und schweigend in die Häuser, als wäre ein Pestkranker in ihre Mitte getreten.

Und Valerius und Peter van Pier schritten selbander ihren Häusern zu.

Die Bürger hielten sich diese Nacht über still in ihren Häusern. Ihre Lust am Genießen war vergessen, und es lag auf ihnen der Druck eines neuen, fürchterlichen Ereignisses. Und als die Nacht fortschritt, schlichen die Männer zu der Kammer, wo sie ihre Waffen hielten, und begannen die Waffen zu putzen und zu richten. Über dem kam der Morgen ins Land. Peter van Pier aber, der zum Fenster schritt, sah den Platz vor seinem Hause, auf dem täglich viele Menschen warteten, daß er sie begrüße und ihnen predige, verödet und leer. Und da die Sonne aufging, hörte er vom Hafen her das Schmettern einer Trompete, und auf den Schiffen flogen an den Masten die Flaggen hoch, die Segel wurden gesetzt, und ein Geschwader von kriegerischen Schiffen stach in See der feindlichen Flotte entgegen. Vom Ufer her winkten Frauen und Kinder den Ausfahrenden zu, und auf den Schiffen tönte der Gesang begeisterter Kriegslieder. Und als die Stunde fortschritt, sah Peter, wie aus dem Giebelfenster eines Hauses nahe am Markte ängstlich und zögernd die Fahne mit den Landesfarben herausgehängt wurde, die alsbald, vom Winde erfaßt, sonnenbeglänzt aufflatterte. Und nach und nach in immer kürzeren Abständen folgte von Haus zu Haus Fahne auf Fahne, und in den Straßen tönte das frohe, aufmunternde Knattern der winderfaßten Tücher.

Da erschrak Peter van Pier und sprach: »Das Volk entgleitet meiner Macht.« Er hüllte sich in seinen Mantel und eilte zum Markt. Dort war, wie gewöhnlich, viel Volk versammelt, und Valerius war

unter ihnen und hatte zu ihnen in schönen Worten von dem Vaterlande gesprochen, von der Ernte auf gelben Äckern, vom bunten Vieh auf den Weiden, vom Singen der Vögel im Wald und von den Blumen, die bunt auf den Wiesen blühten. Vom Abendfrieden auf Dörfern und in Städten hatte er ihnen erzählt und das glückliche Bild der Stille gemalt, wie es im Lande war, ehe Peter van Pier gekommen. Seine Worte waren einfach, aber in seiner Stimme lag die Wärme der Jugend und der Liebe und faßte die Herzen derer, die ihm zuhörten.

»Euch allen«, endete er seine Rede, »war Leben gegeben zu schaffen und zu besitzen. Ihr habt dieses Leben von euch geworfen und seid gegangen, um zu zerstören, was Väter und ihr selber euch in Mühe geschaffen, und woran ihr euch freutet um eurer Kinder willen. Ihr habt die Liebe von euch gegeben, und der Haß ist euch geblieben. Ihr wütetet gen einander und sahet nicht, daß das Ende kam, und daß alles zerstört wurde, daß nichts euch bleiben soll, als ein armseliges Leben. Womit wolltet ihr euch kleiden, wenn alle Kleider zerrissen sind, was wolltet ihr essen, wenn keine Aussaat gemacht und das Vieh verhungert? Welche Frau wird euch süß sein, wenn der Hunger sie mager und alt macht, und stinkende Lumpen zerfressene Körper bedecken? Ich bin nun lange unter euch gewesen und habe versucht, euch zum Gesetze zu bringen. Ihr habt mich verspottet. Nun naht sich von außen mit Feuer und Schwert der Feind, der euch vernichten will. Erfaßt ihr's nun, was ihr euch selber tatet, schlimmer noch als der Feind? Ich möchte den Feind preisen, der euch aufrüttelte. Doch nun — und der so zu euch spricht, will euer Glück — haltet fest! Eure Waffen, die den Feind erschlagen, sollen die Heimat schützen vor den Greueln der Verwüstungen der Feinde und den Greueln, die euer Herz zu verwüsten gedroht. Es lebe das Vaterland!«

Einige wenige stimmten in diesen Ruf leise ein, die meisten verharrten im Schweigen. Aber es war das erstemal, daß sie Valerius zuhörten. Und als Peter van Pier dies bemerkte, faßte ihn die Wut und die Angst, und er wußte, daß diese in den Krieg ziehen würden, auch gegen seinen Willen. Und er trat zu Valerius und sprach zu ihm:

»Du triumphierst und meinst, du habest mich besiegt zum erstenmal. Narr, wie schwach und wie dumm glaubst du, daß ich sei? Wenn es sein muß, daß Krieg ist, sei Krieg. Aber nicht nach deinem Willen, sondern nach meinem Willen!«

Und er trat auf den erhöhten Platz und blickte auf das Volk, hart und höhnisch. Die Menschen aber duckten sich vor diesem Blick, wie Schüler, die der Lehrer zu strafen sich anschickt. Peter van Pier aber ließ sie lange zittern unter seinem Schweigen, dann lachte er auf und rief:

»Wahrlich, an welche weichlichen Toren verschwendete ich Geist, Rede, Willen und meine Gaben? Euch frei zu machen, war ich gekommen und meinte, ihr wäret nun Freie. Aber ein Tor, den ich unfrei ließ, daß ihr lachtet über ihn und sähet, wie erbärmlich es ist, unfrei zu sein, tritt zu euch und narrt euch mit Worten, wie sie in Fibeln der Pfaffen stehen. Predigt er euch den Krieg, wahrlich, so predige ich euch auch den Krieg, aber einen anderen Krieg predige ich euch. Er hat euch vom Hunger erzählt, der über euch käme, wenn ihr weiter lebtet nach eurer Lust und eurem Genießen. Daß dieser Hunger nicht komme, darum rate ich euch den Krieg. Reich ist das Land eures übermütigen Nachbarn. So ziehet denn aus, daß ihr es erobert und von seinem Reichtum lebet, seine Bürger euch zu Sklaven macht und seine Weiber euren Betten erwerbt. Darum sollt ihr in den Krieg gehen. Denn was ist Vaterland für Lüge! Mächtige bauten sie, daß sie euch damit hielten, nannten es Staat, daß sie eures Geldes und eurer Arbeit Früchte sich sicherten, sagten ganz listig, ihr seid das Vaterland und seid Staat, und das Vaterland zwang euch mit eurer eigenen Macht, Dinge zu tun, die ihr alle nicht wolltet. Staat, o du komischste aller Lügen, Vaterland, du lächerlichste aller Lügen! Sage jeder: Mein Staat bin ich. Dann ist die Wahrheit gekommen. Führt euren Krieg! Denn ihr wollt ein gutes Leben haben, und ihr tut recht daran. Aber führt den Krieg als Freie jeder für sich, und nicht für eine große Lüge.«

Als Peter van Pier also gesprochen hatte, jubelten ihm die Söldner zu, denen der Geist wie immer nach Plündern und Schänden stand. Und die Bürger stimmten in diesen Jubel ein, aber ihr Herz war zerrissen zwischen Peter und Valerius.

Valerius aber trat dicht an Peter van Pier und sagte: »Du bist geschickt, Peter van Pier. Aber ich weiß es, daß dieser Krieg nicht dein Wille ist.« Dann schritt er davon. Peter aber sprach zu sich: »Er irrt nicht. Ich habe meinen Willen gebogen zum erstenmal. Nun naht mein Ende vielleicht.« Und er blickte um sich und stand verlassen auf dem Platz. Der herbstliche Wind ließ ihn schaudern, der über den Platz fegte und die Töne kriegerischer Trommeln mit sich dem Meere zutrug.

21.

Der Kaiser hatte Valerius seinem Range und seinem Geiste entsprechend schon am Tage, da der Krieg ausbrach, durch ein huldvolles Schreiben zum Führer einer größeren Heerschar ernannt, und seine Waffen waren von Dienern gerichtet worden.

Am Tage, da sich das Volk zum Kriege entschlossen hatte, eilte er seinem Hause zu. Er fand seine Frau bei der Beaufsichtigung von Mägden, die feines Leinenzeug zu zierlicher Wäsche schneiderten. Denn Sigrid war im ersten Monat ihrer Schwangerschaft. Und Valerius umarmte sie zärtlich und sagte: »Ich habe zum Volk gesprochen, und es hat mich angehört und die Waffen erhoben zum Krieg. So müssen wir nun Abschied nehmen voneinander. Denn schon morgen in aller Frühe will ich mit meinen Scharen in das Feld ziehen.«

Als Sigrid diese Worte hörte, fing sie bitterlich an zu weinen, und unter Tränen rief sie:

»O, daß du fort mußt, und ich bleibe allein! Und der Tod bedroht dich jede Stunde. O, wenn du fielest, was wird aus mir?«

Und sie weinte heftiger. Valerius fühlte, wie seine Kehle sich zuschnürte, aber er tröstete Sigrid mit zärtlichen Worten und hieß sie stark und tapfer sein. Dann gingen sie, ihr Abendbrot zu essen, aber sie nahmen nur wenig Speise zu sich. Und da es spät geworden war unter den Vorbereitungen, die er zu treffen hatte, rüsteten sie sich zur Nacht. Valerius entkleidete sich in dem Zimmer, das er wohlig zu diesem Zwecke gerichtet hatte, und warf sein seidenes Nachtgewand über den Körper. Darauf trat er zum Fenster, schlug die Vorhänge zurück, öffnete die Scheiben und blickte hinaus. Dunkel lag die Straße, und die Sterne zuckten über den Dächern. Es war still und wie tiefer Friede. Valerius saugte seine

Seele voll mit diesem Bild und sann darüber nach, ob er es jemals wiedersehen würde. Und die Angst vor dem Sterben faßte ihn ans Herz, und er mußte sich am Fensterkreuz halten in lautlosem Schluchzen seines Herzens. Und plötzlich, als wäre er aus der Erde gestiegen, stand Peter van Pier unter seinem Fenster, grüßte hinauf und sprach leise und eintönig durch die Nacht zu Valerius:

»Da stehst du, und die Angst zu sterben läßt deine Seele erzittern. Du bangst um dein Leben, weil es dir lieb und schön ist. Denn dein Leben ist schön, Valerius. Alles Leben ist schön, Valerius. Warum willst du dein Schönstes wagen, das dir gegeben ist? Fühlst du es nicht, daß nur das Wahrheit ist, daß du bist und lebst, daß du siehst und greifen kannst mit deinen Händen? Daß alles Denken um dieses Sein eine große, große Lüge? Fühlst du es nun, daß es nur eine Liebe gibt: die Liebe zum Leben? Kehre um vom Kriege! Bringe das Volk ab vom Kriege! Dann lebst du. Was macht es dir, wer das Land beherrscht, wenn du lebst, wenn du sehen, fühlen, greifen, riechen, schmecken und in Wollust ertrinken kannst?«

Valerius aber riß sich von dieser Stimme los, die ihn zu fesseln drohte, und rief: »Hebe dich fort! Und wenn alles Lüge ist, so will ich die Lüge halten und schützen. Denn um das, was du Lüge heißest, verlohnt es einzig, daß Menschen leben. So ist die Lüge mir Wahrheit.«

Und er schloß das Fenster und fröstelte von der Kühle der Nacht. Aber seine Seele hatte sich wieder frei gemacht von der Angst, und er ging und suchte sein Lager auf.

Sigrid aber empfing ihn mit vielen Küssen und schluchzte: »Lieber, vielleicht ist dies die letzte Nacht, daß du neben mir liegst, daß ich dich fühlen und sehen kann, du Lieber. O, laß mich deinen Körper streicheln zum Abschied und sein Bild einprägen in mein Herz.«

Und da Valerius nun nackend neben ihr lag, glitten ihre Finger und ihre Augen liebkosend über seinen Körper, und ihre Liebe hielt ihn mit aller Kraft. Aber auch er küßte sie und wollte sie nicht lassen, und die Stärke ihrer Liebe und ihres Empfindens war unermeßlich und ohne Sinnlichkeit.

Valerius aber verlöschte das Licht nach langem Zögern und sprach: »Liebe ist Wahrheit.« Und sie schliefen ein nebeneinander, und ihr Atem ging ruhig.

22.

Am anderen Morgen riefen die Hörner, Trommeln und Querpfeifen in aller Frühe zum Aufbruch. In das Grauen des Tages leuchteten die Lichter aus den Häusern, und die Bürger legten ihre Waffen an. Frauen bereiteten am Herde den letzten Imbiß, und der Schein aus dem Feuerloch tanzte rot über tränennasse Wangen. Denn jäh war in das Herz der Frauen die Schmerzlichkeit des Abschiednehmens gekommen, und die Erinnerung an die Zeiten, da sie von der starken Liebe des Mannes gehalten wurden und sich an seine Brust schmiegen konnten, wenn ein Ungemach sie schlug. Und die Männer dachten zurück an ihre Liebe.

Dennoch gaben sich nur wenige ihren Gefühlen hin, die in ihnen laut zu werden begannen, und tauschten Kuß und Liebe mit Frauen und Kind. Sie wollten die Freiheit, die ihnen Peter van Pier gepredigt hatte, nicht lassen, und so hielten sie sich, obschon manchem der Schmerz die Seele zu erdrosseln drohte, mit Gewalt zurück, taten, als ob sie bester Dinge wären, und führten Spottreden mancherlei Art.

Es gab aber auch Männer, die zum Morgenimbiß nur ein Stückchen altbackenen und trockenen Brots verspeisten. Denn die Frau war zu ihrem Liebsten gelaufen. Und der, der sich beim Abschied also verlassen sah, fluchte der Freiheit und fühlte Grimm und Eifersucht sein Herz zernagen. Die Frauen aber, deren Männer in dieser Nacht zu Dirnen und Beischläferinnen gelaufen waren, rissen laut weinend zum ersten Male wieder nach langer Zeit ihre Kinder an die Brust und streichelten ihnen mit zitternden Händen über das Haar.

Wenn auch in aller Heimlichkeit und leise, so stiegen doch aus manchem Haus Flüche gegen van Pier auf und ballten sich wie eine Wolke über seinem Kopf. Nur Gesindel zog lärmend durch die Nacht und pries den Propheten und seine Freiheit laut.

Als es hell wurde, strömten die Männer zum Markt, wo die Söldner schon in Reihen standen, und die Kommandos der Offiziere wiesen jeden an seinen Platz. Als alles zum Aufbruch versammelt war, und die Fähnlein bunt durch die Fanfarenmärsche der Reiterschwadronen wehten, sprengte Valerius auf einem Roß von seltener Schönheit zu seiner Schar. Vom Haupte wehten ihm die Federn in

Sigrids Farben. Der Abschied zwischen den Liebenden war voll tiefer Wehmut gewesen, und sein Gesicht war bleich. Hinter ihm sprengten an dreißig vortrefflich bewaffnete Reiter, die er aus den Knechten seines Landguts ausgewählt und zu seiner Leibwache bestimmt hatte. Er begrüßte seine Truppen, und sie jubelten ihm zu. Alsdann aber sprach er in wenigen starken Worten zu ihnen, daß sie gleich ihm willig ihr Leben für ihre Ehre wagen sollten, und daß er hoffe, sie zu den herrlichsten Siegen führen zu dürfen.

Noch hatte Valerius seine Rede kaum beendet, als aus einer Seitengasse Peter van Pier zum Markte kam. Er schritt schnell, seine Kleidung zeigte nicht die gewohnte Sorgfalt, und seine Augen waren ohne Ruhe.

»Wollt ihr fortgehn, ohne Abschied zu nehmen von mir?« rief er, und in seiner Stimme lag das Flackern der Erregung. »Ich will euch nicht lassen, ohne euch meinen Segen auf die Reise zu geben. Führt einen glücklichen Krieg, wie ich ihn euch predigte, führt als Freie den Krieg. Habt nicht Mitleid und Erbarmen mit Feinden, wo ihr sie faßt, raubet, wenn euch der Sinn danach steht und es euch Gewinn trägt, tötet die, deren Leben euch nichts nütze sind, plündert, wenn ihr hungert und dürstet, schändet, wenn euch die Sinnlichkeit faßt. Bleibt frei, wie mein Wille euch machte, und fallt nicht zurück in die Lügen der Gedanken und Gefühle.«

Er sprach diese Worte schnell und ohne Widerhall. Valerius aber ließ einen Trompeter das Signal blasen und sprach:

»Nun ist die Stunde des Ausrückens gekommen. Der Kaiser hat mir Befehl gegeben über euch. Meinen Worten habt ihr zu gehorchen ohne Widerrede. Wer mordet, raubt oder schändet, ohne daß ich die Plünderung befohlen habe, soll ohne Gericht gehängt werden.«

Als er diese Worte mit dem Nachdruck gesprochen hatte, der einem Feldherrn den Gehorsam seiner Soldaten verbürgt, und selbst die Söldner sie erbleichend, doch ohne Murren und Widerspruch, hingenommen hatten, schien es einen Augenblick, als wollte Peter van Pier sich auf Valerius stürzen. Aber er wußte sich zu beherrschen, und, indem er hochmütig und kalt das Haupt in den Nacken warf, schritt er von dannen. Valerius aber hieß die Fahnen

schwenken, und die Heerschar setzte sich unter den Klängen der Fanfaren in Marsch. Die Frauen, von denen manche nicht mehr ihrer Gefühle Herrin blieb und laut weinte, geleiteten den Zug bis zu den Toren und schmückten die Krieger mit Blumen. Als die Krieger an des Valerius Haus vorbeikamen, stand Sigrid auf dem Balkone. Ihr weißes Kleid fiel sanft um ihren Körper, und in der Hand hielt sie eine rote Rose. Sie warf Valerius diese Blume zu, die er fing, küßte und an seinem Harnisch befestigte. Da stürzte ein Bannerträger, ein schöner und noch junger Mensch, aus den Reihen zum Haus, und, indem er die Fahne zu Sigrid emporhob, rief er: »Segnet die Fahne.« Sigrid nahm das Tuch, preßte die Lippen darauf und sprach: »So liebe ich meine Heimat, und so küsse ich sie in dir.« Auf diese Worte, die sie rührend in ihrer Schönheit sprach, erhob sich ein brausender Jubel, und Blumen, Schärpen und Tücher flogen auf ihren Balkon und bedeckten sie fast.

Die Scharen, deren Weg an Peter van Piers Hause vorbei führte, fanden es kalt und einsam mit dicht verschlossenen Läden.

23.

Viele Tage lang marschierten die Truppen über Heeresstraßen und Feldwege. Die Sonne war sehr heiß, der Staub hob sich zu Wolken, und die Räder an den Marketenderwagen knirschten im Sand. Valerius, stark durch Jugend und Kraft, ertrug alle Strapazen leicht. Seine Fröhlichkeit hielt die Soldaten aufrecht, und sie hingen an ihm, der, ohne sich zu schonen, alle Mühsale mit ihnen gemeinsam trug, der wie sie auf der Erde schlief und häufig Wein und Speise mit ihnen teilte.

Am dritten Marschtage, als sie sich schon der Grenze näherten, begegnete der Heerschar ein auf Wagen und Karren dahinziehender Trupp Bauern. Sie waren zerlumpt und elend, und blasse Weiber versuchten vergeblich, schreiende Kinder zu beruhigen. Valerius ließ den Zug anhalten und wandte sich an einen Bauern, der Schultheiß und Führer der Flüchtlinge zu sein schien, und fragte ihn: woher sie kämen, und wohin sie gingen, und was die Ursache dieses höchst jämmerlichen Aufzuges sei. Der Bauer berichtete unter Klagen, daß der Feind die kaiserlichen Truppen durch schnell zusammengezogene

Übermacht geschlagen und die ersten Orte und Dörfer des Landes besetzt und gräulich verwüstet hätte. Die Einwohner seines Dorfes hätten den feindlichen Einfall nicht abgewartet, sondern wären mit dem, was sie in der Eile hätten zusammenraffen können, geflohen und seien nun schon den zweiten Tag und die zweite Nacht unterwegs, da der kümmerliche Zug sich nur langsam fortbewegen könnte.

Valerius ließ alsbald seine Truppen schneller marschieren, und hielt nur die notwendigste Rast. Gleichzeitig ritten an zwanzig Späher mit schnellen Pferden voraus, um den Feind auszukundschaften. Diese brachten die Nachricht, daß der Feind die schwachen kaiserlichen Vortruppen hart bedrängte, und Valerius beschloß, den Feind bei der Flanke zu fassen und ihn also zu schlagen. Dieser indessen erhielt rechtzeitige Nachricht vom Anmarsch des neuen Heeres und zog sich in guter Ordnung über die Grenze zurück, wo er ein befestigtes Lager bezog, während kleinere Abteilungen geschickt die kaiserlichen Vorhuten von der Verfolgung abhielten.

So zogen denn die Scharen des Valerius ohne Kampf in die vom Feind gesäuberten Dörfer ein. Einige Männer und alte Frauen krochen aus Verstecken in zerstörten Häusern und küßten Valerius die Hände. Rauch stieg aus den Trümmern der Häuser und Scheunen, Pferdeaas stank zum Himmel, und die Ernte lag zertreten und vernichtet.

Als die Scharen des Valerius diese gräuliche Zerstörung erblickten, schrien sie auf vor Wut. Valerius aber sprengte vor und rief: »Was schreit ihr?«, und die Soldaten dawider: »Sieh, diese Zerstörung!« — »Kümmert euch denn«, rief Valerius, und seine Augen leuchteten, »diese Zerstörung? Wart ihr nicht alle mitsammen schlimmere Brandstifter als dieser Feind?« Und als die Soldaten schwiegen und die Häupter senkten, fuhr er fort: »Erkennt ihr nun, in welchen Greueln ihr lebtet, und schämt ihr euch dieser Greuel? Warum schweigt ihr, und warum wollt ihr nicht mehr genießen?« Da rief ein Soldat: »Wahrlich, wir schämen uns.«

Und als sie noch also standen, erhob sich ein großes Gekreisch, und mit irren Augen tanzte ein noch junger Mann einher, schrie und lachte, betete und fluchte. »Vor seinen Augen«, erklärte ein Bewohner des Dorfes, »schändete ein feindlicher Reisiger sein Weib.

Das hat ihm den Verstand genommen.« Und Valerius schaute abermals auf seine Schar und sprach: »Wer von euch verlor den Verstand, als er mit jedermanns Weib buhlte, und sein Weib buhlen ließ mit jedermann? Nun ist die Stunde da, da ihr seht, in welchen Greueln ihr lebtet. Macht euch diese Erkenntnis nicht schaudern?« Und ein Soldat rief: »Wahrlich, sie macht uns schaudern.«

Da wurden des Valerius Augen froh, und er rief: »Wohlan, so kommt ihr wieder zum Gesetze und zur Liebe. Und ich will euch wieder lieben, wie ich euch liebte. Ihr aber liebet einander und eure Heimat.«

Und als er also sprach, jubelten die Heerscharen auf und schwenkten Schwerter und Fahnen. Trommeln, Pfeifen, Pauken und Trompeten waren begeistert in kriegerischen Märschen, Jubel und Dankgebeten.

Valerius aber hieß die Truppen Quartiere beziehen, stellte die Posten auf, und als man ihm sein Zelt gerichtet hatte und die Nacht blau und mondhell kam, schrieb er beim gelblichen Schein seines Wachtfeuers einen zärtlichen Brief an Sigrid, der voll Freude war über die Befreiung der Heimat und die Befreiung der Seelen seiner Soldaten.

24.

Die beiden feindlichen Heere lagen sich fast zwei Wochen lang untätig gegenüber, und Valerius fand reichlich Zeit, auch sein Lager nach den Regeln der Kriegskunst zu verschanzen und zu befestigen. Auch empfing er im Laufe der Zeit noch etliche Verstärkungen, die er in die Reihen seines Heeres eingliederte. Obschon er also dem Feinde an Zahl gewachsen war, wagte es Valerius doch nicht, die königlichen Truppen in ihren Stellungen anzugreifen. Denn er wußte welchen Mut jedes einzelnen solch ein Angriff erforderte, und wie große Verluste auch der siegreiche Angreifer zu erdulden hätte. Zu solchem Wagnis aber hatte er nicht genügend Vertrauen zu den Männern, in deren Seele noch die Predigten und Lehren des Propheten heimlich schwelten. So verbrachte er die Zeit, die ihm die kriegerische Untätigkeit des Feindes ließ, indem er die Mannschaften unter Leitung der Offiziere sich in soldatischen Künsten üben ließ, wodurch er die Manneszucht und Geschicklichkeit der Soldaten zu fördern hoffte. In kleinen Reitergefechten, die er dem Feinde auf dem Plan zwischen

den Lagern lieferte, und die mit wechselndem Glück ausgefochten wurden, und in denen er meist an der Spitze einer Schwadron Beispiel von Mut und Kühnheit gab, gewöhnte er die Krieger an den blutigen Ernst der Schlacht. Im Lager aber wanderte er unermüdlich einher, sprach mit jedem einzelnen und war bestrebt, mit seinen Worten die Lehren Peter van Piers zu widerlegen.

An einem Abend aber, da er eben sein Zelt, das weiß in der Mitte des Lagers stand, aufzusuchen sich anschickte, um sich der verdienten Ruhe hinzugeben, — denn er war müde — meldete ihm ein Offizier, daß man einen Überläufer aufgegriffen hätte, der, wie er angäbe, dem Feldherrn wichtige Dinge mitzuteilen hätte. Valerius hieß ihn vorführen und fragte ihn: »Wer bist du, und was willst du mir?« Der andere erwiderte: »Ich gehöre zum Heer deiner Feinde. Da man mich am Tische des Feldherren und seiner Offiziere bedienen hieß, wurde ich ohne Mühe von ihren Plänen unterrichtet. Denn sie besprachen sich häufig beim Essen. Ich erfuhr, daß der König ein neues Söldnerheer angeworben hat, das morgen die Hauptstadt verläßt und in drei oder vier Tagen hier eintreffen wird. Dieses neue Heer ist stark und vorzüglich ausgerüstet, und darum hat der Feldherr beschlossen, alsbald nach seinem Eintreffen, das in möglicher Stille erfolgen soll, in der folgenden Nacht einen Handstreich auf euer Lager zu unternehmen. Dieser wird durch seine große Übermacht ohne Schwierigkeiten gelingen. Ich entfloh meinem Lager und kam zu Euch, der mich, — denn also, hoffe ich, wird es geschehen, — reichlich für diese wichtige Botschaft belohnen wird.«

»Die Botschaft ist mir wichtig, in der Tat,« antwortete Valerius. »Diesen aber«, sagte er, auf den Überläufer weisend, zum Hauptmann seiner Leibwache, »sollt ihr mir dem ganzen Heere sichtbar hängen. Denn dies, wahrlich, wäre ein trauriges Beispiel für meine Truppen, erführen sie, daß man Verräter mit Gold und Ehren belohnt.«

Alsdann aber hieß er seine Offiziere sich versammeln und teilte ihnen seinen Kriegsplan mit. Gegen Ende der nächsten Nacht solle ein Teil seines Heeres mit Stücken und Feldschlangen das Lager des Feindes angreifen, alsdann aber durch einen scheinbaren Rückzug ihn aus seinen Stellungen locken. Er selbst aber wolle dann mit einer auserlesenen Schar dem Gegner in den Rücken fallen und

den also von zwei Seiten bedrängten Feind vernichten. Alsdann aber müsse man dem neuen anrückenden Heere in Eilmärschen entgegenziehen und es in der Feldschlacht schlagen, ehe es sich mit den Fliehenden zu neuer Stärke zu vereinigen Zeit gefunden hätte.

25.

Während diese kriegerischen Ereignisse geschahen, war Peter van Pier nicht aus seinem Hause gegangen. Nach der Niederlage, die er beim Abmarsch der Truppen von Valerius erlitten hatte, hatte er sein Laboratorium aufgesucht, die Türen verriegelt und die Fenster mit Läden verschlossen. Alsdann war er auf sein Lager gesunken, und eine tiefe Mattigkeit ließ ihn in einen Halbschlaf fallen, in dem er von quälenden Träumen und Bildern verfolgt wurde und dennoch nicht die Kraft fand, sich aufzurichten und zu wachen. Erst am Abend, als seine Wirtschafterin, die ihm das Abendbrot bringen wollte, an die Tür klopfte, fuhr er hoch und stand auf, ihr zu öffnen. Das Essen verweigerte er. Der Kopf schmerzte ihm, und seine Augen brannten. Er riß das Fenster auf, denn er hoffte, daß die frische Luft ihn stärken und erholen würde. Vor dem Hause aber lagerte Gesindel, Bettler und Straßenräuber, die im Taumel des Volkes ein gutes Leben geführt hatten und es weiter zu führen hofften. Und einer aus dem Haufen rief: »Predige zu uns, Prophet!« Und als Peter diese Worte hörte, überfiel ihn die Wut, und er schrie hinab:

»Fort mit euch, Gesindel! Euer Anblick bringt mir Ekel und Übelkeit. Predigen soll ich euch? Was wollt ihr anderes hören, als daß ich euch befehlen soll, zu plündern, morden, schänden, brandstiften und gotteslästern. Wahrlich, zu solchem Tun braucht ihr meine Worte nicht. Denn ihr wart verworfen von Anfang an. Glaubt ihr, ich predigte Menschen die Wahrheit, auf daß Schweine sich mästen? Meint ihr, ich wolle Kranke heilen, auf daß Eitrige mit ihren Geschwüren prahlen? Fort mit euch, ihr Widerlichen! Ich trage kein Verlangen danach, ein Räuberhauptmann zu sein.«

Und er warf nach diesen Worten das Fenster zu und sah durch die Scheiben, wie das Gesindel sich gleich geprügelten Hunden in dunkele Gassen verzog.

Peter van Pier aber griff Retorten und Gläser, zerbrach sie und trat mit Füßen die Scherben zu Pulver und rief:

»Lüge, du siegst mir zum Verderben.« Und schluchzte: »Mein Willen, wohin bist du entflohen? Wessen vermaß ich mich wahnsinniger Tor, daß ich diesen Verkünder der Liebe stark machte gegen mich, den Hassenden? Lüge ist stärker als Wahrheit, und Liebe stärker als Haß. Dies wußte ich wohl! Und ließ mich dennoch verblenden? Unseliger, siegend wolltest du ein Gott sein! Nun, so du fällst, bist du nicht einmal der Teufel, sondern nur ein Gespött.«

Und da er in seiner Verzweiflung und Wut kein Maß kannte, packte ihn ein hitziges Fieber und warf ihn bewußtlos hin. Seine Wirtschafterin bettete ihn, legte ihm Eis auf Stirne und Herz und gab ihm Tropfen. Aber er kam nicht zu sich, und das Fieber stieg. Und die Wirtschafterin wußte sich keinen Rat mehr und durcheilte die Stadt, um Hilfe zu holen. Aber es wagte sich keiner an das Lager Peter van Piers. Viele aber lachten und sagten: »Schlecht befolgten wir die Lehren des Mitleidlosen, hätten wir mit dem Lehrer Mitleid.«

Als aber Sigrid von der schweren Krankheit Peter van Piers erfuhr, gedachte sie der Stunde, da er ihr Ehre und Leben gerettet hatte, und machte sich auf, ihn zu pflegen, und wich nicht von seinem Lager. Und das Fieber, das Peters Körper verzehrte, ließ nach, und er kam zu sich. Da blickte er auf und sah Sigrid an seinem Lager sitzen. Ihre kühlende Hand aber, die ihm über seine Stirn fuhr, tat ihm wohl. Aber da er fühlte, daß seine Seele weich wurde, sah er auf und rief: »Wer hat dich geheißen, mich zu pflegen? Meinst du, mich zu fangen damit oder glaubst du, einen besiegten Gegner durch edles Spiel noch mehr zu besiegen? Geh fort, Sigrid! Wir sind nicht am Ende.«

Als Sigrid das Zimmer verlassen hatte, weinte er. Dann aber ermannte er sich abermals und sprach wieder: »Nein, wir sind nicht am Ende.«

Und erhob sich vom Lager mit starkem Willen zum neuen Kampf. Da er aber am Spiegel vorbeikam, sah er, daß er gealtert war. Seine Haare waren grau geworden, und der Glanz seiner Augen war erloschen.

26.

Nachdem Valerius noch am Tage mit seinen Offizieren alle Einzelheiten des Kriegsplanes genau besprochen und jedem angegeben hatte, zu welcher Zeit und welcher Art er in das Gefecht eingreifen sollte, wählte er eine Schar von etwa fünfhundert Mann aus. Als die Dunkelheit der Dämmerung sich vermählte, machte er sich mit dieser Schar auf den Weg, um den ausgewählten Hinterhalt zu beziehen. Die Nacht war klar, aber der Mond stand im letzten Viertel, und die Dunkelheit erleichterte das Vorhaben. Die Schar rückte schweigsam voran, und kein Geräusch verriet dem Feinde ihren Anmarsch. Als sie den Wald, den Valerius zum Verstecke ausersehen hatte, erreicht hatten, hieß er die Truppen lagern, bis die Zeit zum Angriff gekommen wäre. Er selbst aber schlich sich zum Waldrande, von wo er den Plan und die Entwicklung der Schlacht überblicken konnte. Der Feind schien vom drohenden Angriff nichts zu ahnen. Denn sein Lager lag still, und der Wind trieb nur eintönigen Postenruf oder Gelächter aus den Marketenderzelten an Valerius' Ohr.

Kaum indessen stieg im Osten das erste Grau am Himmel auf, als aus den Toren des kaiserlichen Lagers die Reiterscharen hervorbrachen und bis in Schußweite an die Wälle des Gegners sprengten. Der Feind sandte ihnen einige Schwadronen entgegen. Nach kurzem Gefecht zogen sich die kaiserlichen Truppen zurück, und die feindlichen Reiter verfolgten sie bis an das Mitteltor des kaiserlichen Lagers. Als sie aber eben dieses Tor erreichten, brach von den Seiten das gesamte kaiserliche Fußvolk hervor, und gleichzeitig donnerten die Feldstücke von den Wällen. Eilig flohen die feindlichen Reiter, nicht ohne Tote und Verwundete auf der Walstatt zu lassen, und wurden von den abermals vorbrechenden kaiserlichen Standarten verfolgt. Da der feindliche Feldherr erkannte, daß das kaiserliche Heer ernsthaft daran dachte, eine Schlacht zu liefern, warf er seine in aller Eile gesammelten Truppen ins Feld, um der Gefahr zu entgehen, im Lager überrumpelt und völlig vernichtet zu werden. Alsbald entbrannte denn auch die Schlacht in aller Heftigkeit, da beide Heere von gleicher Stärke und gleichem Mut waren, wobei die kaiserlichen Truppen freilich gemäß dem Befehl des Valerius sich im Angriff zurückhielten und ihre Kräfte für die Entscheidung aufsparten.

Da nun der Zeitpunkt nahe war, an dem die kaiserlichen Truppen sich scheinbar zurückziehen und Valerius dem folgenden Feinde mit seiner Schar in den Rücken fallen sollte, erschien bleichen Gesichtes ein Offizier neben Valerius und meldete ihm, daß die meisten der Soldaten sich weigerten, die Waffen zu nehmen und sich zum Gefecht zu sammeln. Auch Valerius erbleichte jählings bei dieser niederschmetternden Kunde, und er verließ seinen Platz und eilte zur Lagerstelle seiner Schar. Er fand kaum an die zweihundert Mann bewaffnet und aufgestellt. Die übrigen standen in kleinen Haufen umher. Ein Schweigen drückte sie alle. Als Valerius zu ihnen trat, wandten sie die Gesichter. Valerius aber herrschte sie an und rief: »Warum gehorcht ihr nicht meinem Befehl und der Offiziere Befehlen? Auf jetzt! Nehmt eure Waffen und bildet die Reihen.«

Die Soldaten senkten ihre Häupter tief, aber keiner schickte sich an, zu gehorchen. Ein Späher trat hinzu und meldete daß die kaiserlichen Truppen sich zum befohlenen Rückzug anschickten. Valerius verschnürte die Verzweiflung den Atem, und seine Stimme war vor Erregung heiser:

»Die Stunde der Entscheidung ist da. Bei euch liegt der Sieg. Bei euch schmähliche Niederlage. Seid ihr vom Feinde bezahlt, daß ihr nun gegen mich meutert?«

Ein älterer Krieger aber löste sich von dem Haufen, trat zum Feldherrn und sagte:

»Der Feind bezahlte uns nicht. Aber Peter van Pier, der Prophet, dessen Worte Wahrheit sind, und dessen Prophezeiungen unerbittlich eintreffen, wahrsagte mir für heute den Tod im Kampfe. Den Tod im Kampfe wahrsagte er für heute auch diesen« — und des Kriegers Arm zeigte auf die Haufen der andern, und diese murmelten: »So ist es.«

Der Späher trat abermals hinzu und sagte: »Der befohlene Rückzug hat begonnen. Die feindlichen Truppen folgen auf.« Valerius erzitterten die Knie. Aber er beherrschte sich und fragte den alten Krieger: »Irrt ihr euch nicht?« Der Krieger erwiderte: »Wir irren uns nicht. Denn er war bei uns heute Nacht.«

Valerius fuhr auf: »Heute Nacht? Wahrlich, das träumet ihr.« Der Krieger aber: »Wir träumten nicht. Wir lagen im Kreise und waren

wach, denn die Erregung ließ uns nicht schlafen. Wir sprachen von Peter van Pier, seinen Prophezeiungen und Lehren. Und dieser da, der Bannerträger, der Sigrid die Fahne zur Segnung reichte, schmähte auf Peter van Piers Lehren und hieß sie greulich. Denn Liebe, sagte er, sei keine Lüge. Seit er Sigrid gesehen — verzeihe ihm, Feldherr — sei seine Seele wund, und nichts könne ihn hindern, an sie zu denken. Viele gaben ihm recht, einige redeten dawider. Und als wir also stritten, stand plötzlich Peter van Pier in unserer Mitte. Wir hatten ihn nicht kommen sehen, aber nun sahen wir ihn alle, da er da war. Und er wandte sich an den Bannerträger und sagte zu ihm: Du hast mich geschmäht und beschimpft. Zu Unrecht tatest du dies. Ich aber komme, dir dein Leben zu retten. Der morgige Kampf bringt dir den Tod. Darum kämpfe nicht. Und auch du nicht, und du und du. Und er zeigte auf mich und die andern, die da stehen. Euch alle, rief er, warne ich vor dem Kampf. Und da wir ihn halten wollten, um mehr aus ihm zu erforschen, schritt er eilends davon, und bald hörten wir den Hufschlag eines davongaloppierenden Pferdes. Und einer, der seiner Spur nachschritt, fand seinen Hut, den wohl ein Ast ihm vom Kopfe streifte. Hier ist der Hut. Und also träumten wir nicht.«

Valerius fühlte sein Herz sich krampfen. »Dieser dein Schachzug«, murmelte er, »war gut, Peter van Pier, und er kam unerwartet.« Der Späher aber trat zum dritten Male hinzu. »Feldherr, die weichenden Truppen sind nahe am Lager. Es ist Zeit, dich zum Angriff zu bereiten.«

Valerius stand eine Weile stumm. Dann aber erhob er eindringlich die Stimme:

»Seht. Da stehen an zweihundert, die kämpfen wollen und mir und meinen Befehlen folgen. Ich brauchte ihnen nur zu winken, und sie stürzten sich auf euch und erschlügen euch. Aber was soll ich Feiglinge töten lassen, denen das Leben höher steht als die Ehre? Sie sind selbst zur Strafe zu gering.«

Und abermals trat der Späher hinzu und rief aufgeregt: »Feldherr, nun befehl den Angriff. Wenn du noch zögerst, kann alles verloren sein.«

»Es ist alles verloren,« sprach Valerius, und die Verachtung

kräuselte seine Lippen. »Du sprichst,« wandte er sich an den Bannerträger, »daß du Sigrid liebst. Du reichst ihr dein Banner zur Segnung. Und schämst dich nicht, daß das Banner, das die Herrin deiner Liebe segnete, von Schande schmutzig und elend wird.«

Da riß sich der Bannerträger hoch, griff Banner und Schwert und rief: »So will ich denn lieber sterben,« und trat in die Reihen derer, die zum Kampfe bereit waren, und ihm folgten etliche Jünglinge.

Valerius aber gab ihnen einen frohen Blick und sprach: »Seht, diese besinnen sich zur Zeit. Steht nun auch ihr mir nicht zurück! Peter van Pier ist zu euch geschlichen und hat euch den Tod gewahrsagt. Ich aber sage euch, daß er log. Warum erst mußte er heute Nacht kommen, was wahrsagte er euch diesen Tod nicht schon ehedem? Er wollte euch schrecken, weil er euch den Sieg mißgönnt. Denn er fühlt wohl, daß ihr seiner Macht entgleitet, und daß seine Lehren euch zuwider sind. Schmachbedeckt meint er euch wieder williger für seine Worte zu finden. Wir gehen in eine schwere Schlacht. Ich weiß es. Uns allen droht der Tod, mir und euch. Aber der Tod ist kein Schicksal, und ich sage euch: Es gibt kein Schicksal. Jeder hält sein Schicksal in seiner Hand. Peter van Pier ist über euch gekommen, und sein Wille war stärker als euer Wille. Darum hielt er euern Willen und euer Schicksal. Wenn ihr aber stark seid, haltet ihr euern Willen und euer Schicksal in eigenen Händen. Wer leben will, wird leben. Glaubt ihm nicht. Er lügt.«

Die Männer waren voll Unruhe. Viele griffen die Waffen. Aber viele standen noch und riefen: »Er hat bisher nie gelogen.«

»Weil er euch hielt, brauchte er nicht zu lügen. Denn ihr tatet seinen Willen, und sein Wille war seine Wahrheit. Nun, da ihr ihm entgleitet, lügt er, euch wieder zu fangen. Seid Männer und folgt mir!«

Und er riß sein Schwert heraus und schwang es hoch. Der Späher kam und schluchzte: »Feldherr, sie stürmen das Lager.« Und Valerius stürmte vor: »So folge mir, wer Ehre und Willen hat.« Der Bannerträger aber folgte ihm als erster, und das Feuer der Begeisterung erfaßte nun alle, und sie ergriffen die Schwerter und folgten Valerius.

Der stürmte mit der Schar in den Rücken der Feinde. Ein blutiger Kampf hub an, und die kaiserlichen Truppen zerrieben den Feind.

Am Abend der Schlacht aber, als Valerius die Scharen sammelte, sah er, daß von denen, die von Peter van Pier den Schlachtentod gewahrsagt bekommen hatten, alle gefallen waren bis auf den Bannerträger und neun mutige Jünglinge.

»Diese«, schrieb er an Sigrid, »brachen das Schicksal durch die Liebe zu dir. Welch blutiger Tag! Aber der Sieg ist groß. Der Feind ist geschlagen, und Peter van Pier ist geschlagen durch die zehn, die seine Prophezeiung zerbrachen.«

Und an den Kaiser schrieb er: »Die Sterbenden kämpften. So siegte die Ehre Euer Majestät.«

Am anderen Morgen aber zog er in Eilmärschen dem zweiten feindlichen Heere entgegen, dessen Führer, von der Niederlage der Hauptmacht verwirrt, ohne Kampf die Waffen streckte.

27.

Peter van Pier erfuhr gleich allen Bewohnern der Stadt vom Sieg der kaiserlichen Truppen, den kostbar gekleidete Herolde in den Straßen ausriefen, und den die Glocken in den Kirchtürmen sangen. Daß der Bannerträger und die neun Jünglinge, denen er den Tod in der Schlacht gewahrsagt hatte, am Leben geblieben waren, erfuhr er desgleichen. Denn es ging eine Mythe von Mund zu Mund, daß ein Geist mit einem goldenen Schwert neben der Fahne, die Sigrid segnete, geschwebt und sie und den Träger unversehrt zum Siege geführt hätte.

Als Peter van Pier dies hörte, brach sein Willen zusammen. »Ich wahrsagte ihnen den Tod,« stammelte er, »ich wollte ihren Tod. Mehr als ich jemals eines Lebendigen Tod wollte. Log ich, als ich sprach: Ihr müßt sterben? Ich wollte sie sterben lassen, und darum log ich nicht. Ist mein Wille so lahm oder bricht ihn ein fremder Wille? Gibt es einen Zufall? Und wenn er ist, warum entschied er sich gegen mich? Unter mir zerbröckelt mein Postament. Kiesel löst sich um Kiesel. Gefühle siegen, und ich falle. Nun sehe ich mein Schicksal. Elend ist es, sein Schicksal zu sehen. Wie haben sie alle gelitten, ihr Schicksal zu sehen! Dies ist meines menschlichen Schmerzes übermenschlicher Trost. Narrheit des Daseins! Mein Willen schuf Schicksal um Schicksal. Mein Schicksal zu schaffen, ist er zu klein. Aber mein Schicksal war groß.«

Und da seine Verzweiflung ihn die Glieder schmerzen ließ, eilte er durch die Straßen, um sein Blut ruhiger fließen zu machen. Und er gewahrte, daß wie ehedem ihm die Menschen voll Ehrerbietung und Scheu Platz machten und ihn grüßten.

»Sie fürchten mich noch,« frohlockte er, »und meine Macht, wenn schon dem Absturz nahe, noch hat sie Gewalt. Wahrlich, so will ich, ehe ich falle, das Land mitziehen in meinen Fall. Wider meinen Willen erhob sich der Krieg, wider meinen Willen ward der Sieg erfochten, nach meinem Willen verderbe sie der Frieden! Ich will sie hungrig machen nach Größe und Macht. Sie sollen Provinzen fressen ohne Maß und Ziel, wie ein Säufer sich füllt und nicht weiß, wann er Einhalt tun soll seinem Gelage. Sie sollen den Besiegten knechten mit eisernen Gesetzen und ihm die Rechte nehmen an Hab und Gut. Sie sollen sich Bauch und Hirn stopfen mit Macht, bis Bauch und Hirn zerspringen und der Geknechtete aufsteht. Aber in dessen Herz brennt die Lust zur Rache, und das Schwert seiner Befreiung wird blutige Meere schaffen. Er wird maßlos stehen über ihnen, wie sie über ihm standen. Und so soll Krieg aus Krieg sich zeugen, Blut soll sein wie Weihwasser und Mord wie Gebet. Konnte ich ihnen nicht der Gott der Zerstörung sein, so sollen sie selbst zu Teufeln der Zerstörung werden.«

Und Peter van Pier frohlockte über diesen Einfall, der ihm köstlich zu sein schien. Seine Freude ließ ihn kräftiger atmen und gab ihm wieder Hoffnung, daß sein Werk nicht vernichtet sei und er Sieger im Kampfe bleiben würde. Er hielt sich indessen still zu Hause, bis daß es ihm gut erschiene, wieder zu prophezeien und zu predigen. Er ließ sich von seiner Wirtschafterin zu Tisch manche Leckerei auftragen und nahm kräftig Speise zu sich, um seinen Körper zu stärken.

Nach wenigen Tagen weckten ihn des Morgens Fanfarenstöße und Hornsignale. Als er zum Fenster trat, sah er die Kriegsflotte in den Hafen einlaufen; wohl fehlten drei der Schiffe, aber das Weinen der Witwen und Waisen, die vergeblich nach den Versunkenen spähten, wurde übertönt vom Siegesjubel der Matrosen und vom Jauchzen derer, die mit gebreiteten Armen standen, die Heimkommenden selig an ihre Brust zu ziehen.

Am selben Tage rüstete sich die Stadt zum Einzug der siegreichen

Truppen. Alle Häuser waren mit Fahnen, Teppichen und Blumen fröhlich geschmückt. Sigrid aber zog mit Frauen und Jungfrauen vor das Tor, um die Heimkehrenden zu begrüßen. Als der Wächter in der Ferne die Staubwolke erspähte, die der Marsch der Heimkommenden aufwirbelte, läuteten die Glocken, und die Böller wurden unzählige Male gelöst. Bald sah man das Blitzen der Waffen im Sonnenlicht, und als im hochanschwellenden Getöse das Heer die Stadt erreichte, trat Sigrid zu Valerius. Mit einem Blick, der Liebe und Stolz entzückend spiegelte, reichte sie ihm den Lorbeerkranz. Valerius aber sprang vom Pferde und schloß sie innig in seine Arme. Dann zog das Heer durch die Straßen, und der Jubel war unermeßlich. Die Freudenrufe wollten kein Ende nehmen, und bis tief in die Nacht hallten die Straßen vom Jauchzen der Glückseligkeit. Peter van Pier aber zeigte sich niemandem. Der Platz vor seinem Hause blieb leer.

Als Valerius und Sigrid den ungestümen Taumel ihrer Liebe mit tausend Zärtlichkeiten, Liebkosungen und süßen Worten gestillt hatten, sprachen sie noch tief bis in die Nacht hinein vom Krieg und seinen Geschehnissen. Sigrid berichtete Valerius, wie sie Peter van Pier gepflegt hätte, und wie hart er ihr begegnet sei.

»Du tatest recht, ihn zu pflegen,« sagte Valerius. »Daß er dich von seinem Bette trieb, verarge ihm nicht. Denn er fühlt sich unterliegen, und der Kampf der Verzweiflung läßt ihn seine Selbstbeherrschung verlieren. Ich will zu ihm gehen und versuchen, Frieden mit ihm zu machen.«

Am anderen Morgen ließ Valerius seinen Worten die Tat folgen und ging zu Peter van Pier. Als er durch die Straßen schritt, erkannten ihn die Bürger, und die Zurufe, die ihn als Schützer der Heimat begrüßten, schwollen an von Gasse zu Gasse. Denn das Volk scharte sich um ihn, und der Haufe wuchs zum Triumphzug. Als er aber zum Hause Peter van Piers kam, war der Platz voll von Menschen, die Valerius folgten.

Peter van Pier trat ihm entgegen und sprach: »Ich grüße den Sieger.« Aber es war Hohn in seiner Stimme. Dann hieß er Valerius sich setzen und bot ihm Wein und Kuchen. »Ich sehe,« fuhr er nach einer Pause fort, deren Schweigen Valerius drückte, »daß

Euch viel Volk nachströmt. Vielleicht könnt Ihr mir nun Gleiches mit Gleichem vergelten und mein Leben vor diesen Menschen schützen. Behagt Euch die Macht? Ich warne Euch, Valerius. Wer sah es besser als Ihr, wie voll Wankelmut diese sind. Vielleicht nur, daß die Lüge längere Beine hat als die Wahrheit. Denn die Lüge ist eine Spinne, die ihre Netze vorsichtig spannt, und denen, die darin ersticken, lügt sie, dies sei die Seligkeit. Aber die Wahrheit tritt hart auf, und die Hiebe ihres Schwertes sind schmerzhaft.«

»Ich predige nicht Lüge,« antwortete Valerius. »Ich predige Lieben. Ihr predigt nicht Wahrheit, Ihr predigt Hassen.«

»Und dennoch«, erwiderte Peter van Pier, »kamt Ihr, um Frieden mit mir zu machen. Kann Frieden sein zwischen Liebe und Haß, zwischen Glauben und Wissen, zwischen Fühlen und Verstehen? Euch kleidet die Geste des Friedens. Mich kleidet sie nicht. Darum sei der Kampf zu Ende geführt.«

Und er geleitete Valerius bis zum Haustor, wo ihn die Menge mit Rufen empfing. Peter selbst aber verfaßte eine Schrift an den Kaiser, in der er in ergebenen und klugen Sätzen die Bedingungen vorschlug, unter denen mit den besiegten Feinden der Friede zu schließen wäre.

28.

Kurze Zeit darauf nahte der Tag, an dem der Sieg durch ein großes Volksfest sollte gefeiert werden. Es war die höchste Pracht aufgeboten worden. Straßen und Plätze waren köstlich geschmückt, Musikbanden zogen durch die Stadt, in allen Gassen wurde getanzt, und Schleusen roten und weißen Weines waren für durstige Kehlen geöffnet. Alle Jahrmarktsbudenbesitzer und viel fahrendes Volk war zum Feste geeilt, und ein Seiltänzer machte in Kirchturmhöhe die waghalsigsten Kapriolen.

Als am Nachmittage die Köpfe der Bürger und Bürgerinnen durch Wein und Tumult erhitzt waren und das lustige Treiben zum Höchsten sich steigerte, meinte Peter van Pier, daß der rechte Augenblick gekommen sei, sich unter das Volk zu mischen, zu ihm zu reden, und es von neuem seinem Geiste zu unterwerfen. Er verließ sein Haus und schritt zum Markte. Man machte ihm Platz, aber nicht

wie man einem Könige weicht, sondern wie man einen Aussätzigen meidet. Peter aber gewahrte es nicht. Und als er zum Markte kam, und alle ihn erkannten, brach die Musik jäh ab, und die Schaukeln und Karussells standen mit einem Male still, und nur das Weinen eines Kindes, das sich von seinen Eltern verlaufen hatte, klang wie der Schrei eines seltsamen Vogels durch die Stille. Peter van Pier stutzte einen Augenblick lang, und einige erzählen, daß er erbleicht wäre. Dann aber schritt er vorwärts zu dem Platz hin, von dem er früher dem Volke predigte.

Auf seinem Wege kam er an dem Gerüst des Zauberers vorbei, den Peter van Pier auf der Kirmes durch größere Zauberkunst beschämt hatte. Als er vorbeischritt, rief der Zauberer, und auf seiner Hand zitterte eine Taube, die er aus einem leeren Käfig geholt hatte:

»Halte an, Peter van Pier. Im Zaubern bist du mir überlegen, aber im Prophezeien siehst du in mir deinen Meister. Laß dir wahrsagen, daß deine lügnerische Herrschaft zerbrochen liegt, und dein Tod dir nahe ist.«

Peter van Pier blieb stehen und rief wild:

»Dein Tod ist näher. Denn dein Gerüst ist schlecht gefügt.«

Und trat mit dem Fuß gegen das Gerüst, und es stürzte zusammen, der Zauberer aber zerschlug den Kopf auf dem Pflaster, und das Blut spritzte weit. Die Menge aber brüllte in einem Schrei: »Mörder!« Aber es rührte sich keiner, und das Schweigen lag wieder wie eine schwarze Decke gebreitet. Denn Peter van Pier war auf seinen erhöhten Platz gestiegen, und seine Augen hielten die Menge:

»Ich begrüße euch,« sprach er, »und beglückwünsche euch. Denn ihr seid siegreich.«

»Nicht durch dich!«, brüllte einer dagegen, und »nicht durch dich!« schrien hundert ihm nach.

»Nein, wahrlich nicht durch mich,« entgegnete Peter van Pier. »Denn ich wollte nicht euer Blut vergossen sehen für nichts, nicht Schlachten geschlagen wissen für einen Frieden, der nichts bringt wie eine hohle Ehre.«

»Hast du nicht gehört,« rief einer, »daß der Kaiser einen Frieden schloß, der uns an Provinzen mehr denn die Hälfte des Nachbarlandes bringt? Seht, der Prophet kennt nicht einmal die Gegenwart!«

Da Peter van Pier die ersten Worte hörte, faßte ihn solche Freude,

daß er die weiteren Sätze nicht vernahm. Und er antwortete nicht, und sein Blick glitt von der Menge fort. Die aber, wie von Fesseln befreit, drängte drohend an ihn heran, Fäuste fuhren wie Hämmer in die Luft, und es war ein großes Schreien gegen Peter van Pier. Ein Mann, der sein Weib vor sich her stieß, brach sich durch die Menge, schleuderte die Frau vor die Füße Peters, und indem er, vom Trunk und plötzlicher Wut zur Tollheit gestachelt, ihr einen Dolch in die Kehle jagte, kreischte er: »Die hast du zur Dirne gemacht durch deine Lügen, Prophet der Lüge.« Das Blut strömte über die Füße und den Mantelsaum Peter van Piers, und Peter hob den Mantel und trat zurück. Als sie ihm abermals nachdrängen wollten, faßte sein Blick sie wieder, und er rief:

»Zurück, und hört mich! Ich gab euch die Wahrheit.«

»Wahrheit?« rief einer entgegen. »Was ist das für eine Wahrheit, die Gesindel trieb, mein Haus einzuäschern?« Und ein anderer: »Was ist das für eine Wahrheit, die mich Wahnsinnigen meinen alten Vater mit einem Stocke schlagen ließ?«

Und Hunderte schrien durcheinander mit wilden Drohungen und Klagen zu ihm hin. Peter van Pier aber stand ruhig, denn sein Blick schützte ihn. Da drängten die Jünglinge vor, denen Peter den Tod in der Schlacht gewahrsagt hatte, und riefen: »Lüge waren deine Predigten, Lüge aber auch deine Prophezeiungen. Siehe, du wahrsagtest uns den Tod, und wir leben.«

»Ich wahrsagte euch den Tod, weil ihr sterben mußtet. Ihr lebt wider euer Schicksal. Ich weiß nicht, wer euer Schicksal brach. Vielleicht ein Gott. Lacht nicht, ihr Narren! Wem von euch prophezeite ich nicht, und wem habe ich gelogen? Sag' mir du, ob deine Frau nicht an dem Tage starb, an dem ich es dir gewahrsagt, du, ob das Wasser dir deine Mühle nicht fortriß am rechten Tage, und du, ob dir der Hund nicht am Ende der zehnten Woche dein Kind biß. Kommt zu mir! Ich will euch prophezeien, wie ich es tat, und meine Prophezeiungen sollen eintreffen Wort für Wort. Warum, Henrik ze Fleeten, bist du nicht zu Hause, wo eben dein Weib sich an einer Fehlgeburt verblutet?«

Und Henrik ze Fleeten schrie auf und rief: »Es ist wahr! Sie ist tot. Ein Bote sagt's mir im Augenblick.« Und er stürzte davon.

Die Menge aber wich wieder zurück und schwieg, und der Willen Peter van Piers drückte sie.

Da fuhr plötzlich mitten aus dem Volke die Jungfer Therese Bödlein auf Peter van Pier zu. Ihre Augen brannten wie Augen der Irren, und ihr Haar hing offen und zerzaust. Ihre Finger rissen den Mantel van Piers von seinen Schultern, und sie keifte wie Hexen keifen:

»Er lügt doch, und immer hat er gelogen. Seht mich an. Ist mein Gesicht nicht scheußlich wie das Gesicht einer Eule, ist mein Körper nicht greulich wie ein Gerippe, und ist nicht ein fauler Geruch an ihm? Und doch hat er mir Valerius als Gatten gewahrsagt. Er ist ein Lügner gewesen von Anfang an.«

»Ja, ein Lügner von Anfang an, ein Lügner, ein Lügner!« brüllte das Volk auf. Und als das Volk abermals so schrie, wurde das Gesicht Peter van Piers ganz Verachtung: »Was seid ihr erbärmlich!« sprach er, »Ihr langweilt mich.« Und er wandte sich ab.

Da er sich aber abwandte, nahm die Jungfer einen Ziegelstein von der Gasse und warf ihn gegen des Propheten Haupt. Der brach dumpf zusammen. Und das Volk, nun zum äußersten Wahnsinn getrieben, riß mit Nägeln das Pflaster auf, die Steine flogen dicht wie schwerer Hagel auf den entseelten Körper des Propheten und türmten sich zu einem Hügel, aus dem ein roter Faden Blut in die Gosse floß.

Keiner aber merkte, wie ein Gewitter aufzog, und wie der Himmel dunkel wurde und gelb. Und da noch immer Steine auf den Hügel flogen, fuhr jäh ein blauer Blitz mit einem Krachen, als klaffe die Welt, auf den Marktplatz nieder. Und als die Menge sich von ihrer Betäubung erholte, sah sie, daß der Steinhaufen getroffen und zerborsten war. Neben dem Haufen lag erschlagen die Jungfer, und ihr verkohlter Arm zeigte zum Himmel. Die Blicke der Menschen folgten diesem grauenvollen Zeigen, und sie sahen eine Wolke, die der Wind schnell veränderte. Erst schien sie wie ein Fisch zu sein, dann aber wie ein Pferd. Endlich aber ballte sie sich zu einem Gesicht zusammen, und jemand rief: »Es ist das Gesicht des Propheten.« Und einer schluchzte: »Seht doch, er lacht, er lacht!«

Und sie flohen in die Häuser.

Der Regen aber spülte das Blut von der Gasse.

Alexander von Gleichen-Rußwurm:

DIE KLAGE DER FRAUEN UM LAZARUS

DIE KLAGE DER FRAUEN:

Lazarus — mein Bruder ist tot!

Lazarus, für den ich ewig schaffen, dem ich ewig dienen wollte. Sie erschlagen, sie erschlagen ihn!

Ach, sie haben ihn schon erschlagen. Ach, sie haben ihn ersäuft wie einen Hund, langsam — im kalten Sumpf.

Ach, sie haben ihn verbrannt, sie haben ihn zerrissen in tausend Stücke!

Wo bleibst du, Christus? Was bist du fern, daß Lazarus, dein Freund, so bitter sterben muß?

Er ist tot, der Bruder, für den ich schaffen, dem ich dienen wollte. Ich sehe sein Angesicht nicht mehr. Mit dem scharfen Spieß fuhren sie in sein Herz, mit der Eisenwehr warfen sie ihn um. Die Pferde zerstampften ihn, die wild gewordenen, und das letzte, was er sah, waren die Blitze, die aus ihren Hufen schlugen.

Mein Bruder! Mein Bruder! Er starb dort, wo Eis und Schnee eingegossen in den Mund der Gemarterten von innen das Herz gefrieren lassen.

Er fiel in die Wolfsgrube, er verfing sich in dem Netz, das tausend Spitzen hat.

Christus, was bist du fern, daß Lazarus, dein Freund, so bitter sterben muß!

Giftige Pfeile trafen ihn aus der Höhe, der Abgrund tat sich auf und Feuerarme zerrten ihn hinab. Ach, mein Bruder, sie drückten

dir grausame Wehr in die Hand und sie forderten: Greif an, wehre dich! stoß zu, zünd Feuer an!

Und mein Bruder befahl sich Gott und tat, was ihm geboten worden.

Denn es ist gesagt, der irdischen Obrigkeit widersetze sich keiner. Und wer weiß noch, was recht oder unrecht ist!

Christus, was bist du fern, daß dein Freund Lazarus so bitter sterben muß!

Siehe, er tötet, und er wird getötet. Du bist fern, und er fährt dahin mit stummer Schrecklichkeit, mit langdauerndem Weinen, mit Qualgeschrei. Mein Bruder, mein Bruder!

Jeder ist mein Bruder unter den Gemarterten, den Mordenden, den Gemordeten.

Bis du endlich kommst, Christus, ist alles geschehen. Längst ist er tot. Lazarus, den du deinen Freund genannt hast, ist bei den Toten. Zu letzen und zu laben, aufzurichten und zu trösten ist er nimmermehr.

Ich gehe auf und ab, ich besuche die Höhe und die Tiefe. Ich werde nicht fertig und nie mehr fertig mit meinem Totendienst. Überall der Bruder, den ich betten will. Er sieht mich mit viel tausend Augen an. Er verlangt viel tausendmal, daß ich sie ihm zudrücke, daß ich seine Arme verschränke, daß ich ihm gute Ruhe sage.

Ich aber kann nicht, kann nicht — es ist zu viel! Wie sollt ich sie einsammeln, die verstreuten Gliedmaßen, wie wollte ich sie zusammenfügen, wie ich es wünschte, jedem mit dem süßen Singsang seiner eigenen Sprache, und woher nehme ich den Weihrauch und die Spezereien, die ihm nötig sind?

Mein Bruder, mein Bruder, wie oft bist du gestorben, da Christus ferne war, da wir Schwestern umsonst harrten und lauschten auf seinen Schritt und meinten, er müsse kommen und es könne nicht sein, daß unser Lazarus hingemäht und hingelegt würde in seiner Jünglingskraft.

Ja, wir harrten, wir Schwestern!

O, meine Schwestern, wie lang ist euer Zug, wie weht es euch schwarz vom Haupt, und wo ihr hingeht, sprießt das Gras nicht mehr. Es ist erstickt in eurer Tränenflut, es ist verdorrt vom Feuer eurer Qual.

O, meine Schwestern, kommt! Jede sage laut ihr Leid. Seid nicht stumm und schreckhaft. Es ist unser Recht, zu sammeln von der vielen Asche, die da ausgestreut liegt. Wer weiß, was die Asche uns gibt! Wer soll uns wehren, unsere Urnen damit zu füllen?

Die noch daheim sind, mögen Brot backen und Öl füllen in tönerne Krüge.

Unsere Krüge sind nicht für Öl und Wein. Wir sammeln und wir lesen nicht Garben, nicht Früchte. Nur nach Asche bücken wir uns, nach armseliger Asche. Das soll uns gegönnt sein.

DIE STIMME DES TRÖSTERS:

Weißt Du, wie Christus zu den Schwestern kam, und sie erzählten verzweifelt von Lazarus' Tod, als er trösten wollte? Und sagten, er könne nichts mehr für den Gestorbenen tun und wehrten seinem Wort mit der Versicherung: Herr, er stinket schon. Doch das Grauen der Verwesung schreckte den göttlichen Freund des Lazarus nicht. Christus trug alle Wohlgerüche des Himmels in den Moder der Gruft und besiegte die Fäulnis. Was uns jetzt Verwesung scheint, kann heil werden und lebendig, wenn es die Gnade will.

KLAGE DER FRAUEN:

Du kommst zu spät, Christus, du kommst zu spät!

Alle Frauen, alle, erzählen von dem lieben Mund und den klugen Augen, dem hellen Verstand und dem zärtlichen Herzen.

Es zu beweisen, heben sie Bildchen und Briefe empor.

Manche haben auch kleine Dinge mitgebracht, die an den Knaben, an das Kind erinnern.

Sie sagen, eben erst sei er zur Schule gelaufen mit frischen, roten Backen, sie sagen, eben erst habe er beten gelernt, lieblich lächelnd wie noch nie ein Kind.

Da stünden die Schuhchen, hier lägen die Häubchen, hier das erste Schulbuch, hier das letzte Spielzeug. Sei dies alles nicht Beweis genug! Nicht Beweis genug, daß er nicht sterben durfte, nicht sterben konnte, daß er niemals töten mußte!

Hörst du nicht, Christus! Kannst du den Schritt nicht beschleunigen, kannst du nicht lebensmächtig eintreten, ehe Lazarus, dein Freund, verwest?

Es geht schnell zu Ende. Ich sehe, wie es mit dem Bruder zu Ende geht, trotz allem, was sie sagen, trotz aller gültigen Beweise.

Bis du endlich kommst, Christus, ist er schon viel zu lange tot.

Die haben schon ihr Spiel mit ihm gehabt, die da unten im Kalten, Feuchten. Seine Schöne ist dahin, sein Haar wuchs, seine Nägel wuchsen. Es ist besser, ihn nicht zu wecken, wenn er schon so lange tot ist.

Laß uns vergessen. Ich fürchte mich jetzt vor ihm, obwohl er mein Bruder ist.

Er weiß zu viel, mein Bruder Lazarus. Er hat zu viel erfahren.

Bis es wieder morgen wird, wissen wir alle zu viel und werden um nichts mehr beten als um Vergessen.

Robert Walser:

NOTIZEN.

I.

WENN ich denken darf, daß ich einigermaßen hell im Kopf bin, so war die Sache zwischen uns Beiden ungefähr so: Einer Vermutung zufolge, die mir bald nach unserem Zusammenprall lebhaft aufstieg, dachte er, daß ich mich in einer bitteren Verlegenheit befinden müsse. Ich kann mich freilich in »allen diesen« Ahnungen irren, doch glaube ich in der Tat, daß ich recht habe, wenn ich das denke. An irgendeinen Gedanken muß man sich am Ende halten. Wahrscheinlich glaubte er, daß es bös mit mir stehe und daher nahm er sich in dem, was er mir gegenüber äußerte, zu wenig zusammen, dem ziemlich leichtfertigen Grundsatz folgend, welcher sagt, daß es nicht nötig sei, gegenüber armen Leuten viele Umstände zu machen. Scheinbar trat ich auch tatsächlich recht ärmlich auf, aber im Innern fühlte ich mich sehr wohlgeborgen. Was war nun die Folge? Ich setzte mich zur Wehr, und hiermit tat ich meinem Angreifer überaus weh. Meine Gegenwehr oder Abwehr glich einer Überrumpelung, und in des Angreifers Augen war ich von da an ein schlechter Kerl, ein gefährliches Subjekt. Das Menschenleben ist eine sonderbare Institution, und ich bilde mir ein, daß es immer eine solche bleiben wird. Ich war nun also glücklicherweise als ein Bösewicht entlarvt, und warum? Weil ich mich, wo man es nicht ahnte, frisch zur Wehr setzte, weil ich eine Kraft zeigte, die der Andere nicht bei mir vermutete. Ich war zum herzlosen Gesellen gestempelt, weil ich mich nicht mochte beleidigen lassen. Ich war ein Schuft, weil ich mich verteidigungsfähig erwies. Er nahm an, daß ich keinen rechten Boden unter meinen Füßen und daher kein Gleichgewicht habe, er nahm mich für verirrt, zerbrochen, entnervt, verloren, für entmutigt, was weiß ich. Je-

denfalls überraschte ihn die Tatsache, daß ich mir erlaubte, einen Grundsatz zu zeigen und einen Stolz zu offenbaren, in hohem Grade. Er meinte, er könne mich leicht erdrücken, in der Folge aber zeigte es sich, daß nun fast er erdrückt wurde. Da, da war ich mit einemmal der größte aller lebenden Buben. Da war ich ein Barbar, ein Ungeheuer. Weil ich Ehre im Leib hatte und Herr einiger munterer Kräfte war, und weil ich einen Hieb parierte, glich ich einem Scheusal. Wie ich mir denke, haben ihm vielleicht geschwätzige Leute vorher allerlei Ungünstiges, Herabsetzendes über mich ins Ohr geflüstert. Doch man soll eben selbst schauen, nicht sich auf das Schauen Anderer verlassen. Im allgemeinen scheint mir das eine große Unvorsichtigkeit zu sein, so geradezu und ohne nachdenklichen Vorbehalt, so baff baff einen Menschen sich als wehrlos auszumalen. Das gibt nachher Enttäuschungen, dem Ärmsten, dem Einsamsten und auch dem von Feinden rings Umschlossenen ist eine Waffe gegeben, sogar oft eine sehr wirksame, denn gerade der Einsame ist ja recht eigentlich stets auf Angriffe gefaßt und daher stets wohlausgerüstet mit Werkzeugen der glücklichen Verteidigung. Ich war immer einsam und infolgedessen immer auf irgendwelchen Kampf vorbereitet. Daran dachte er nicht. Mein guter Verteidigungszustand glich nun einer Bosheit. Hätte er mich nicht angegriffen, so würde er mit dem Bösen, das in mir ist, nie Bekanntschaft gemacht haben. Ein Mensch ist immer ein seelenguter Kerl, so lang man ihn in Ruhe läßt, er ist aber recht wohl imstande, zu zeigen, daß nicht in allen Dingen mit ihm zu spaßen ist. Nun ist das so: ich mache mir nichts aus dem Auftreten, meine ganze Haltung ist still, meine Manieren besitzen den Schein der Bedeutungslosigkeit. Dieses Wesen bekam ich mit auf die Welt. Ich betrage mich durchaus nicht mit Absicht so oder anders. Eben dieser Schein verführte ihn, mich zu beunruhigen, und da holte ich ganz einfach halt zum Stoß aus und versetzte ihm eins. Ich bin arm, das stimmt! Aber ich halte alle Leute für höchst arm, mithin auch die Einflußreichen. Ich betrachte mich nicht mehr und nicht weniger als arme Kreatur wie irgendeinen Regenten.

II.

Wohl wäre es gut, wenn wir es ehrlicher miteinander meinten, aber das gegenseitig-lebendige Wohlwollen hat unendlich wenig Aus-

sicht, allgemein verbreitet werden zu können. Das redliche Herz stößt auf unzählige Hindernisse. Seien wir aufrichtig und schauen wir die Sache an, wie sie ist. Es kann uns nur gut tun, wenn wir aufrichtig sind. Wir dürfen uns keine Illusionen machen. Wir sind klein und schwach. O, wären wir stark. Wenn wir starke Menschen wären, hätten wir Hoffnung, gute Menschen zu werden. Unsere Schwächlichkeit ist unsere unweigerliche Niedertracht, unsere Empfindlichkeit ist unsere Schurkerei. Wir sind auf alle Fälle verloren, auf alle Fälle endlosen innern und äußern Streitigkeiten preisgegeben. Verdammt, verkauft, verworfen! Und daß sich keiner unter uns Allen auch nur um eines Fingerhuts Größe groß vorkomme. Nieder mit uns Allen in das Gefühl der Belanglosigkeit. Berühmter Mann nieder mit dir! Berühmte Frau nieder mit dir! Wenn es uns Allen jetzt nicht, wenigstens ein wenig, elend zumut ist, so sind wir Scheusale. Wir müssen arbeiten, und wir müssen die vornehmen Bräuche beiseite werfen.

III.

Es ging etwas mit ihm herum, es hob ihn etwas empor. Ihn durchleuchtete es, belebte und erfüllte es, machte ihn still und froh. Eine tiefe, feste Stille drang von allen Seiten in ihn und ging von ihm fort. Ein unabänderliches Wesen, gebändigt und zugleich unbändig, nahm ihn mit sich hin, bestimmte seine Schritte und seine Wege. Unweigerlicher Ernst war ihm Gewohnheit geworden. Er kannte keinen Stolz, und doch hüllte ihn ein Stolz, ein großer, lebendiger Stolz ein. Er wußte kaum selbst recht, was es war, das ihn stolz machte. Die beständige Not und der beständige harte Kampf hatten seinem Auftreten vielleicht diese Umhüllung von abweisendem Ernst gegeben. Lebenslust und Lebensgenuß waren ihm völlig nebensächlich, Erfolg und Gewalt sah er sich genötigt gering zu schätzen, die Lebensfreude rings um ihn her machte ihm den lebhaften Eindruck von etwas Minderwertigem. Wenn hinter einer Freudeäußerung nicht ein durchkämpfter Schmerz auch sichtbar ist, so besitzt sie viel Läppisches und wenig wahrhaft Anziehendes. Sein Vergnügen bestand darin, zu sehen, daß ihn die Umstände, die Zufälle und die Verhältnisse noch nicht vermocht hatten zu Boden zu strecken. Er stand aufrecht da, standhaft, wahrhaft und wohlausgerüstet mit ernsthafter

Lebenslust und Kampfeslust. Er nahm sich jeden Tag fest vor, den Geschmack am Kriegerischen nie zu verlieren. »Mehr Feindseligkeiten her!« rief es voll hellen Mutes in ihm, »damit ich an vielen neuen mächtigen Widerwärtigkeiten neu und immer neu erstarke.« Die unentrinnbare, überall hin verbreitete Not, die Härte und die Unerbittlichkeit, die auf dem Leben lasten, die das Leben umgürten, um es in der Stimmung des Düsteren und Schrecklichen zu brauchen, waren ihm lieb. Er liebte das Unweigerliche und Unumgängliche und er sah den Tod als die goldene hohe Krone, die Idealisierung, Schmuck und letzte Schönheit des Lebens an, welches er nur zu lieben vermochte, weil er auch den Tod liebte, welches er nur schön zu finden vermochte, weil er diesen schön fand. Er lebte mit dem Todesgedanken im lebendigen und tötenden Leben, das ja töten muß, das ja sterben muß. Denn nie kann ja etwas leben und nicht sterben. Ewig lebendig hieße ewig nie lebendig sein.

IV.

Es gab einmal eine Welt, wo alles ganz langsam zuging. Eine angenehme, und ich möchte sagen, gesunde Trägheit beherrschte das Menschenleben. Die Menschen gingen gewissermaßen müßig. Was sie taten, das taten sie nachdenklich und langsam. Sie taten nicht so unmenschlich viel, fühlten sich auf keine Weise bewogen oder verpflichtet, sich aufzureiben und abzuarbeiten. Hast und Unruhe oder übermäßige Eilfertigkeit gab es unter diesen Menschen keine. Niemand strengte sich sonderlich an, und eben darum war das Leben so freundlich. Wer hart arbeiten muß oder überhaupt in einem hohen Grad tätig ist, der ist für die Freude verdorben, der macht ein mürrisches Gesicht, und alles, was er denkt, ist einfach und traurig. Müßiggang sei aller Laster Anfang, sagt ein altes abgegriffenes Sprichwort. Die Menschen, von denen hier die Rede ist, machten den Sinn dieses etwas vorlauten Sprichwortes in keiner Hinsicht wahr, im Gegenteil, sie widerlegten es und entkleideten es jeglicher Bedeutung. Indem sie es sich wohl sein ließen auf einer harmlosen und zutraulichen Erde, genossen sie still ihr Sein in traumhaft schöner Ruhe und dem Laster blieben sie insoweit gänzlich fern, als ihnen gar kein Gedanke darnach kam. — Sie blieben gute Menschen, weil sie keine

Zerstreuungssucht kannten, sie aßen und tranken wenig, sie hatten nicht das Bedürfnis, zu schlemmen. Langeweile, d. h. das, was man so darunter versteht, war ihnen völlig unbekannt. Ernst und zugleich heiter, mit allerlei vernünftigen Erwägungen beschäftigt, lebten sie dahin. Sie hatten nicht Werk- und Sonntage, jeder Tag war gleich. Das Leben floß wie ein ruhiger Fluß dahin, und niemandem fiel es ein, sich über Mangel an Reiz und Aufmunterung zu beklagen. Diese Menschen lebten ein ebenso einfaches wie glückliches Leben. Ihr Dasein war süß, sanft und sonnig. Fern von Ruhmgier, Ehrfurcht und Eitelkeit waren sie vor drei fürchterlichen Krankheiten behütet, und fern von der Lieblosigkeit, wußten sie nichts von einer Seuche, die das Menschenleben verpestet. Sie lebten und welkten wie Blumen. Keine Pläne unruhvoller und aufregender Art störten und belästigten die Köpfe, wodurch ihnen unermeßliches Leid ewig fremd und unbekannt blieb. Auf den Tod waren sie still gefaßt. Sie beweinten weder die Toten noch sich der Gestorbenen wegen. Da sie alle einander liebten, so waren die Einzelnen nicht so übertrieben geliebt, und der Schmerz beim Abschied war nicht so groß. Wilde Liebe steht immer bei wildem Haß, wilde Lust bei ebensolcher Trauer. Wo Vernunft ist, da ist alles gebändigt, und alles ist sanft und verständig.

Alfred Lemm:

DER HERR MIT DER GELBEN BRILLE.

IN der fünften Woche des Krieges trug sich in der Hauptstadt ein Ereignis zu, dessen keine Zeitung, wie auf eine gemeinsame Verabredung hin, Erwähnung tat. Daß die Redaktionen selbst von einem Vorfall, bei dem eine so große Menschenzahl — zumal aus den ersten bürgerlichen Kreisen der Stadt bestehend — zugegen war, nichts erfahren haben sollte, ist höchst unglaubhaft. Eher scheint es, als ob die Redakteure, ja Menschen, die für einen glatten Ablauf des Lebens sind, die Sache zu bergig, zu wenig geradlinig, jedenfalls nicht erquicklich fanden und deshalb Unlust hatten, sich mit ihr zu befassen. Sie gingen von der Voraussetzung aus, eine Zeitung hätte nicht die Aufgabe, bei ihren Lesern Anstoß zu erregen, und obwohl sie durchaus nicht mit Sicherheit annahmen, daß der Fall auf das Publikum so wirken werde, so taten sie, als hätten sie keine Nachrichten erhalten, um alle Möglichkeiten, wie sie auch immer seien, zu vermeiden.

Es war an einem Sonntag zwischen zwölf und eins unter den Linden. Wie an jedem beschäftigungslosen Tage seit der Kriegserklärung waren unzählige Menschen aus allen Teilen der Stadt nach dieser Straße gezogen, um die Erregung in einen gemeinsamen Kanal zu ergießen. Geöffnet lag die große, warmquellende Schlagader der kalkverschlossenen Stadt.

Man mußte ja in dieser lastenden Zeit Menschen um sich haben, viele gleichgestimmte Menschen. Und daß man solches Bedürfnis auch bei den anderen sah, befriedigte — mit ein klein wenig Schadenfreude — und brachte einander noch näher. Viele Provinzler waren in die Residenz gekommen, in der das, was in der Welt geschah, doch viel deutlicher zu bemerken war. Sie wollten sich einige Stunden lang nicht nur mit den paar Miteinwohnern ihrer Stadt, sondern

mit allen Volksgenossen zusammenhängend fühlen. Eine Anzahl Herren aus Neuenburg hatte hin und wieder Passanten angesprochen und mit ihnen Freundschaft geschlossen. Die immer größer werdende Gesellschaft war eben im Zeughaus gewesen und hatte sich die Kanonen aus den Freiheitskriegen angesehen. Nachmittag beabsichtigte man, in den Dom zum Gottesdienst zu gehen, und abends wollten sie in einer der modernen Bars, die im Generalanzeiger ihre Wiedereröffnung annonciert hatte, ihre Frauen betrügen.

Hin und her in vielen Furchen rinnend wogte die schwarze Masse. Sie stieß bis an einen Damm, auf dem riesige prustende Autoomnibusse auf langen Gummischuhen heranschlürften, eine springende greifende Menge hinter sich her schleifend, und rollte wieder zurück. Sie warf sich zur Seite an den Häuserwänden hoch, floß wieder ab, preßte sich nach vorn, nach hinten, erschlaffte wieder. Vor aktuellen Schaufenstern staute sich das bewegliche Element und löste sich in kleinen, sich schnell drehenden Strudeln. Es rauschte über den Hüten von der Fülle hervorgesprudelter Beteuerungen und klatschender Ausrufe.

Nur an einer Stelle, um einen Bogenlampenmast der Mittelpromenade herum, bog sich der Strom auseinander und ließ eine Insel. Dahinter goß er sich wieder zusammen.

Dort stand ein scheinbar junger Mann und sah durch eine dichte gelbe Brille auf die Menschenmassen um sich. Er war an den großen eisernen Mast gelehnt, die Fußknöchel gekreuzt. Die jünglingshaften Glieder waren von einem vertragenen Stoff bedeckt. Die Menschen wichen seiner sonderbaren Brille aus. Es war eine schwarze Hornbrille mit großen runden Gläsern von einem trüben Gelb, das in Grün überging. Im Verhältnis zu einigen feinen Faltenlinien seines unteren Gesichts wirkte das dunkle Brillengestänge grob. Es schien selbstverständlich, daß die Gemütsstimmung des Herrn dieselbe grünlichgelbe Farbe hatte wie seine Gläser. Die Aufmerksamkeit, die er erregte, war ihm wohl unangenehm. Er hatte verschiedene Male den Platz gewechselt, um ganz in der Masse zu verschwinden, aber es hatte sich stets in wenigen Sekunden wieder eine Insel gebildet. Auf der hin und her schwankenden Menschenflut schwammen die großen Brillengläser wie böse, grüne Blasen.

Der Doktor Bretzhold, ein Militärarzt, war, nachdem er einige Schritte an dem Herrn vorübergegangen war, argwöhnisch umgekehrt, und ging nun, seinen kleinen Sohn an der Hand führend, unausgesetzt an jenem vorbei und wieder zurück, aus dem deutlichen Empfinden heraus: Dieser Mann darf nicht aus dem Auge gelassen werden.

Doktor Bretzhold hatte sich, obwohl er das dienstpflichtige Alter schon überschritten hatte, natürlich gleich bei Beginn des Krieges gemeldet. Sein für das bessere Publikum luxuriös eingerichtetes Sanatorium hatte er der Militärbehörde in einem Brief zur Verfügung gestellt, in dem es hieß: »Unsere verwundeten Helden müssen es besser haben als Grafen und Barone.« Es war dann dem Kriegsministerium von den Eltern eines dort verendeten Soldaten die Beschwerde zugegangen, sie seien fest überzeugt, daß ihr Sohn noch leben würde, wenn der Chefarzt nicht streng untersagt hätte, ihn des Nachts nach zehn und vor acht Uhr morgens zu wecken; aber die Behörde konnte unmöglich an solche durch den Schmerz diktierte Anschuldigungen glauben, zumal hochgestellte Persönlichkeiten, von denen der Doktor täglich einige zur Besichtigung seiner Anstalt einlud, von dem »orientalischen Marmorbrausebad« sowie der »Palmenerfrischungshalle« eines einfachen Mannschaftslazaretts geradezu entzückt waren.

Auch von der anderen Seite wurde der Jüngling mit der gelben Brille bereits beobachtet, und zwar von dem bekannten freisinnigen Abgeordneten Hildesheimer, der mit dem leisen Fluch: »Diese jungen Menschen!« stehen geblieben war.

Zu Hildesheimers Reden, die im ganzen Lande stets mit Spannung erwartet wurden, stellte die Fraktion neuerdings eine Anzahl Karten den höheren Lehranstalten zur Verfügung. Von der Sexta an aufwärts wurden die Schüler klassenweise von ihren Lehrern in den Reichstag geführt, um die abgeklärten Anschauungen dieses Mannes von Mund zu Ohr auf die neue Generation wirken zu lassen. Die Fraktion hatte sogar beantragt, in dieser Weise den heutzutage überholten Religionsunterricht zu ersetzen.

Plötzlich fuhren die hart und lang singenden Trompetenrufe des kaiserlichen Autos, gleich vierzackigen Blitzen, die nur wegen der Mittagshelligkeit nicht zu sehen waren, zwischen die krabbelnden Straßen.

Schütternd vor Eile suchten alle Köpfe nach der Schallrichtung und arbeiteten sich nach dem Rand des Dammes durch. Man hatte es ja gewußt, er würde sich heute zeigen. Ein wenig hatten es alle gehofft, als sie hierher gingen. Ihr Schicksal war ja seine Aufgabe, wie seine Väter sich für das Wohl ihrer Väter eingesetzt hatten. Er erst umschloß sie alle, fühlten sie, zur wirklichen Verbundenheit, was war Vaterland ohne ihn? Es war schön, in diesen Zeiten einen Kaiser zu haben.

Während alle vorn am Fahrweg jubelten, konnte man bei dem Herrn mit der gelben Brille, der ihnen im Rücken an seinem Eisenmast einsam stehen geblieben war, eine eigentümliche ganz unerwartete Bewegung beobachten. Er streckte den Hals und die Brust weit vor und drückte die Schultern hinten fest zusammen. Seine Finger atmeten schnell. Der Mund öffnete sich zu einem saugenden Gefäß, und der Kopf legte sich in den Nacken, daß die großen, grünen Augenscheiben in die Höhe gehoben wurden: Es sah aus, wie wenn ein Blinder in den Himmel will.

Als die Menge sich schnell wieder ausbreitete, stand er wie vorher, regungslos, den Kopf vielleicht ein wenig gesenkter und betrachtete durch seine gelbe Brille die Umgebung.

Eine große Gehobenheit hatte die noch vorhin in Reihen geregelten Massen von oben durcheinander gerührt. Man drängte sich zu Knäueln zusammen, rief sich Freudenworte zu. Staub wirbelte vom sandigen Boden hoch. Viele hakten sich zu langen Ketten mit den Armen ein. Lauter und sicherer erfüllten die Unterhaltungsgeschreie die Luft. Junge Paare faßten sich fester an den Händen und schritten schneller aus. Der Herr mit der gelben Brille fiel in diesem Glück höchst unangenehm auf. Eine Anzahl Leute blieb stehen und sah mit Befremden nach ihm. Andere folgten den Blicken und unterbrachen gleichfalls die Schritte. Die Provinzlergesellschaft, die durch Einheimische beträchtlich verstärkt war, hatte der Anblick des Monarchen in eine — soweit die schwere Zeit solches überhaupt zuließ — fast übermütige Stimmung gebracht. Sie kamen die Stöcke schwenkend und gelegentlich auf den Hacken eine Drehung ausführend auf den Auflauf um den sonderbaren Herrn zu. Widerwillig hielten sie an. Einige von ihnen erkannten Hildesheimer von seinen Wahlreden her

— in der Gegend von Neuenburg wohnten seine sichersten Wähler — man schloß sich erregt ihm an. Jawohl, man sei schon seit einer ganzen Zeit auf jenen Menschen aufmerksam geworden. Man wüßte wirklich nicht, was man davon denken sollte.

»Na eben,« stimmten alle Damen bei. Es seien hier Vermutungen am Platze, die man lieber nicht laut aussprechen wollte. Jedenfalls könne dem auffälligen Herrn dort nicht dringend genug geraten werden, sich in Acht zu nehmen. Ein Student mit einem scharf geschliffenen Kneifer, der seine ganze freie Zeit mit gemeinnützigen Dingen ausfüllte und auch auf der Straße immer nach solchen ausschaute, schlug mit seinem Spazierstock auf das Pflaster, daß es schallte, und rief: »Das ist wieder eins von jenen Insekten, welche an dem gesunden Körper unseres Volkes fressen.« »Ich und meine Partei«, sagte Hildesheimer erregt, »sind gewiß nicht für Ausnahmegesetze —«. Der Militärarzt Doktor Bretzhold hatte seinen viereckigen Oberkörper, der durch die eng um die Waden anliegenden Lederstulpen noch mächtiger wurde, zu der Ansammlung hinübergeschoben. Er hatte eine grimmige Gesichtsbildung aus viel Knochen und Fleisch, in dem sich kleine, nasse Augen ohne Lider schwarz und fast lustig vor Lebhaftigkeit bewegten, er meinte nur: »Lümmel. Schutzmann holen«.

Der Jüngling mit der gelben Brille schien nicht zu bemerken, wie drohend die Stimmung um ihn wurde. Seine unteren Gesichtszüge waren, soweit man dies bei der Verdeckung der Augen beurteilen konnte, mit Traurigkeit beschäftigt.

Als der Schutzmann Lerche kam, drängte sich alles um ihn. »Die ganze Zeit«, rief man, »steht er auf demselben Fleck und glupscht uns durch seine grünen Augen an. Wir sind doch keine Schuljungen!«

»Schutzmann,« sprach ihn der Abgeordnete Hildesheimer an, »Sie haben uns aufzuklären, was die Absichten dieses Menschen sind.«

»Zuerst hat er etwas weiter unten gestanden. Wir können bezeugen, daß er erst weiter unten gestanden hat,« schrien andere.

»Ich verlange, daß der Mann eingesperrt wird,« sagte der Militärarzt fest. »Meine Damen und Herren« — der Schutzmann Lerche wandte den Kopf hin und her. »Sie wissen alle, wie gern wir Ihnen gefällig sind und einschreiten. Dazu in einem Fall wie diesem. Aber

wir haben noch nichts Sichtbares. Das Sichtbare ist die Hauptsache. Ohne das können wir nicht einschreiten. Doch ich gebe Ihnen den Rat, nach dem wir stets vorgehen: Aufpassen, bis der Verdächtige etwas Verdächtiges tut! Dann schicken Sie wieder zu mir und ich schreite ein.«

Lerche entfernte sich schnell. Hildesheimer brüllte ihm nach.

»Ich ersuche Sie um eine Rückäußerung, warum wir, die Bürger, unsere Steuern bezahlen!«

Es war dies die berühmte Sentenz des Abgeordneten, die er auf der Höhe einer jeden Rede, wenn der Sieg ein vollkommener sein sollte, in seine Zuhörerschaft schleuderte. Dieser Satz hatte seine ganze beispiellose politische Laufbahn begründet. Sofort wuchs die Erbitterung im Publikum bedeutend. Durch das Erscheinen des Polizisten waren die Menschen scharenweise von allen Seiten herbeigelaufen. Eine große empörte Ansammlung stand nun in geschlossenem Wall um den Herrn mit der gelben Brille. Der wurde etwas unruhig.

Einige stießen heraus: »Wir sollen nur immer zahlen, verlangen wir aber einmal, daß der Staat seine Pflicht tut . . .« »Wir haben das Recht auf Schutz vor derartigen Anblicken.« »Wenn der Staat die vitale Forderung des Volksganzen«, rief der Student, »überhört . . .«

»Dann hat der Bürger«, schrie Hildesheimer, »das Recht, sich selbst zu schützen! Ich verweise Sie auf Goethe, der in seinen Wanderjahren . . .« Man rief: »Sehen Sie sich doch diesen Menschen an. Er bezweckt nichts als Herausforderung. Man wäre ja geradezu verrückt, sich das gefallen zu lassen.« Die Menge rollte sich vor Zorn zusammen und wieder auf. Mühsam verhalten beredete man, was zu beginnen sei. »Herr Abgeordneter,« der große Militärarzt reichte Hildesheimer über mehrere Köpfe hinüber die Hand, »ich gehöre politisch nicht zu den Ihren, aber in dieser Angelegenheit, denke ich, marschieren wir zusammen.«

»Wir werden, wir werden —« rief Hildesheimer leise, doch fast jauchzend und stürmte immer auf demselben Fleck umher.

Dichter drang der Menschenwall auf den angelehnten Jüngling ein. Böse Worte fielen. Die unteren Gesichtszüge des sonderbaren Mannes schienen wohl angespannt, waren aber unbewegt.

Daß die gelben Gläser offenbar ganz ruhig in das Gewühl blickten, reizte zur Wut.

»Verdammte melancholische Fratze,« sagte der Student.

»Man muß ihm seine Brille zerklopfen.« »Haut ihm die Brille herunter.« Die Menschenmassen stießen nach vorn. Die Vordersten konnten sich nicht mehr halten.

»Drauf und dran!« sprach der Militärarzt und tat den nötigen Schritt dicht vor den Herrn.

Der Jüngling mit der Brille hob unsicher und wie lauschend das Gesicht höher. Deutlich zeigten sich die zarten Faltenlinien, die sich von der Nase abwärts nach dem sanft geschwungenen Munde bogen. Wie ein fremdländisches Gewächs hafteten unter der Stirn an den schwarzen Hornstengeln die gelbgrünen Gläser, die durch das Wühlen der Menschenfüße auf dem Erdboden mit Staub überzogen waren.

Der Doktor hob seine Faust und schlug den mächtigen Knochen dem Herrn auf das eine gelbe Auge. Es gab ein sonderbar knirschendes Geräusch, wie wenn man auf ein unter Glas verwahrtes Lebewesen tritt — oder vielleicht auf eine Auster. Mischung aus Geräuschen von entzweigehenden totem und lebendigem Material.

In demselben Augenblick brachen die Menschenhaufen entfesselt auf den Herrn ein. Jeder suchte zuerst nach den gelben Brillengläsern zu schlagen, in dem zerschlagenen Auge stak noch ein Scherben. Der Student zog seinen harten Rohrstock unaufhörlich dem Herrn über den Kopf. Mit Fäusten, Stiefeln, Stockkrücken, Handtaschen, Paketen warf man sich über ihn.

Ein Bezirksvorsteher, Vorsitzender im Waisenrat, befahl seine Bulldogge dem Herrn an die Beine. Ein Professor, der gerade von seiner »Rede in schwerer Zeit« kam, stach mit dem Schirm seiner Gattin auf ihn ein. Der breitbäckige Junge des Militärarztes säbelte mit seinem Kindersäbel, den ihm sein Vater gleich bei Beginn des Krieges geschenkt hatte, auf alle ihm erreichbaren Teile. Ein großer dunkler Strudel wälzte sich auf und um einen blutenden Körper, der immer undeutlicher wurde. Hildesheimer und die Provinzler hatten sich die Jacken ausgezogen und arbeiteten in Hemdsärmeln.

»Wie anno 48,« keuchte der Abgeordnete selig. Damen, die nur ein wenig von hinten schoben, riefen: »Dieses Temperament! dieses

Temperament!« Alle traten, stampften, schlugen, rissen nach der Gegend, wo man den Herrn mit der aufsässigen Brille vermutete. Er wurde zerknäult, zerquetscht, zerrührt, zerstreut. In wenigen Minuten war nichts mehr von ihm zu sehen.

Die starken Männer standen hochatmend still. Es war ihnen frisch zumute. So gekräftigt fühlten sie sich. Wie nach dem Kegeln.

Doch daß man nun gleich auseinander ging — dazu war die Begeisterung zu groß. Hatten sich doch viele in der aufregenden Stunde angefreundet und fühlten das Bedürfnis, sich näher kennen zu lernen. So begab man sich in einen nahen Bierpalast. Dort erging man sich unter dem Vorsitz des bekannten Abgeordneten Hildesheimer noch lange in Erinnerungen wie: »Haben Sie gesehen, wie ich ihm den Hals herunterbog und den Kopf auf den Sand schlug?« »Wir hatten doch sofort das gleiche Empfinden diesem Individuum gegenüber.« »Ich versichere Sie, wo ich hingegriffen habe ...« Schließlich mochte man nicht scheiden, ohne durch ein festes Band zusammen gehalten zu werden. Auf Vorschlag des Militärarztes wollte man jeden Monat einmal am heutigen Tage zusammenkommen und gab der ganz formlosen Gründung — »um Gotteswillen keine Vereinsmeierei« — die schlichte Bezeichnung »Geselligkeit 6. IX. 14«.

Als der Schutzmann Lerche, etwas unruhig, wie die Sache ausgelaufen sei, an den Linden vorbeiging, fand er keine Spuren des Vorfalls mehr. Da es ein Uhr geworden war, standen alle Leute mit dem Lesen der Mittagszeitung beschäftigt, die eine fesselnde Plauderei über die würdige Anlage von Massengräbern brachte.

»Also alles in Ordnung,« dachte der Schutzmann und sprang auf einen der Autoomnibusse, die seit einiger Zeit rings um das Verdeck die Aufschrift trugen: »Wer unsere Brüder, die für uns ihr Blut hingeben, wahrhaft lieb hat, sendet ihnen Emmerichs Kraftkakao«.

GLOSSEN

Zur jüngsten Dichtung

Diese Betrachtungen, in den kurzen Pausen militärischen Dienstes entstanden, begnügen sich damit, das Gemeinsame, nicht das Trennende jüngster Dichtung zu entwickeln. Mangel an Ruhe, Raum und Redefreiheit zwangen zu formelhafterer, abstrakterer Behandlung als eine künftige, weiter umrissene Darstellung zeigen wird.

In Friedrich Schlegels süßem, wildem Buch »Lucinde« stürzt sich der Held Julius aus Verzweiflung am Geistigen in Sinnlichkeit. Die jüngsten Dichter schwangen sich aus Rausch und Verzweiflung an der Sinnlichkeit ins Geistige empor, breiteten sich dann verzweifelt und gestärkt aus dem Geistigen aufwachsend ins Ethische.

Einer früheren Generation bedeutete Abschilderung, Analyse und Erkenntnis der Wirklichkeit Aufgabe und Ziel der Kunst. Im beglückten Rausch, nach verlogenem Romantisieren und imitierendem Renaissanceln freundlicher Unterhalter, eine überall andringende, dennoch bislang mißachtete Wirklichkeit zum Objekt der Kunst erhoben zu haben, übersah man, daß Abschilderung der Erscheinung nicht Wesen des Wirklichen erfasse, daß Analyse der beobachteten Einzelheiten niemals der geformte Ausdruck für die Totalität des Seins werden kann, daß die Aufdekkung des Mechanismus im psychischen Geschehen und seiner Verschiebungen nicht zur dynamischen Bewegung der Seele anschwillt. Mit dem Augenblick, da Studium und Nachformung der Realität als Aufgabe der Kunst statuiert ward, begab sich freiwillig die Kunst zu ihr in jene Abhängigkeit und Bedingtheit, die das Ornament der Wirklichkeit, bestenfalls von Nuancen des Lichts und der Töne umschimmert oder von sozialer Tendenz durchbebt, für Hervorkehrung des Wesentlichen hält.

Nachdem Sinne und Nerven für die Einzelheiten neuer und alter Erscheinungen geschärft, gespitzt, nachdem Komplikationen der menschlichen Seelen und Strebungen entdeckt und erforscht waren, begann man, ahnend, daß nicht das Streben nach dem Detail, sondern zur Totalität Wesentlicheres der Kunst bedeute, die Totalität der üppig und wirbelnd in rasendem Tempo zu neuen Formen sich entwickelnden Umwelt in lange, stürzende Verse zu fassen. Triumphgefühl seelischer Expansion über die Gestaltungen der Natur und Verrichtungen der Menschheit, über technische Wunder, fremde Erdteile und die blühenden Weiten des Kosmos ward in Hymnen gejauchzt ‹die freilich oft nur aneinander gereihte Deklamationen von bisher in der Poesie noch wenig gebrauchten Vokabeln waren›. Als noch Verhaeren große Formen für das Weltgefühl dieser Kunst suchte, das Whitman schon, primitiver, aber vom Strom der Güte und Liebe durchrauscht, beglückender vorangesungen hatte, das Ernst Lissauer schließlich in seinen früheren Gedichten derb in starrem Rhythmus zusammenschraubte, bohrte sich Rilke mit so beseligter Inbrunst in die Bilder der Re-

alität, daß er sie durchdrang und ins Reich des Göttlichen einzog, während zugleich Stefan George, vorbildlich durch des Charakters und der Form Haltung, mit strenger Gebärde wegwies von der modernen atrappenhaften Wirklichkeit zum Vollkommenen.

Die jüngsten Menschen aber, nach 1900 sich entwickelnd, fanden sich wehrlos und ungeschützt hineingestellt in den schimmernden Zauber der abenteuerlichen Reisen, der freier sich bietenden Geschlechtlichkeit, der von geheimnisvollen Farben, Geräuschen und Gestalten schwirrenden und verwirrenden Straßen, Landschaften, Cafés und Vergnügungspaläste, der rätselhaften Fabriken, Maschinen und Bewegungsmöglichkeiten ... Sie stürzten sich, beherrscht vom rasenden Takt der mechanisch abrollenden Umwelt, mit wollüstigem Schrei in die »Welt neuer Wunder«, verschwendeten sich entzückt an die Erscheinungen, ließen Sinne und Nerven lodern und zucken ... und dichteten Rausch, Spannung und Kater. Bis allmählich in der Seligkeit des Seins leise anklingend, dann posaunenhaft dröhnend die Erkenntnis aufschwoll:... Wir sind! Und sind Menschen! Uns Menschen soll nicht die Welt, sondern die Menschheit das Wichtigste sein. »Die Welt fängt im Menschen an.« ⟨Werfel⟩ ... »Uns dient die Erde nur, uns selbst zu sehen« ⟨Wolfenstein⟩ ... Alle unsre Wege sollen nicht weg von uns, sondern zu uns hin führen. Nicht wollen wir einen Mikrokosmos in die Welt, sondern den Makrokosmus in unsern Mikrokosmos hineinprojizieren und umgebären. Von der Expansion hin zur Konzentration! Nicht Erschütterungen der Sinne, sondern Erschütterungen der Seele!

Mit aufkeimender Einsicht: Wirklichkeit und Kunst seien nicht ein Abhängiges Bedingtes, sondern ⟨um es schärfstens zu formulieren⟩ sie schlössen sich aus, beginnt die Epoche der jüngsten Kunst. Die Wirklichkeit, die starr und wild, mild und sanft uns umgibt, jene Wirklichkeit, die unsere Sinne lockt, ätzt, quält, entzückt, jene Wirklichkeit, von der wir nicht wissen, was eigentlich an sich sie ist, jenes uns ganz Fremde, das außer uns, ohne uns ist, Chaos, jenseits unseres geistigen Willens, in das mühsam wir Gesetze hineininterpretieren, — und jene Kunst, die ganz und gar aus uns selbst strömt, die ganz in der Idee, in der von uns gegebenen Form lebt, also ganz und immer Schöpfung und Werk unseres Gefühls, Geistes und Willens ist ... was eigentlich haben sie miteinander gemein? ... Was anderes, als daß wir der Kunst Ausdrucksmöglichkeiten, Requisiten wie eine Haut abnehmen von den Erscheinungen, welche die Wirklichkeit unseren Sinnen darbietet, — um das der Wirklichkeit Fremdeste: Geist, Fühlen, Wollen einander sichtbar zu machen.

Die Wirklichkeit vom Umriß ihrer Erscheinung zu befreien, uns selbst von ihr zu befreien, sie zu überwinden nicht mit ihren eigenen Mitteln, nicht indem wir ihr entfliehen, sondern, sie um so inbrünstiger umfassend, durch des Geistes Bohrkraft, Beweglichkeit, Klärungssehnsucht, durch des Gefühls Intensität und Explosivkraft sie besiegen und beherrschen, ... das ist der gemeinsamste Wille der jüngsten Dichtung.

Unter Wirklichkeit soll nicht etwa nur die Erscheinungswelt der Natur und der uns umgebenden, von uns selbst geschaffenen, körperlichen Kulissen der Städte und der Erzeugnisse formender Technik verstanden werden, sondern vor allem das Gewirr unserer sozialen, kulturellen, politischen, wirtschaftlichen Beziehungen und Einrichtungen.

Hebbel läßt im unentrinnbaren, starren Mechanismus kosmischen Geschehens ohnmächtig seine Gestalten im Verzweiflungskampf sich bewegen, wie sie Wagner im Netz der Motive einspinnt und verstrickt, sie dennoch aber, von der Musik belastet, durch die Musik zu erlösen versucht, — beide statt des Absoluten das Gesetz der Unentrinnbarkeit findend, beide am bedeutungsvollsten in ihrer Kunst — wie alle Künstler — dort, wo sie ihre Theorie durchbrechen. Ibsen versuchte, die Determiniertheit des vermeintlichen wirklichen Geschehens durch naturwissenschaftliche Analyse seelischer Beziehungen aufzudecken, zu spät ahnte er in seinem Epilog, daß die reine Erkenntnis jener verworrenen Beziehungen den Tod bedeute, das Losringen von ihnen aber das Erwachen. Und Strindberg als erster müht sich mit furchtbarer explosiver Anstrengung, den alpdrückenden Block dieser Wirklichkeit, die sich der Mensch, ein gutwilliger Atlas, auflud, von seiner Menschlichkeit abzuwälzen, fortzusprengen.

Wedekinds Verdienst bleibt es, gezeigt zu haben, daß, sobald das drohende Gesetz der determinierenden Wirklichkeit durch den wild emporstoßenden Trieb ursprünglicher Menschen, durch Raffiniertheit und Zufall, schnell und leicht aufgelöst, ausgelöscht ist, die Realität alsbald in grotesker und tragischer Verwirrung sich trudelt und die Moral, umgestürzt, wiewohl strampelnd, eine ‹scheinbar› tiefere Moral enthüllt.

In Heinrich Mann und Carl Sternheim erstanden zwei resolute, unverblüffbare Beherrscher, Hantierer und Vernichter jener Realität, die uns zugrunde richtet, statt von uns durch die Tugenden des Geistes und Herzens aufgehoben zu werden.

Die Wirklichkeit, deren Bewältigung Flaubert in der Qual stierhafter Arbeit erkämpfte, die ebenso enthusiastisch Zola, Wahrheit und Besserung erstrebend, in den Massen ihrer tausendfältigen Erscheinungen zusammenhäufte, während Balzac durch ganz und gar entschälte Menschlichkeit, Dostojewski durch die ungeheuer aus dem Krater der Geschehnisse aufsteigende Göttlichkeit sie vernichtete, diese Wirklichkeit wirft Heinrich Mann wie ein tausendfach zerknittertes und zerknülltes strahlendbuntes Blatt vor uns hin, spielend mit ihren Erscheinungen und Figuren wie die Herzogin von Assy, zeigend auch, daß, wer einmal von ihr verderbt und unterjocht, im Aufstand sich durch sie, gegen sie erhebt, in Verderbnis stürzt wie Professor Unrat und die Bürger der kleinen Stadt.

Sternheim läßt die sogenannte wirkliche Handlung fast ganz hinabsinken, willkürlich, zufallsgefördert führt er seine bürgerlichen Typen in kurzem Wort und knapper Tat zu gänzlicher, direkter Entschleierung, daß aufklafft jener schauerliche Abgrund zwischen dem wahren Wesen des Menschen und seiner von ihm selbst geschaffenen Wirklichkeit, mit der er sich üppig behängt und in der er sich ‹durch Sternheim bewegt und enthüllt› quält und lächerlich macht. Ohne realistische Nuancen spricht jeglicher vom Graf bis zum Strolch in der zugespitzten, kondensierten Grammatik Sternheims — und dennoch, gerade deshalb stehen diese Wichtigtuer, betrogenen Betrüger entzaubert haarscharf dann als arme mitleidswürdige Typen unseres Bürgertums hilflos da, in denen, durch Wirklichkeit des Tages verdorben und verdrängt, ach! Geist und tiefere Sittlichkeit schrumpfte.

Klar und bewußt formt Sternheim mit ruhigstem, sicherstem Können zu fast nüchternen Kunstgebilden jene Leidenschaft,

welche den jüngeren Dichtern gemeinsam ist: Entsetzen und Abscheu vor der geistigen und ethischen Atmosphäre eines Bürgertums, das, unterjocht und hingegeben einer Wirklichkeit, die es selbst gleichgültig und raffiniert schuf, durch »die Macht der Verhältnisse«, nicht durch Geist und Willen getrieben, gejagt, geknechtet wird. Statt die technischen Vervollkommnungen, den beweglicheren Strom der Finanzwirtschaft, die Erleichterungen menschlicher Mitteilbarkeit und körperlicher Fortbewegung zur Entlastung des äußeren Lebens, zur Beschleunigung des alltäglichen Ablaufs zu benutzen, um alsdann seiner höheren Bestimmung sich mit innigerer Leidenschaft hingeben zu können, um die drohende Wirklichkeit zu beherrschen, um an den Freuden der Natur, der Großstadt, der menschlichen Gemeinschaft mit verfeinerten Sinnen und Nerven sich zu erfreuen — statt dessen ließ der Mensch die selbstgeschaffene Wirklichkeit zur einzigen Dominante seines Lebens anschwellen, die, von außen herschallend, alle Stimmen seines Selbst überhallte, die Freuden- und Leidenseligkeit des Daseins niederbrüllte, Staatenbildung, das Leben der Menschen miteinander auseinanderblies. Denken und Tun, Staatspolitik und Familienleben läßt er von dieser imaginären Realität härter und demütigender beherrschen, als je von einer absolutesten Monarchie oder einer orthodoxesten Religion (von denen sich losgekämpft zu haben doch sein mannhaftester Stolz ist) — und als Spiegelbild der vermeintlichen Wirklichkeit schuf er sich ein voranleuchtendes Spiegelbild in der Presse, die aus einer Großmacht allmählich für ihn zur Allmacht wird.

Aus diesem Bürgertum aller Stände aufwachsend, irrt der junge Dichter in der neuen Wirklichkeit umher. Entzückt, verwirrt und begeistert erlebt er den prachtvollen Mechanismus der großen Staaten, großen Städte, großen technischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten . . . Durch Abenteuer der Leidenschaft und des Geistes will er ihn ergründen, sich, alle Möglichkeiten des Seins durchlebend, durch den Genuß der Realität erhöhen — und erkennt, daß er in die Macht der malmenden Turbine gezerrt wird, deren lenkende Beherrschung das Menschengeschlecht verlor, sobald es sich Probleme, Sorgen, Strebungen von den Erscheinungen der imaginären Wirklichkeit und ihren Beziehungen diktieren ließ.

Diesem Mischgefühl von Entzücken, Enttäuschung und Abscheu des Menschen in der neuen Wirklichkeit entströmte die jüngste Dichtung. Wenige Dichter nur flüchteten überhaupt aus der Realität hinweg, und das Motto »l'art pour l'art« blieb stets mehr ein Schlagwort Mißgünstiger als ein praktisches poetisches Rezept. Während Hofmannsthal die moderne Wirklichkeit verließ, um auf der Ebene einer anderen Umwelt tiefere Wirklichkeit um so offenbarer sich entfalten zu lassen, löste Walser sie in anmutiges Idyll voll zarter Genüsse, Altenberg zum Paradies weiser, zärtlicher, beseeligender Gefühle, überwölbte die Lasker-Schüler sie mit den Bildern biblischer Sinnlichkeit, türmte sie Theodor Däubler (wie stiller und inniger Oscar Loerke) aus Landschaft und wanderndem Durchleben zu zyklopischen Hymnen immanenter Metaphysik und Ethik, ließ sich Walter Calé melancholisch als reifer Jüngling aus ihr hinweggleiten, und Georg Trakl durchschwebte sie wie hyazinthenen Traum aus Trauer, Herbst-Farben und mildbeglückender Natur.

Andere, Werdende, leiden wilder und verzweifelnder an der Wirklichkeit, schrei-

ten aus Straßen und Cafés, aus Vorstädten und nächtlichen Ausschweifungen, schreiend und höhnend, sehnsüchtig betend, sich marternd, um sich schlagend, speiend mit Lärmen und Stöhnen den Passionsweg zum Geist.

Manchem scheint sie sexualer Wirbel, in dem, so bei Franz Jung, aus Düsternis tauchend, Mann und Frau gegeneinanderragen, sich zerpeinigend, zerstechend, ohne, wiewohl sie's ersehnen im Geist, einander helfen zu können, gut und mild zu sein. Es zieht Ehrenstein auf Erden umher, der ewige Schlemihl, zermürbt und trotzig, ... problemlos, lichtlos wie ein großes Leid lastet die Welt auf ihm, jedes Tun wird zum Schmerz, jedes Gefühl zur Qual ... selbst die phantastische Welt, in die zu fliehen er versucht, schwillt zu Alpdruck, und der Kosmos ist erfüllt von Peinigungen, die unbarmherzig auf ihn niederstrahlen. Alfred Lichtenstein löste sich die Welt der süßen Genüsse und tiefen Qualen zu tragischer Groteske. Während Paul Boldt einen zur Versöhnlichkeit neigenden Boxkampf mit der strotzenden Sinnlichkeit der Realität aufführt, steht Alfred Wolfenstein in der versteinerten Stadt und ruft, einsam, nach Freunden, zieht sich die Unzulänglichkeiten der gottlosen Jahre der Jugend, die festgewachsen sind wie seine Haut, von Leib und Seele, und ringt mit härtester Anstrengung aus der dumpfen Wirrnis der Wirklichkeit den Geist zur Klarheit und Gemeinschaft empor. Übertönt werden alle von den ungeheuerlichen Ausbrüchen der wüststrotzenden Begabung Bechers, den Verfall und Triumph der auf ihn schamlos eindringenden Umwelt zu den zerhackten, hinausgeschrienen, schwebenden, dröhnenden Versen eines fäkalischen Barock, zum anklagenden Taumeltanz auf dem verwüsteten Leib der Gegenwart aufreizt, bis er, aufgerafft, neuestens das junge Europa zum Kampf gegen das alte aufruft.

Der die Furchtbarkeit und brodelnde Sinnlichkeit der überall andringenden Realität als eine ungeheuer drohende Vision zuerst empfand, war Georg Heym, in dem aber die Kraft tobte, mit mächtiger Faust sie kurz und klein zu schlagen, zu verschlingen und dann auszuspeien, so daß sie wiederum zum furchtbar aufgezackten Monument düsterbunter Farben über Zusammensturz und Leichenfeld sich auftürmte. Nicht war ihm die Schwebeleichtigkeit Walter Hasenclevers gegeben, der durch lyrische Explosion über die Realität sich hinausschleudern läßt, in graziösem Schwunge hinfliegend, so daß ihm das genossene Objekt entschwindet und nur Gefühl bleibt, welches er liebt, so sehr liebt, daß er nicht die Geliebte, sondern die Liebe ‹in ihren Variationen› liebt, daß er, der Sohn, den Haß des hassenden Vaters haßt. Durch seine Dichtung spielt sich in unendlichen Melodien Leidenschaft und Verzweiflung des Jünglings, der das Abenteuer nicht dem Genuß, sondern der Vollendung des Geistes zuliebe krampfhaft sucht.

Wie Heym in stilleren Stunden des dröhnenden Daseins, bevor ihn der oft besungene Schrecken der Wirklichkeit in das Eis des Sees hinabschluckte, mit der mildernden Melodie Hölderlins das zerrüttende Düster zu klären begann, so suchte mancher der jüngeren Dichter, bewußt und stetig, Erlebnis- und Erscheinung in der Wiege der Strophen Klopstocks und Hölderlins ins Geistige zu heben, so Rudolf Alexander Schröder, Albrecht Schäffer, Paul Kraft, dunkler und schimmender Georg Trakl, verbissen selbst Ehrenstein und zu gewaltigster Musik anschwellend bisweilen Werfel. Einer, der sich einst durch die Straßen der steinernen Stadt wehen ließ,

mit sicherer und kritischer Hand fast spielerisch ihre Bilder und Bewegungen in Verse faßte, Ernst Blaß, sucht nunmehr, sich abkehrend von der Stadt-Welt, die einst ihn beglückte, in menschlicher Einsamkeit das Wesen tieferer Welt mit feierlichen Gesängen geschlossenster Form zu entschleiern. Auch Robustere verschiedenster Art und Kraft ⟨Zech, Lotz, Benn, Klemm, Leonhard⟩, bohren sich immer tiefer und wilder — einige mit mystischer Verzückung — in die Erscheinungen von Landschaft, Stadt und Körper ein, deren Tatsächlichkeit und Silhouette abzuzeichnen sie anfangs sich begnügt hatten.

Die Entwicklung der letzten Jahre, aus Qual und Schrei, aus Bewunderung und Hohn, Analyse und Verehrung hinzudringen zum Wesentlichen, zur Essenz nicht nur der Erscheinung, sondern des Seins, offenbart sich ⟨um auf ein klares und eindringliches Beispiel zu weisen⟩, in der Gestalt Ernst Stadlers, der — hatte er den frühen Tod des Schlachtfeldes geahnt? — schließlich aus den Erscheinungen der modernen Welt eine zarte, innige Frömmigkeit saugte und in edler Erkenntnis sich den angelischen Spruch: Mensch, werde wesentlich! voransetzt, jenen bekennenden Spruch, der nicht nur über seinem Werke stehen kann, sondern über einer Generation, der Karl Kraus den erweckenden Posaunenstoß erschallen ließ, der Werfel als begeistert Erwachter voranschreitet.

Was in der Lyrik unbewußter, schmerzhafter, aber um so brennender, explosiver sich entfaltet: der Kampf des geistigen Menschen in der Wirklichkeit ⟨was sich als Stammeln und Schreien bis zu endlich geklärterer Form in der Zeitschrift »Aktion« darstellt⟩ entwickelte sich ruhiger und sachlicher in der Prosakunst. Max Brod hat zum erstenmal das Problem geschärft und konsequent im Roman »Schloß Nornepygge« aufgewiesen, den geistigen Helden nacheinander allen Variationen der Realität gegenüberstellend, der vor ihr trotz seiner intellektuellen Überlegenheit dennoch ohnmächtig, tatlos, ratlos verharrt und vergeht. An eigener Menschlichkeit durchlebte Max Brod in mannigfachen Kunstgebilden mannigfachen Wertes diesen Kampf, bis auch er, wie Jüngere, erkennt, daß das Problem des geistigen Menschen in der Welt nur durch ethischen Gewaltstreich zu lösen ist. Einstein im »Bebuquin« schob den Konflikt bis dahin, wo das Geistige in den Nihilismus schwindet, jede Brücke zwischen Realität und Geist einstürzt, so daß dem ganz zum Intellekt Vereisten die Welt taumelnde Groteske, bestenfalls Mittel zum Denken wird.

Ebenso klar wie als stoffliches Problem läßt sich die Auflösung der Realität durch den Geist in der ⟨äußeren? nein innersten!⟩ Form der jüngsten Prosa erkennen. René Schickele in der Folge seiner Dichtungen zeigt die Wandlung deutlichst: die erst impressionistisch gefaßte Umwelt schwindet hier sichtlich in eine höhere, in der die Gesetze der Realität nicht gelten, das Sinnliche schwillt ins Phantastische, die bürgerliche Empfindung wächst zu überirdischer Intensität, die Handlung schwindet, und gewaltig steigt die Verknüpfung mit dem Absoluten, dem Typischen empor . . . bis in der bald zarter, bald beruhigter, bald beschwingter, bald erregter sich ausdrückenden Prosa Ferdinand Hardekopfs, Robert Musils, Philipp Kellers, H. E. Jacobs, Leonhard Franks, Franz Kafkas, Georg Heyms, Arnold Zweigs jene Realität, die der Realismus mühsam mit qualvoller Abschilderung der Umwelt, mit schriftlicher Nachahmung der dialektisch oder nach Ständen gefärbten Rede wiederzugeben

suchte, sich durch die Beherrschung und Umgebärung im Geist ganz zur Selbstverständlichkeit, zu schwebender Sicherheit zerlöste, löste, erlöste. Dem virtuosen Erzählertalent Kasimir Edschmids gelingt die Verwandlung mit kräftigerem Mittel: er schabt den Flitter der Wirklichkeit ab, daß die Späne fliegen und wehrlos sich das Wesen bewegt enthüllt. Während die Realität in den Novellen Wolfensteins, Benns fast sichtbar durch den Geist zerrieben, zersetzt, auseinander und ineinander zerschoben wird, ist sie in Leonhard Franks Erzählungen durch intensivste geistige Durchdringung so selbstverständlich, fast nüchtern, anscheinend mühelos zur Realität der Kunst umgeboren, daß diese eigentlich nicht realistische Kunst als naturalistisches Meisterwerk gepriesen werden konnte. In der Prosa dieser Erzähler wird das Dickkleberige, Chaotische der Realität durch den Filter des Geistes ausgeschieden, es entschält sich jene feinste dynamisch bewegte Substanz, die wiederum, um sinnlichen Ausdruck zu finden, des Substrats der sinnlichen Erscheinung bedarf, — also Farben, körperliche Formen, Töne der faktischen Erscheinung entnimmt. —

Die summierende Aufführung einzelner Dichter sollte die apodiktische These des Anfangs dieser Betrachtungen erläutern, nachdem versucht ist, die jüngste Dichtung als Totalität, als gemeinsamen Aufschwung des Geistes aus der umschließenden Realität nachzuweisen, darf sich die Erörterung wieder ins Allgemeine wenden. Es muß darauf verzichtet werden, zu zeigen, wie sich parallel der Dichtung die jüngste Malerei in ähnlich stammelnden, explosiven, grenzensprengenden und doch oft antikisch geschlossenen Formen und Experimenten entwickelte bis zur Auflösung der Erscheinung ins abstrakteste geometrische Gebilde, um zum Wesen, zum stärksten Ausdruck, zu innerster Bewegung zu dringen, und man horche auf, wie die dritte, absoluteste der Künste, die Musik, aus ihrem jenseits aller Realität schwebenden Reich in die ‹scheinbar nur durch das Wort zum Ausdruck gelangende› Dichtung einströmt. Nicht aber als das realitätsnachahmende Motiv und das Wirklichkeitsbeziehungen nachbildende Netz thematischer, schematischer Verknüpfung, sondern in ihrer absoluten Form als unendliche Melodie, als Wollust der tönenden Bewegung, die fühlende Erinnerung an paradiesische Zeiten erzeugt. ‹Was in Werfels Dichtungen am überwältigendsten in Erscheinung tritt.›

In den zerhackten, hymnischen, antikisch beherrschten, musikalischen, prophetischen, manifestatorischen jüngsten Dichtungen wird der Determinismus der Wirklichkeit überwunden nicht durch psychologischen Individualismus, sondern durch die Erhöhung des Individuums vermittelst des Ausbruchs allgemeinster Gefühle, Leidenschaften und Tugenden. ‹Die psychologische Analyse ist immer nur erste Anbohrung ins Wesen des Wesentlichen.› Die Umarmung, Zersetzung und Neuschöpfung der Realitätserscheinungen geschieht, um Wesen, Herz und Nerv der Dinge, um mit der Hülle zugleich den Kern zu fassen, der sich in quellender Emporreife offenbart, meist aber explosiv, unter krampfhafter Eruption, nicht selten unter Zersprengung der Form sich entschleudert. Die Entwicklung zu äußerster Differenzierung, die einigen Übergangskünstlern Selbstzweck war, wird Mittel einerseits zu inbrünstigerer Erfassung der Totalität, andererseits zur Verstärkung der Intensität des Ausdrucks, des Ausbruchs.

Drum blüht und strahlt aus der auf Totalität gerichteten Kunst das allgemeinste

Menschliche, das für uns das Göttliche bedeutet, eindringlicher und leuchtender hervor, als aus der von der Einzelheit ausgehenden, den Spezialfall konstruierenden Experimentalkunst der früheren Epoche. Es entkräftet sich also von selbst der von Gegnern der jüngsten Dichtung erhobene Einwand, sie sei »fremd unsrer Zeit«. Der Kampf der sogenannten realistischen Dichtung ist soziale psychologische Bemühung, der Wille der jüngsten Dichtung war zunächst ein geistiger Kampf gegen die imaginäre Wirklichkeit . . . Die Erkenntnis aber, daß ein gänzliches Auflösen ins Geistige Indifferentismus und Nihilismus erzeugt, führt diese Dichtung, nach der Eroberung der Welt durch Hirn und Abenteurer, durch die glühende Inbrunst des Gefühls, durch die Agilität des Geistes, auf vielen Wegen, aber, wie es scheint, in jedem Fall ins Reich des Ethischen. Es erwacht in ihr wieder, lang verachtet, der jähe Aufbruch des großen Gefühls, das Pathos, es ertönt der Schrei verschütteter Verzweiflung, der melancholische Klagegesang des Einsamen, vor allem aber das sehnsüchtige Erhoffen, die prophetische Verkündigung allgemeinster menschlicher Tugenden und Gefühle: Güte, Freude, Freundschaft, Menschlichkeit, Schuld und Verantwortung.

Philosophisch zugespitzt (und keineswegs neuartig) ließe sich sagen: Der im Kampf mit der Wirklichkeit zum Bewußtsein seiner selbst gelangte Geist setzt das Ethische als Notwendiges (weil Ursprüngliches, Allgemeinstes) zur Beherrschung der Realität und zur Bindung der durch den schaffenden Geist isolierten Menschheit.

Wenn du, Mensch, dich, gut zu sein, entscheidest,
Wirst den Weltenlauf du umgebären.

Max Brod.

Die jüngste Dichtung, die (wiederholend sei's ausgesprochen) nicht Erscheinung und Ornament, sondern Wesen, Herz und Nerv erstrebt, die gegen eine von außen oktroyierte Wirklichkeit ein intensiveres, edleres, es sei gewagt zu sagen, besseres Sein erkämpft, ist schließlich — und wird sich dessen immer bewußter — eine politische Dichtung — politische Dichtung höherer Art, denn sie müht sich nicht um Sturz und Sieg politischer Parteien und Personen, sondern um eine Politik der Menschheit und der Menschlichkeit, aus der allein nach dem gegenwärtigen Chaos wie in der Kunst so auch in der Staatengestaltung die notwendige Formung folgen kann.

Es begann eine Philosophie, die sich von der Kritik der Erkenntnis abwandte zur Kritik der Phänomene der Menschlichkeit. Aus geschmeidigen und anmutiggelehrten Betrachtern der Kunst entwickelten sich Polemiker eines enthusiastischen, impetuosen Stils. Manifeste und Programme gegen die Zeit für die Zeit versuchten, stumpfe und verhärtete Herzen zu entzünden. Es ist im Grunde derselbe Furor, dasselbe lodernde Pathos, das sich in der stürzenden Leidenschaft Karl Kraus' gegen die imaginäre Wirklichkeit und ihre Puppen offenbart wie im explosiven Gestammel und Aufschrei jüngster Versuche der Dichtung und bildenden Kunst, wie in der inbrünstigen Flucht mancher aus der faktischen Wirklichkeit zum absolutesten menschlichen Gut: der Musik, wie in den mit antikischer Beredsamkeit menschliches Verantwortlichkeitsgefühl predigenden Stimmen Georges und Borchardts.

Dieser Kampf, diese Sehnsucht, dies Pathos, von all dem hier gesprochen wurde, bricht — wie gleichzeitig in französischer und tschechischer Poesie — aus der Schar

der jüngsten Deutschen am gesammeltsten und glühendsten in der Dichtung Franz Werfels hervor, dessen Bedeutung nicht, wie viele rühmen, darin besteht, daß er die Totalität der Welt und des Seins mit freundlichem Wohlwollen sammelt und wiederum aus den Gebilden seiner Kunst ausstrahlen läßt, sondern: daß er das ethische Gewitter unserer Epoche ist, Dichter und Prophet zugleich (ein Prophet, der kein Dichter ist, bleibt ebenso stumm und starr, wie ein Dichter, der kein Prophet ist), der aufrüttelnder, aber süßer und verheißender die Fanfare tönen läßt als seine Mitkämpfer. In seiner Dichtung schließt Ost und West sich zusammen zu einem Dach, unter dem alle Menschheit hausen kann, und die große Linie von Laotse über die Antike, das Urchristentum, Neuplatonismus, Pascal und Dostojewski zu der höheren Gemeinschaft der deutschen klassisch-romantischen Epoche schwillt erneut als breiter, beglückender Strom in die zerreißende Mannigfaltigkeit unserer Zeit, Gefühle musikalisch daherrauschend, die nicht die Menschen trennen, sondern sie binden und einen.

Und hier wiederum weist die jüngste Kunst ins Politische, denn sie wirkt hin auf jene geistige und ethische Einung der Deutschen, die, von den klassischen und romantischen Dichtern noch als die einzig mögliche deutsche Einigung erachtet, erhofft und beinahe erreicht, nach der über Erwarten schnell geschehenen politischen Bindung Deutschlands wieder verloren ging. Diese Kunst der Aufrüttelung des Geistes durch den Geist und des aus ihm neugeborenen Ethos treibt uns abermals hin zu jener fast vergessenen höheren Gemeinschaft, die nicht nur die geistig-sittliche Einigung der Deutschen bedeutet, sondern — vielleicht — des erdbewohnenden Menschengeschlechts. *Kurt Pinthus.*

THE UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICAGO
3 8198 322 735 612